

Schrodler inv. C.Heilig lith.



MATAYAI – TAHITI

Kunstverlag in Carlsruhe

Die

Reise um die Welt.

Bibliothek

der vorzüglichsten

neueren Reisebeschreibungen.

Herausgegeben

von einem Vereine Gelehrter.

Mit 24 Stahlstichen und einer Karte.

Karlsruhe, Kunstverlag.

1861.

Druck von Malsch und Vogel in Karlsruhe.

Die

Reise um die Welt.

Inhalt.

Kapitel 9. Vancouver.

Kapitel 10. Reise des Grafen von Görtz in den Jahren 1844 — 1847.

Kapitel 11. Reise des amerikanischen Schiffskapitäns Pendleton in Oceanien.

Kapitel 12.

Kapitel 13.

Kapitel 14.

Verzeichniß der Stahlstiche.

Vorwort.

Die Weltumschiffung hat seit Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts ziemlich häufig stattgefunden, theils in Folge der zunehmenden Wichtigkeit der Inseln des stillen Meers, theils der öfter wiederholten Versuche, welche namentlich seit dem Frieden von 1814 gemacht wurden, die Westküsten Nordamerikas genau zu erforschen. Viele der Schiffe, welche um das Feuerland herumfuhren, kehrten auf dem Wege des Vorgebirgs der guten Hoffnung zurück, während wieder andere, welche die entgegengesetzte Richtung einschlugen, sich mit allen Meridianen der Erde bekannt machten, ehe sie dahin zurückkehrten, von wo sie ihre Reise angetreten hatten, war dies nun Toulon, Kronstadt, New-York, oder der englische Kanal.

Unter allen bisherigen Weltumschiffern, die ein solcher noch so kurzer Rückblick der Erinnerung der Leser vorführen wird, verdient keiner in dem Grade unser Mitgefühl als der Franzose La Perouse. Derselbe verband mit dem ihm eigenthümlichen Wohlwollen für die Menschen bedeutendes Wissen als Seemann, und einen glühenden Eifer, die wichtigen Zwecke, welche die Ausführung der unter seinen Befehl gestellten Unternehmung veranlaßten, zu erfüllen. Das Dunkel, in welches sein Schicksal so lange gehüllt war, rief in allen Theilen der civilisirten Welt das hohe Interesse hervor, dem wir die Aussendung anderer französischer Schiffe, namentlich derjenigen unter dem Befehl D'Entrecasteaux und Dumont d'Urvilles, verdanken.

Die Russen, die gegenwärtig einen ansehnlichen Theil der nordamerikanischen Küste und der östlichen von Asien besitzen, haben in der Zeit, welche unsere Schilderung in's Auge zu fassen hat, verschiedene Versuche gemacht, unsere Kenntnisse bezüglich dieser so wenig besuchten Seegebiete, Meerengen und Buchten, welche an den nördlichen Gränzen beider Continente liegen, zu erweitern. In diesem Lichte betrachtet sind die Reisen Krusensterns, Kotzebues und Lutkes als besonders werthvolle in ihren Ergebnissen anzusehen.

Der größere Theil der Weltumschiffer hat auf verschiedene Weise glänzendes Licht über die Länder des stillen Oceans, namentlich über Polynesien, Neu-Seeland, Australien, Oregon und Californien, verbreitet. Allein diese Länder haben von der Zeit an, wo sie eines nach dem andern bekannt wurden, stets als die interessantesten und schönsten der Welt gegolten; neuere Ereignisse, wie das Auffinden reicher Goldminen, sowohl in Californien als Australien, haben die Wichtigkeit dieser beiden Länder für die Welt außerordentlich erhöht. Die Reisen der von den nordamerikanischen Freistaaten ausgesandten Schiffe haben mächtig zur Erweiterung unserer Kenntnisse über Polynesien und Oregon beigetragen. Sowohl diese Reisen, als die noch wichtigeren von Roß, Crozier, Franklin, Mac-Clintock, haben uns mit den erhabenen Regionen des Eismeers bekannt gemacht, und uns damit den Einblick in eines der interessantesten Gebiete des Weltenkreises eröffnet.

Von allen bis unlängst gemachten Weltreisen führte jedoch keine in gerader oder so ziemlich gerader Linie um die Welt, namentlich sowohl über festes Land als über die Oceane, war keine theils Land-, theils Seereise. Der Engländer Simpson und Frau Pfeiffer, eine Deutsche, haben auch dies seitdem ergänzt; ihre Reisen bieten daher ungleich höheres Interesse, sowohl durch den Reiz der Neuheit, als durch die Erlebnisse, wovon dieselben begleitet waren. Beide fanden in gänzlich verschiedenen Zonen und auf gänzlich verschiedene Weise statt, so daß jede in ihrer Art eigenthümliches Interesse und zum Unterschied von allen übrigen bietet.

In den letzten 30 Jahren bestunden die Früchte der Erforschungen zur See mehr darin, daß sie uns mit bereits entdeckten Ländergebieten näher bekannt machten, als daß sie zur Entdeckung irgend einer weiteren

wichtigen Inselgruppe, eines noch unbekannten Binnenmeeres, oder auch nur zu einer genaueren Kenntniß der Ostküsten der zwei älteren Continente geführt hätten. Verhältnißmäßig geschah nur wenig, die weiten Gebiete, welche sich von der Natalbucht und Babelmandeb auf der einen Seite, dem Meerbusen von Siam und der Nordküste von Kamtschatka auf der andern erstrecken, geographisch und ethnographisch zu erforschen. Im stillen Meere ist zwar mehr geschehen, von der Straße Magellans an, längs der ganzen westamerikanischen Küste, bei den Marianen-, Philippinen-, Carolinen- und Polynesischen Inseln, so wie hinsichtlich der gegenwärtig so blühenden Colonien, die man unter der Benennung Australien inbegreift. Was Vancouver, Bougainville, Beechey, La Place, Roß und Mac-Clintock hierin leisteten, kommt gegen das Ergebniß älterer Reisen wenig in Betracht, aber nicht aus dem Grunde, weil die ersteren sich weniger intelligent oder ausdauernd erwiesen hätten, sondern weil das Feld größerer Entdeckungen bereits allzusehr ausgebeutet war.

Die österreichische Fregatte Novara ist das letzte Schiff, das eine wissenschaftliche Reise um die Welt machte. Die Abfahrt von Triest fand am 30. April 1857, die Rückkehr in diesen Hafen im August 1859 statt. Auf den Werften Venedigs vor etwa 10 Jahren erbaut, ist die „Novara" eines der schönsten Schiffe Oesterreichs. Dasselbe ist für 44 Kanonen gebohrt, führte aber deren während der Weltreise nur 32; man hatte auf diese Weise das Schiff erleichtert, um mehr Raum für alles das zu schaffen, worin der wissenschaftliche Zweck der Reise bestand. Derselbe sollte den jüngeren Offizieren der österreichischen Marine die Gelegenheit verschaffen, sich mit der Schifffahrt auf den verschiedenen Meeren bekannt zu machen, die österreichische Flagge da sehen zu lassen, wo sie noch nicht erschienen war, und den Naturforschern die Mittel zur Erwerbung ausgebreiteterer und mannigfaltigerer Kenntnisse zu geben.

Die Oberleitung war dem Linienschiffs-Kapitän Wullerstorf-Urtair, einem kenntnißvollen und tüchtigen Seemanne, anvertraut. Ebenso sollte derselbe die Studien der wissenschaftlichen Kommission, die astronomischen, meteorologischen, magnetischen und geodesischen Arbeiten der ihm untergebenen Seeoffiziere überwachen. Kapitän Baron von Pock, ein Stab von dreißig Offizieren, drei Aerzte und ein Schiffskaplan waren ihm beigegeben. Die ganze Bemannung bestand aus 310 Köpfen. In

der Gelehrten-Kommission befand sich ein Geologe, zwei Zoologen, ein Botaniker, ein Ethnograph, ein Zeichner u. s. w.

Während wir dies schreiben, sind mehrere preußische Regierungsschiffe auf einer Reise nach Asien begriffen, die leicht ebenfalls eine Reise um die Welt werden kann. Bekannt ist, daß neben dem handelspolitischen Zwecke dieser Reise auch wichtige wissenschaftliche damit verbunden werden.

Wir sprechen hiermit den lebhaft gefühlten Wunsch aus, es möchte die eine wie die andere in großem Maße erfüllt werden, und so das Ergebniß der Reise dem deutschen Vaterlande zur Ehre und zum Nutzen gereichen.

April 1860.

Kapitel 1.

Hall, Ruschenberger, Fitzroy.

Lord Amhersts Gesandtschaftsreise nach China. — Die Schiffe Alceste und Lyra unter dem Befehl der Kapitäne Maxwell und Hall. — Bemerkungen über China. — Besuch der Inseln, die unweit der Küste von Korea liegen. — Sitten der Eingeborenen. — Sprache. — Abneigung gegen jede Berührung mit den Fremden, die übrigens nicht unfreundlich aufgenommen sind. — Abfahrt der Schiffe nach den Liu-Tschiu-Inseln. — Freundschaftlicher Empfang von Seiten der Bewohner derselben. — Beschreibung der Inseln. — Besuch vom Fürsten des Landes. — Religion der Inseln. — Manufakturen. — Krankheiten. — Ruschenberger segelt in dem amerikanischen Schiffe „der Pfau" nach Maskat und Siam. — Ankunft desselben zu Zanzibar auf der Ostküste von Afrika. — Sein Bericht über das Land, dessen Handel und Einwohner. — Charakter des Sultans von Maskat. — Handelsvertrag. — Weiterfahrt des Schiffes nach Indien und Siam. — Prinz Mamfanoi. — Bangkok, die Hauptstadt von Siam. — Palast daselbst. — Beschäftigung des Prinzen. — Seine Intelligenz und Neugierde. — Die Amerikaner zu einer Audienz zugelassen. — Schilderung des kaiserlichen Hofes. — Handelssachen. — Abreise nach China. — Ankunft auf den Sandwichinseln. — Bemerkungen Ruschenbergers über die socialen Verhältnisse derselben. — Stete Abnahme der Eingeborenen. — Aussendung der Kapitäne King und Stokes zur Erforschung der Westküsten von Südamerika. — Einlaufen der von ihnen befehligten Schiffe in die magellanische Straße. — Tod des Kapitäns Stockes und Befehlsübernahme durch Kapitän Fitzroy. — Verlauf der Reise. — Verbringung von vier Eingeborenen nach England. — Ihre Vorstellung bei Hofe. — Das Schiff Beagle nochmals ausgesandt. — Die Eingeborenen kehren in ihre Heimath zurück. — Wohlthätige Wirkung der englischen Niederlassungen in Südamerika. — Ankunft zu Otaheiti, auf den Keelinginseln, Neuseeland und Australien. — Das Schiff Beagle kehrt nach England zurück. — Wissenschaftliche Bemerkungen.

Die britische Regierung sandte im Jahr 1816 einen Botschafter in der Person des Lord Amherst nach China. Die Ueberführung desselben fand auf der von dem Kapitän Murray Maxwell befehligten Fregatte Alceste statt. Begleitet war dieselbe von einem Ostindienfahrer, der als Transportschiff diente, und einer kleinen Brigg, Lyra, welche Kapitän Basil Hall befehligte. Da die Reise um das Vorgebirge der guten Hoff- Lord Amhersts Gesandtschaftsreise nach China.

nung und durch das indische Meer außer den von einer Reise durch den großen Ocean unzertrennlichen kleinen Ereignissen wenig bot, was erwähnenswerth wäre, so lassen wir die Mitglieder der Mission ohne Weiteres unweit der Mündung des Peiho in's gelbe Meer an's Land gehen. Als dieß geschehen war, bereiteten sich die Befehlshaber der beiden Kriegsschiffe, die nicht zu der nach Peking bestimmten Gesandtschaft gehörten, sofort zu einer Entdeckungsreise nach Osten und Norden vor.

Inseln unweit der Küste von Korea.

Am ersten Tage des Septembers sah man gen Osten die Küste von Korea. Dieselbe schien aus hohen Inseln zu bestehen, die dem Anschein nach nur wenig von den vor Kurzem verlassenen chinesischen Küsten abwichen. Die Eingeborenen sammelten sich schnell um die Mannschaft eines Bootes, welche an's Land gegangen war, und nahmen sich keineswegs zu ihrem Vortheil aus, da sie dunkelkupferfarbig waren und ein abstoßendes wildes Aeußere hatten. Einige von ihnen, die Vornehme zu sein schienen, trugen einen Hut, dessen Rand wenigstens drei Fuß im Durchmesser hatte. In der Mitte wie ein abgehauener Zuckerhut geformt, war er so enge, daß kaum der Scheitel des Hauptes darin Platz fand. Ihr Anzug bestand aus weiten weißen, aus grobem Tuche gearbeiteten Hosen; ihre Füße waren mit Strohsandalen bekleidet.

Abneigung der Einwohner gegen den Verkehr mit Fremden.

Offenbar bestand ihr sehnlichster Wunsch darin, so schnell wie möglich ihre Gäste los zu werden; wenigstens drückten sie denselben auf verständliche Weise aus. Zu diesem Zwecke hielt einer von ihnen ein Stück Papier wie ein Segel in die Höhe, und blies es in der Richtung, in der der Wind wehte, auf, indem er auf die Schiffe deutete. Er wollte damit anzeigen, der Wind sei zum Abfahren günstig. Man sah Geflügel und Hornvieh, aber die Eigenthümer desselben waren nicht zu bewegen, davon um Geld oder Tausch gegen sonst Etwas, was die Engländer mit sich führten, zu verkaufen. Dollare wollten sie nicht einmal als Geschenk annehmen; nur ein Weinglas schien, als ein neuer und in ihren Augen Metalle an Schönheit übertreffender Gegenstand, Werth in ihren Augen zu haben. Einer von ihnen, der ein Schenkglas erhalten hatte, kehrte indeß bald zurück und bestand darauf, es zurückzugeben. Alle diese Eingeborenen trugen in ihren Mienen ein stolzes Gefühl mit großem Ernste und mit einer gewissen Gleichgültigkeit zur Schau, was auf einen vollständigen Mangel an Neugierde, aber zugleich auch auf ein gewisses Ueberlegenheitsgefühl den Fremden gegenüber schließen ließ. Die so entdeckte Inselgruppe erhielt den Namen

des James Hall, ist aber heute noch fast so unbekannt als damals, wo sie von der Lyra und Alceste besucht wurde.

Man bekam bald noch andere Inseln zu Gesicht, scheint jedoch denselben von Seite der Engländer mehr unter dem geologischen Gesichtspunkte, denn als Wohnsitz menschlicher Wesen Aufmerksamkeit gewidmet zu haben. In einem dieser Fälle zeigten die Eingeborenen nicht dieselbe Abneigung gegen den Verkehr mit den Fremdlingen, welche die der benachbarten Inselgruppen an den Tag gelegt hatten. Als die Kapitäne dem Ufer nahe kamen, bemerkten dieselben eine lebhafte Bewegung unter dem an demselben versammelten Volke und in den vor Anker liegenden Booten. Die Eingeborenen sprangen in letztere und ruderten in größter Eile den Fremden entgegen, indem sie große und kleine Fahnen wehen ließen. Namentlich ein Kahn zeichnete sich durch einen großen darüber gespannten Sonnenschirm aus. Da die Engländer ihn für ein Zeichen hohen Rangs hielten, so näherten sie sich dem Fahrzeuge, in der Absicht, dem darin sitzenden Häuptlinge ihre Achtung zu bezeigen. Näher an dasselbe herangekommen, sah man unter dem Sonnenschirme einen Mann von ehrwürdigem Aeußern sitzen; ein weißer Bart fiel auf seine Brust bis über die Mitte des Körpers herab, ein blauseidenes außerordentlich weites Gewand oder Mantel umhüllte seine Glieder. An einem schmalen Gürtel hing ein Schwert; in seiner Hand hielt er einen dünnen, etwa 1 ½ Fuß langen, mit Silber ausgelegten schwarzen Stab, von dessen einem Ende ein Lederriemen, von dessen anderm ein Stück schwarzen Flors herabhing.

Andere Inseln auf der Küste von Korea.

Ein bejahrter Häuptling.

Während die englischen Offiziere eine Anrede versuchten, begannen die Boote der Eingeborenen einen Kreis um dieselben zu bilden, was sie auf den Gedanken brachte, es könne Uebles beabsichtigt werden. Sie griffen daher zu ihren Waffen und ließen eine Strecke zurückrudern. Als dieß der alte Mann bemerkte, schaute derselbe mit der unschuldigsten Miene der Welt um sich, was wohl diese Bewegung bedeuten möge. Als man ihm dieß durch Zeichen zu verstehen gab, befahl er sogleich, daß sich die kleine Flotte der Seinigen auf die andere Seite begebe. Dann drückte er den Wunsch aus, sich an Bord der Lyra, die dem Ufer näher lag als die Fregatte, zu verfügen. Als nun das Boot, das ihn trug, zehn Ellen von der Brigg entfernt war, ließen seine Leute den Anker fallen und warfen den englischen Seeleuten ein Seil zu, an dem sie auf ächt seemännische Weise an Bord stiegen. Dem Häuptlinge folgte ein großer Theil seines

Der Häuptling kommt an Bord.

Gefolges; einige desselben kletterten am Takelwerk empor, andere versammelten sich am Schiffsspiegel; eine ganze Reihe derselben stellte sich längs der Hängematten von einem Ende des Schiffes bis zum andern auf.

Da der Abend schön war, so hielt man es für zweckmäßig, den ehrwürdigen Alten auf dem Verdeck zu bewirthen, man brachte daher Stühle herbei. Er gab jedoch durch Zeichen zu verstehen, daß er auf keinem solchen sitzen könne; eben so wenig wollte er sich auf der Matte niederlassen, die einer seiner Diener mittlerweile herbeigebracht hatte. Er war verlegen und mißstimmt, weil ihm, wie man später annahm, die öffentliche Verhandlung mißfiel, obgleich keiner der beiden Theile ein einziges Wort des andern verstand. Nachdem er endlich sich nach der Sitte seines Landes auf der Matte niedergelassen hatte, hielt er mit großem Ernste und Sammlung eine Anrede, ohne jedoch, wie es schien, zu ahnen, daß das Meiste davon denen, an welche sie gerichtet wurde, unverständlich war. Als er dieselbe geendet hatte, wartete er auf die Antwort, die mit gleichem Ernste und gleicher Wirkung in englischer Sprache erfolgte. Erst jetzt entdeckte er, nicht ohne deutlich Aerger und Ungeduld merken zu lassen, daß sein ganzer Vortrag gänzlich zwecklos gewesen sei. Einem herbeigerufenen Schreiber diktirte er nun einen Brief, in der Hoffnung, daß wenigstens dessen Inhalt den Fremden verständlich sei. Der Schreiber setzte sich mit aller Demuth zu seinen Füßen nieder, rieb seinen Tuschkasten auf einem Steine, zog eine Feder hervor und begann ein langes Stück Papier auf seinen Knieen aufzurollen, um solches zu beschreiben. Nachdem dieß theils unter dem Diktat des Häuptlings, theils nach den eigenen Ideen des Schreibers und unter gelegentlichen Zuflüsterungen der umstehenden Beamten geschehen war, ward der geschriebene Theil von der Rolle getrennt und von dem bejahrten Häuptlinge in der vollen Zuversicht überreicht, daß jetzt nichts mehr zum Verständniß fehle. Seine Enttäuschung war nicht klein, als er wahrnehmen mußte, daß dem nicht so sei.

Vergebliche Anstrengung, sich gegenseitig zu verstehen.

Die Sprachen Ostasiens.

Seine Hoffnung, daß man sich auf schriftlichem Wege verständlich machen könne, erscheint jedoch nicht so ungerechtfertigt, wenn man bedenkt, daß, obgleich in den östlichen Theilen Asiens viele Sprachen gesprochen werden, die Zeichen, durch welche man Gedanken und Empfindungen ausdrückt, nur wenig von einander abweichen. So wird ein Eingeborener Chinas dem Bewohner von Korea oder Japan durch seine Sprache unverständlich sein; wie sie aber sich schriftlich einander mittheilen, wird einer den andern verstehen. Dieß verhält sich wie folgt. In Europa drückt man

sich durch Wortlaute aus, die je nach dem Lande wechseln; Frankreich spricht eine andere Sprache als England oder Deutschland u. s. f. Diese Bezeichnungen werden vermittelst des Alphabetes, das nichts als Lautzeichen enthält, auf's Papier getragen und stellen daher etwas dar, das gedruckt oder geschrieben jedem unverständlich ist, der der Sprache unkundig, in der es zufällig ausgedrückt wird. Die Chinesen und deren Nachbarn haben dagegen kein Alphabet, keine bloßen Lautzeichen, und da ihre Ideen ohne alle Beziehung auf eine Lautsprache zu Papier gebracht werden, so kann man ihre Schriftzeichen nur als Gedanken- oder Verstandeszeichen ansehen. Da nun alle in diesen Gegenden gebräuchlichen Schriftzeichen für jedes einzelne dieser verschiedenen Völker denselben Begriff vorstellen, so ist es klar, daß sie dieselben unter sich verstehen, wenn ihnen auch ihre Lautsprache vollständig unverständlich ist.

Die Hieroglyphen der Chinesen.

Als Beleg für diese symbolische Sprache weist Kapitän Hall auf die in ganz Europa geltenden römischen Zahlen hin. In den Zahlen I, 2, 3, ist nichts enthalten, was den für jede einzelne derselben geltenden Laut dem Auge darstellt, und doch sind sie, unabhängig davon, wie dieselben in jeder einzelnen Sprache ausgedrückt werden, allen Nationen welche zwischen dem Ural und dem atlantischen Meere, zwischen dem baltischen und mittelländischen wohnen, vollständig als bloße Zeichen verständlich. Alle asiatischen Nationen, die chinesische Schriftzeichen anwenden, gelten auch als im Schreiben geübt; da es nun wahrscheinlich ist, daß nur die auf der untersten Stufe der gesellschaftlichen Leiter Stehenden darin unerfahren sind, so läßt sich das Erstaunen des koreanischen Häuptlings, als er die Engländer dieser Schriftzeichen unkundig fand, einigermaßen erklären. Ein ähnlicher Fall war ihm wahrscheinlich noch niemals vorgekommen, und die Wirkung, die derselbe hervorbrachte mußte zugleich belehrend und anziehend sein. Zuerst schien er an der Möglichkeit zu zweifeln, daß sie so ungebildet sein könnten, ließ sogar einigen Unwillen darüber blicken, als könne eine Täuschung beabsichtigt werden. Allein dieser Eindruck ward bald verwischt, denn da er leicht erkennen mußte, daß die Engländer sich nicht blos unwissend stellten, so war sein Erstaunen nicht klein und er sah die Fremdlinge mit einer Miene des Befremdens an, die keineswegs schmeichelhaft für dieselben sein mußte *).

*) Der Häuptling machte, als man ihn dem Kapitän Maxwell auf der Fregatte Alceste vorstellte, einen zweiten Versuch. Als dieser Offizier das Billet aus den Händen

Diese den Chinesen eigenthümliche Abneigung gegen allen Verkehr mit Fremden scheint sich auch auf die Koreaner zu erstrecken, denn der alte Häuptling schien keineswegs die Landung der englischen Oberoffiziere zugeben zu wollen, so zufrieden er sich auch mit seinem Aufenthalt auf den fremden Schiffen zeigte. Er widersetzte sich jedem Vorschlage, der ihm zu diesem Zwecke gemacht wurde; als nun die gewöhnlichen Zeichen von Unwillen, die er blicken ließ, nicht zu fruchten schienen, neigte er sein Haupt und deutete auf seinen Hals, wie einer, dessen Leben durch Nachgeben verwirkt werde. Da sich die Engländer nicht vorstellen konnten, daß ihr Anlanden solche Folgen haben könne, so gieng ein kleiner Theil derselben, der ihn auf der Rückkehr begleitete, ans Land und gab zu verstehen, daß ein Abstecher ins Innere gemacht werden solle. Der ehrwürdige Greis begann nun laut zu weinen; in der Richtung nach dem nächsten Dorfe zu gieng er weg, indem er sein Haupt auf die Schulter eines seiner Leute lehnte. Im Weggehen seufzte er nicht nur laut, sondern stieß sogar in Zwischenräumen die lautesten Klagetöne aus.

Landen einer kleinen Abtheilung Engländer.

Um ihn zu beruhigen, setzten sich die Engländer am Ufer nieder, indem sie ihm durch Zeichen zu verstehen gaben, er möge umkehren. Er leistete nicht nur Folge, sondern hörte auch ganz geduldig zu, als sie ihm das Unverständige und Unverantwortliche seines Benehmens, namentlich ihrer jetzigen Lage gegenüber, vorstellten. Als Antwort auf diese Zeichen, die ihm allerdings deutlich genug zu sein schienen, hielt er eine lange Rede, in deren Verlauf er das Zeichen des Köpfens öfter wiederholte. Man bemerkte, daß er stets nachdem er es gemacht hatte, seine Hand längere Zeit hindurch an seinem Halse hielt, und seine Hände in seinem eigenen Blute zu waschen schien, wahrscheinlich als Nachahmung der Ceremonien, die bei Hinrichtungen, die in jenen Theilen der Welt geschehen, vorzukommen pflegen. Was er indeß auch immer damit andeuten wollte, so viel erscheint als sehr wahrscheinlich, daß längs der ganzen Küste hinsichtlich der Fremden gewisse allgemeine Vorschriften galten. Die Eile, mit der man den fremden Schiffen,

---

des Sekretärs empfing, rief er nach Papier und schrieb auf dasselbe in englischer Sprache: „Ich verstehe kein Wort davon!" Der Koreaner untersuchte die englischen Schriftzeichen mit großer Aufmerksamkeit und gab, indem er abwechselnd auf das Papier und Kapitän Maxwell forschende Blicke richtete, zu verstehen, daß ihm solche gänzlich unverständlich seien. Die von dem Häuptling diktirte Schrift ward später in Kanton übersetzt und enthielt folgende Fragen: „Aus welchem Lande kommt Ihr und welcher Nation gehört Ihr an? Was führt Euch hierher? Befinden sich auf Eurem Schiffe schriftkundige Leute, die uns verstehen?"

welche wahrscheinlich die ersten waren, welche jemals an diesen Küsten erschienen waren, entgegengieng, und die Hartnäckigkeit, mit der man sich sogar dem Landen einer so kleinen Abtheilung widersetzte, lassen von Seiten der Regierung einen ungewöhnlichen Grad von Wachsamkeit und Mißtrauen voraussetzen.

Die Engländer beschlossen jetzt, ihre Reise in südlicher Richtung fortzusetzen, allein ehe die Fregatte die Anker lichtete, erhielt ihr Befehlshaber einen neuen Besuch von dem bejahrten Häuptling, dessen äußere Erscheinung dießmal als ungleich weniger zuversichtlich geschildert wird. Seine Lebendigkeit und Neugierde hatten ihn gänzlich verlassen, seine leichten Umgangsmanieren einer kalten Höflichkeit Platz gemacht. Er weigerte sich, Geschenke anzunehmen, schien aber an dem unerwarteten höflichen Empfange, der ihm zu Theil ward, sich einigermaßen von der Unbehaglichkeit, welche ihn offenbar beherrschte, zu erholen. Beim Abschiede hatte er seine frühere heitere Stimmung sichtbar wieder gefunden. Als er einen Blick auf die in der Kajüte befindlichen Bücher warf, ward seine Aufmerksamkeit durch eine Bibel erregt, die man ihm sogleich zum Geschenke anbot. Er lehnte es zwar ab, allein auf so unsichere Weise, daß man versucht ward, sie ihm nochmals anzubieten. Man bot sie ihm daher als sein Boot gerade von der Fregatte abstieß, nochmals an, was die Annahme von seiner Seite mit allen Zeichen des Dankes zur Folge hatte. Eine peinliche Ungewißheit schwebt über seinem Schicksale, denn man kann sich des Gedankens nicht entschlagen, daß er dadurch, daß er mit Europäern verkehrte und deren Landung gestattete, sich einer schweren Verantwortlichkeit ausgesetzt habe.

Die Seefahrer verfolgten nun die Richtung längs der Küste von Korea stets weiter dem Süden zu auf einer Strecke von mehr als 100 Meilen und kamen an Inseln vorüber, die in Gruppen beisammen lagen. Dieselben wechseln von einer Länge von ¼ oder ½ Meile bis zu einer solchen von fünf oder sechs Meilen ab. Vom Mastkorb aus sah man noch andere Gruppen, die nach Osten und Westen zu, so weit nur immer das Auge reichte, eine hinter der andern lagen, und häufig konnte man mehr als hundert derselben zumal vom Verdeck aus unterscheiden, wovon viele schöne Baumpflanzungen enthielten oder in den Niederungen gut angebaut waren. Aus den Charten, die sich in den Händen der Steuerleute befanden, war jedoch nichts Sicheres darüber zu entnehmen. Die Seecharten enthielten nur einige wenige Inseln, während die ganze Küste

auf einer Strecke von fast 70 Meilen vollständig und bis auf die Entfernung von 15 bis 20 Meilen vom festen Lande mit Inseln besetzt ist. Ein zweiter Versuch, sich den Eingeborenen zu nähern, fiel eben so erfolglos aus als der erste, denn wenn dieselben auch nicht sofort den Engländern feindselig entgegentraten, so schien sich doch überall ein unbestimmtes Mißtrauen gegen die letztern oder eine gründliche Besorgniß vor Unheil, das durch dieselben drohe, geltend zu machen. Sie schienen blos von dem Wunsche beseelt zu sein, daß zwei so große Schiffe unverweilt diesen friedlichen Strand verlassen möchten. Dieselben lichteten daher am 10. September, müde der Schwierigkeiten, welche sie in ihrem Verkehr mit den Eingeborenen gefunden hatten, die Anker und nahmen ihre Richtung stets mehr nach Süden. Mit dem Untergang der Sonne hatten sie alle diese Inseln aus den Augen verloren und nur die von Quelpaert war noch gen Südosten sichtbar.

Die Liu-Tschiu-Inseln.

Nachdem sie zwei Tage hindurch die erwähnte Richtung verfolgt hatten, sahen sie sich an den Küsten der großen Liu-Tschiu-Inseln, gewöhnlich Liu-Tschiu geheißen. Als die Engländer eine Bucht suchten, in der sie vor Anker gehen könnten, deuteten die Eingeborenen auf den geeigneten Hafenplatz und winkten mit den Händen, man solle um die betreffende Stelle herumfahren. Mittlerweile hatten sich einige derselben der Lyra genähert; Einer von ihnen überbrachte einen Topf mit frischem Wasser, ein anderer ein Geschirr mit gesottenen Kartoffeln, ohne eine Vergütung dafür zu fordern oder dem Anschein nach nur zu wünschen. In der That waren sie in jeder Beziehung die freundlichsten Leute, mit denen die Engländer bisher in diesen Meeren zusammengetroffen waren. Ihre Manieren waren artig und Achtung bezeigend; sie entblösten ihre Häupter in Gegenwart der englischen Offiziere, verbeugten sich so oft man sie anredete, und lud man sie zum Trinken ein, so genossen sie nichts, bevor sie nicht vor jeder auf dem Verdeck befindlichen Person sich verbeugt hatten. Ein anderer Kahn näherte sich der Alceste; als man den auf dem Kahn Befindlichen ein Seil zuwarf, banden sie einen Fisch daran und entfernten sich wieder. Alles dieß, schreibt der englische Berichterstatter, war von guter Vorbedeutung, und namentlich nach dem kalten Empfange, den uns die Koreaner hatten zu Theil werden lassen, sehr angenehm.

Mißtrauen des Volkes.

Aber bald zeigte sich wieder derselbe üble Wille, der den Engländern während ihrer Fahrt auf dem gelben Meere auf so unangenehme Weise entgegengetreten war. Alle Klassen der Bevölkerung gaben nämlich den

festen Entschluß zu erkennen, die Fremdlinge am Landen zu verhindern. Ein Eingeborener von einigem Range stellte sich an Bord der Alceste ein und verlangte von dem Kapitän des Schiffes zu wissen, weßhalb er zu den Liu-Tschiu-Inseln komme, und in einen Hafen derselben einzulaufen wünsche. Der Dolmetscher ward in Folge dessen angewiesen, ihm bekannt zu geben, daß die Schiffe, die sich schon lange auf der Fahrt befänden und vielen Seestürmen ausgesetzt gewesen seien, in hohem Grade der Ausbesserung bedürften, die sich nirgends anders als in einem sichern Hafen bewirken lasse. Es bestand jetzt kein Zweifel mehr, mochten diese Inselbewohner unabhängig sein oder den Kaiser von Peking als ihren Souverän anerkennen, in dem einen wie andern Falle befolgten sie die ausschließliche Politik des letztern Staates und suchten allen Verkehr mit den Bewohnern entfernter Länder zu vermeiden. Von ihrem eigenen Herrscher oder Regenten sprachen sie stets auf sehr geheimnißvolle Weise, als sei es nicht erlaubt, seinen Namen zu nennen oder sich auf denselben zu berufen. Die Häuptlinge spielten auf ihn stets nur unter dem Titel des „großen Mannes" an, ohne dessen Gutheißung nichts geschehen dürfe. Kapitän Maxwell war sehr neugierig, wer dieser große Mann sein möge, allein sie wichen seinen Forschungen aus. Fragte er sie, wo dieser König residire, und gab er ihnen seine Absicht kund, demselben seine Aufwartung zu machen, so äußerten sie ihre entschiedene Abneigung gegen diesen Schritt, indem sie zugleich erklärten, dieß sei unmöglich, da seine Majestät tausend Meilen von daselbst entfernt wohne. Sie schienen dabei den Widerspruch nicht zu ahnen, in den sie verfielen, als sie gleich darauf sich anheischig machten, im Verlauf weniger Stunden die Antwort des Hofes wegen Lootsen für die Schiffe beizuschaffen. Vielleicht hatte jedoch der Dolmetscher Frage und Antwort nicht deutlich gemacht.

Die Regierung der Inseln.

Das Volk der Liu-Tschiu-Inseln ist den Koreanern weit voraus, sowohl was angenehme Manieren als die andern Kennzeichen der Civilisation betrifft. Seine Häuptlinge wußten sich den Ernst, der zur Behandlung einer wichtigen Staatsangelegenheit gehört, zu bewahren; sahen sie sich auch von neuen und auffallenden Gegenständen umgeben, so gaben sie doch nicht die kleinste Neugierde kund. Sobald als jedoch die Angelegenheit erledigt war, und sie Muse hatten, sich auf dem Verdeck zu ergehen, besahen sie alles mit der größten Aufmerksamkeit, namentlich Erdkugeln, Bücher und Spiegel. Ihre Manieren waren auffallend fein und anspruchslos. Sie sind sehr intelligent, sogar etwas neugierig, allein man

muß sie ermuthigen, ihrer Neugierde Genüge zu leisten, da sie offenbar die Besorgniß zurückhält, sie möchten als zudringlich angesehen werden. In Bezug auf Kleidung zeigen sie einen einfachen und guten Geschmack; dieselbe besteht in einem langen fliegenden Gewande mit sehr weiten Aermeln, das in der Mitte des Leibes von einem breiten reichen Gürtel aus Seide zusammengehalten wird, aus einer gelben cylindrischen Mütze und niedlichen Strohsandalen über kurzen baumwollenen Strümpfen.

Religion.

Die Religion der Inselbewohner scheint die des Gottes Fo zu sein. Bonzen sollen dieselbe vor tausend Jahren bei ihnen eingeführt haben. Von den Eingeborenen war nichts Genaues hierüber zu vernehmen; wie die Chinesen, scheinen sie alles, was auf dieses Gebiet gehört, den Priestern zu überlassen. Sie behaupteten, die Bedeutung ihrer Tempelgebräuche nicht zu kennen. Mit Ausnahme der Ceremonien, welche sie am Grabe eines englischen Seemannes verrichteten, sahen die Engländer keine, die auch nur von weitem auf religiöses Gefühl oder die Ahnung eines Jenseits schließen ließen. Allerdings fand man an verschiedenen Stellen eine Anzahl behauener Steine, Kawrus genannt, namentlich in den Hügelhainen. Der Kawru ist zwei Fuß lang und einen Fuß breit und am obern Theil etwas ausgehöhlt, damit man die Opfergabe in die Oeffnung legen kann. Auf den Seiten dieses Steines befindet sich eine Menge Schriftzeichen, die den Rang des Opfernden, den Gegenstand seines Flehens und den Tag, an dem er opferte, kund thun. Einer dieser Inschriften zufolge wollte Jemand nach China fahren, es war zur Zeit Kaiser Kienlongs, er flehte den göttlichen Schutz für seine Reise an. Eine andere, die aus dem ersten Jahr der Regierung Kia-Kings datirt, ist eine Anrufung an die Gottheit um Unterstützung in einer gelehrten Arbeit. Zwei kleine Papierstreifen, welche sich auf einer der Säulen des Tempels vorfanden, waren Anrufungen, die eine des guten Geistes, die andere des bösen.

Wir gehen jetzt zu der Erzählung Ruschenbergers über, der New-York im Monat April des Jahres 1835 als Arzt auf dem „Pfau", einem Kriegsschiffe der Nordamerikanischen Freistaaten, verließ.

Aussendung des Amerikaners Roberts nach Maskat u. Siam.

Der Zweck dieser Reise sollte darin bestehen, Handelsverträge mit dem Sultan von Maskat *) und dem Könige von Siam abzuschließen.

---

*) Maskat liegt auf der Ostküste von Afrika.

Ein gewisser Roberts, ein Handelsmann von New-Hampshire in den vereinigten Staaten, hatte zu Handelszwecken viele östlich vom Vorgebirge der guten Hoffnung gelegene Länder besucht, und manche Absatzwege für nordamerikanische Erzeugnisse daselbst entdeckt, deren Vortheile ihm zufolge jedoch nur dann eintreten konnten, wenn Handelsverträge, die mit den herrschenden Gewalten dieser Länder abzuschließen seien, gegen das im Orient herschende Willkühr- und Erpressungssystem sicher stellten. Auf den Bericht, den derselbe seiner Regierung hierüber erstattete, erhielt er die Mission, den Orient als Spezialagent zu besuchen, zunächst um sich näher über denselben zu unterrichten, dann aber, um Handelsverträge mit denjenigen asiatischen Souveränen abzuschließen, die sich hierzu geneigt finden lassen würden. So segelte er 1832 in der kleinen, eben erwähnten Fregatte dahin ab, und es gelang ihm, den König von Siam und den Sultan von Maskat zum Abschlusse solcher Verträge zu vermögen. Nachdem der Präsident und Senat der vereinigten Staaten dieselben gutgeheißen hatten, ward Roberts zum Gesandten ernannt, um die Genehmigungsurkunden dieser Verträge auszuwechseln; zu diesem Zwecke ward dasselbe Schiff nochmals dazu ausersehen, um ihn an die Ostküste von Afrika und auf das indische Festland zu verbringen.

Nachdem das Vorgebirge der guten Hoffnung passirt war, lief der „Pfau" in den Kanal von Mozambick ein; am Nordende von Madagaskar ward die Mannschaft des Schiffes der Kommoro-Inseln ansichtig, deren es vier sein sollen. Ruschenberger versichert, daß die größte derselben ungefähr 90 (englische) Meilen Umfang habe, und daß ihre Oberfläche sanft zwischen Hügel und Thal abwechsle. Dieselbe habe gegen 30000 Einwohner, die ursprünglich vom arabischen Festlande auf dieselben herübergekommen seien, arabisch sprächen und sich zum Islam bekennten. Diese Beschreibung ist jedoch nicht ganz genau, denn andere Seefahrer erzählen, die Insel Argazija, gewöhnlich Komoro geheißen, sei ein sehr hoher, aus der Entfernung von 40 Seemeilen sichtbarer Vulkan, der noch brenne. Die Bewohner der Insel seien allerdings treue Anhänger ihrer Religion und strenge Befolger der Gebräuche derselben, daher auch unduldsam gegen die Bekenner anderer Religionen, aus diesem Grunde auch wenig geneigt, Fremden, namentlich Christen entgegenzukommen, deren Thatkraft und Macht sie bei verschiedenen Anlässen kennen lernten. (Die Komoro-Inseln.)

Am 1. Speptember kam der „Pfau" auf der Ostseite von Zanzibar an, und warf nahe bei der Stadt den kommenden Morgen seine Anker (Die Insel Zanzibar.)

aus. Diese ungefähr 45 Meilen lange und 12 bis 15 Meilen breite Insel besitzt eine sanft ansteigende Oberfläche, die selten eine Höhe von mehr als 500 Fuß über dem Seeniveau erreicht. Ihren Boden bedeckt das üppigste Grün. Die Insel ist voll von Hainen, in denen die stattlichen Formen des afrikanischen Walds mit den Fruchtbäumen Indiens abwechseln. Ihr Seeufer ist in anmuthiger Weise mit der Kokusnußpalme eingefaßt, die fast aus der Brandung emporzusteigen scheint. Ruschenberger bemerkt sehr richtig: Nachdem man fünfzig Tage lang nichts als blauen Aether und blaue See gesehen hat, bietet ein solcher Anblick einen Reiz, den man selbst erleben muß, um ihn ganz würdigen zu können.

Die Korallen-inseln Ostafrikas.

Die ganze Ostküste von Afrika, vom Vorgebirge Delgado bis zum Aequator, ist von einer ganzen Kette Inseln oder vielmehr Korallenklippen eingefaßt, von denen viele nahe an dem Festlande liegen, von dem sie nach und nach einen Bestandtheil bilden werden, ein Prozeß, der in einer nicht fernen Zeit vor sich gehen wird, da sich bereits große Ablagerungen derselben Substanz viele Meilen in die Bucht erstrecken.

Die Stadt Zanzibar.

Zanzibar wird von verschiedenen Flüssen bewässert, deren größter, der Panidego, durch die von nicht weniger als 12000 Seelen bewohnte Stadt fließt. Als gegen Ende des 16. Jahrhunderts die Engländer zum ersten Mal auf ihrem Wege nach Ostindien diese Niederlassung besuchten, erfuhren sie von deren Bewohnern eine sehr ungastfreie Aufnahme. Später, wo ihre Züge nach Indien sie häufiger in diese Gewässer führten, hatten sie von der Eifersucht der Portugiesen und dem Mißtrauen der Eingeborenen Vieles auszustehen, liefen sogar häufig Lebensgefahr. Der Freibrief, den die englisch-ostindische Kompagnie besaß, war ein großes Hemmniß für die Entwicklung der geschäftlichen Beziehungen zwischen Großbritannien und Ostafrika; daher ist auch der englische Handel nach Maskat sehr späten Ursprungs und hängt mit dem Erlöschen des englisch-ostindischen Handelsmonopols zusammen. Der gegenwärtige Sultan von Maskat ließ sich eine Verbesserung der Insel sehr angelegen sein, und will sie wahrscheinlich zum Sitz seiner Regierung und der Hauptstadt aller seiner Besitzungen erheben. Sie liegt sehr günstig allen den afrikanischen Küstenstrichen gegenüber, über welche er Souveränitätsrechte in Anspruch nimmt, und von denen er den größeren Theil seiner Einkünfte bezieht. Die Einwohner derselben anerkennen auch willig seine Ansprüche, während dieselben in der Nähe der Stadt Maskat hie und da einem Widerspruche begegnen. Auch ist er weder durch Bestechungen noch durch irgend eine Entfaltung hervorragender



REGENT VON LIU-TSCHIU.

Carlsruhe, Kunstverlag.

Fähigkeiten im Stande gewesen, die arabischen Stämme Omans vergessen zu machen, daß er weiter nichts als ein Usurpator, und daß die Familie der ehemaligen Häuptlinge noch keineswegs erloschen ist.

Während der letzten 50 Jahre hat sich der Verkehr Zanzibars sehr erweitert, wie man annimmt, auf Kosten der portugiesischen Niederlassungen von Mozambik und des Zambesiflusses, wo die Behandlung, welche die Eingeborenen von den Portugiesen erfuhren, eben so unklug als grausam war. Der Anbau des Landes hielt mit der Ausdehnung des Handels gleichen Schritt. Im Bestreben, alle die natürlichen Vortheile, welche der Boden desselben bot, zu benützen, legte der Sultan ausgedehnte Zuckerpflanzungen an, indem er erfahrene Leute von der Mauritiusinsel in sein Gebiet übersiedelte, um die Pflanzungen zu überwachen und den Zucker aus dem Rohre zu gewinnen. Dieser Versuch gelang nur wenig, denn der Zucker Zanzibars war theurer als der westindische, dem das Produkt überdieß an Güte nicht gleichkam. Ungefähr um die gleiche Zeit ward auch die Pflanzung der Indigo- und der Kaffestaude, namentlich der erstern, mit großem Nachdrucke betrieben; gegenwärtig soll die Gewürznelke und Muskatnuß vorzugsweise ergiebig daselbst sein. Diese feinen Gewürze kommen jetzt in dem Grade daselbst fort, daß, Ruschenberger zufolge, fast Jedermann auf der Insel den Kokosnußbaum beseitigt, um Platz dafür zu gewinnen. Die Offiziere des „Pfau" ritten einige Meilen in's Land hinein, um eine dem Sultan gehörende Gewürznelkenpflanzung zu besichtigen. Die Beschreibung, die davon geliefert wird, ist folgende: Das Haus steht mitten in einem Hofe, der eine Fläche von 120 Quadratschuhen enthält; die nicht weniger als sieben Fuß hohen Mauern desselben bestehen aus Korallen, angebaut sind verschiedene kleinere Wohnungen für Sklaven. Neben dem Hause befand sich ein kleiner Garten, in dem man Rosen und Muskatnüsse neben einander blühen sah. So weit der Blick über ein schönes wellenförmiges Land reichte, sah man nichts als Gewürznelkenbäume von verschiedenem Alter und von einer Höhe von fünf bis zwanzig Fuß. Die Form des Baumes ist konisch, seine Zweige wachsen in rechten Winkeln von dem Stamme; einmal aus dem Boden, schießt er schnell in die Höhe. Die Pflanzung enthielt gegen 4000 solcher Bäume, von denen jeder durchschnittlich sechs Pfund Gewürznelken im Jahre liefert. Man pflückt sie sorgfältig und trocknet sie alsdann im Schatten. Sklaven in großer Zahl sieht man auf Leitern stehen, um die Frucht in Empfang zu nehmen, während wieder andere den Boden von abgestorbenen Blättern

Eine Gewürznelkenpflanzung.

säubern. Das Ganze gewährt das Bild schönster Ordnung und emsigster Betriebsamkeit. Allein selbst im Jahre 1838 war das Ergebniß noch zweifelhaft; man fand, daß die werthvollsten Spezereipflanzen sich nicht aus der Region, in der sie einheimisch sind, in eine andere übertragen lassen, und daß, wenn sie auch auf der westlichen Halbkugel ein gutes Wachsthum haben, ihr Aroma doch verloren geht.

Die Gesandtschaft fand den Sultan nicht zu Zanzibar; derselbe hatte diese Stadt schon vor ihrer Ankunft verlassen und sich nach seiner arabischen Residenz begeben. Auf der Insel war ein 16jähriger Prinz als Gouverneur zurückgeblieben. Die Amerikaner begaben sich daher nach Maskat und passirten zu diesem Behufe am 8. September die Linie des Aequators, während des schönsten Wetters. Gleichzeitig drohte jedoch dem Schiffe und seiner Mannschaft die größte Gefahr. Am 20. sah die See auffallend grün aus, obgleich das Senkblei bei 100 Faden Tiefe keinen Boden fand. Einer Schiffsberechnung zufolge, mußte man noch immer 60 Meilen von der arabischen Küste entfernt sein, was sich jedoch als Täuschung erwies. Abends flog ein Landvogel und später noch zwei andere auf's Verdeck, auch traf man Seeunkraut an. Noch immer ahnte man aber die Gefahr nicht, bis gegen 2 Uhr des Morgens ein furchtbarer Krach alles wach rief, da das Schiff auf einem Korallenfelsen festsaß.

Drohender Schiffbruch im Meerbusen von Mazeira.

Bei Tagesanbruch sah man etwa in der Entfernung von einer Meile gegen Osten eine niedrige Sandwüste als Theil der Insel Mazeira, zwischen welcher und dem Festlande das Schiff aufgefahren war. Man gab sich alle erdenkliche Mühe, dasselbe flott zu machen. Man ließ die Wasserfässer auslaufen, warf sogar einige der Kanonen in's Meer, und machte ein Floß zurecht, auf dem man einen Theil des Segelwerkes und den Proviant in Sicherheit brachte. Während dieß geschah, sah man einen großen Nachen das scheinbare Wrack rekognosciren. Die darin befindlichen Araber schwangen ihre Schwerter in drohender Weise über ihren Häuptern, und wiesen jede von ihnen verlangte Hülfeleistung zurück. Bald darauf näherten sich vier größere, mit Bewaffneten angefüllt. Nicht weit von der Fregatte giengen sie, ungeduldig des Augenblickes gewärtig, daß solche zerschellen würde, vor Anker; Musketenfeuer, sogar das Abschießen von Kanonen, schreckte sie nicht zurück.

Da mittlerweile alle Mühe, das Schiff flott zu machen, vergebens war, so beschloß man, ein Boot mit sechs Mann nach Maskat zu senden, wohin sich Roberts, den Vertrag in der Hand, begeben wollte, koste es,

was es wolle. Während des ersten Tages ward von einem Seeräuberschiffe Jagd auf sie gemacht, allein die einbrechende Nacht war ihnen günstig, und sie erreichten nach einer angstvollen Reise von achtzig Stunden ihren Bestimungsort. Das Schiff selbst war, nachdem es drei Tage lang auf den Felsen aufgesessen war, so erleichtert, daß es sich von dem Boden des Riffs erhob und aus dem Meerbusen von Mazeira heraus in hinlänglich tiefes Wasser gelangte. Sobald der Sultan von dem Unfalle erfuhr, sandte er ein Kriegsschiff mit Wasser und Proviant zur Unterstützung ab; der Gouverneur einer benachbarten Stadt erhielt den Befehl, an der Spitze von 300 Bewaffneten die Gestrandeten vor den Seeräubern zu schützen, und Eilboten giengen an die Häuptlinge der an der Küste wohnenden Beduinenstämme ab, daß er sie mit ihren Köpfen für Leben und Eigenthum der Fremden verantwortlich mache.

Sayid Said, der Beherrscher von Maskat, ist eine merkwürdige Persönlichkeit, die in der Geschichte dieses Landes eine wichtige Rolle spielt, da dieselbe mit dessen ersten Anfängen der Civilisation zusammenfällt. Seine Besitzungen dehnen sich mit theilweisen Unterbrechungen mehr als 3000 Meilen weit über die Küsten des persischen Meerbusens, Arabiens und Ostafrikas aus. Da jedoch mit einziger Ausnahme des Gebiets von Oman seine Herrschaft sich nicht weiter als eine Meile vom Seeufer in's Land hinein erstreckt, so ist sie eine wesentlich maritime; er selbst mißt jedoch ihre Bedeutung mehr nach der Wichtigkeit des Handels, als nach der Bevölkerung und den Kriegsmitteln seines Landes ab. Seine Einkünfte werden von allen den Küstenstrichen, die seiner Gewalt unterworfen sind, eingesammelt, und daher fließen ihm die Mittel, eine Flotte, die, Ruschenberger zufolge, sich auf nicht weniger als 25 Segel beläuft, zu unterhalten. Er besitzt ein Schiff von 84 und eines von 64 Kanonen, 6 oder 8 Fregatten, alle aus Teakholz, nach einem englischen Muster gebaut und vorzüglich erhalten. Da sich aus den von ihm sehr weise eingeführten Neuerungen nicht wohl Rückschritte ergeben können, so muß nothwendig die Mannszucht, welche auf seiner Flotte herrscht, und der geregelte Dienst seines Heeres eine gute Wirkung auf die Sitten seiner Völker äußern und dieselben an Ordnung gewöhnen. Seine politische Existenz verdankt er der wirksamen Unterstützung, welche ihm die Regierung von Bombay damals zu Theil werden ließ, als er zuerst den gefährlichen Schritt zur Erlangung seiner Herrschaft that; von eben daher sind ihm auch die klugen Rathschläge und praktischen Andeutungen geworden, die später seine Laufbahn vollenden

Das Reich des Sultans von Maskat.

Ursprung seiner Herrschaft.

halfen. In Sayids Dienste befindet sich eine Anzahl Araber, die, weil in Indien erzogen, mit der englischen Sprache vertraut sind, und sich sonst vortheilhaft vor ihren Landsleuten auszeichnen. In der Büchersammlung eines solchen fand man die Romane Coopers und Walter Scotts. Berücksichtigt man die Mittel, welche dem Sultan zu Gebote stehen, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß er im Ganzen und im Verhältniß zu seiner politischen Bedeutung mehr für eine Verjüngung der muhamedanischen Welt thut, als vielleicht der Sultan von Konstantinopel oder der Pascha von Aegypten, und ohne viel von der Bahn des Friedens abzuweichen. Kein Zweifel waltet ob, daß die mächtigen Seenationen Europas Vieles thun können, um ihn zu einem besseren entwickelteren System der Staatswirthschaft anzuhalten und dadurch den vielen, von ihm entworfenen Plänen des Fortschritts den Stempel der Dauer aufzudrücken.

Die Stadt Maskat.

Maskat bietet dem Fremden, der von den Küsten Europas kommt, oder dem Reisenden aus Nordamerika wenig Angenehmes. Es scheint einer der heißesten Orte der Welt zu sein. Da die Stadt am Fuße einer Reihe nakter, die Hitze der Sonne zurückstrahlender Felsen liegt und durch die hohen Vorberge vor der Seebrise geschützt ist, so glüht sie wie ein Ofen. Die dunkle Seite des röthlichen Granits wird auch nicht von einem einzigen grünen Flecke belebt; alles ist nakt und bietet so tausende von Flächen und Vorsprüngen dar, die dadurch, daß die Sonnenhitze intensiver durch sie geworden ist, die Stadt zu einer fast unbewohnbaren machen. Ruschenberger fand, daß der Thermometer um Mitternacht auf 104° stand.

Lebensweise der Eingeborenen.

Der Wind glühte gleich einem Flammenmeere. Die reicheren einheimischen Kaufleute bringen blos den Tag in der Stadt zu; sowie die Geschäftszeit vorüber ist, ziehen sie sich auf ihre Villen bei Matrah, einem Dorfe zurück, das an die Küsten einer offenen Bucht gebaut und von der abgelegenen Stelle, worauf Maskat liegt, durch eine zwei Meilen breite Meerenge getrennt ist. Die Gesammtbevölkerung soll sich auf nahe 40000 belaufen. Auf den Fremden, der die erstickende Temperatur der Stadt nicht kennt, macht der erste Anblick derselben mit den Felsenhöhen, den roth beflaggten Forts, welche alle festen Punkte krönen, den weißen Häusern mit den sonnverbrannten Abgründen, an denen sie liegen, und mit zwei oder drei Gebäuden portugiesischen Ursprungs, welche, weil weithin sichtbar, dem Ganzen einige Abwechslung verleihen, einen lebhaften und angenehmen Eindruck.

Der Landungsplatz war dicht von Arabern besetzt, die gekommen waren, um den seltenen Anblick von zwanzig von Gesundheit strotzenden und in der besten Laune sich befindenden amerikanischen Offizieren zu genießen, deren Aeußeres gegen ihre eigenen braungelben magern Züge so auffallend abstach. Mit Commodore Kennedy an ihrer Spitze giengen sie durch enge, von Volk wimmelnde Straßen auf den Palast zu, wo sie der Sultan mit zwei seiner Söhne begrüßte. Jedem von ihnen schüttelte er die Hand und hieß sie Platz nehmen. Sein Divan hatte, weil er die freie Aussicht auf die See besaß, den Vortheil, luftig zu sein. Die Länge desselben betrug ungefähr 15 Fuß, seine Breite 30. Den Fußboden deckten persische Teppiche und chinesische Stühle. In dieser Halle spricht der Sultan gewöhnlich Recht und empfängt fremde Gesandte oder sonst hohe Personen. Er trug einen hohen blau und weiß gefleckten Turban von Baumwolle und einen schwarzen Tuchmantel mit breiten Aermeln. Um den Hals war derselbe von einer leichten roth und weiß seidenen Schnur mit Quasten zusammengehalten. Unter dem Mantel trug er ein weißes Oberkleid und eben solchen Gürtel. In der Hand hielt er in einer schwarzen mit Gold ausgelegten Scheide einen großen Säbel. Sein einziger Schmuck bestand in einem großen in Silber gefaßten Rubin, den er am kleinen Finger seiner linken Hand trug. Fuß und Beine waren nakt, da er seine Sandalen auf der Schwelle abgelegt hatte. Dieser ganze Anzug hob seine schöne Figur und den männlichen Ausdruck seiner Züge außerordentlich hervor. Verglichen mit dem Typus seines (arabischen) Stammes war sein Kopf, überhaupt seine ganze Person auffallend groß. Er zählte damals fünfzig Jahre und seine Manieren waren fein und ansprechend.

Landen der amerikanischen Offiziere.

Persönlichkeit des Sultans.

Der amerikanische Gesandte und dessen Gefolge wurden bald darauf vom Sultan zu einem Feste eingeladen; kaum sah jedoch dieser sie um den Tisch versammelt, so zog er sich nach seiner Gewohnheit zurück, um seine Gäste ohne allen Zwang die guten ihnen vorgesetzten Dinge verzehren zu lassen. Dieselben bestanden in zwei gebratenen Schafen, die mit Pflaumen, Datteln und Caschunüssen gespickt waren, ferner in eben so zubereiteten Hühnern mit Kuchen und Früchten verschiedener Art. Da der Koran den Genuß des Weines verbietet, so wurden anstatt dieses Getränkes Sorbette, Limonaden und Sauermilch aufgetischt.

Bewirthung der Amerikaner.

Die „Skizzen", wie Ruschenberger seine Bemerkungen über Maskat, dessen Bevölkerung und deren Sitten nennt, sind wahrheitsgetreu und sehr unterhaltend. Einer der Hauptzüge im Charakter des Arabers besteht

darin, daß derselbe mit unbeugsamer Pünktlichkeit die Vorschriften seiner Religion befolgt, und sich durch nichts an deren pünktlicher Verrichtung hindern läßt. Ein arabischer Offizier, der sich an Bord des „Pfau" begab, vergaß auch nicht einmal dieselben zu den bestimmten Zeiten: der Mittagsstunde und um 4 Uhr. Mochte er noch so tief in Geschäften stecken, so säumte er nie in seiner Pflicht, wenn die bestimmte Stunde herannahte; er breitete alsdann seinen Turban auf dem Vorderdecke aus, wandte sein Antlitz gen Mekka und machte alle die Kniebeugungen und übrigen Ceremonien seines Glaubens mit derselben Förmlichkeit durch, als befände er sich im Tempelheiligthum des Propheten von Mekka. Auf Erziehung wird in des Sultans Reich wenig Sorgfalt verwandt; man lehrt Kinder blos schreiben, lesen und Stellen aus dem Koran hersagen. Die Vornehmen senden ihre Söhne nach Bombay oder auch nach Persien, um daselbst ihre Erziehung zu vollenden. Mediziner lernen in dem letztern Lande ihre Kunst, die aber von den Arabern selbst nicht in hohem Werth gehalten wird. In diesem Theile des Ostens ist das Persische, wie in Europa das Französische, die Hofsprache, die jeder Gebildete spricht.

Erziehung arabischer Kinder.

Ruschenberger verließ bald darauf Maskat an Bord der Fregatte, um die Reise nach Indien fortzusetzen. Bombay und Ceylon erschienen ihm als Kolonieen von großer Wichtigkeit. Von der letzern sagt er: „Mag man sie nun nach ihrem natürlichen Reichthum, ihrem Klima, oder nach ihrem blühenden Zustande beurtheilen, so ist sie der glänzendste Bestandtheil der britischen Kolonialbesitzungen." Im Allgemeinen betrachtet er die Briten in Indien in dem Lichte einer ihnen übertragenen politischen Mission, deren wohlwollender Zweck darin bestehe, wahres Wissen zu verbreiten und die Menschen zu lehren, wie sie der größten Freiheit bei der geringsten Verletzung patriotischen Gefühls und Einbuße von Geldopfern theilhaftig werden können. Das Mittel, dieses große Ziel zu erreichen, besteht ihm zufolge in einer freien und gut bedienten Presse, die ihren befruchtenden Wissensstrom auf den vernachläßigten Geist der großen Menge ausgieße; dieselbe werde alsdann die Liebe zu der Freiheit gewinnen, welche Gott tief in das menschliche Herz gepflanzt habe, und sich bald um eine Flagge schaaren, die ihr Befreiung von einem Joche verschaffen werde, das gegenwärtig ihre besten Fähigkeiten niederhalte.

Bombay und Ceylon.

Ankunft in Siam.

Am 25. März 1856 langten die amerikanischen Schiffe an dem Ausflusse des Maynam oder des Siamflusses an. Das kleinere derselben sollte sofort dem Phrah-Klang oder Premierminister von Siam die Nachricht

überbringen, daß der Gesandte mit dem Vertrage angekommen sei, und das Gesuch stellen, man möge geeignete Boote zur Ueberführung der Gesandtschaft nach der Hauptstadt bereit halten lassen. Ungefähr acht (englische) Meilen, ehe man an die Strommündung gelangt, befindet sich eine Barre, die das Weiterfahren großer Schiffe verhindert, und sie nöthigt, drei Seemeilen vom Ufer vor Anker zu gehen, das, weil sehr niedrig, von dem Deck einer Fregatte nicht sichtbar ist. Dieß war keine angenehme Aussicht für eine stark durch Krankheiten heimgesuchte Mannschaft, welcher der frische Proviant bereits zu mangeln anfieng; die siamesische Hofetikette kennt jedoch das Wort Beschleunigung nicht, und je mehr sie den Empfang eines fremden Abgesandten verzögert, desto mehr gilt die Ehre, die dadurch seinem Lande erwiesen wird. Einige der amerikanischen Offiziere versuchten es, den Fluß in ihren Booten hinaufzufahren, erfuhren jedoch bald, daß, wenn sie ihr Vorhaben weiter ausführen würden, sie sich einer Züchtigung mit dem Bambus oder vielleicht sogar dem Verlust ihres Lebens aussetzen würden. Der siamesische Hafenkapitän beantwortete ihre Klagen über den verzögerten Empfang mit dem Trostspruche: jede Nation habe ihre eigenen Gebräuche. In Gegenwart ihres Staatsoberhauptes, den sie Präsident nenneten, stehe man mit abgenommenem Hute; in Gegenwart des Beherrschers von Siam sei es Gebrauch, mit nakten Füßen zu sitzen. Sie beschlossen daher, nicht länger unter einem Volke zu verweilen, das anscheinend Vergnügen daran empfinde, alle Wünsche seiner Gäste zu durchkreuzen. Nachdem sie zuvor eine Nacht unter dem Dache des Gouverneurs zugebracht hatten, kehrten sie an Bord der Schiffe zurück.

Mittlerweile war der „Pfau" mit einem Besuche des Prinzen und Thronfolgers Momfanoi beehrt worden. Derselbe galt als eine der bedeutendsten Persönlichkeiten des Orients. Er trug eine damastene enganschließende Jacke von dunkelrother Farbe, sein Sarong war von schwarzer Seide mit einem Knoten vornen, während die beiden Enden desselben bis zur Erde reichten. Darüber trug er eine leichte Schärpe, welche zwei Ringe von ansehnlicher Größe zusammenhielten. Dieser Anzug ließ ihm Kopf, Arme und Knie nakt. Der Blick seines Auges war lebhaft und entschlossen, seine Gestalt nicht größer als 5 Schuh 5 Zoll, er besaß jedoch starke, gut proportionirte Glieder. Die Farbe seiner Haut war fast so dunkeloliv, wie die der meisten Neger, welche man in den südlichen und Mittelstaaten Nordamerikas trifft. Sein Kopfhaar war kraus und schwarz und mit Ausnahme eines Haarknotens, der wie Schweinsborsten mitten auf seinem

Das Aeußere des Prinzen.

Haupte in die Höhe stund, wegrasirt. Mit einem Worte, sein Aeußeres verrieth die mongolische Rasse. Ruschenberger beschreibt seine Gesichtszüge wie folgt: Die Form seines Auges ist parabolisch, da das obere Augenlied sich in einer dünnen Falte über das untere zu beiden Seiten der eher flachen Nase erstreckt, die Lippen sind voll, das Kinn tritt zurück und der Prinz ist mit Ausnahme weniger Haare, die auf der Oberlippe wachsen, bartlos.

Momfanoi, der sehr geläufig englisch spricht, besitzt eine Büchersammlung in dieser Sprache und soll der Lektüre sehr ergeben sein. Während er sich an Bord befand, zeigte er bedeutende Kenntnisse, und war namentlich in nautischen Dingen sehr wißbegierig. Es war ihm gelungen, nach einem englischen Muster eine Barke von etwa 200 Tonnen Gehalt zu erbauen, mit deren Vollendung er so eben unter Beihülfe von drei britischen Matrosen beschäftigt war. Seine Fähigkeiten scheinen sich aber nicht auf die Mechanik und das Talent der Nachahmung zu beschränken, er scheint vielmehr zugleich kühn und umsichtig zu sein, und mit einem unternehmenden Geiste viel gesunden Verstand und Beobachtungsgabe zu verbinden, überhaupt in jeder Hinsicht zur Hervorbringung eines sehr wohlthätigen Umschwungs im Orient befähigt zu sein.

Der ungeduldige Ruschenberger entschloß sich, trotz aller Förmlichkeiten, die ihm drohten, nach Bangkok zu gehen, und trat auch wirklich mit einem Freunde die Reise dahin an. Anstatt ihm dahin zu folgen, geben wir, wie wir annehmen, eine belehrendere Beschreibung von der Hofdschonke, welche die amerikanische Gesandtschaft nach Bangkok zu führen beordert war, und von dem, was letztere auf dieser Fahrt wahrnahm.

Die Dschonke des Hofes zur Abholung abgesandt.

Diese Dschonke hatte in der Mitte eine Plattform, die sich auf dem Verdecke erhob und war mit Stühlen besetzt. Ein Dach von Kanavas schützte vor den Sonnenstrahlen. Das Segelwerk dieser Dschonke bestand aus Rattan; die Bemannung, welche zum größten Theile von portugiesischer Abstammung zu sein schien, war in heitere Farben gekleidet und war zu gleicher Zeit in die Trachten des Ostens und in die des Westens gekleidet. Dieses Schiff war kaum groß genug, um das Gefolge des Gesandten neben den 32 Personen Bemannung unterzubringen. Licht war keines darauf, als was eine Papierlaterne und zwei oder drei Fackeln lieferten. Der Regen fiel in Strömen. Als nun die Ebbe eintrat, bestanden die Amerikaner darauf, daß man lande, so sehr sie sich auch dadurch einer Verletzung der Etikette schuldig machten. Der Maynam ist in seinem ganzen Laufe von Bangkok an

bis zur See eine halbe Meile breit und vier bis fünf Faden tief. Er windet sich durch ein angeschwemmtes vollkommen flaches und an verschiedenen Stellen mit dicken Tschongeln bedecktes Land; an seinem Ufer, fast am Wasserrande, befinden sich zahlreiche, auf Stangen erbaute Fischerhütten und neben denselben sieht man Papierfiguren von seltsamer Zeichnung aufgehängt, die dazu dienen sollen, böse Geister ferne zu halten.

Es war bereits Nacht, als die Dschonke an ihrem Bestimmungsort anlangte. Als der Gesandte und sein Gefolge des Morgens aufwachten, sahen sie sich verwundert „als Fremdlinge in einem seltsamen Lande", wie sich einer derselben ausdrückte, und begaben sich in früher Stunde auf den Weg, um ihrer Neugierde in Bezug auf ein Land, von dem man sich viel Seltsames erzählte, nach Kräften Genüge zu leisten. Alles, was sie umgab, war jedoch neu für sie, nichts davon erinnerte sie an ein von Christen bewohntes Land. Wie Venedig, schien die Stadt aus dem Wasser erstanden zu sein, die Hälfte der Bevölkerung war „schwimmend", jeder Gegenstand, den sie sahen, ein ungewöhnlicher. Obgleich sie nun auch auf jede mögliche Weise sich zu unterrichten suchten, waren sie doch förmlich überzeugt, daß sie die Hauptstadt von Siam verließen, ohne mehr als einen sehr kleinen Theil ihrer eigenthümlichen Bauart, der dort herrschenden Sitten und Lebensweise gesehen zu haben. Bangkok ist an einer Stelle erbaut, wo der Maynam ungefähr eine halbe (englische) Meile breit ist; seine Entfernung von der See beträgt vielleicht 20 Meilen (8 deutsche Stunden). Die Stadt ist sehr unregelmäßig gebaut und überall von Kanälen durchschnitten. Die Straßen derselben sind enge und schmutzig; die gepflasterte Mitte derselben kaum breit genug, daß zwei Personen neben einander gehen können. Zur Rechtfertigung dieser Eigenthümlichkeit führt man an, daß kaum zwei Personen des gleichen Rangs sich im ganzen Reiche befänden, und daß die Landessitte das Nebeneinandergehen von Personen verschiedenen Rangs nicht erlaube. Viele der Häuser sind hoch, der größere Theil derselben aber elende Bambushütten ohne alle Bequemlichkeit. In jedem Theile der Stadt befinden sich Baumanlagen; dieß und die vielen Tempel mit den vergoldeten Pyramidendächern und glasirten Ziegeln, die in der Sonne glänzen, gibt der Stadt ein malerisches und, was den Glanz betrifft, ungemein reiches Ansehen.

Die Hauptstadt Bangkok.

Allein der volkreichste und lebhafteste Stadttheil ist der schwimmende. Auf jeder Seite des Flusses sind Stäbe von Bambus eingeschlagen, auf denen sich Häuser oder Schuppen mit offenen Verandas, worin Waaren

zur Schau ausgestellt sind, aufrichten Reihen chinesischer Dschonken, wovon manche den Gehalt von mehreren hundert Tonnen haben, erstrecken sich zwei Meilen lang mitten auf dem Strome und sind mit dem Verkaufe ihrer Ladungen beschäftigt. Ein großer Theil der Familien lebt in den kleinen Gondeln, Sampans geheißen. Mit einem Worte, der Fremde sieht zu Bangkok etwas von der Architektur Hindustans, der Betriebsamkeit Chinas und den Gewohnheiten des malayischen Wasserlebens. Die schwimmende Stadt charakterisirt namentlich dieses letztere Volk. Große, blos von demselben bewohnte Straßen sind gänzlich auf dem Wasser erbaut, theils durch Pfosten, die in's Ufer getrieben, theils ruhen sie auf Flößen, die an dasselbe befestigt sind.

Die Bevölkerung von Bangkok.

Ruschenberger berechnet die Bevölkerung der Stadt auf 401,300, wovon nicht weniger als 361,000 Chinesen, die eigentlichen Siamesen aber nur 8000 betragen sollen. Der größere Theil der erstern Nation stammt aus Tschau-Tscho im Osten der Provinz Kanton, sind der Mehrzahl nach Ackerbauern und haben rauhe Sprache und Sitten. Die Handwerker und Matrosen kommen von Ka und Fokien, die Händler und Fischer aus Hainan, das wegen seiner Industrie von Nippsachen bekannt ist.

Die amerikanischen Offiziere statteten dem Prinzen Thronfolger an Bord seiner Barke, mit deren Ausrüstung er fortwährend beschäftigt war, einen Besuch ab. Derselbe hieß sie daselbst in seine Kajüte eintreten, wo er sie mit Thee und Cigarren bewirthete. Auch brachte er eine Anzahl Zeichnungen, die von seiner eigenen Hand herrührten, vor denselben zur Schau.

Der Palast des Thronfolgers.

Als er mit ihnen wieder an's Land getreten war, führte er sie mit den englischen Worten: „Meine Herren, es macht mir Vergnügen, sie bei mir zu sehen", in seinen Palast. Das Innere desselben, obgleich nur ein Stockwerk bildend, ist ziemlich hoch; zwei Schirme, die jedoch nicht bis an die Decke reichen, theilen es in drei Gemächer ab. Das mittlere derselben war in englisch asiatischem Geschmack ausgeschmückt und so elegant als irgend eines in Hindustan. Auf einem Tische nahe an einem Sopha befanden sich Violinen, Flöten und ein Flageolet, welche Instrumente der Prinz zu spielen pflegte. Das Gemach nebenan diente als Studirzimmer und enthielt eine Auswahl englischer Werke, einen schönen Barometer und anderes Geräthe. Ein kleiner daranstoßender Raum stellte eine Art Privatmuseum mit verschiedenen Arten seltener Thiere, sowohl vierfüßige, als Vögel und Gewürm, dar; alle waren jedoch von ihm selbst ausgestopft.

Auch ließ er sie einige seiner lebenden Lieblingsthiere sehen, worunter sich ein großer Affe, ein Halbdutzend Rehe und ein Paar schwarze Bären von der Insel Borneo, die einen weisen Streifen auf jeder Seite ihrer Schulter hatten, befanden. Diese letztern waren zahm und spielten gern. Ein großer Kasuar von Neuholland, der so zahm war, daß er aus der Hand fraß, lief frei herum. Während er diese Thiere sehen ließ, hatte er den Befehl gegeben, daß drei oder vier Alligatoren aus dem Stalle herbeigeholt wurden; ihre Kinnladen waren so verbunden, daß man die Thiere ohne Gefahr besichtigen konnte. Auf einem Gestelle sah man europäische Waffen aller Art. Ueber alles, was er zur Schau brachte, stellte er zahlreiche Fragen, und niemals hörte er damit auf, bis er alles deutlich verstand, was ihm geantwortet wurde.

Seine Menagerie.

Man kann die Vorliebe, welche der Prinz für den Schiffbau hegt, als eine glückliche Eigenschaft desselben ansehen, da Siam Ueberfluß am schönsten Zimmerholz hat, das von den Hochgebirgen des Landes auf dem Flusse herabgeflößt wird. Hoffentlich wird derselbe den Sinn für Fortschritte aller Art, von dem er als in hohem Grade beseelt geschildert wird, später in größerem Maßstabe dazu benützen, den Staat umzubilden, und der Betriebsamkeit seines Volkes eine wohlthätige Richtung anzuweisen. Die in Trägheit und alle die Laster, welche von dem Drucke einer schlechten Regierung erzeugt werden, versunkenen Bewohner seines Landes haben bis jetzt nur wenig die Künste gepflegt, welche den Menschen erheben und in den Weltverkehr einführen. Im Gegensatz zu ihnen strömen Chinesen fortwährend in das Land und bringen eine geordnete sparsame Lebensweise, eine bedeutende Kenntniß des Ackerbaues und der mechanischen Künste mit sich. Es scheint demnach nichts zu fehlen, als der starke und hellsehende Kopf eines intelligenten Herrschers, um dem Thale des Maynam eine wichtige Bedeutung unter den Nationen Ostasiens zu verleihen.

Sein reger Sinn für den Fortschritt.

Der Bericht, den Ruschenberger von den in der Gegend von Bangkok befindlichen religiösen Missionen der Amerikaner gibt, lautet nicht besonders günstig. Er bezweifelt die Zweckmäßigkeit derselben, so sehr er auch dem hohen Eifer, den sie dabei entwickeln, alle Bewunderung zollt. Er lobt Missionen nicht vom Standpunkte der Religion, denn, von diesem aus betrachtet, vermag er am wenigsten „ihre innerliche Nothwendigkeit" einzusehen, sondern von dem des politischen und Handelsinteresses. Von dem wohlthätigen Einflusse, den sie bezüglich des Gelderwerbes äußern, hat er die beste Meinung, und er möchte sie daher für Asien, Polynesien,

Die amerikanischen Missionen in Siam.

wie überhaupt in der ganzen heidnischen Welt angeregt und ins Leben gerufen sehen. Die Verbreitung der christlichen Religion komme zunächst dem Handel zu gute. Ruschenberger fährt fort: „Die Ausdehnung des amerikanischen Handels entzieht sich jeder Berechnung, sobald Siam, Cochin-China, China, Japan zum Christenthum bekehrt sind. Haben einmal die halbnakten Millionen Asiens das Christenthum, und damit alle die neuen Bedürfnisse, welche ein solcher Wechsel der Religion für sie im Gefolge hat, angenommen, so ist der amerikanische Boden bei aller seiner Ausdehnung und seiner Ergiebigkeit nicht im Stande, dieselben zu befriedigen. Von diesem Zeitpunkte an wird allen Arten Erzeugnissen der vereinigten Staaten ein neuer und ausgedehnter Markt geöffnet sein; auch Männer der Wissenschaft werden dabei ihren Lohn finden. Hunderte von Schiffen werden östlich vom Cap der guten Hoffnung, mit Waaren aller Art für Asien und die im Südmeer zerstreuten Inseln beladen, gesteuert werden, und der Handel wird den Reichthum, den er im Schooße der alten Welt gesammelt hat, in den der neuen ausschütten."

Unmöglich kann man die religiöse Bekehrung der Völker von einem einseitigeren, eigennützigeren Gesichtspunkte aus betrachten; man hat dabei nicht das geistige Wohl der armen Heiden, sondern die Werkstätten und Handelscomptoire des erzeugenden Theils im Auge.

Der Beherrscher von Siam.

Der Gesandte und sein Gefolge wurden schließlich zu einer Audienz vor der „erhabenen Majestät" des Königs von Siam zugelassen. Sie traten am vorderen Thore des Audienzsaales ein und befanden sich nun in Gegenwart des Beherrschers von Thai, wie Siam in der Ursprache des Landes genannt wird. Seine Majestät, eine dicke und fette, etwa 50 Jahre alte Person, saß mit gekreuzten Beinen, wie Gott Buddha, auf dem Throne. Derselbe trug ein reiches Gewand von Goldtuch. Er kaute Betel und spuckte das Gekaute von Zeit zu Zeit in eine Goldurne. Zahlreiche Diener um ihn herum waren damit beschäftigt, ihm andere Betel zu bereiten, oder dem in voller Majestät des höchsten Ranges thronenden Herrscher mit großen Fächern frische Luft zuzuwehen. Man hatte von den amerikanischen Offizieren verlangt, daß sie, wie die siamesische Hofetikette erheische, ihre Stiefeln vor dem Audienzsaale ausziehen und mit bloßen Füßen vor Seiner Majestät erscheinen sollten. Allein sie hatten sich dessen geweigert, mußten aber sorgsam darauf Bedacht nehmen, daß sie während des Sitzens ihre Füße nach hinten zogen, damit die Majestät durch den Anblick ihrer in Stiefeln steckenden Beine nicht beleidigt würde.

Nachdem sie in dieser für sie neuen und wenig bequemen Weise Platz genommen hatten, erfolgte der siamesische Gruß. Alle Höflinge und sonst anwesende vornehme Orientalen, in der Zahl von etwa 300, schlugen dreimal mit ihren Köpfen auf den Boden; die erhabene Majestät aber bezeigte ihre Zufriedenheit damit, indem sie dreimal in einen goldenen Napf spukte und sich ein weiteres Mundvoll von Betel und Arekanuß reichen ließ.

Nachdem die Schiffe Cochin=China besucht hatten, ward auf Makao zugesteuert. Die Amerikaner empfanden bitter das Mißtrauen, das die Behörden dieser Stadt zu allen Zeiten gegen die Fremden hegten, welche diese früher so wichtige Handelsstadt besuchten. Die unerwartete Ankunft der Schiffe auf der Rhede brachte eine große Bewegung unter den Mandarinen hervor. Man unterwarf die Schiffe öfteren Visitationen, zählte ihre Kanonen, und die darauf befindliche Mannschaft. Es wurden zahlreiche Depeschen geschrieben, welche die Behörden mit dem Hofe von Peking darüber wechselten; schließlich meldeten die Hongkaufleute, die Schiffe möchten sich entfernen, „um kein weiteres Aufsehen zu erregen.“

Die Amerikaner zu Canton.

Am Morgen des 7. September 1836 bekamen beide Schiffe Oahu, eine der Sandwichinseln, zu Gesicht.

Einige Jahre vor diesem Zeitraum waren verschiedene römische Katholiken auf der Insel gelandet, in der Absicht, eine Mission für Verbreitung der Lehren ihrer Religion zu gründen. Die Häuptlinge der Insel hatten die Wahrnehmung gemacht, daß der Kultus der neuen Ankömmlinge von dem der bereits daselbst ansäßigen Christen abweiche, und sich an letztere gewandt, um zu erfahren, welche der beiden mit einander wetteifernden Sekten den wahren Glauben lehre. Natürlich sagte man ihnen, die Calvinisten hätten und lehrten den wahren Glauben. Dies veranlaßte die Häuptlinge der Insel zu der Erklärung: die neuen Ankömmlinge müßten sich fortbegeben, da man keine zwei Religionen nöthig habe, und mit den bereits ansäßigen Bekennern der einen zufrieden sei. Man hatte den Häuptlingen den blutdürstigen Charakter der Papisten geschildert; ihre Absicht sei, die Protestanten auf jede Weise auszurotten. Lasse man sie auf der Insel, so würden sie bald zu denselben Mitteln greifen, um ihre Zwecke zu erreichen. In Folge der Aufregung, welche hierdurch entstand, ward den Katholiken streng befohlen, die Insel zu verlassen. Sie gaben zur Antwort, sie seien hierzu bereit, besäßen aber nicht die Mittel dazu. Unter diesen Umständen rüsteten die andern ein Schiff aus, und brachten

Ankunft katholischer Missionäre auf Oahu.

Verjagung derselben.

die unwillkommenen Priester an dessen Bord, mit der Weisung, sie sollten an dem nächsten Orte, der ihren Glauben habe, also in Californien, ans Land gesetzt werden. Die Behandlung, welche sie unterwegs erfuhren, war eine rücksichtsvolle, allein einige der von ihnen Bekehrten warf man ins Gefängniß, weil dieselben, als man sie den katholischen Glauben abschwören hieß, sich dessen weigerten. Vermittelst einer feinen Unterscheidung erklärten die amerikanischen Missionäre, die Strafe erfolge nicht deßhalb, weil sie bei dem neu angenommenen Glauben beharrten, sondern weil sie sich gegen die Autorität ihrer einheimischen Häuptlinge vergangen hätten.

Die Besorgniß liegt nahe, daß der Fortschritt der Civilisation sowohl auf den Sandwichinseln, als überhaupt in allen Ländern, welche von rohen Völkern bewohnt werden, nach und nach von einem Verschwinden der Abkömmlinge der Ureinwohner begleitet, und daß in einer nicht fernen Zeit die kräftige Menschenrace, welche den Weltumschiffer Cook als ein überirdisches Wesen verehrte, nicht mehr vertreten sein werde. Schon jetzt nimmt man eine stete und schnelle Verminderung der Bevölkerung wahr, so daß solche bald ganz verschwunden sein wird. — Die amerikanischen Schiffe kehrten nach kurzem Aufenthalte zu Oahu nach Virginien zurück, nachdem sie 30 Monate abwesend gewesen waren.

Die Weltumschiffung des Engländers Fitzroy.

Wir müssen jetzt die Aufmerksamkeit des Lesers auf die Weltumschiffung des Kapitäns Fitzroy lenken, welche etwas vor 1836 stattfand. Die Revolutionen, welche Südamerika vom Joche Spaniens frei gemacht hatten, und die sich daran reihende Ausdehnung des englischen Handels nach Chili und den andern Freistaaten, welche am stillen Meere liegen, bildeten die Beweggründe, welche 1825 die Lords der englischen Admiralität zu dem Befehl veranlaßten, daß eine genaue Aufnahme der Südküsten von Amerika zu erfolgen habe. Zu diesem Behufe wurden zwei Schiffe ausgerüstet: die Adventure von 330 Tonnen, unter dem Befehle des Kapitäns King, und die Beagle von 235 Tonnen, unter Kapitän Pringle Stokes.

Am 22. Mai 1826 verließen die beiden Schiffe Plymouth. Am 19. November segelten sie von Montevideo in der Richtung nach Süden ab und gegen Ende des Dezember liefen sie in einen, Port famine genannten, Hafen der magellanischen Straße ein, der, als vortheilhaft gelegen, zum Hauptquartier von ihnen erwählt ward. Kurz vorher waren sie am Cap Possession vorübergekommen. Letzteres, so wie der oben genannte Hafen, sind die Orte, welche die Spanier erwählt hatten, um von da aus das

an der magellanischen Straße gelegene Gebiet zu civilisiren. Es leitete sie dabei ohne Zweifel die Hoffnung, daß sie dadurch im Stande seien, sich alle die Vortheile zu sichern, welche mit der Entdeckung dieser zum westlichen großen Ocean führenden Straße verbunden sein mußten. Die auf Befehl des Vicekönigs von Peru im Jahr 1579 unter dem Kommando von Sarmiento unternommene Expedition ist die denkwürdigste von allen, wegen der Ergebnisse, welche sie hatte. Zwei Jahre später segelte derselbe von Spanien mit einer Flotte von 23 Segeln ab; als sie aber an der magellanischen Straße anlangte, waren durch Stürme solche Verluste entstanden, daß nur noch sechs Schiffe mit einer 500 Köpfe zählenden Mannschaft übrig blieben. Mit diesen begann er in der Nähe des Vorgebirgs Possession eine Stadt zu bauen, von der er sich später, durch die Aussicht, Holz, Wasser und einen guten Hafen zu finden, veranlaßt, an eine vierzig Meilen mehr nördlich an der Küste gelegene Stelle begab. Dies war die Niederlassung San Felippe, welche 1587 von den Engländern zerstört ward. Die spanischen Kolonisten erlagen bald dem Hunger, den Krankheiten, vielleicht auch den Angriffen der Eingeborenen; die Engländer fanden, als sie den Platz zerstörten, nur noch einen derselben am Leben, dem Hafen selbst aber gaben sie den Namen Port famine (Hungerhafen), den er noch heute trägt.

Dreißig Jahre, nachdem die Spanier diesen unglücklichen Versuch gemacht hatten, rüstete ein reicher holländischer Kaufmann, Isaac le Maire, zwei Brigantinen zu dem Zwecke aus, durch die offene See um die südliche Hemisphäre der neuen Welt zu segeln. Seine Absicht ward erfüllt. Die äußerste, von den Wogen einer stürmischen See bespülte Landspitze erhielt von da an den Namen des am Zuydersee in Holland gelegenen Dorfes Horn. Diese Entdeckung weckte die Eifersucht des spanischen Hofes, der sogleich ein kleines Geschwader mit dem Auftrage aussandte, das Feuerland zu umschiffen. Dieser Entwicklung von Thatkraft folgte eine lange Periode von Unthätigkeit; erst im Jahre 1774, als Falkner seinen Bericht über Patagonien veröffentlichte, und darin die Vortheile auseinandersetzte, welche der Besitz dieses Landes nothwendig gewähren müsse, schüttelte das Kabinet von Madrid die Lethargie ab, die es befallen hatte, und sandte Don Antonio de Cordova, um nochmals die berühmte magellanische Straße zu untersuchen.

Als das Schiff Beagle sich auf seiner westlichen Erforschungsreise zu Port Galleot befand, bestieg einer der Offiziere den benachbarten Berg Port Galleot.

de la Cruz und fand auf seiner Spitze eine Glasflasche, eine spanische Münze und eine Papierrolle, was man für Gegenstände hielt, welche Don Antonio zurückgelassen habe; dabei befand sich die Copie eines Schriftstücks, welche de Bougainville ebenfalls hier niedergelegt hatte. Cordovas Bericht über das Klima dieses Landes lautet sehr wenig einladend. Indem er von den Sommermonaten spricht, fährt er fort: „Selten war der Himmel hell, und nur kurz die Zwischenräume, in denen wir die Wärme der Sonne empfanden; kein Tag verfloß, ohne daß Regen fiel, Unfreundliches Klima. und der gewöhnlichste Wetterstand war der steten Regens.“ Die Berichte von Wallis und Carteret lauten nicht besser. Der erste schließt den seinigen mit folgenden Worten: „So verließen wir endlich ein unfreundliches, ungastliches Land, wo wir vier Monate hindurch uns in steter Gefahr des Schiffbruchs befanden; eine Gegend, wo mitten im Sommer das Wetter kalt, finster und stürmisch, wo alles, was uns umgab, mehr chaotisch, in den meisten Thälern kein Gras, auf keinem Hügel ein Baum zu sehen war.“

Kapitän Stokes empfand bald die niederdrückende Wirkung eines Klimas, in das ihn sein Beruf geführt hatte. Er fuhr längs der Westküste von Patagonien; wenn auch stets durch stürmisches Wetter in seinen Operationen gehemmt, gelang es ihm doch, von dem schwer zu befahrenden Kanale eine genaue Zeichnung zu entwerfen. Im Hafen Santa Barbara fand er von Sand verschüttet den Langbaum eines großen Schiffes, das ihm zufolge der Ueberrest des Schiffes Wager, eines der Flotte von Lord Anson war, dessen Untergang und die darauf gefolgten Leiden der Schiffsmannschaft allen Lesern von Seefahrten in Erinnerung sind. Da er sich in der Macht derselben feindseligen Elemente wußte, war dieser Anblick wenig geeignet, seinen bereits leidenden Geist zu erheben. Er sah sich von nichts als von Gefahren umgeben, und war doppelt ängstlich durch das eifrige Bestreben gemacht, der ihm aufgetragenen Leistung zu genügen. So erlag endlich seine Seele dem Drucke der Sorgen. Er wurde verdrossen, muthlos und entleibte sich einige Tage, nachdem er in Port famine angekommen war. Als dieses traurige Ereigniß stattfand, litt die Schiffsmannschaft sehr stark am Skorbut, einer Krankheit, die von dem ungesunden und strengen Klima erzeugt wurde, und gegen das die gewöhnlichen Mittel, nämlich der Genuß von frischem Fleisch und Gemüse, nichts halfen. Um ferneren Gefahren zu entgehen, die sich aus der Verfolgung der bisherigen Bahn ergeben mußten, entschloß sich Kapitän King,



ZANZIBAR.

Carlsruhe, Kunstverlag.

[illegible] zu begeben, wo Fitzroy den [illegible] des Schiffes [illegible].

Die Seeen Otway und Skyring.

[illegible] bei dem Zuge zugebrachte Zeit war [illegible]. [illegible] große Seeen, denen man, zu Ehren [illegible] Befehlshaber wacker zur Seite standen, [illegible] Skyring beilegte. Dieselben liegen auf der [illegible] Kanal, den dieselbe durch ihre Biegung [illegible] ungefähr vierzig Meilen lang von [illegible] auf eine Breite von zwanzig. Der zweite [illegible] Meile breiten Kanal damit verbunden [illegible] den Bereich der menschlichen Sehkraft [illegible] die vollständige Erforschung ihrer Ufer [illegible] jedoch sehen, daß Flachland und eine [illegible] der magellanischen Straße und dem [illegible] der Skyring, der etwas später entdeckt ward, ist [illegible] großen Ocean durch eine von Anhöhen und [illegible] etwa [illegible] Meilen breite Schranke getrennt. Diese [illegible] zwei verschiedenen Klimaten Patagoniens [illegible]. Auf der nordöstlichen Seite sind die Lüfte klar und die [illegible] bedeckt Schnee die Berggipfel, und [illegible].

Diebstahl eines Bootes.

[illegible] damit beschäftigt war, die entfernteren [illegible] zu erforschen, geschah ein Ereigniß, das später [illegible] begleitet war. Der Schiffsmeister war [illegible] worden, um die mehr östlich gelegenen Kanäle [illegible] Eingeborenen, welche, wie es scheint, verborgen [illegible] hatten, hatten sein kleines Fahrzeug gestohlen, [illegible] die [illegible] Leute schliefen. Da der Schiffsmeister [illegible] Proviant verlor und in [illegible] einem [illegible] der [illegible] des verschlagenen Feindes schwebte, [illegible] er sich, [illegible] so schnell er konnte, die gefährliche Lage, [illegible] sich [illegible]. Zu diesem Zwecke baute er einen [illegible] Kahn [illegible] in Gestalt eines Korbes; das [illegible] machte [illegible], und das Aeußere [illegible] [illegible] Fahrzeuge schifften sich zwei Leute ein, nachdem sie [illegible] einen Tag und eine [illegible] gerudert hatten, [illegible] zu erreichen. Es wurden sogleich Maßregeln



ZANZIBAR.

Carlsruhe, Kunstverlag.

sich nach Rio Janeiro zu begeben, wo Fitzroy den Befehl des Schiffes Beagle übernahm.

Die bis jetzt bei dem Zuge zugebrachte Zeit war keine ganz verlorene. Man entdeckte zwei große Seeen, denen man, zu Ehren zweier jungen Offiziere, die dem Befehlshaber wacker zur Seite standen, die Namen Otway und Skyring beilegte. Dieselben liegen auf der Nordseite der Straße, in dem Winkel, den dieselbe durch ihre Biegung gegen Süden macht. Der erste erstreckt sich ungefähr vierzig Meilen lang von Südwesten gegen Nordosten, und hat eine Breite von zwanzig. Der zweite ist durch einen schiffbaren, etwa eine Meile breiten Kanal damit verbunden und dehnt sich gegen Westen über den Bereich der menschlichen Sehkraft aus. Ungünstiges Wetter verhinderte die vollständige Erforschung ihrer Ufer; von einer Anhöhe aus konnte man jedoch sehen, daß Flachland und eine Kette kleinerer Seeen zwischen der magellanischen Straße und dem Ostende des Otwaysees liegen. Der See Skyring, der etwas später entdeckt ward, ist gen Westen von dem großen Ocean durch eine von Anhöhen und Eiskuppen gebildete, etwa fünf Meilen breite Schranke getrennt. Diese Binnenseeen liegen in den zwei verschiedenen Klimaten Patagoniens und des Feuerlandes. Auf der nordöstlichen Seite sind die Lüfte klar und die Wiesen fett, auf der entgegengesetzten deckt Schnee die Berggipfel, und befinden sich dunkle Wälder. Die Seeen Otway und Skyring.

Während die Brigg Beagle damit beschäftigt war, die entfernteren Küsten des Feuerlandes zu erforschen, geschah ein Ereigniß, das später von interessanten Umständen begleitet war. Der Schiffsmaster war in einem Boote ausgesandt worden, um die mehr östlich gelegenen Kanäle zu untersuchen; die Eingeborenen, welche, wie es scheint, verborgen alle seine Bewegungen beobachtet hatten, hatten sein kleines Fahrzeug gestohlen, während die darin zurückgebliebenen Leute schliefen. Da der Schiffsmaster gleichzeitig allen mitgeführten Proviant verlor und in steter Besorgniß vor einem Angriffe von Seiten des verschlagenen Feindes schwebte, entschloß er sich, dem Kapitän, so schnell er konnte, die gefährliche Lage, in der er sich befand, kund zu thun. Zu diesem Zwecke baute er einen kleinen Kahn aus Baumzweigen in Gestalt eines Korbes; das Innere desselben machte er mit Lehm, und das Aeußere mit Rinde wasserdicht. In diesem schwachen Fahrzeuge schifften sich zwei Leute ein; nachdem sie mit der größten Anstrengung einen Tag und eine Nacht gerudert hatten, gelang es ihnen, die Brigg zu erreichen. Es wurden sogleich Maßregeln Diebstahl eines Bootes.

getroffen, um die Mannschaft des gestohlenen Bootes an Bord zu schaffen und die Diebe zu verfolgen; allein die nach denselben angestellte Jagd war, trotzdem solche mehrere Tage fortgesetzt ward, fruchtlos, was hauptsächlich der hügeligen Beschaffenheit der Küste und der besseren Lokalkenntniß der Diebe zugeschrieben werden muß. Endlich fing man einige der Wilden, und machte ihnen begreiflich, daß sie so lange als Gefangene an Bord zu bleiben hätten, bis das Boot zurückgebracht sei. Die Landsleute derselben zeigten sich jedoch wenig geneigt, ihre Freunde zu einem so hohen Preise auszulösen; beinahe allen Gefangenen gelang es baldigst, über Bord zu springen und an's Ufer zu entkommen. Die einzigen Geiseln, welche an Bord der Brigg zurückblieben, waren: ein kleines, acht Jahre altes Mädchen, dem man nach dem korbähnlichen Nachen, wovon oben die Rede war, den Namen „der Feuerländerin Korb" und ein Knabe von 19 Jahren, den man „das Boot der Erinnerung" nannte. Später nahm man noch bei dem Vorgebirge York-Münster einen andern Knaben, den man nach diesem Vorgebirge taufte, und einen dritten an Bord, der nach dem für ihn gezahlten Preise den Namen „Jakob Knopf" erhielt.

Die jungen Feuerländer werden nach England gebracht.

Diese vier Personen kamen glücklich in England an, als die beiden Schiffe von ihrer Reise gegen das Ende des Jahres 1830 dahin zurückkehrten. Man verschaffte ihnen ohne Zeitverlust Plätze in dem königlichen Spital von Plymouth, um daselbst die Wirkung, welche das europäische Klima bei ihnen hervorbringe, zu beobachten; allein „das Boot der Erinnerung" starb, trotz der auf ihn verwandten großen Sorge, an den Kinderpocken. Als die drei andern diese Krankheit glücklich überstanden hatten, brachte sie Kapitän Fitzroy zu Walthamstow, in der Nähe von London, unter, damit sie dort erzogen würden. Während des darauf folgenden Sommers verlangte der König von England, sie zu sehen, und sie wurden daher in den St. Jamespalast gebracht. Seine Majestät erkundigte sich bei ihnen längere Zeit nach ihrem Lande, und wie es ihnen ergehe; auch sprach er mit ihnen wegen des Zweckes, der die beiden Schiffe vier Jahre lang beschäftigt hatte. Königin Adelheid beehrte ebenfalls die Fremdlinge mit ihrer Gegenwart, und beschenkte sie auf eine Weise, die sie damals zu schätzen wußten, und wohl auch später nicht vergessen haben werden. Sie verließ nämlich das Gemach, in dem sie sich eben befanden, eine kurze Zeit, und kehrte mit einer ihrer eigenen Hauben zurück, die sie dem Mädchen anzog. Ebenso heftete sie einen ihrer eigenen Ringe an den Finger der letzteren, und gab ihr überdieß noch eine Summe Geldes, um

Die jungen Feuerländer im königlichen Palaste von St. James.

sich dafür mit Kleidern auszurüsten, wenn sie England verlasse, um in ihre Heimath zurückzukehren.

Die Weltumschiffung durch die Beagle unter dem Kommando Fitzroys beginnt eigentlich erst im Dezember 1831, wo das Schiff zum zweiten Mal zu einer längeren Reise die Küsten von England verließ. Als es an der Südspitze von Amerika anlangte, begannen sich an den drei Eingeborenen die Wirkungen zu äußern, welche ihr Verweilen in civilisirtem Lande auf sie hervorgebracht hatte und die Verachtung, die sie dadurch für die Horden, welchen sie ihrem Ursprunge nach angehörten, beseelte. York Münster lachte herzlich über die ersten, welche er sah, und nannte sie große Affen, Jakob Knopf sagte, sie seien dem Volke, dem er angehöre, und das sehr gutmüthig und sehr reinlich sei, nur wenig ähnlich, die kleine Feuerländerin war vor lauter Scham gerührt; sie versteckte sich und wollte sie nicht zum zweiten Male sehen. Der Kapitän sagt hierüber: „es war wahrhaft anziehend, die Wirkung zu beobachten, welche der dreijährige Aufenthalt in England auf ihren Verstand hervorgebracht hatte, ebenso die Wahrnehmung, wie vollständig sie die äußeren Erscheinungen und die Gewohnheiten ihrer ehemaligen Spielgefährten vergessen hatten; denn im Ganzen stand der Stamm, dem Jakob Knopf angehörte, eben so tief, als die schlimmsten derjenigen, für die er und York keine andere Bezeichnung hatten, als daß sie Affen seien. Ersterer hatte sogar seine Muttersprache verlernt." Sie kehren in ihre Heimath zurück.

Um Bildung und Kenntnisse unter den Abkömmlingen der Ureinwohner zu verbreiten und sie dadurch für die Lehren der Bibel empfänglich zu machen, hatte sich ein Missionär, Namens Matthews, in der Brigg eingeschifft. So wild auch die Sitten der Eingeborenen, so entwickelt auch ihr Hang zum Diebstahl war, und so wenig Menschenleben bei ihnen gesichert war, war es doch seine Absicht, in der kleinen Niederlassung von Woolya zu bleiben. Kaum war er jedoch, wenn auch nur für kurze Zeit, von seinen Landsleuten allein gelassen, so sah er ein, daß er neben der Gefahr, bestohlen zu werden, auch mit fortwährendem Verlust des Lebens bedroht sei, daß, mit einem Worte, das Eigenthum, was er mit sich führe, eine zu starke Lockung für die Wilden enthalte, um ihr widerstehen zu können. Er erklärte daher dem Kapitän der Brigg, daß er sein Leben nicht für sicher halte, so lange er sich unter einer solchen Menschenklasse befinde, was auch Jakob dagegen anführen möge. Allerdings war noch keine Gewalt gegen ihn gebraucht worden, Ein Missionär zu Woolya.

außer daß der Eine und Andere seinen Kopf niederdrückte, gleichsam um seine geringe Widerstandskraft zu zeigen; allein mehrere derselben hatten ihn mit harten Worten bedroht, und die Zeichen, die sie dabei machten, mußten ihn überzeugen, daß Gefahr für sein Leben vorhanden sei. Sie thaten alles Mögliche, um ihn den Tag über zu belästigen, und des Nachts, um seine Ruhe zu stören. Einige von ihnen benutzten jede Gelegenheit, um mit einem ihm gehörenden Geräthe oder Kleidungsstücke davon zu laufen. Diejenigen, deren Forderungen er ablehnte, bedrohten ihn auf's Furchtbarste. Mehr als Einer verließ wüthend seinen Wigwam und kehrte mit einem großen Steine in der Hand zurück, indem er ihm zu verstehen gab, daß sein Leben auf dem Spiele stehe, wenn er das an ihn gestellte Verlangen nicht erfülle. Glücklicherweise für Matthews war das Werthvollste seiner Habseligkeiten unter der Erde in dem Kellerraum verborgen, ohne daß es die Eingeborenen wußten, und die größeren Geräthe in einem Behälter unter dem Dache seiner Hütte aufbewahrt. York und der Feuerländerin ergieng es gut, wie es hieß; sie büßten nichts ein, allein Jakob wurde von seiner eigenen Familie vollständig ausgeplündert. Ein Garten, auf den die Seeleute große Sorgfalt verwandt hatten, und der mit europäischen Pflanzensorten angebaut war, ward von den Wilden mit Füßen getreten, obgleich Knopf alles Mögliche anwandte, um diese Beschädigung zu verhindern, indem er ihnen den Zweck des Anbaues auseinandersetzte. Als ihn die Europäer deßhalb befragten, nahm er eine bekümmerte Miene an, und sagte kopfschüttelnd: „Meine Landsleute sehr schlecht — große Thoren — begreifen gar nichts — sehr große Thoren!' Der Missionär schaffte sich und seine Habseligkeiten mit deutlicher Befriedigung in seinen Mienen an Bord des Schiffes, um einen günstigeren Augenblick abzuwarten, der ihm gestatte, das Licht der Religion in diese finsteren Gegenden zu tragen.

Große Wildheit der Eingeborenen.

Der Missionär verläßt das Feuerland.

Kapitän Fitzroy besuchte nach Verfluß eines Jahres nochmals Woolya und fand bei diesem Anlasse die Wohnungen verlassen; er hegte sogar Besorgnisse um die Sicherheit der früheren Bewohner derselben. Dieselben wurden jedoch durch die Ankunft Jakob Knopf's verscheucht. Derselbe nahte in einem Kahne, war aber jetzt nicht mehr gekämmt und gut gekleidet, wie früher, sondern nakt, wie seine Landsleute. Um seine Lenden trug er ein kleines Fell; sein Haar war lang und in Zöpfe geflochten; seine ganze äußere Erscheinung eine sehr elende. Die Wahrnehmung war indeß wohlthuend, daß er blos des äußeren Schmucks seiner Person entbehrte,

und noch immer die unschätzbaren Geistesgaben bewahrte, welche sein Aufenthalt in England ihm erworben hatte. Seine Kenntniß der englischen Sprache, seine bescheidenen Manieren und das Dankgefühl für empfangene Wohlthaten hatten ihn nicht verlassen. Dem Kapitän Fitzroy brachte er ein schönes Seeotterfell; für seine in England zurückgebliebenen andern Freunde ähnliche Geschenke; seine Gesundheit war gut und er mit seinem Loose zufrieden. Der Grund, daß Woolya verlassen war, bestand darin, daß von den feindlichen Stämmen des Nordostens Schaaren daselbst erschienen waren; auf einer nicht weit davon befindlichen Insel, die jetzt auf den Karten Buttoninsel (Knopfinsel) heißt, fanden die Flüchtigen eine sichere Zuflucht. York hatte lange Zeit die Absicht gehegt, in seine eigene, westlich gelegene Heimath zurückzukehren, und sich zu diesem Zwecke mit der Erbauung eines großen Kahns beschäftigt. Als solcher fertig war, überredete er Jakob, ihm mit allen seinen Kleidern und übrigen Habseligkeiten dahin zu folgen. Sie begaben sich auch längs des Beagle-kanals dahin auf den Weg, bis sie zu dem Stamme York's gelangten; als nun Jakob in seinem Kahne in Schlaf gefallen war, beraubten ihn die Andern alles dessen, was er besaß, und verschwanden. Es ist nicht ganz gewiß, daß York diesen Streich vorbedachte, oder mit eigener Hand dabei thätig war; allein man darf nicht vergessen, daß derselbe sich bereits im reiferen Alter befand, als er nach England kam, und es ist nicht anzunehmen, daß seine wilden Anlagen während der kurzen Zeit, die er unter civilisirten Nationen zubrachte, sich gänzlich verändert hatten. Die Feuerländerin fuhr jedoch fortwährend fort, sich gut und reinlich zu kleiden. Es ist dieß ein Beweis, daß sie nicht so leicht in die früheren barbarischen Gewohnheiten zurückfallen konnte, und daß die nakten Elenden, unter denen sie sich befand, zu große Achtung vor ihr hegten, um ihr irgend Gewalt anzuthun.

Handlungsweise der vier Feuerländer.

Aus den Beobachtungen der Naturforscher geht hervor, daß die Gesetze, welche die Wärmetemperatur in den nördlichen Gebieten der zwei großen Kontinente betreffen, von denjenigen abweichen, die in Bezug auf das Eismeer obwalten.

Wärmetemperatur in Südamerika.

Die westliche Seite Südamerikas bietet in der That den stärksten Gegensatz gegen die östliche dar, in dem Grade, daß die Art, wie sich das Hauptprinzip kund gibt, eine vollständig geänderte ist. Die trockenen Gegenden Patagoniens haben das ganze Jahr über klare Luft, und sind den Sommer über ausnehmend heiß; allein jenseits der Berge, welche sie

gegen Westen abschließen, ist die Scene total verändert. Der schmale Streifen der Westküste wird durch zahlreiche Buchten durchbrochen, die sich bis an den Fuß der hier die Höhe von 7,000 Fuß erreichenden Cordilleren erstrecken. Diese Buchten werden von ungeheueren Eisbergen überragt, wovon einer eine Länge von einundzwanzig Meilen hat. Unter der Schneeregion und zwischen den Vorgebirgen, die nichts als vollständige Eismassen vorstellen, wachsen undurchdringliche Wälder. Fortwährende Regen, die sich aus der stets umwölkten Luft ergießen, bedecken Inseln und Hügelseiten mit einer dichten Vegetation, die im Süden der des Feuerlandes gleich kommt; je näher der Seefahrer Chili kommt, desto schönere Wälder sieht er; statt nebelumhüllter Buchten begegnet er jetzt dem Charakter der tropischen Natur. Zu Valdivia, wo das Klima schon viel verschiedener ist, haben die Bäume eine ungleich glänzendere Farbe. Der aus Europa eingeführte Apfelbaum gedeiht hier gut, und hat sich bereits in die höheren Gegenden, in denen der Rio negro entspringt, verbreitet. Jenseits Valdivia werden die Wälder, die sich längs der Küste hinziehen, nach und nach dünner; auf den Seiten der Cordilleren erstrecken sich Wälder der schönen araukanischen Fichte, die den Eingeborenen einen werthvollen Nahrstoff liefert, nördlich bis zum Vulkan von Antuco. Im nördlichen Chili gibt es längs der Anden keine Bäume; ein Paar einzelne Stämme auf den östlichen Abhängen derselben bereiten den Reisenden auf den bevorstehenden Wechsel in der Natur vor. In Peru ist wieder der strenge Gegensatz gegen das Klima der geographischen Breite von Patagonien. Auf der Westseite der Bergkette liegt die Wüste; auf der Ostseite unermeßliches Walddickicht. An den Küsten von Peru fällt kein Regen, während er in dem Thale von Maynas auf der andern Seite niemals aufhört, ja ein Theil desselben soll jeden Tag des Jahres von einem Gewittersturm heimgesucht werden.

Das Klima von Valdivia.

Die europäischen Ansiedlungen in Peru u. s. w.

Der Erzählung des Kapitäns Fitzroy zufolge ist die Wahrnehmung eine angenehme, daß so manche Verbesserungen, welche auf beiden Seiten des südamerikanischen Kontinents stattgefunden haben, dem Kapital und der Thatkraft der hier angesiedelten Europäer zu verdanken sind. Uruguay verdankt ihnen einen besseren Landbau; sie legten Gärten auf den Pampas und auf den Hügeln von Tandil, südlich von Buenos Ayres, an; in ihren Händen befindet sich fast der ganze Küstenhandel. Indem sie den Fischfang, als ihrer unwürdig, den Eingeborenen überlassen, bringen sie trotz der Stürme, welche in der Magellansstraße hausen, in dieselbe

und in die engen Kanäle des Feuerlandes ein. In Chili haben sie die Kupferminen, welche in den Augen der Eingeborenen wenig Werth hatten, in gutes Metall zu verwandeln gewußt. Auf dem großen Tafelland von Curo Pasco in Peru haben sie den Eingeborenen eine große Wohlthat erwiesen, indem sie Steinkohlen entdeckten, und deren verschiedene Verwendung lehrten. Fitzroy erwähnt zwei auffallende Beispiele ihres Unternehmungsgeistes. Nicht weit von Arica, auf der Küste von Peru, befindet sich ein angenehm gelegenes Thal von großer Ausdehnung, das wegen Wassermangels jedoch vollständig unfruchtbar und öde ist; um dem abzuhelfen, hat sich aus englischen Ansiedlern eine Gesellschaft zu dem Zwecke gebildet, von den höchsten Spitzen der Cordilleren eine nie versiegende Wasserquelle in dasselbe zu leiten. Um dieses Ziel zu erreichen, ließ sie einen 14,000 Fuß hohen Gebirgskamm durchschneiden, und durch die so gebildete Oeffnung dem Strome, der seinen Ursprung in den Gletschern hatte, den Weg in's Thal bahnen. Dieses großartige Werk ist später vollständig gelungen.

Bewässerung eines unfruchtbaren Thales durch Europäer.

Das andere Beispiel aufgeklärter Unternehmung ist vielleicht noch auffallender. Der große See von Titicaca, in den bolivischen Anden, war, obgleich er von gutem Boden umgeben ist, und obgleich sich an seinen Ufern eine zahlreiche Bevölkerung angebaut hatte, niemals außer von kleinen Kähnen befahren worden. Bei seiner Lage zwischen Bergen, die sich mehr als 11,000 Fuß über den großen Ocean erheben, und seiner großen Entfernung von Wäldern, war das Erscheinen eines größeren Schiffes an seinen Ufern fast undenkbar. Allein ein Engländer, der einst Schiffbauer in einem der englischen Hafendocks gewesen war, wußte alle Schwierigkeiten zu besiegen. Er richtete zu diesem Behufe das Bauholz in einem Walde zu, der sieben Meilen im Innern liegt, setzte die Stücke am Ufer des Binnensees zusammen und ließ schließlich einen hübschen Schooner vom Stapel, mit dem er jetzt, zum großen Erstaunen der Küstenbewohner, denen eine solche Entfaltung von Ausdauer, Muth und Geschicklichkeit undenkbar war, auf dem See herumsegelt.

Von der amerikanischen Küste weg segelte die Brigg westwärts, um einige der größeren Inselgruppen des stillen Meeres und namentlich diejenige der Gesellschaftsinseln zu besuchen. Kurze Zeit vorher war in einem Theile der Besitzungen der Königin Pomare, der Souveränin von Otahaiti, an einem englischen Schiffe, dem Touro, Seeraub verübt worden. Die Königin hatte eingewilligt, für den Verlust, den die Engländer auf

An einem englischen Schiffe verübter Seeraub.

diese Weise erlitten, eine Entschädigung von 2,853 Dollaren zu zahlen. Kapitän Fitzroy fragte bei einer Zusammenkunft, die er mit der Königin und einigen Häuptlingen der Insel hatte, ob die deßfallsige Verpflichtung erfüllt worden sei. Taati, der die Stelle eines Premiers begleitet zu haben scheint, antwortete, daß weder eine Geld= noch andere Entschädigung geleistet worden sei. Als Fitzroy die Minister fragte, ob irgend ein unvorhersehbares Ereigniß die Königin an der Erfüllung ihrer Verpflichtung gehindert habe, und ob sie noch immer erbötig sei, solche zu erfüllen, antworteten dieselben, sie wüßten nicht, auf welche Weise und an wen die Zahlung zu geschehen habe, erklärten aber gleichzeitig, es sei ihr Wunsch, die Forderung und damit jeden Zweifel zu tilgen, als ob sie ihre Verpflichtungen nicht zu erfüllen bereit seien. Der Kapitän erinnerte hierbei die Königin an das feierlich gegebene Versprechen, ferner daran, wie sehr ihr Charakter als Königin unter einer Wortbrüchigkeit leiden müsse, und daß die englische Regierung Mittel genug besitze, eine etwaige Säumigkeit zu strafen.

Diese Worte schienen die beabsichtigte Wirkung zu thun. Es fand sofort eine lebhafte Verhandlung zwischen den angesehenern Einwohnern und den Häuptlingen statt, während die Königin schwieg. Der Beschluß lautete: die ganze Schuld sei auf einmal zu bezahlen. Sechs und dreißig Tonnen Perlmutter, die ihr gehörten, und gerade damals zu Papiete lagen, sollten einen Theil der Entschädigung bilden, der Rest unter ihren Anhängern gesammelt werden. Taati trat unter die Versammlung und redete sie auf nachdrückliche Weise zu dem Zwecke an, damit die Summe zusammenkomme. Der englische Kapitän dagegen stellte vor, man möge die unschuldigen Einwohner von Otahaiti nicht für das Vergehen der Bösewichter strafen, welche das Verbrechen begangen hätten; eine bloße, von der Königin und den Häuptlingen unterzeichnete Urkunde über die Schuld sei ihm lieber als die Zahlung derselben, wenn der unschuldige Theil der Bewohner darunter leiden sollte. Der Minister erwiederte darauf: die Ehre unserer Königin ist die unsere, wir wollen daher auch unsern Theil tragen, um solche rein zu erhalten. Aus demselben Grunde ziehen ihre Anhänger vor, diese Schuld auf einmal zu tilgen, statt einen Flecken auf ihrem Namen zu lassen. Wir sind entschlossen, alles Mögliche in dieser Sache zu thun, und die Schuld zu bezahlen, ehe das Kriegsschiff uns verläßt.

Vor einigen Jahren fand auf der Insel ein Ereigniß statt, das damals einen Wiederhall in der ganzen civilisirten Welt fand.

Römisch-katholische Missionäre waren von den Sandwichinseln nach Otahaiti gekommen, aber auf Anstiften des englischen Missionärs Pritchard wieder entfernt worden. Dieser unüberlegte Schritt hatte zur Folge, daß der französische Konsul dem Kapitän eines Kriegsschiffes seiner Nation, das bald darauf an der Insel anlegte, das bei dieser Gelegenheit von der Königin eingehaltene Benehmen in einem solchen Lichte darstellte, daß eine große Geldsumme für die zugefügte Beleidigung verlangt ward. Pomare, die nicht im Stande war, Widerstand zu leisten, sah sich genöthigt, dieselbe zu bezahlen. Solche Schritte müssen nothwendig der Verbreitung des Christenthums hinderlich sein, denn die Eigeborenen werden in ihrer Verstandeseinfalt bald einsehen, daß dieselbe Religion, welche ihnen Liebe predigt, auf solche Weise nicht einmal den Frieden unter denen erhält, welche ihre eifrigsten Bekenner sind. Die protestantischen Missionäre Otahaitis befürchteten offenbar, daß die Lehren und der Kultus der katholischen Religion größeren Eindruck auf das Volk machen würden, als die strengere Kirchenzucht, in der sie dasselbe bis dahin gehalten hatten. Ankunft römisch-katholischer Missionäre.

Nachdem Fitzroy noch die Keelinginseln, Neuseeland und Australien besucht hatte, kehrte er nach England zurück, wo er, nach einer Abwesenheit von vier Jahren und neun Monaten, im Oktober 1830 ankam. Rückkehr des Schiffes.

Chronometrische Beobachtungen waren der Hauptzweck der Weltumschiffung des Schiffes gewesen, an dessen Bord sich nicht weniger als 22 große Uhren befanden, und es war dafür gesorgt, solche stets im Gange zu erhalten. Die ganze Abweichung, die solche während dieser Reise um die Welt aufwiesen, betrug 33 Sekunden. Der Kapitän ist der Meinung, diese Abweichung könne von dem Magnetismus, der Elektrizität oder jeder andern verborgenen Ursache, welche auf eine solche Anzahl Instrumente, die man gleichzeitig auf einer so ausgedehnten Reise mit sich führte, gewirkt haben, herrühren. Immerhin ist es als ein wesentlicher Triumph der Wissenschaft zu erwähnen, daß während einer Reise, die fast fünf Jahre dauerte, die Fahrt um die ganze Weltkugel, chronometrisch gemessen, nur eine Abweichung von etwas mehr als einer halben Minute aufwies.

Kapitel 2.

Krusenstern, Kotzebue, Lutke.

Beweggründe, welche den russischen Hof zur Abordnung einer Gesandtschaft nach Japan veranlaßten. — Politik Katharinas II. — Die russischen Niederlassungen auf Kamtschatka veranlassen, einen Verkehr mit Japan einzuleiten. — Kaiser Alexander nimmt dieselben Ideen auf. — Ausrüstung der beiden Schiffe Nadeshda und Newa. — Krusensterns Versuchsreise. — Dessen Ankunft bei den Marquesasinseln. — Charakter der Eingeborenen. — Die Sandwichinseln. — Beschreibung Kamtschatkas. — Den Russen wird in Japan der Verkehr erschwert. — Fehlschlagen des Zweckes der Expedition. — Krusenstern untersucht die benachbarten Küsten, — kehrt nach Kamtschatka zurück. — Statistische Notizen. — Fahrt nach Kanton. — Ueble Behandlung, die er daselbst erfährt. — Kotzebue, auf die Entdeckungsreise ausgesandt, — kreuzt längs der Westküste von Amerika, — fährt in die Behringsstraße ein, — entdeckt die Meerenge, welche seinen Namen trägt, — verkehrt mit den Eingeborenen. — Chamissos-Insel. — Merkwürdiger Eisberg. — Bemerkungen über eine nordöstliche Durchfahrt. — Bemerkungen über Kalifornien. — Unterredung mit König Tamehameha. — Entdeckt die Inselgruppe Radack. — Ueber die Entstehung der Korallenklippen. — Krankheiten zwingen ihn zur Umkehr. — Wird nochmals ausgesandt. — Schilderung von Brasilien. — Besucht nochmals die Radackinseln. — Geht vor Neuarchangel vor Anker. — Die russische Ansiedlung daselbst. — Missionäre in Kalifornien. — Faktorei zu Roß. — Bemerkungen über die Sandwichinseln. — Weltumseglung Bellingshausens. — Weltumseglung Lutkes. — Ankunft desselben zu Neu-Archangel. — Die Aleuten. — Inseln Pribyloff und St. Mathäus. — Vulkan. — Abfahrt nach den Marianen. — Rückkehr in die Behringsstraße. — Uebersicht der von ihm gemachten Entdeckungen.

Die Entdeckungsreisen, welche der Gegenstand der nächsten Blätter sein werden, entsprangen aus dem sehr natürlichen Wunsche des Hofes von St. Petersburg, mit den verschiedenen Staaten, welche an der Ostküste von Asien liegen, engere Verbindungen einzuleiten, als diejenigen waren, welche die Souveräne von China und Japan bis dahin zuzugestehen gewillt waren. Von den Zeiten der Kaiserin Katharina II. an betrachteten es die Räthe der russischen Krone als eine Aufgabe der größten Wichtigkeit für das Wohlergehen der unermeßlichen Besitzungen derselben, daß der Handel ihrer Unterthanen möglichst ausgedehnt werde, und die Schifffahrt zunehme, da ohne solche Mittel sich der große Einfluß auf die übrigen Nationen Europas kaum werde behaupten lassen, den, ihnen zufolge, Rußland fortan geltend machen sollte. Die russischen Besitzungen von Kamtschatka, wie diejenigen der Inseln, welche zwischen dieser Provinz und dem Festlande von Amerika liegen, luden zu dem Versuche ein, einen Handelsvertrag

mit den Japanesen abzuschließen, die durch ihre insularische Lage fast nothwendig ein Seevolk waren. Katharina waren die Beschränkungen nicht unbekannt, denen sich die Holländer in Japan unterworfen sahen, und die Unterwürfigkeit, welche die Handelsleute dieser Nation in ihrem Verkehre mit den Japanesen an den Tag legten; allein sie neigte sich zu dem Glauben hin, der Ruhm ihres Namens und der Umstand, daß ihr Reich fast an Japan grenze, werde zu ihrem Vortheil entscheiden. Der den Russen einst von einem chinesischen Monarchen gemachte Vorwurf, daß, bevor sie neue Verträge unterhandelten, sie die alten erst treuer und pünktlicher vollziehen sollten, war nicht so leicht zu vergessen. In der That leistete das Ergebniß der von Katharina II. eingeleiteten Unterhandlungen nur geringen Ersatz für die Mühe, welche sie sich deßhalb gab, und den Stolz, den sie dabei verläugnete. So kam auch ihrem Enkel nichts davon zu gut, als der Wunsch, Handelsverträge mit diesen anmaßenden Autokraten, deren Besitzungen so nahe an sein eigenes Gebiet der Tartarei gränzten, abzuschließen, und so nach und nach näher mit den Maximen und Gebräuchen ihrer Höfe bekannt zu werden.

Bemühungen der Kaiserin Katharina II. für eine Ausdehnung des russischen Handels.

Kurz nach der Thronbesteigung Kaiser Alexanders I. im Jahr 1802 ward der Plan, eine Gesandtschaft nach Japan abzusenden, unter besseren Aussichten für das Gelingen derselben wieder aufgenommen. Man sah wohl ein, daß man bei den früheren Versuchen nicht gehörig zu Werk gegangen sei, namentlich, daß man sich einer kaum zu entschuldigenden Vernachläßigung des hierbei zu beobachtenden Ceremoniells schuldig gemacht habe. So z. B. war der Eindruck geblieben, daß man, was im Osten sehr wesentlich, nicht gehörig Prunk dabei entfaltet habe, und daß der Abgesandte von einem Range und einem Bildungsgrade gewesen, die nicht geeignet waren, den gewünschten Eindruck zu machen. Es kam noch ein weiterer Formfehler hinzu. Das Schreiben, das der Abgesandte zu überbringen hatte, war nicht von Katharina selbst niedergeschrieben, sondern von der Hand des Gouverneurs von Sibirien. Offenbar lag hierin ein Mangel an Achtungsbezeigung gegenüber einem souveränen Fürsten. Diese und andere Betrachtungen veranlaßten den Zaar, mit der Reise, welche den Zweck der Handelsausdehnung und der Länderentdeckung hatte, den einer diplomatischen Mission an seinen östlichen Nachbar zu verbinden. Zwei Schiffe, die Nadeshda und Newa, wurden für die Unternehmung ausgerüstet, und das erstere unter den Oberbefehl des Kapitäns Krusenstern gestellt, der auch mit dem nautischen Theil der Reise beauftragt

Die russische Gesandtschaft nach Japan.

Reise Krusensterns.

war. Aufgefordert, einen Kollegen zu nennen, wählte er für das Kommando des zweiten Schiffes den Kapitän Lisianskoy, der gleich ihm in der britischen Marine gedient hatte. Herr von Rezanoff ward zum außerordentlichen Gesandten erwählt, erhielt den St. Annenorden und die Geheimerathswürde. Viele andere Personen von Rang wurden der Gesandtschaft beigesellt; außerdem schlossen sich ihr noch Aerzte, Astronomen, Naturforscher und Handelsleute an. Auch einige Offiziere, worunter zwei Söhne von Kotzebue, fanden Aufnahme an Bord; ebenso, um die Liste zu vervollständigen, fünf Japanesen, die von den Russen einige Jahre vorher auf den Aleuten zu Gefangenen gemacht worden waren. Es ward verabredet, die Nadeshda solle den Gesandten nach Nagasaki bringen, die Newa sich bei den Sandwichinseln von ihr trennen, und allein nach der Niederlassung von Kodiack, auf der Nordostküste von Amerika, segeln, wo sie eine Ladung Pelzwaaren für den Markt von Kanton zu laden hätte. Von letzterem Hafen aus sollte sie wieder in's baltische Meer zurückkehren.

Große, dieser Reise beigelegte Wichtigkeit.

Die von Krusenstern geleitete Unternehmung, obgleich mehr eine Versuchs- als Entdeckungsreise, ist nichtsdestoweniger außerordentlich wichtig und zugleich anziehend in ihren Einzelheiten. Es war eine Sache der größten Wichtigkeit, festzustellen, wie der Repräsentant des mächtigen westlichen Souveräns in einem Lande aufgenommen werde, das während 150 Jahren Niemand zugelassen hatte, als die unterwürfigen Holländer, die von keinem andern Antriebe als dem des Gelderwerbs beseelt waren. Zum ersten Male sollte die russische Flagge auf einer Weltumseglungsreise, ja sogar zum ersten Mal auf der südlichen Halbkugel entfaltet werden. Die Schiffe, obgleich in England gebaut, wurden im russischen Reiche ausgerüstet und bemannt. Der Oberbefehlshaber benützte hierbei die Erfahrungen, welche er sich an Bord englischer Kriegsschiffe erworben hatte und hatte ebenso alle Vorkehrungen der Sorgfalt für die Mannschaft getroffen. Zur Ausrüstung der Schiffe gehörten sechs der besten Chronometer, welche London zu liefern im Stande war, und außerdem ein sehr werthvoller Apparat von Sextanten, Theodoliten und andere zu astronomischen, nautischen und philosophischen Zwecken dienende Instrumente.

Krusensterns Vorkehrungen.

Als die zwei Schiffe zu Kronstadt anlangten, wurden die Offiziere und die Mannschaft derselben mit einem Besuche vom Kaiser beehrt, der in seiner Eigenschaft als Haupt der Nation der Frau Krusenstern's für die Dauer von zwölf Jahren eine jährliche Pension von 1,500 Rubeln aussetzte, damit der Geist ihres Gatten während dessen Abwesenheit von

der Sorge für die Erhaltung seiner Familie befreit werde. Ein solches Geschenk ehrte nicht nur den Geber, als den Beschützer der Wissenschaft, sondern mußte auch für die Gefühle des Empfängers sehr wohlthuend sein, der dadurch die Dienste, die er leisten sollte, schon zum Voraus belohnt fand.

Abfahrt von Falmouth.

Der Plan zu der Unternehmung ward, wie oben erwähnt, im Jahre 1802 entworfen, allein die Ausrüstung erforderte so viel Zeit, daß die Schiffe erst am 5. Oktober des folgenden Jahres Falmouth, wo sie ihren Proviant vervollständigten, verlassen konnten. Um 8 Uhr dieses Tages betrug die Entfernung des Schiffes vom Leuchtthurme des Lizard ungefähr zwölf (englische) Meilen; um 9 Uhr hatten sie denselben aus dem Gesichte verloren, da ein frischer Wind wehte, ohne jedoch die Segel besonders stark zu schwellen. Die Nacht war so schön, als nur immer möglich, hell und keine Wolke am Himmel zu sehen; ein Umstand, der als gute Vorbedeutung für die lange Reise galt. In diesem Augenblick überließ sich der Befehlshaber der Nadeshda Betrachtungen, die mehr seiner Person galten, als daß sie bescheiden oder tief waren. Er dachte sich die Blicke des ganzen civilisirten Europas auf sich gerichtet. Da nun der Erfolg oder das Mißlingen der Unternehmung über seinen Ruf entschieden, so war er sich bewußt, daß der kleinste Schatten, der auf seinen Namen fallen würde, sein Heimathland in gewissem Grade mitbeflecken würde. Diejenigen, die sich ein Vergnügen daraus machen, Rußland herabzusetzen, würden, so urtheilte er, über einen unglücklichen Ausgang der Unternehmung frohlocken, und der erste mißlungene Versuch auf lange Zeit alle Hoffnung ausschließen, ihn wieder gut zu machen. Unterdessen tröstete ihn der Gedanke, daß er durch Annahme des ihm gewordenen Auftrags weiter nichts als seine Pflicht gethan habe, um so mehr, da man allgemein der Ansicht war, daß, wenn er abgelehnt hätte, der Plan, die Flagge seines Landes in die entferntesten Theile der Welt zu verbringen, gänzlich aufgegeben worden wäre. Rußland besaß keinen zweiten, ihm an Erfahrung, Wissen und Geschicklichkeit gleichkommenden Sohn; alle Familienbande traten daher vor der gebieterischen Pflicht zurück, die Pläne des russischen Kabinets zur Ehre des russischen Namens und des seinigen zu verwirklichen *).

Sorge Krusensterns wegen des Erfolgs.

Die Bedeutung der Gegenden, welche die Nadeshda zu besuchen im Begriffe war, hatte längst dem durchbringenden Geiste Peters des

*) Siehe Krusensterns Reise. Londner Ausgabe. Bd. I., Pag. 38.

Bemühungen Peters des Großen um den russischen Handel.

Großen vorgeschwebt; schon im Jahre 1716 hatte er die Fahrt eines Schiffes von Ochotsk nach Kamtschatka zum Behufe der Einrichtung einer Verbindung zwischen dieser Halbinsel und dem Festlande, und um dadurch den langsamen Landweg zu umgehen, befohlen. Auf seine Anordnung hin wurden die Kurilen im Jahr 1720 erforscht; noch eine kurze Zeit vor seinem Tode erließ er (1725) Instruktionen für die Ausrüstung einer Unternehmung, mit deren Befehl der berühmte Behring betraut wurde. Die Frage einer nordwestlichen Verbindungsstraße zwischen Asien und Amerika war während seines Aufenthaltes in Holland in ihm angeregt worden. Die Pariser Akademie der Wissenschaften hatte ihn lebhaft dafür zu begeistern gewußt. Aber erst im Jahre 1741, zur Zeit der Kaiserin Anna, wurden die Anstrengungen der russischen Marine von dem Erfolge belohnt, der blos ein gerechtes Verdienst ihrer bei der Erforschung derselben bewiesenen Ausdauer war. Behring und Tschirikoff bekamen endlich unter einem hohen Breitegrade das gegenüberliegende Festland zu Gesicht, und gaben mit ziemlicher Genauigkeit die Gränzen der Straße an, die fortan den Namen ihres Entdeckers tragen sollte. Später wurden noch, sowohl von Eingeborenen als von Ausländern, verschiedene Versuche mit mehr oder weniger Erfolge gemacht. Die im Jahr 1785 von Billing gemachte Entdeckungsreise gehört hierher; allein alle diese Seefahrer machten keine Entdeckung von Belang, sondern beschränkten sich darauf, bereits entdeckte Küstenstriche näher zu erforschen, oder kleinere Inseln aufzusuchen, die von früheren Weltumseglern unberücksicht gelassen worden waren.

Von den Russen errungene Erfolge zur See während der Regierung der Kaiserin Anna.

Die von Behring gemachte Entdeckung der nordwestlichen Ufer Amerikas legte den Grund zu dem Pelzhandel und später zu derjenigen russischen Handelsgesellschaft, welche den Pelzhandel ziemlich schwunghaft bis auf den heutigen Tag betrieben hat. Ihr Hauptcomptoir war in Irkutsk, einer Stadt, die, weil im Mittelpunkte des Reiches gelegen, den Verkehr zwischen den östlichen Theilen desselben und dem Sitze der Regierung zu vermitteln berufen war; da jedoch gewisse Unregelmäßigkeiten ihrer Agenten gemeldet wurden, namentlich, da die harte Behandlung, welche sie den Eingeborenen dieser Pelzdistrikte angedeihen ließen, zu den Ohren der höheren Beamten kam, so hielt es der Kaiser für geboten, den Sitz ihrer Handelsthätigkeit nach St. Petersburg zu verlegen, um dieselbe besser beaufsichtigen zu können. Krusensterns Werk behandelt diesen Gegenstand sehr ausführlich, da er in der Absicht, an den Gefahren und

Die russische Pelzhandelsgesellschaft.

Vortheilen dieses Handels im Verkehr mit den Chinesen, welche die Hauptkäufer dieses Artikels sind, Theil zu nehmen, sich genau mit demselben bekannt gemacht hatte. So hatte namentlich der Hauptzweck, die Ausrüstung der Newa, darin bestanden, den Pelzhandel auszudehnen und ihm Sicherheit zu verschaffen.

Die Reise der beiden Schiffe gieng nach der Küste von Brasilien und um das Kap Horn, ohne daß ein besonderes Ereigniß die Einförmigkeit derselben unterbrach.

Im Mai des folgenden Jahres warf die Nadeshda in der Bucht Anna Maria auf der Insel Nukahiva der Marquesasgruppe ihre Anker aus. Die Newa, welche durch heftige Winde bald nach der Fahrt um das Feuerland von ihr getrennt worden war, schloß sich ihr hier wieder an.

Die Insel Nukahiva.

Als sich Krusenstern der Bucht näherte, sah er einen Kahn mit acht Personen, wovon eine eine weiße Flagge trug, auf sein Schiff zurudern. Letztere war ein Engländer, Namens Roberts, der bereits neun Jahre auf der Insel lebte, an deren Küste er, wie er sagte, deßhalb ausgesetzt worden war, weil er sich geweigert hatte, an einer Verschwörung der Schiffsmannschaft Theil zu nehmen. Derselbe hatte in die königliche Familie von Nukahiva geheirathet und hielt es daher für angemessen, sich ganz wie die Eingeborenen zu kleiden; er trug daher nichts als einen Gürtel um seine Lenden. Außer diesem Engländer befand sich noch ein anderer Europäer, ein Franzose, auf der Insel.

Charakter der Eingeborenen.

Sowohl der Engländer als der Franzose stellten den Charakter der Eingeborenen in einem ausnehmend schlechten Lichte dar. Die einschmeichelnden Manieren derselben hatten den russischen Befehlshaber in dem Grade getäuscht, daß er erklärte, wären seine Augen nicht durch die erhaltenen Aufschlüsse geöffnet worden, so hätte er die Insel unter dem besten Eindrucke hinsichtlich der Eingeborenen verlassen. In ihrem Verkehre mit den Russen legten sie stets, seiner Versicherung zufolge, die besten Gesinnungen an den Tag, und im Handel einen hohen Grad von Ehrlichkeit; stets lieferten sie ihre Kokosnüsse ab, ehe sie sich das Stück Eisen übergeben ließen, das als Zahlung derselben gelten sollte. Zu jeder Zeit des Tages leisteten sie beim Holzfällen und Wasserholen ihre Dienste, und die Hülfe, welche sie bei solchen mühsamen Arbeiten gewährten, war keineswegs gering anzuschlagen. Das bei den Inselbewohnern des stillen Meeres so gewöhnliche Vergehen des Diebstahls kam sehr selten vor; sie schienen stets vergnügt und munter; und die beste Laune spiegelte sich in

Gute Laune der Eingeborenen.

ihren Mienen ab. Mit einem Worte, während der zehn Tage, die das russische Schiff daselbst vor Anker lag, hatte man nicht nöthig, auch nur eine Flinte gegen sie abzuschießen. Ihr friedfertiges Benehmen konnte allerdings, wie er zugibt, von ihrer Furcht vor Feuerwaffen herrühren; „allein", fährt er fort, „was berechtigt uns, bei ihrem Benehmen, das äußerlich unser Lob verdiente, irgend einen schlimmen Beweggrund zu argwöhnen, oder einen solchen bei einem Volke vorauszusetzen, das bis dahin nur sehr wenig in Berührung mit Europäern gekommen war, und daher nach der Lehre unserer Philosophen als vollkommen fleckenrein zu gelten hatte."

Ihre Grausamkeit im Kriege.

Nichtsdestoweniger war er zuletzt durch unumstößliche Belege zu der Bemerkung genöthigt, daß diese Inselbewohner nichts als ein grausames, unbändiges Volk, und, selbst das weibliche Geschlecht nicht ausgenommen, Menschenfresser seien; daß der Anstrich von guter Laune und Zufriedenheit, den sie sich zu geben wußten, nichts als eine vorgehaltene Maske war, um ihn zu täuschen, und daß nur die Furcht vor Strafe und die Hoffnung der Belohnung sie abhielt, ihren wilden Neigungen zu fröhnen. Die Unmenschlichkeiten, welche sie im Kriege begehen sollten, waren nicht länger ein Mährchen, eben so wenig die Wuth der Verzweiflung, mit der sie über ihre Opfer herfielen, indem sie deren Köpfe von ihren Leibern trennten und mit viehischer Gier das Blut aus den Schädeln tranken. Sie pflegen ihre Waffen mit Menschenhaaren zu schmücken, und gebrauchen Menschengebeine bei ihren meisten Hausgeräthen, ein Umstand, der schon an und für sich den Verdacht zu rechtfertigen scheint, wessen sie fähig seien, wenn sie Hunger empfinden oder vom Rachedurst beseelt sind. Der Engländer versicherte sogar und der Franzose bestätigte es, daß in Fällen der Hungersnoth Männer ihre Weiber und Kinder schlachten, und das Fleisch derselben, nachdem sie es zuvor gekocht oder geröstet haben, mit der größten Gier verzehren. Selbst das zarte Weib, dessen Blicke sonst nur die Hingebung der Liebe verrathen, nimmt, wenn es ihm erlaubt ist, Theil an dieser schauderhaften Mahlzeit *) der Eingeborenen.

Wie es scheint, waren jedoch die Nukahivas eben so heimtückisch als blutdürstig. Einige Jahre vorher, ehe Krusenstern die Insel besuchte, hatte ein amerikanisches Schiff im Hafen derselben, Anna Maria, angelegt,

*) „Alle Schädel, die wir von ihnen kauften, waren an einer Stelle durchbohrt, um Blut daraus zu trinken". Krusensterns Reisen, Vol. I., P. 180.



LIU-TSCHIU-INSELN.

TRACHTEN DER MITTELCLASSEN.

Carlsruhe, Kunstverlag.

und der Kapitän desselben, ein Quäcker, die Mannschaft unbewaffnet an's Ufer gehen lassen. Kaum hatten jedoch die Eingeborenen den vertheidigungslosen Zustand, in dem sich dieselbe befand, wahrgenommen, als sie sich in Schwärmen versammelten, um sie anzugreifen und in ihre Berge zu schleppen. Diese ihre verrätherische Absicht wäre auch sicherlich ausgeführt worden, hätte nicht dieser Engländer dem Könige der Insel vorgestellt, welche schlimmen Folgen für ihn ein solcher Verrath nach sich ziehen müßte, und dadurch denselben veranlaßt, die Fremden aus den Händen der Kannibalen zu befreien, die nach ihrem Blute dürsteten. Ein Fall ereignete sich, der Krusenstern vollends keinen Zweifel übrig ließ, daß die Güte, welche er ihnen gegenüber an den Tag gelegt hatte, statt Anerkennung bei ihnen zu finden, ihre Blutgier und Plünderungssucht nicht im Mindesten vermindert hatte. Es hatte sich unter ihnen das Gerücht verbreitet, eines der Schiffe sei beim Verlassen des Hafens auf den Grund gelaufen; darauf hin hatte sich in weniger als zwei Stunden eine große Zahl Eingeborener am Meeresufer mit Waffen aller Art: Keulen, Streitäxten und Speeren versammelt. Unzweifelhaft hegten sie die Absicht, die Mannschaft zu ermorden und das Schiff zu plündern, ein Verdacht, den der Franzose bestätigte. Derselbe benachrichtigte die Russen eiligst von dem Schicksal, das sie bedrohte, indem er hinzusetzte, das ganze Thal sei in Aufruhr, und hege die schlimmsten Absichten. Diese und ähnliche Beispiele belehrten die Russen, daß kein Funke besseren Gefühles unter ihnen zu finden sei, und daß sie ohne Zweifel der schlimmsten Menschenraçe angehören.

Ihre Heimtücke.

Ihr Blutdurst und ihre Plünderungssucht.

Der Charakter der Marquesasbewohner hat von dem Umstande, daß in neuerer Zeit eine französische Niederlassung unter dem Schutze und mit der Begünstigung der französischen Regierung daselbst stattfand, eine größere Bedeutung als bisher erlangt. Die Landsleute La Peyrouses sind bis jetzt in ihren Kolonisationsplänen nicht besonders glücklich gewesen, und das in vorliegendem Falle gewählte Feld scheint ebenfalls die Aussicht auf Gewinn jeder Art auszuschließen. Bereits haben sie den wilden, rachsüchtigen Charakter des Volksstammes, den sie zu regieren unternommen haben, kennen zu lernen Gelegenheit gehabt. Gewalt ist das einzige Gesetz, vor dem sich die Eingeborenen der Mendozagruppe beugen; der Kriegsübung ihrer neuen Gebieter werden sie die üblichen Waffen des Wilden: Betrug, Kriegslist und den unbändigen Ausbruch des Rachedurstes entgegensetzen. Wollen daher die Franzosen ihre Herrschaft auf

Französische Niederlassung auf den Marquesasinseln.

der Insel behaupten, so werden sie die Eingeborenen zuvor ausrotten müssen. Allein mit leichter Mühe werden sie nicht dahin gelangen, die Eingeborenen ihnen vielmehr den verzweifeltsten Widerstand entgegensetzen. Ihre gewöhnliche Kampfesweise besteht darin, daß sie so lange ihren Feind umschleichen, bis sich ihnen Gelegenheit bietet, ihn zu ermorden; bei ihnen gilt als großer Held, wer darin am gewandtesten ist, wer am längsten auf dem Bauche liegen kann, ohne sich zu rühren, wer im Stande ist, seinen Athem am längsten zurückzuhalten, am schnellsten zu laufen, oder mit der größten Behendigkeit von Fels zu Fels zu springen.

Die Sandwichinseln.

Krusenstern hatte darauf gerechnet, zu Nukahiva sein Schiff mit frischem Proviant versehen zu können, sich aber hierin getäuscht gesehen, da die Eingeborenen nichts als einige wenige Schweine abtreten konnten. Er beschloß daher, sich auf die Sandwichinseln zu begeben, statt auf Kamtschatka loszusteuern. Allein selbst Owaihi erfüllte seine Erwartungen nicht. Da die Küste dieser Insel außerordentlich gut angebaut ist, so war die daselbst herrschende Seltenheit der Lebensmittel um so weniger erklärlich. Die ganze Küste der Insel war mit Kokosnußbäumen bedeckt, und die Zahl der Häuser, Pflanzungen und Kähne ließ auf keine starke Bevölkerung schließen. Am Ostende steigt das Land nach und nach von der See bis zum Fuße des Berges Mauna Roa an, der, einer an Bord der Nadeshda vorgenommenen Messung zufolge, wenigstens 2,000 Fuß höher als der Pik von Teneriffa ist. Die älteren spanischen Weltumsegler, die in der That auch die ersten Entdecker der Sandwichinseln waren, beschrieben ihn ganz richtig als oben flach; denn der Gipfel desselben bildet, wenn er frei von Schnee ist, in der That eine vollkommene Fläche, eine einzige kaum erkennbare Stelle auf der Ostseite ausgenommen, die höher ist. Die Russen fanden die Eingeborenen von Owaihi physisch weniger

Die Bewohner von Owaihi.

ausgebildet, als die Bewohner Nukahivas; dieselben waren kleiner, weniger gut gebaut und dunkler in Hautfarbe, als letztere, allein geistig standen sie höher. Ein steter Verkehr mit Europäern, namentlich mit Engländern, von welch letzterer Nation sich mehrere auf der Insel befanden, muß günstig auf dieselben eingewirkt haben, und daher mag auch die Lebendigkeit, das lebhafte Auge und das muntere Wesen, was die meisten derselben auszeichnet, rühren. Auch der Bau ihrer Kähne weist auf eine Kunst hin, die den Bewohnern der Marquesasinseln noch unbekannt ist; dieselben gehen bei Führung derselben mit einer Gewandtheit zu Werke,

von der die Fischer der letzteren Inselgruppe, denen die See weniger natürliches Element ist, keine Vorstellung haben. Mit den Handelskenntnissen der Sandwichinsulaner war in den letzten zehn bis zwölf Jahren eine große Veränderung vorgegangen. Im Jahre 1789 fragte Tianna, der Häuptling von Atuei, welchen Kapitän Meares mit sich nach China genommen hatte, während seines Aufenthaltes in Kanton niemals auf andere Weise nach dem Preise von Waaren, als: „Wie viel Eisen gebt Ihr dafür?“ Im Jahre 1803 dagegen schienen die Eingeborenen dieses Metall sehr gering zu schätzen, da sie die nützlichsten daraus bereiteten Geräthe oder sinnreichsten Instrumente nicht einmal eines Blickes würdigten. Sie waren vielmehr mit nichts zufrieden, als was ihrer Eitelkeit fröhnte, wie z. B. ein in's Auge fallender Putz oder sonst hellfarbiger Schmuck.

Um die Mitte des Monats Juli schlug die Nadeshda die Richtung nach Osten zu ein, in der Absicht, Kamtschatka zu erreichen, wo Krusenstern eher Proviant zu finden hoffte. Wie er berichtet, hatte ihm, ehe er Rußland verließ, Graf Romanzoff eingeschärft, eine Insel aufzusuchen, von der man wußte, daß sie früher die Einbildungskraft der Holländer und Spanier viel beschäftigt hatte, obgleich ihre Existenz sich nur auf sehr alte, vielleicht mährchenhafte Berichte gründete. Die letzteren hatten, als ihnen zu Ohren kam, östlich von Japan sei eine an Gold und Silber ausnehmend reiche Insel entdeckt worden, im Jahre 1610 von Acapulco aus ein Schiff ausgesandt, um Besitz davon zu ergreifen. Die Holländer, welche der vermuthete Reichthum dieser so emsig gesuchten Insel ebenfalls anlockte, sandten zu gleichem Zwecke und mit Instruktionen, die denen des Hofes von Madrid gleich lauteten, zwei Schiffe unter dem Befehle von Mathias Kwast aus. Allein in beiden Fällen war das Mißlingen vollständig; von der Insel, deren unermeßliche Reichthümer alle auf die Auffindung derselben verwandte Mühe hatten lohnen sollen, fand sich keine Spur. Im Jahr 1787 erneuerte La Peyrouse den Versuch, allein mit nicht mehr Glück. In der That war er der einzige Weltumsegler der neueren Zeit, der dieses Entdeckerziel des siebenzehnten Jahrhunderts verfolgte; Cook, Clerke, Dixon, Vancouver, wie alle Anderen, die sich mit Erforschung der Küsten von Asien und Amerika befaßten, hatten dasselbe absichtlich außer Augen gelassen. Man darf sich daher nicht wundern, daß es Krusenstern nicht gelang, den Ruhm seiner Weltreise durch Entdeckung dieses orientalischen Perus zu vermehren.

Aufsuchen einer fabelhaften Goldinsel.

Kamtschatka.

Der Aufenthalt der Nadeshda in dem Hafen St. Peter und St. Paul in Kamtschatka war von keinem besonderen Ereignisse begleitet; das Wetter war beständig trüb und regnerisch; die Winde wehten aus allen Richtungen des Kompasses, was natürlich nur wenig zur Gesundheit der Mannschaft beitragen konnte. Sobald daher Krusenstern sich einige lebende Hausthiere und einiges Gemüse nebst einer Anzahl Fässer wilden Knoblauchs verschafft hatte, segelte derselbe nach Japan, um die Ungeduld des dahin bestimmten russischen Gesandten auf keine zu schwere Probe zu setzen.

Ueber das Kaiserreich Japan, dessen ältere Geschichte und gegenwärtige Zustände verweisen wir auf das Werk „Das Kaiserreich Japan" u. s. w. (Kunstverlag in Karlsruhe).

Krusenstern waren die Beschränkungen und Demüthigungen, welche die Japanesen sogar dem einzigen Volke, dem sie den Zutritt in ihr Land gestatteten, nämlich den Holländern, auferlegten, hinlänglich bekannt; allein an Bord seines Schiffes befand sich ein Gesandter von hohem Range mit Depeschen seines Hofes, beauftragt, von dem Beherrscher eines mächtigen Reiches Geschenke und Freundschaftsversicherungen zu überbringen. Krusenstern hoffte daher, man werde ihn mit Artigkeit, wahrscheinlich sogar mit mehr Auszeichnung, als man gewöhnlichen Kaufleuten angedeihen lasse, behandeln. Auf alle Fälle rechnete er darauf, die Erlaubniß zu erhalten, sich an den Hof von Yeddo begeben zu dürfen, und sich bei dieser Gelegenheit authentischen Aufschluß über die Zustände des interessanten japanesischen Volkes verschaffen zu können.

Schlechter Empfang, der den Russen zu Theil wird.

Allein alle seine Erwartungen wurden bitter getäuscht. Der Gesandte und dessen Gefolge, der Kapitän, die Offiziere und die Mannschaft des Schiffes wurden zwei Monate hindurch an Bord der Nadeshda gefangen gehalten, und während weiterer vier Monate in dem Winkel einer kleinen Insel, die in der Bucht von Nagasaki liegt, eingeschlossen. Der russische Weltumsegler drückte sich daher mit gutem Grunde über seinen Aufenthalt in Japan in der ihm eigenthümlichen trockenen Manier wie folgt aus: „Der Leser darf von mir keinen besonders günstigen Bericht über Japan erwarten, obgleich wir sechs Monate daselbst verweilten." Sobald als das Schiff vor Anker gegangen war, nahmen die japanesischen Behörden alles Pulver und Blei, alle Feuerwaffen, ja sogar die Jagdflinten der Offiziere weg, und es erfolgte das strenge Verbot zu landen oder in der Bucht, wenn auch nur in kleiner Entfernung von den Schiffen, zu rudern. Eine Ver-

letzung dieses Gebots wäre auch kaum ausführbar gewesen, denn das russische Schiff war von zweiunddreißig Wachschiffen umkreist, die Niemand durchließen. Als zwei holländische Schiffe bei der Abreise salutirten, erhielt Krusenstern den Befehl, den Gruß nicht zu erwiedern, denn die durch denselben erwiesene Ehre habe nicht den Russen, sondern dem Kaiser von Japan gegolten.

Nachdem die Verhandlung zwischen dem russischen Gesandten sechs Wochen gedauert hatte, erhielten die Russen die Erlaubniß, sich zeitweise an dem Ufer, welches ihrem Schiffe gegenüber lag, ergehen zu dürfen. Der ihnen hierzu eingeräumte Platz hatte eine Länge von 300 Fuß und eine Breite von 120 Fuß, war gegen das Land zu von einer hohen Bambuswand umschlossen und an jedem Ende durch einen Wachposten beaufsichtigt. Beschränkungen der Freiheit. Auf die bestimmteste Weise war namentlich jeder Verkehr mit den Holländern, die sich im Hafen befanden, untersagt; als die oben erwähnten zwei holländischen Schiffe nach Batavia absegelten, durften dieselben keine Briefe mitnehmen, mit einziger Ausnahme eines solchen von dem Gesandten an seinen Kaiser, und selbst in diesem durfte nur von den Vorfällen der Reise die Rede sein. Dieser offizielle Brief ward zuerst in's Holländische übersetzt, dann eine so genaue Abschrift davon gemacht, daß jede Zeile mit demselben Buchstaben endigte, wie das Original. Diese Abschrift ward alsdann bei dem japanesischen Gouverneur hinterlegt, das Original in seiner Gegenwart versiegelt, und von zweien seiner Sekretäre auf die Schiffe gebracht.

Unverschämtheit der Japanesen. Es scheint ein feststehender Gebrauch der Japanesen zu sein, daß sie niemals die Gelegenheit versäumen, einen Europäer zu kränken, und ihn fühlen zu lassen, wie wenig er sogar in den Augen des geringsten kaiserlichen Beamten geachtet ist. Krusenstern erzählt, daß er bald nach seiner Ankunft zu Nagasaki von verschiedenen Magistratspersonen oder Banjos einen Besuch erhielt, die, ohne auf seine Einladung zu warten, sich in seine Kajüte begaben und auf den Teppichen derselben niederkauerten; deren Diener stellten alsdann zu den Füßen eines jeden derselben eine Laterne, eine kleines Kästchen, worin Pfeife und Tabak sich befand, und ein Gefäß mit Kohlen, um ihre Pfeifen daran anzuzünden. Der Oberbeamte der holländischen Faktorei war mit ihnen gekommen, mußte aber länger als eine Stunde warten, ehe ihm erlaubt ward, sich der Gesellschaft anzuschließen. Als derselbe die Kajüte mit seinem Gefolge betrat, das aus seinem Sekretär, den zwei Schiffskapitänen

Die Japanesen besuchen Krusensterns Schiff.

und Herrn Pabst bestand, mußten alle mehrere Minuten in gebückter Stellung verharren und zwar auf Geheiß eines bloßen Dolmetschers. Dieselben wagten nicht einmal, wegen dieses ihnen auferlegten unwürdigen Zwangs Blicke unter sich zu wechseln. Ueberhaupt nöthigt man die Holländer, vor japanesischen Beamten dieselben Verbeugungen zu machen, wie die Eingeborenen, die sich flach auf den Boden werfen, den Boden mit ihren Köpfen berühren, und auf Händen und Füßen vorwärts kriechen, je nach dem Empfange, der ihnen zu Theil wird. Krusenstern bemerkt zwar, daß es für die Mitglieder der holländischen Faktorei schwierig sein müsse, sich auf den Boden zu werfen, wegen ihrer engen Tracht und der geringen Gelenkigkeit ihrer Glieder; um sie jedoch ungefähr dieselben Verbeugungen machen zu lassen, wie die Eingeborenen, zwang man sie, ihre Leiber zu bücken, bis sie rechte Winkel bildeten, und in dieser Stellung einige Minuten zu verharren; erst dann dürfen sie auf ein gegebenes Zeichen wieder ihre gewöhnliche Haltung einnehmen. Er findet kaum Worte genug, um diesen schmählichen und barbarischen Zwang zu brandmarken, und es sehr zu bedauern, daß eine erleuchtete europäische Nation, die ihre politische Existenz ihrem Freiheitsdrange verdanke, und sich durch große Thaten ausgezeichnet habe, sich aus bloßer Geldgier so sehr entwürdige, um sich bis zu diesem Grade dem Gebote verächtlicher Sclaven zu fügen. Es schmerzt, Ehrenmänner sich so vor einem Banjos benehmen zu sehen, der meist dem Abschaum des Pöbels angehört, und es nicht einmal der Mühe werth findet, nur die mindeste Notiz davon zu nehmen. *)

Die Russen mit mehr Rücksicht behandelt.

Den Russen gegenüber erlaubten sich die Japanesen keinen solchen Zwang. Zwar nahmen sie ihnen alle Feuerwaffen und Munition weg, allein die Offiziere hatten doch ihre Degen, die Soldaten ihre Musketen und Bajonette behalten dürfen. Als später sich der Gesandte an's Land begab, durfte ihn sogar sein bewaffnetes Gefolge begleiten. Zwar ward ihm diese Vergünstigung nur mit Widerwillen gewährt, und die japanesischen Dolmetscher hatten mehrere Tage alle Ueberredungskünste versucht, um ihn auf dieses Vorrecht seines hohen Ranges verzichten zu machen, indem sie ihm vorstellten, daß solches nicht nur gegen die Landesgesetze verstoße, sondern daß ihr Volk sich dadurch verletzt fühlen müsse, daß auf japanesischem Boden Bewaffnete einer andern Nation, gleichsam ihrem

*) Krusensterns Entdeckungsreise, Vol. I., Pag. 257—262.

Kaiser zum Trotze, Waffen trügen. In den Augen des Gouverneurs hatte die Sache eine solche Wichtigkeit, daß ein ganzer Monat mit Verhandlungen verfloß, bis Graf Resanoff die Erlaubniß erhielt, mit allen Rechten eines Abgesandten seines Hofes den Fuß an's Land zu setzen. Wahrscheinlich waren zuvor von Yeddo oder Miako Verhaltungsbefehle eingeholt worden.

Als endlich die Erlaubniß zum Landen ertheilt ward, sandte der Landen der russischen Gesandtschaft.
Prinz von Fisen zu diesem Zwecke sein eigenes Boot, ein Schiff, das an Größe und Pracht Alles übertraf, was Krusenstern bis dahin gesehen hatte. Seine Länge betrug 120 Fuß, die Wände und das Getäfel seiner zahlreichen Kajüten waren auf's Schönste lackirt; die Treppen, welche in dieselben führten und aus rothem Holze bestanden, waren so fein polirt, daß sie ebenfalls lackirt schienen. Das Verdeck war mit Matten und den kostbarsten Teppichen bedeckt; die Vorhänge von dem reichsten Gewebe, und die ganze Barke mit einer doppelten Reihe vielfarbigen Seidenstoffs behangen. Als Graf Resanoff das Verdeck betrat, ward die russische Flagge aufgepflanzt, und mit derjenigen des Prinzen geschwungen. Man sah die kaiserlichen Festungen mit neuen Fahnen und andern kriegerischen Zeichen geschmückt und von Japanesen in ihren besten Uniformen besetzt. Eine unermeßliche Flotte von Booten, die das prinz- Oeffentliche Aufnahme, welche dem Gesandten zu Theil ward.
liche Schiff umgab, begleitete den Gesandten nach der Stadt. So weit war diese Ceremonie des Repräsentanten eines großen Monarchen würdig. Allein nicht sobald hatte derselbe die für ihn bereit gehaltene Wohnung betreten, als alle Ausgangsthore derselben verschlossen und die Schlüssel derselben dem Gouverneur behändigt wurden. Auf diese Weise sahen sich der Gesandte und sein Gefolge während ihres Aufenthaltes am Lande bewacht; erhielten sie Besuch von dem russischen Schiffe, so mußte das Boot, was ihn gebracht hatte, stets genau so viel Personen zurücknehmen, als es gebracht hatte.

Nachdem die Ankunft des vom Kaiser von Japan bestimmten Bevollmächtigten sich mehrere Wochen verzögert hatte, kam derselbe endlich an und es begannen jetzt ermüdende Verhandlungen wegen der von beiden Seiten zu befolgenden Etiquette. Bei einer dieser Verhandlungen eröffnete Verhandlungen zwischen den Japanesen und Russen.
der japanesische Bevollmächtigte dem russischen, jetzt endlich seien die ihm in Yeddo versprochenen Verhaltungsbefehle eingetroffen. Solche lauteten dahin, daß niemals wieder ein russisches Schiff sich der Küste Japans nähern dürfe, und daß man sogar die Annahme der Geschenke und des

Briefes des Kaisers von Rußland verweigere. Als Grund dessen ward angegeben, daß der Kaiser von Japan durch dieselbe zu einem Gegengeschenke an den Kaiser von Rußland und zur Absendung eines Botschafters nach St. Petersburg genöthigt sein würde. Dieß würde aber nicht möglich sein, ohne die Landesgesetze zu verletzen, die seit undenklichen Zeiten einem jeden Japanesen zur Pflicht machten, sein Heimathland nicht zu verlassen.

Krusenstern war eben so wie die Mannschaft des von ihm befehligten Schiffes froh, Japan, dessen eigenthümliche Bewohner und starrsinnige Beamte verlassen zu können. Auf seiner Fahrt nach dem Norden bekam er eine Insel zu Gesicht, die er für Oki hielt. Als er sich der Straße von Songar näherte, die Niphon von Yesso trennt, wurde das Wetter günstig genug, um ihn in den Stand zu setzen, den Breiten- und Längengrad der beiden Vorgebirge, die das westliche Ende dieser Meerenge abschließen, näher bestimmen zu können. Auf seiner Fahrt nach Norden untersuchte er die Küste von Yesso, und entdeckte, daß der Pik de Langle und das Kap Guibert La Peyrouses nicht auf dem Festlande liegen, wie dieser berühmte Weltumsegler verzeichnet hatte, sondern auf zwei verschiedenen Inseln, zwischen denen und dem nordwestlichen Ufer er in die Straße einlief, die den Namen dieses Weltumseglers trägt. In einer Bucht, der er den Namen Romanzoff beilegte, gieng sein Schiff vor Anker.

Nicht sobald war dieß geschehen, als eine Anzahl Eingeborener an Bord kam. Ihre erste Begrüßung bestand darin, daß sie auf die Knie niederfielen, beide Hände auf den Kopf legten, sie dann über Gesicht und Brust gleiten ließen, und mit ihrem ganzen Körper eine tiefe Verbeugung machten. Die Russen beschenkten dieselben mit Zwieback und Branntwein, allein letzterer schien ihnen nicht zu schmecken. Einer von ihnen brachte eine ganze Bootladung ausgezeichneter Häringe, die der ganzen Schiffsmannschaft eine volle Mahlzeit gewährte. Diese Fische waren sehr gut, besser als sie Krusenstern jemals gefunden hatte; und da man hundert derselben für einen einzigen Messingknopf haben konnte, so war auch ihr Handelswerth so beschaffen, daß sich ein vortheilhafter Kauf daraus ergeben konnte.

Bucht im Norden von Yesso.

Krusenstern war nicht wenig von dem traurigen und unwirthlichen Klima des Landes enttäuscht. Die ganze Umgebung der Bucht bestand aus nichts als Kieselsteinen, Morast, Schnee oder aus einer dicken

Schneeschichte, auf der man nicht einen Schritt weit gehen konnte. Auf keinem einzigen Baume war ein Blatt zu sehen, weit umher kein grüner Fleck, etwas wilden Lauch und Meerfenchel abgerechnet, keine Spur von Vegetation, und doch befand man sich in der Mitte des Mai, und liegt die Nordseite von Yesso unter gleichem Breitegrad mit Venedig, Lyon und Mailand. Krusensterns Versicherung zufolge war die Vegetation auf Kamtschatka, als er diese Insel drei Wochen später besuchte, ungleich mehr vorgeschritten; in keiner der Westprovinzen Rußlands, selbst nicht zu Archangel, das doch 18 Grade mehr nördlich liege, erscheine die Jahreszeit noch in diesem Monate so rauh, wie hier.

Klima des Landes.

Eines Morgens kamen einige Japanesen mit einem Offiziere an Bord, die anscheinend durch die Ankunft der Russen nicht wenig beunruhigt waren, und in sie drangen, sich schnellstens wieder zu entfernen. Der sie begleitende Offizier namentlich schien schwere Befürchtungen zu hegen, und führte an, daß, sobald die Behörden von Matsmai, denen er darüber berichten müsse, von ihrer Landung an der Küste hören würden, sicherlich eine zahlreiche Flotte auslaufen werde, um die Eindringlinge zu strafen, die alsdann keine Gnade zu finden hoffen könnten. Die Russen vertrösteten ihn, daß, sobald die Nebel nachließen, sie sich entfernen würden, und ließen sich alles das von ihm mittheilen, was er über die Geographie des Landes entweder aus eigener Erfahrung oder von Hörensagen wußte. Er bestätigte ihnen das Vorhandensein einer Insel Karafuto, die sie allerdings, so wie das Wetter heller wurde, deutlich sahen, da sie nur durch eine etwa zehn Meilen breite Meerenge davon getrennt waren.

Unruhe der Eingeborenen.

Durch die Meerenge von La Peyrouse hindurch gelangten die Weltumsegler in die Aniwabucht, am Südende von Sagalien, von La Peyrouse Tschoka geheißen. Man hat Grund zu der Annahme, daß dieses von den Japanesen Karafuto geheißene Land keine Insel ist, wie derselbe annahm, sondern eine große, mit der östlichen Tartarei zusammenhängende Halbinsel. Ihren Namen erhielt sie von dem Amurflusse, den die Eingeborenen, du Halde zufolge, Sagalien-Ula heißen. Der englische Kapitän Broughton passirte diese Meerenge nordwärts auf der Westseite von Sagalien, bis er nur noch zwei Faden Wasser fand. La Peyrouse, der nicht so weit nördlich kam, und stets noch eine Tiefe von sechs Faden vorgefunden hatte, war der Meinung, der Kanal sei schiffbar und Tschoka sei eine Insel. Es existirt eine alte, von portugiesischen Missionären verfaßte Karte, auf welcher Sagalien als eine Halbinsel dargestellt ist, die mit

Die Aniwabucht.

Sagalien.

der östlichen Tartarei durch einen engen Meerbusen an der Stelle zusammenhängt, wo die Ula sich in das ochotskische Meer ergießt. Kapitän Krusenstern umfuhr das Nordende von Sagalien an der Ostseite, bis ihm die Strömung, welche offenbar vom Amur herrührte, ein weiteres Vordringen nicht mehr gestattete; er schließt sich dem Ausspruche Broughtons und der portugiesischen Missionäre an, daß es keine Insel, sondern eine Halbinsel sei. Wahrscheinlich ist dieser Kanal nichts als eine seichte Straße, etwa in der Art derjenigen von Manaar, welche die Insel Ceylon vom Festlande von Hindustan trennt, oder eine Sandbank, wie diejenige, welche der Isthmus von Table Bay und False Bay am Kap der guten Hoffnung bildet.

Handel der Japanesen in der Aniwabucht

Die Japanesen haben ihren Handelsverkehr so weit nördlich, als die Bucht von Aniwa liegt, ausgedehnt, und man sah eine Anzahl ihrer Schiffe Ladungen von getrockneten Fischen einnehmen. Krusenstern ist daher auch der Meinung, daß irgend eine handelsthätige europäische Nation hier eine Niederlassung gründen sollte. Man trifft daselbst Pelzwaaren, Felle von Wölfen, Hunden und Füchsen, wie auch gesalzene Fische in Menge; alle diese Waaren finden in Korea und China stets guten Markt. Selbst Kamtschatka und Sibirien würden sich von hier aus mit allen den europäischen Erzeugnissen versorgen lassen, welche sich die Bewohner dieser Länder vermittelst anderer Kanäle mit größeren Kosten und viel mehr Mühe verschaffen müssen. Wallfische, in deren Fang die Japanesen ungeübt sind, sind in der Bucht so zahlreich, daß es großer Vorsicht bedarf, wenn ein Nachen von ihnen nicht umgeworfen werden soll. Broughton zufolge sind Pferde, Hunde, Wildpret, Füchse und Kaninchen sehr zahlreich daselbst, die Thäler ungemein schön und es ergießen sich Bäche klaren Wassers durch dieselben; alle Pflanzen, die in Mitteleuropa wachsen, kommen daselbst fort.

Die Ainos.

Der russische Befehlshaber machte die Wahrnehmung, daß die japanesische Beamtenoberaufsicht bis hier an die äußerste Grenze des Reiches in voller Stärke gefühlt werde. Der Kommandirende des hier aufgestellten Wachpostens konnte von dem russischen Gesandten nicht dazu bewogen werden, das kleinste Geschenk anzunehmen; ja er lehnte sogar das Lieblingsgetränke der Japanesen, ein Glas Saki, ab. Der Zweck seines Amtes besteht darin, daß er in diesem entlegenen Landstriche den, wie es scheint, sehr unbedeutenden Handel überwacht, den die Kaufleute seines Landes mit den Ainos treiben. Krusenstern schildert das eben genannte

Volk als sehr gutmüthig, friedfertig, glücklich und zufrieden, obgleich ihm alles das mangelt, was man in den civilisirteren Theilen Europas als unumgänglich nöthig zur Zufriedenheit erachtet. Sie sind zwar etwas klein von Gestalt und dunkelfarbig, haben buschige Bärte und dünnes Hauptbaar. Darin gleichen sie den Eingeborenen von Kamtschatka, haben aber regelmäßigere und weniger starke Züge, als diese. Ihre Weiber sind von Natur eher etwas zu stark gebaut, und der Eindruck ihrer Erscheinung wird dadurch nicht gehoben, daß sie ihre Hände und ihr Gesicht stark tatowiren und ihre Lippen blau färben; allein die Russen waren der Meinung, daß diese Mängel vor der denselben eigenen großen Sittsamkeit einigermaßen zurücktreten. Stets spiegelte sich die Gutmüthigkeit ihres Wesens und der Wunsch zu gefallen in ihren Mienen ab, und beide Geschlechter legten eine große Sitteneinfachheit und Herzenseinfalt an den Tag. Krusenstern erklärt sie für das vortrefflichste Volk, mit dem er auf seiner langen Reise bekannt geworden sei. Ihr Anzug besteht meist aus Fellen von Land- und Seehunden. Einer oder der Andere trug einen Pelz oder ein gelbes Gewand, das aus Baumrinde gefertigt und mit blauem Tuche eingefaßt war. Ihre Hütten haben eine konische Form, bestehen ebenfalls aus Baumrinde, und sind mit Matten bedeckt. Wahrscheinlich sind solche nur für die Zeit des Fischfangs errichtet, da ihre ständigen Wohnungen in einiger Entfernung davon im Innern liegen.

Wir haben in den voranstehenden Blättern mit einem Blicke das Becken des großen Oceans und seine Ufer überschaut, und die Inseln, welche sich darin zwischen den Wendekreisen erheben, von Ostindien aus betrachtet, als von dem Mutterlande, dem sie angehören, und von woher die organische Natur und der Mensch sich auf dieselben verbreiteten. Kamtschatka.

Wir wenden uns jetzt von jenem Garten der Wollust nach dem düstern Norden desselben Wasserbeckens. Der Gesang verhallt. Ein trüber Himmel empfängt uns an der Gränze des nördlichen Passats. Wir dringen durch die grauen Nebel, die ewig über diesem Meere liegen, hindurch, und Ufer, die kein Baum beschattet, starren uns mit schneebedeckten Zinnen unwirthbar entgegen.

Wir erschrecken, auch hier den Menschen angesiedelt zu finden *) †).

---

*) Kotzebue, Entdeckungsreise in die Südsee.

†) Homo sapiens habitat intra tropicos palmis lotophagus, hospitatur extra tropicos, sub novercante Cerere carnivorus. Linnè, syst. natur.

Nachdem Krusenstern die Herbstzeit mit der Untersuchung der benachbarten Küste zugebracht hatte, woran ihn schließlich das Vorkommen großer Eisberge störte, begab er sich nach Kamtschatka, auf welcher Fahrt er mit genauer Noth bei den Kurilen dem Schiffbruche entgieng. Was er über den Hafen von St. Peter und St. Paul sagt, hat viel Interesse für den praktischen Seemann, kann aber nicht leicht für sonst Jemand unterhaltend oder belehrend sein. Um dieselbe Zeit verließen Graf Resanoff und dessen Gefolge die Nadeshda und begaben sich auf dem Landwege nach St. Petersburg. Bald darauf nahm Krusenstern die Erforschung der an der tartarischen Küste gelegenen Inseln wieder auf, in deren Verfolg er das Nordende von Sagalien umfuhr, das er aus einer Fortsetzung von sandigen Dünen bestehend fand. Er überzeugte sich jeden Tag mehr, daß das erwähnte Gebiet in der That eine Halbinsel, keine Insel, ferner, daß es ein Theil der tartarischen Besitzungen sei, und von dem Khan dieses Landes in Anspruch genommen werden könne, daß aber auch kein Schiff bei gewöhnlichstem Wasserstande die zahlreichen Landzungen und Buchten untersuchen könne, die sich von der Mündung des Amur bis zur Gränzlinie des russischen Gebietes erstrecken.

Das nördliche Sagalien.

Während seines Aufenthaltes zu Kamtschatka sammelte Krusenstern viel werthvolles statistisches Material über diese Insel. Ihm zufolge macht der erste Anblick der Stadt den Eindruck auf den Beschauer, als bestehe dieselbe blos seit einigen Jahren und sei kürzlich verlassen worden. Man sieht durchaus nichts, was schließen ließe, daß die Stadt von civilisirten Menschen bewohnt sei. Die Bucht von Awatska und die drei unweit davon liegenden sind gänzlich verödet; selbst in dem schönen Hafen von St. Peter und Paul sieht man nicht ein Boot. Dagegen sind die Ufer mit stinkenden Fischen angefüllt, um deren Besitz sich halbverhungerte Hunde streiten. Zwei Baydaren *), die in den Hafen gehören und an's Land gezogen sind, könnten den Glauben verstärken, daß die Kolonie blos neueren Ursprungs sei, sähe nicht der Fremde gleichzeitig das Wrack eines Dreimasters, der offenbar schon seit einer Reihe von Jahren in seinem gegenwärtigen Zustande und an seiner jetzigen Stelle liegt. Vergebens würde er beim Anlanden auch nur nach einem einzigen gut gebauten Hause, nach einer Straße, oder sogar nach einem Pfade sich umsehen,

Der Hafen von St. Peter und Paul.

*) Ein großes, offenes, ganz flaches, aus Seelöwenhäuten verfertigtes Boot. Auf dem Lande selbst gebrauchen es Kamtschadalen und Nordamerikaner als ein Zelt.

auf dem sich Jemand mit Bequemlichkeit nach der Stadt begeben könnte; er sieht keinen Garten, keine Wiese, überhaupt keine Pflanzung irgend einer Art, nichts als einige wenige Hütten, die meist deutliche Spuren des Verfalls zeigen. Statt der Brücken, die über die Bäche, welche von den benachbarten Bergen herab durch die Stadt fließen, führen sollten, sind blos Planken gelegt, die man nicht ohne große Vorsicht überschreiten darf. Fünf oder sechs Kühe, die in der Nähe der Häuser grasen und zahllose Hunde, die ihre Lagerstätten in Erdlöchern haben, sind das Einzige, was dem Hafen von St. Peter und Paul Leben verleiht. Da der größte Theil der Einwohner aus Sagalien stammt und den ganzen Tag abwesend ist, so kann sich der Fremde Stunden lang in der Stadt aufhalten, ohne einem einzigen menschlichen Wesen zu begegnen. Verödung des Hafens.

In solch dürftigem Zustande befindet sich diese Niederlassung, unstreitig der bedeutendste Platz Kamtschatkas, und doch besitzen ihn die Russen seit fast 150 Jahren. Gewöhnlich gibt man die große Entfernung, welche die Insel von der Hauptstadt des Reiches trennt, als Grund dafür an, daß die Hülfsmittel, welche sie bietet, so sehr vernachläßigt sind, und daß ihr bloßer Name schon so ungünstige Eindrücke erweckt; allein offenbar müssen noch andere Ursachen mitwirken, um den Glauben zu bestärken, daß Kälte, Hunger und Elend jeglicher Art auf der Insel heimisch, und daß ihre Bewohner vom Schicksale dazu verdammt seien, alle die moralischen und physischen Genüsse zu entbehren, auf welche die Menschen von jeher den höchsten Werth gelegt haben. Man behauptet zwar, daß in der Nähe der Stadt das Klima etwas unfreundlich, und daß daselbst Nebel und Regen häufig sind. Allein diejenigen, welche verschiedene Jahre im Innern der Insel zugebracht haben, stimmen darin überein, daß im nördlichen Theil der Insel das Klima weit besser ist, als meist dasjenige der südlichen Theile; dagegen ist der Boden mit wenigen Ausnahmen fruchtbarer. Es kommt in demselben jede Getreidefrucht und die meisten Gemüsesorten fort; die lange Dauer des Winters hindert das Wachsthum der gewöhnlicheren Pflanzenarten nicht. Das Haupthinderniß aller materiellen Wohlfahrt ist die grenzenlose Faulheit der Bewohner und ihre Unmäßigkeit im Genusse geistiger Getränke, die sie fast zu jeder Thätigkeit unfähig macht. Würde, sagt Krusenstern, der Besitzer eines Gartens — und es steht einem Jeden frei, so viel Land anzubauen, als er will — seinen Boden im Mai umgraben, so würde er seinen Tisch mit Salat, Rettigen, Gurken und Hülsenfrüchten das ganze Jahr hindurch versehen Das Klima Kamtschatkas.

können. Allein Niemand fängt die Bodenarbeit vor Juli an, was schon zu spät ist, um die Früchte reifen zu machen. „Ich brachte die Sommermonate zweier Jahre auf Kamtschatka zu, nämlich den ganzen Mai und einen Theil des Juli, auch den ganzen August und September, und kann versichern, daß ich während dieser vier Monate so viele angenehme, heitere Tage auf der Insel verlebte, wie auf jedem anderen Gebiete, das unter dem gleichen Breitegrade liegt. Der Monat Juni war so schön, als er möglicherweise nur in dem glücklichsten Klima sein konnte; und doch betrachten sie diese Zeit als zu früh, um den Boden zu bearbeiten, obgleich der Schnee alsdann aus den Bergen schon ganz verschwunden und die Erde vollständig aufgethaut ist *).

Der Sommer auf Kamtschatka.

Die Kamtschadalen sollen die christliche Religion bekennen.; allein ihre Priester, für deren Bezahlung fast nichts geschieht, bringen ihrem Stande wenig Ehre. Die Entbehrung, welcher dieselben dadurch ausgesetzt sind, nöthigt sie, Handel zu treiben, und ihre geistigen Pflichten dem Gelderwerb oder vielmehr dem Trieb der Erhaltung ihres Daseins hintanzusetzen. Man wird es daher erklärlich finden, daß sie bei dem Volke weder geachtet noch beliebt sind.

Der Priesterstand Kamtschatkas.

Da das andere Schiff, die Newa, mittlerweile an der Nordwestküste Amerikas sich damit beschäftigt hatte, Pelzwaaren für den chinesischen Markt zu laden, so wurde es jetzt nöthig, daß beide Schiffe, um auch diesem Zwecke ihrer Aussendung zu genügen, nach Kanton segelten, um daselbst ihre Ladungen zu veräußern. Als sie vor dieser eben genannten Stadt ankamen, was gegen das Ende des Jahres 1805 geschah, zeigten die beiden Kapitäne den Behörden ihre Absicht an. Sogleich ward von denselben die Erlaubniß dazu ertheilt. Als sie in Folge dessen ihre Geschäfte zum größten Theile beendigt hatten, ward diese Erlaubniß wieder zurückgezogen, und ihnen bedeutet, daß sie des Kaisers Befehle aus Peking abwarten sollten. Da die Schifffahrt in diesen Meeren ihrem Schlusse nahe war, so stellten die europäischen Kaufleute das Ungerechtfertigte der Maßregel vor, indem die Russen ja eine China befreundete Nation seien, auch Niemand an Bord der Schiffe den mindesten Grund zu einer Klage gegeben habe. Diese verständige Vorstellung that ihre Wirkung; die Ladungen durften vervollständigt werden und die beiden Schiffe beschleunigten ihre Abreise.

Beschlag, den die Chinesen auf die russischen Schiffe legen.

---

*) Krusenstern, Entdeckungsreise.

Allein die Tyrannei und üble Laune der chinesischen Regierung beschränkte sich nicht auf das erwähnte Verbot; denn kaum hatten die Schiffe die Bocca Tigris passirt, als ein kaiserlicher Befehl anlangte, sie sogleich anzuhalten. Dieses Dokument besagte: der Gouverneur Hoppo Yen habe den Hof von Peking von der Ankunft zweier russischer, von den Kaufleuten Krusenstern und Lisiansky befehligter Schiffe, die Pelzwaaren und baares Geld an Bord hätten, unterrichtet; der besagte Hoppo habe mit Zustimmung des Vicekönigs Ho und des Sub-Vicekönigs Sun den Hongkaufleuten den Verkehr mit diesen russischen Schiffen erlaubt. Dieses Verfahren ward jedoch höchlich mißbilligt und hinzugesetzt, Hoppo sei in hohem Grade schuldig, ebenso Ho, und sie verdienten den schärfsten Tadel, hauptsächlich deßhalb, weil der Name „Rußland" dem Hofe von Peking gänzlich unbekannt, oder nur in so fern bekannt sei, als derselbe gleichbedeutend mit dem Worte Go-lo-se, unter welchem Namen man Rußland besser kenne. Der Hoppo und seine Mitschuldigen sollten daher forschen, ob diese Kaufleute wirklich der Nation der Go-lo-se angehörten, und wenn dieß der Fall, warum sie, die bis jetzt auf dem Wege von Kiachta und der Tartarei mit dem himmlischen Reiche verkehrt hätten, jetzt auf einmal ihren Weg nach Kanton hätten finden können; auch sollten sie zu erkunden suchen, ob die Fremdlinge auf ihrem Wege dahin andere Reiche besucht hätten, die ihnen hätten angeben können, wie sie den Weg nach dem himmlischen Reiche fänden; schließlich sollten die Beamten zu erforschen suchen, ob die Ladungen beider Schiffe den Kapitänen oder dem Souverän ihres Landes gehörten, und vermittelst Eilboten das Erfahrene nach Peking melden. Seien die Schiffe vor Ankunft dieser Depeschen abgereist, so sei nichts mehr zu ändern; um aber ähnlichen Gesetzübertretungen für die Zukunft vorzubeugen, dürfe fortan kein anderes fremdes Schiff, außer denjenigen, welche gewöhnlich die chinesischen Häfen besuchten, unter keiner Bedingung zugelassen werden, bevor die Befehle des Hofes eingeholt und in bester Form bekannt gemacht seien.

Kaiserlicher in Betreff ihrer, erlassener Befehl.

Wortlaut des kaiserlichen Befehls.

Dieser den Russen von ihren chinesischen und japanesischen Nachbarn zu Theil gewordene Empfang war sicherlich wenig geeignet, bei ihnen die Neigung zur Erneuerung von Handels- und diplomatischen Beziehungen mit denselben zu wecken. In der That war auch der russische Gesandte von den in Nagasaki erlittenen Beleidigungen so sehr erbittert, daß er, kaum nach St. Petersburg zurückgekehrt, auf einen Kriegszug gegen die

Erbitterung des russischen Gesandten v. Resanoff.

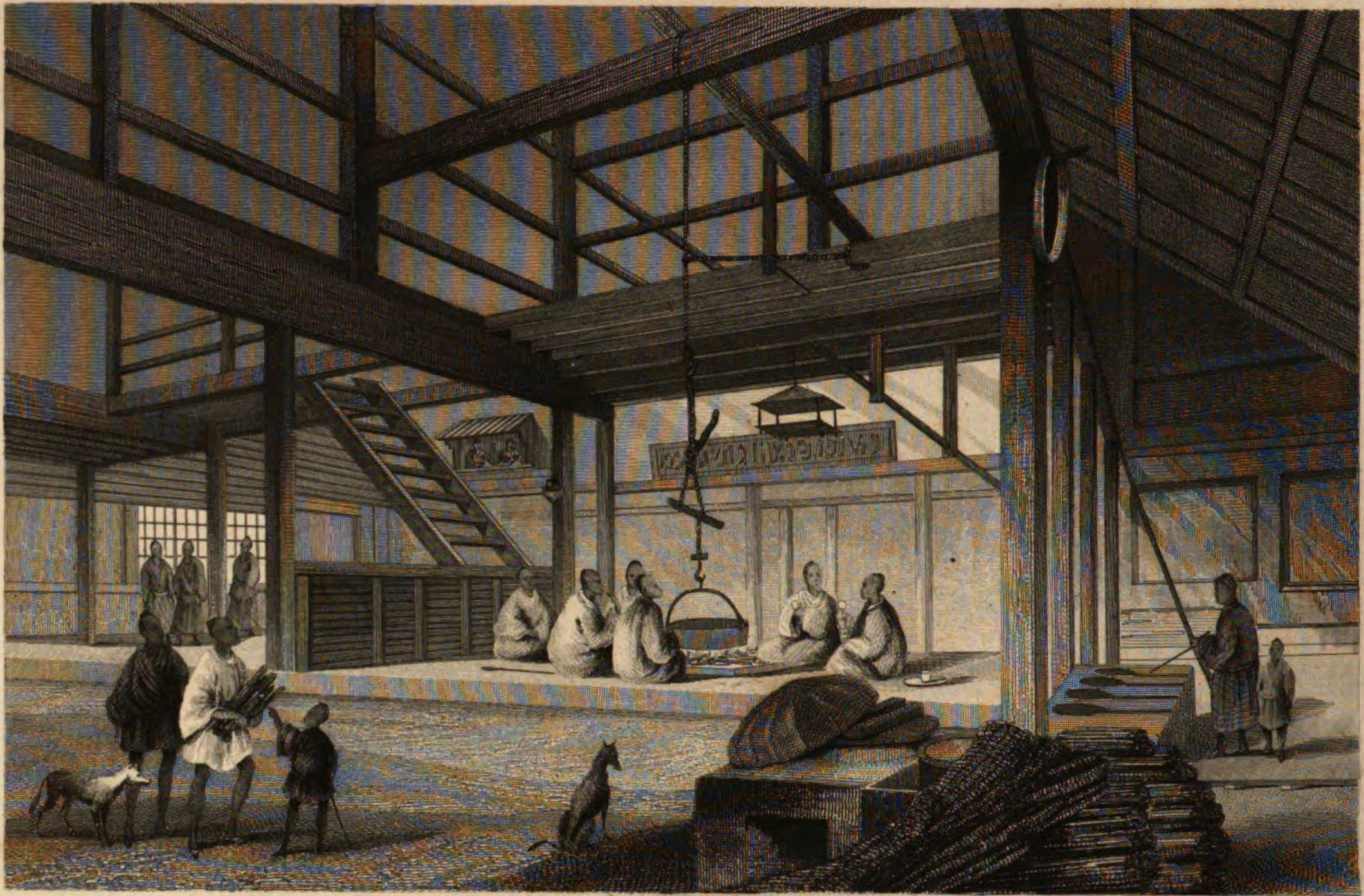
japanesischen Besitzungen der Aniwabucht und der Nordküste von Yesso sann. Nach unserer Meinung wäre es viel verständiger und zugleich menschlicher gehandelt gewesen, hätte man eine Niederlassung von tüchtigen Landbauern, Künstlern und Schiffseigenthümern in diesem entlegenen Winkel der Welt gegründet; es wäre alsdann Aussicht gewesen, sich auf friedliche Weise Reichthümer zu erwerben und zugleich die Lage eines gutmüthigen Volkes zu verbessern, das von der japanesischen Regierung in entwürdigender Unterwürfigkeit gehalten wird.

Reise Lisianskoys.

Drei Jahre, nachdem das Werk Krusensterns ausgegeben war, erschien ein ähnliches unter dem Namen Lisianskoys, der sich, wie unsere Leser bereits wissen, bei den Sandwichinseln von der Nadeshda getrennt und nach Kodiak und den anderen russischen, an der Küste von Nordamerika gelegenen Niederlassungen begeben hatte. Da sich derselbe hauptsächlich mit dem Ankauf von Pelzwaaren und dem Kleinhandel mit den Eingeborenen, der sich nothwendig hieraus ergeben mußte, beschäftigte, so fehlte es ihm dadurch an Gelegenheit, unsere Kenntnisse bezüglich der Erdkugel zu erweitern, oder neues Licht auf die Küsten, Buchten, Landzungen und Inseln zu werfen, die vor ihm der Engländer Cook so sorgfältig untersucht hatte. Lisianskoy hat jedoch großen Antheil an dem Verdienst, das sich Krusenstern erwarb. Diesem ist die Wissenschaft für viele werthvolle Beobachtungen in der Astronomie und Meteorologie verpflichtet, in so fern, als diese Zweige der physischen Erforschung mit den Fortschritten der Schifffahrt in allen Theilen des großen Oceans enge zusammenhängen. Auch die Beschreibung der nordöstlichen Gegenden Asiens, namentlich diejenigen des tartarischen Meerbusens, des ochotskischen Sees und der Kurilen hat sehr durch ihn gewonnen.

Reise v. Kotzebues in die Südsee u. s. w.

Kotzebue, dessen Entdeckungsreise wir zunächst schildern werden, hatte sich unter dem Oberbefehl Krusensterns auf der Nadeshda befunden und ward von diesem als die geeignete Person zur Führung des Rurik, eines auf Kosten des Reichskanzlers Grafen Romanzoff ausgerüsteten Schiffes, empfohlen. Der Hauptzweck dieser Unternehmung war die Lösung des geographischen Problems einer schiffbaren Straße zwischen dem atlantischen und stillen Meere um das Nordende von Amerika. Zuerst hatte man die Absicht, diese Straße mitten durch das Polarmeer hindurch zu suchen; da man sich jedoch das Gelingen eines solchen Versuches als kaum möglich dachte, so beschloß man schließlich, in die Behringsstraße einzufahren und zu versuchen, ob man durch das Eis von



JAPANESISCHE KÜCHE.

Carlsruhe, Kunstverlag.

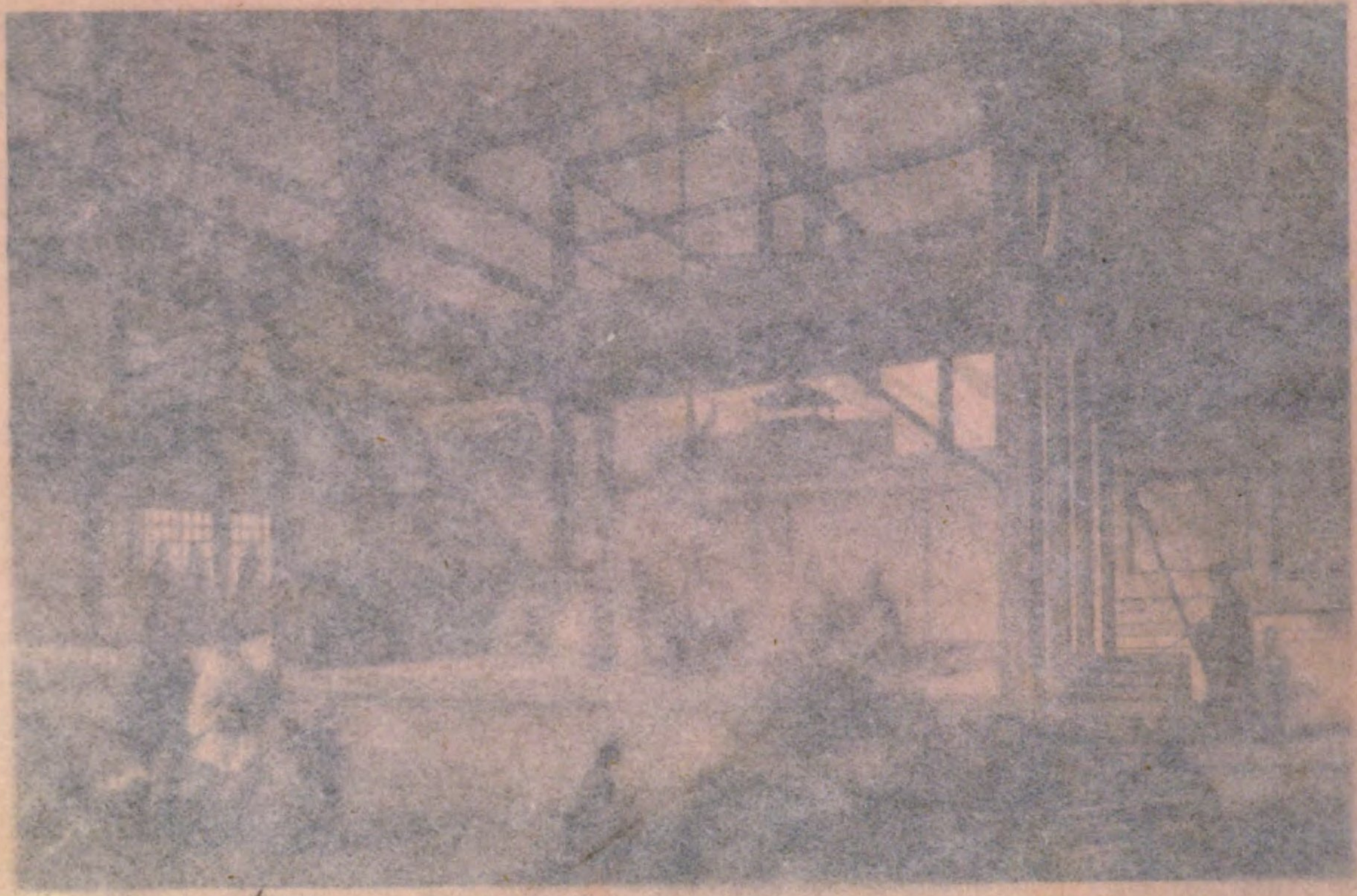
[illegible] Osten bringen könne. Zu gleicher [illegible] [illegible] Osten nach Westen und zwar in [illegible] [illegible] in den amerikanischen Freistaaten [illegible] [illegible] zu diesem Behufe mit verschiedenen [illegible] [illegible] ausgerüstet, allein ungeahnte Schwierigkeiten [illegible] [illegible] in Verbindung mit der Nachricht [illegible] [illegible] zu dem gleichen Zwecke auszurüsten [illegible] [illegible] zweiten Theil seines Planes [illegible] [illegible] Verbindung zwischen der [illegible] [illegible] zu finden, so [illegible] [illegible] welche Cook [illegible] [illegible] welche nicht ermöglichten [illegible] [illegible] befanden sich [illegible] [illegible] Weltumsegler nicht hatten [illegible] [illegible] geringe Aussicht übrig, es lasse sich vielleicht [illegible] Mündung eines großen, sich in's Eismeer ergießenden [illegible] dessen man das atlantische Meer leichter [illegible] dem beschwerlichen Wege um das Polarcap.

…wierigkeiten, …ich der Aus- …hrung ent- …genstellten.

[illegible] für die Reise wurden dem Eifer und der Erfah- [illegible] überlassen, der auch diesmal sich nach London [illegible] solchen Reise unentbehrlichen Gegenstände besser [illegible], als sonst wo.

…rüstungen zu …zebues Reise.

[illegible] Oktobers 1815 verließ der Rurik die Küsten [illegible] Richtung auf Teneriffa zu. Von da segelte das Schiff [illegible] um das Kap Horn. Nachdem es im Hafen Con- [illegible] aufgehalten hatte, kam es im darauffolgenden [illegible] Auf dieser ganzen Reise kam nichts vor, was [illegible] von hoher Belehrung oder [illegible] [illegible] bald die russischen [illegible] [illegible] zusteuern; als er sich [illegible] [illegible] Inselgruppe, die den Namen [illegible] [illegible] war keineswegs einladend [illegible] [illegible] über einer felsigen Bucht lag [illegible] [illegible] sahen wir Menschen und [illegible] [illegible] die Bewohner dieser Insel, welche bis jetzt noch von [illegible] worden, kennen zu lernen, [illegible], unseren [illegible] Gelegenheit zur Untersuchung des unbekannten Landes zu



JAPANESISCHE KÜCHE.

Carlsruhe, Kunstverlag.

Westen aus nach Osten bringen könne. Zu gleicher Zeit wollte der Graf eine Durchfahrt von Osten nach Westen und zwar in einem größeren Schiffe versuchen, das er in den amerikanischen Freistaaten anzukaufen beabsichtigte; bereits waren zu diesem Behufe mit verschiedenen Personen daselbst Unterhandlungen angeknüpft, allein ungeahnte Schwierigkeiten stellten sich dem entgegen, und waren in Verbindung mit der Nachricht, daß die Engländer eine Expedition zu dem gleichen Zwecke ausrüsteten, die Veranlassung, daß er den zweiten Theil seines Planes fallen ließ. Was die Hoffnung betraf, eine Verbindung zwischen der See von Kamtschatka und dem atlantischen Meere zu finden, so war man sich ohne Zweifel bewußt, daß die Untersuchungen, welche Cook und Clerke in der Behringsstraße gepflogen hatten, solche nicht ermuthigten; allein nördlich und südlich von diesem Wasserwege befanden sich Theile dieser amerikanischen Küste, welche diese berühmten Weltumsegler nicht hatten erforschen können. Es blieb also nur die geringe Aussicht übrig, es lasse sich vielleicht irgendwo daselbst die Mündung eines großen, sich in's Eismeer ergießenden Stromes finden, vermittelst dessen man das atlantische Meer leichter erreichen könne, als auf dem beschwerlichen Wege um das Polarcap.

Schwierigkeiten, die sich der Ausführung entgegenstellten.

Die Ausrüstungen für die Reise wurden dem Eifer und der Erfahrung Krusensterns überlassen, der auch dießmal sich nach London begab, wo die zu einer solchen Reise unentbehrlichen Gegenstände besser und billiger zu haben sind, als sonst wo.

Zurüstungen zu Kotzebues Reise.

Erst gegen Ende des Oktobers 1815 verließ der Rurik die Küsten von England in der Richtung auf Teneriffa zu. Von da segelte das Schiff nach Brasilien, später um das Kap Horn. Nachdem es im Hafen Conception zu Chili sich kurz aufgehalten hatte, kam es im darauffolgenden Juni in Kamtschatka an. Auf dieser ganzen Reise kam nichts vor, was in abgekürzter Form dem Leser Belehrung oder Unterhaltung bieten könnte. Kotzebue verließ bald die russischen Niederlassungen und ließ auf die amerikanische Küste zusteuern; als er sich derselben näherte, fand er sich bald in der Inselgruppe, die den Namen St. Lorenz trägt. Der erste Anblick, den dieselbe bot, war keineswegs einladend; hohe Berge waren mit Schnee bedeckt, und über einer felsigen Bucht lag dichter Nebel. Kotzebue schreibt: „Am Ufer sahen wir Menschen und Zelte, und sowohl der Wunsch, die Bewohner dieser Insel, welche bis jetzt noch von keinem Seefahrer besucht worden, kennen zu lernen, als auch, unseren Naturforschern Gelegenheit zur Untersuchung des unbekannten Landes zu

geben, bewog mich, eine Fahrt dahin zu unternehmen. Zwei vierrudrige Boote wurden sogleich auf's Wasser gesetzt, und wir traten, mit Pistolen, Säbeln und Flinten wohl bewaffnet, die Fahrt an. In einer kleinen Entfernung vom Ufer begegnete uns eine Baydare mit zehn Insulanern, welche sich furchtlos näherten, uns laut zuriefen, die sonderbarsten Bewegungen machten, und, indem sie Fuchsbälge in die Höhe hielten, uns auf's Eifrigste zuwinkten. Ihre in der Baydare versteckten Waffen bemerkten wir wohl, und beobachteten daher die größte Vorsicht. Es kam jedoch bald an den Tag, daß der Rurik nicht das erste europäische Schiff war, welches sie sahen; denn neben dem, daß sie uns Tauschgeschäfte anboten, baten sie um ein Geschenk von Tabak. Dieselben glichen in vielfacher Beziehung den Bewohnern von Norton Sund, wie sie uns Cook beschrieben hat; sie sind von mittlerer kräftiger Gestalt, und ihr Aussehen ist ein gesundes; ihre äußerst einfache Kleidung besteht aus Fellen, und ihre Wohnungen sind im höchsten Grade schmutzig."

Diese Insel wird von den Bewohnern Tschibocki, und das Land im Osten (Amerika) Kililak geheißen. Der Theil der Insel, welchen Kotzebue sah, gewährte einen höchst traurigen Anblick. Derselbe besteht aus ziemlich hohen mit Schnee bedeckten Bergen; kein einziger Baum, nicht einmal niedriges Gesträuch schmückt die grauen Felsen, nur hin und wieder sproßt kurzes Gras zwischen dem Moose hervor; wenige Pflanzen erheben sich kümmerlich über der Erde; doch blühte auch hier manche Blume.

Eine religiöse Ceremonie der Wilden

Von der Nordseite der St. Lorenzinseln her sah man mehrere Baydaren, jede mit zehn Mann, sich dem Schiffe nähern. Mit kläglichen Stimmen sangen sie ein trauriges Lied; hierauf erhob sich Einer aus ihrer Mitte, hielt einen kleinen schwarzen Hund empor, und sprach mit Nachdruck einige Worte. Nachdem dieß geschehen war, zog er sein Messer, mit dem er dem Hunde einen tödtlichen Streich versetzte, und warf dann das arme Opfer in's Meer. Die Bedeutung dieses Opfers scheint von Kotzebue und dessen Mannschaft nicht begriffen worden zu sein; uns scheint es, nach der Feierlichkeit, womit die That vollzogen wurde, und dem Stillschweigen, was während derselben herrschte, religiöser Art gewesen zu sein. Daß es in den Augen der Wilden eine wichtige Handlung war, geht noch mehr aus der Thatsache hervor, daß sie erst, nachdem diese Ceremonie beendigt war, sich an Bord wagten.

Es konnte nicht Wunder nehmen, daß in einer Gegend der Welt, wo die ganze Küste mit Inselgruppen eingefaßt ist, Kotzebue manche

noch in keiner Karte verzeichnete Insel fand. Nachdem derselbe um das Kap Prinz von Wales herumgefahren war, entdeckte er eine kleine Insel, die er nach einem Offizier, der mit ihm unter Krusenstern gedient hatte, Ratmanoff hieß. Nördlich von dem eben genannten Kap erstreckt sich eine Niederung, auf welcher man viele Jurten*) und aus Wallfischknochen erbaute Gerüste zum Trocknen der Früchte sah. Die ganze Niederung ist mit üppigem Grün bedeckt; Bäume gibt es hier nicht, wohl aber niedriges Gesträuch und nur auf den Gipfeln der Berge lag etwas Schnee; sehr viele Wohnungen, welche die Küste bedeckten, deuteten auf eine starke Bevölkerung; eine Baydare, welche die Weltumsegler unter Segel sahen, hatte keineswegs die Absicht, an's Schiff zu kommen, sondern nahm ihren Lauf nach Norden.

Die Insel Ratmanoff.

„Wir giengen auf die Jurten, welche an der Küste in gerader Linie aufgebaut sind, zu, wurden aber für's Erste nur von Hunden bewillkommt. Schon hatten wir die Dächer der Jurten bestiegen, ohne auf einen Menschen zu stoßen, die frischen Spuren aber, welche überall sichtbar waren, bewiesen uns, daß sie, furchtsamer wie ihre Hunde, bei unserer Annäherung geflüchtet waren. Wir untersuchten jetzt das Innere der Wohnungen und fanden sie reinlich und bequem. Der Eingang an der Südostseite bestand aus einer drei Fuß hohen, mit Holz gestützten Oeffnung, welche noch nach außen von beiden Seiten durch Erdwälle verlängert war; beim Hereintreten befand man sich in einem sieben Fuß hohen, eben so breiten und zehn Fuß langen Raum, dessen Wände und Decke mit Holz gekleidet waren. In einer kleinen Bucht sahen wir zwei Kähne von der Beschaffenheit, wie sie auf den Aleuten üblich sind, jeden jedoch nur mit einem Menschen, vom gegenüberliegenden Ufer mit der größten Schnelligkeit auf uns zukommen. Sie näherten sich unserem Lagerplatze bis auf fünfzig Schritte, hörten dann auf zu rudern, beobachteten uns aufmerksam, indem sie sich ihre Bemerkungen mittheilten, und fiengen endlich an, uns zu überzählen. Alle unsere Mühe, die Amerikaner durch Freundlichkeit und durch Sachen, die wir ihnen zeigten, an's Ufer zu locken, war vergeblich; sie schlugen mit beiden Händen an ihre Köpfe, und fielen dann wie todt hin, wahrscheinlich um uns zu verstehen zu geben, daß sie ihres Lebens in unserer Nähe nicht sicher wären. Das Feuergewehr mußte ihnen indeß fremd sein, da sie sich nur in der Ent-

*) Unterirdische Wohnungen.

fernung eines Flintenschusses von uns hielten, obgleich eine Menge Flinten um uns aufgestellt waren. Die Kleidung dieser Amerikaner bestand aus Wallfischdärmen, ihr Aeußeres war ungemein schmutzig und ihre Gesichter hatten den Ausdruck der Grausamkeit. Nachdem sie uns lange und mit vielem Mißtrauen beobachtet hatten, warfen sie in die Gegend ihrer Wohnungen ein Paar Pfeile, wahrscheinlich ein verabredetes Zeichen, wir aber traten unsere Fahrt in die Bucht nach Osten an."

Kotzebues Sund.

Kotzebue nannte die Bucht nach dem einzigen Offizier, welcher unter ihm diente, Schischmareff, die Insel nach dem Admiral gleichen Namens, Saritscheff.

Indem er eine nähere Untersuchung der Strömungen und Sandbänke, auf welche er hier stieß, auf das nächste Jahr verschob, entschloß er sich jetzt, mit seinem Schiffe in die Behringsstraße einzulaufen, die nur eine kurze Zeit des Jahres offen ist. Am 1. August nahm er wahr, daß sich die niedrige Küste weit nach Osten erstreckt. Um elf Uhr befand er sich am Eingange einer breiten Oeffnung; die verfolgte Küste verlor sich; in Osten und im Norden zeigte sich ein hohes Gebirge.

Aufregung Kotzebues.

Der Befehlshaber des Rurik war jetzt im Begriff, eine Entdeckung zu machen, die ihm stets einen Namen auf dem Felde der Länderentdeckung sichern wird. Ein seltsames Gefühl ergriff ihn bei dem Gedanken, daß er vielleicht vor der so lange gesuchten nordöstlichen Durchfahrt stehe, und daß das Schicksal ihn auserkoren, der Entdecker derselben zu sein. Er fühlte sich beklemmt, und zugleich bemächtigte sich seiner eine Ungeduld, die ihn nicht ruhen ließ, und die durch die vollkommene Windstille noch erhöht ward. Um wenigstens an's Land zu fahren, und von einem Hügel aus die Richtung des Ufers deutlich zu erkennen, ließ er zwei Boote ausrüsten. Um zwei Uhr Nachmittags war man auf dem Wege, die Tiefe nahm regelmäßig ab, eine halbe Meile vom Lande fand man nur noch fünf Fäden. „Wir landeten ohne Schwierigkeit neben einem Hügel, den ich sogleich bestieg, und von hieraus bemerkte ich in der Straße nirgends Land; die hohen Berge im Norden bildeten entweder Inseln, oder waren eine Küste für sich; denn daß beide Küsten nicht zusammenhängen konnten, erhellte schon aus dem großen Unterschiede dieses sehr niedrigen und jenes auffallend hohen Landes. Von meinem Hügel hatte ich eine weite Aussicht in das Land, welches in einer großen Ebene fortlief, nur zuweilen unterbrochen von Morästen, kleinen Seen und einem Flusse, der sich in allerlei Krümmungen schlängelte und in unserer Nähe seinen Ausfluß hatte.

So weit das Auge reichte, war Alles grün; hin und wieder blühten Blumen, und Schnee sah man nur in weiter Ferne auf den Gipfeln der Berge; dennoch durfte man nur einen halben Fuß tief graben, um unter diesem Rasenteppich noch Alles gefroren zu finden. Es war meine Absicht, die Küste auf den Booten weiter zu untersuchen; eine Menge Baydaren aber, die von Osten längs dem Ufer auf uns zukamen, hielten mich davon ab; bald landeten fünf derselben, jede mit 8 bis 10 Mann, welche alle mit Lanzen und Bogen bewaffnet waren, in unserer Nähe. Auf der Spitze eines jeden Bootes befand sich an einer hohen Stange ein Fuchsbalg, mit dem sie uns unter lautem Geschrei zuwinkten. Meine Mannschaft mußte sich zur Vertheidigung bereit halten, und ich selbst gieng mit den Gelehrten den Amerikanern entgegen, welche, sobald sie uns kommen sahen, sich wie Türken in einen großen Kreis auf die Erde setzten, wodurch sie ihre friedlichen Absichten bezeichnen wollten; zwei Anführer hatten sich von den übrigen abgesondert niedergelassen. Wir traten wohlbewaffnet in den Kreis, und bemerkten, daß sie zwar die meisten Waffen in den Booten zurückgelassen, aber in den Aermeln lange Messer versteckt hielten; auf ihren Gesichtern war Mißtrauen, Neugier und Erstaunen zu lesen; sie sprachen sehr viel, wovon wir aber leider nicht ein Wort verstanden. Um ihnen meine freundschaftlichen Gesinnungen zu beweisen, ließ ich Tabak austheilen; die beiden Anführer erhielten eine doppelte Portion, und Aller Freude über dieses Geschenk war sehr sichtbar; diejenigen, welche zuerst Tabak erhalten hatten, waren schlau genug, heimlich ihre Plätze zu verändern, in der Hoffnung, noch einmal beschenkt zu werden. Sie schätzen den Tabak sehr und kauen ihn eben so gern, als sie ihn rauchen. Es war ein wunderlicher Anblick, diese wilde Horde im Kreise sitzen und aus weißen steinernen, mit hölzernen Stielen versehenen Pfeifen rauchen zu sehen. Auffallend ist es, daß der Gebrauch des Tabaks schon in diese Gegend gedrungen ist, die noch kein Europäer besuchte; die Amerikaner erhielten diesen Artikel, sowohl als andere europäische Waaren, aus Asien von den Tschuktschen. Den beiden Anführern schenkte ich Messer und Scheeren, und letztere, die ihnen ganz unbekannt schienen, machten ihnen besonders Freude, als sie bemerkten, daß sie sich damit das Haar beschneiden konnten; sie giengen sogleich im ganzen Kreise von Hand zu Hand, und Jeder versuchte ihre Schärfe an seinen Haaren. — Diese Amerikaner sahen wahrscheinlich zum ersten Male in ihrem Leben Europäer und wir betrachteten uns gegenseitig mit großer Neugier. Sie sind über mittleren

Verkehr mit den Eingeborenen.

Wuchses, von starkem Körperbau und gesundem Aussehen; ihre Bewegungen sind lebhaft, und sie scheinen sehr zum Scherze geneigt; ihre Gesichter, die etwas Zügelloses, aber nichts Dummes haben, sind häßlich und schmutzig, und zeichnen sich durch kleine Augen und sehr hervorstehende Backenknochen aus; auf beiden Seiten des Mundes haben sie Löcher, worin sie mit blauen Glasperlen verzierte Wallroßknochen tragen, was ihnen ein fürchterliches Ansehen gibt. Das Haar hängt lange herunter, der Scheitel aber ist kurz geschoren und Kopf und Ohren ebenfalls mit Glasperlen geschmückt. Die Kleidung besteht in Fellen, die jedoch kaum die Knie bedecken; dabei tragen sie lange Hosen und kleine Halbstiefel von Seehundfell."

Tracht und Schmucksachen der Eingebornen.

Dem Anscheine nach hatte dieses isolirt lebende Volk mehr als die gewöhnlichen Fortschritte in den mechanischen Künsten gemacht. Am Ufer ward ein runder, aus Stein erbauter Thurm bemerkt, der ungefähr drei bis vier Faden hoch war, und einen Faden im Durchmesser hatte; da er aber nicht näher untersucht ward, so läßt sich nichts über seinen Ursprung oder den Zweck, zu dem er dienen sollte, bestimmen. Die Indianer wagten sich nicht auf das Verdeck, hielten sich aber nahe am Schiffe, und verkauften den Russen viele Kleinigkeiten von ihrer Arbeit für Messer, Spiegel, Tabak und dergleichen; Felle, deren sie verschiedene hatten, wollten sie denselben nicht überlassen, da sie ihnen keine langen Messer geben konnten, für die allein ihnen schwarze Füchse feil waren. Während des Handelns ward so viel gescherzt und gelacht, als ob die Seefahrer von lustigen Südseeinsulanern und nicht von ernsten Nordländern umgeben wären. Ihre Waffen bestehen aus Lanzen, Bogen, Pfeilen und einem zwei Fuß langen Messer in einer Scheide; diese militärische Ausrüstung, die sie nie ablegen, beweist, daß sie mit andern Völkern in unaufhörlichen Kriegen leben. Ihre sehr gut aus Eisen gearbeiten Lanzen gleichen denen, welche von den Russen an die Tschuktschen verhandelt werden, woraus erhellt, daß sie mit diesen in Handelsverbindungen sein müssen.

Bewaffnung der Eingeborenen.

K o t z e b u e nährte noch immer die Hoffnung, daß er auf dem Wege, auf dem er sich eben befand, die gesuchte Durchfahrt finden werde; seine Erwartung war auf's Höchste gespannt. Belebt durch diese Aussicht brachte er dreizehn Tage damit zu, die Ufer der Bucht zu untersuchen; allein der einzige Weg, der daraus führt, hieng allem Anschein nach mit dem Norton-Sund und einer westlich gelegenen Wasserstraße zusammen, die

wahrscheinlich dahin führte, wo man eben gewesen war, d. h. in die Bucht von Schischmareff. Er beschloß daher, seine Untersuchung bis zum nächsten Jahre beruhen zu lassen, wo er interessante Entdeckungen zu machen hoffte; war er auch nicht sicher, die nordöstliche Durchfahrt zu finden, so hoffte er doch, da das Land tiefe Einschnitte hatte, noch viel weiter nach Osten dringen zu können.

Im Verfolge seiner Forschungen kam er an eine Insel, die er zu Ehren des an Bord seines Schiffes befindlichen deutschen Naturforschers Adalbert von Chamisso benannte. Von einem etwas erhöhten Punkte derselben aus genoß man eine weite Fernsicht, und überzeugte sich, daß von da, wo man stand, die Entfernung bis zum Festlande an der schmalen Stelle eine deutsche Meile betrug. Das Land war felsig und hoch, Schnee sah man nirgends, die Höhen waren mit Moos bedeckt und an den Ufern wuchs üppiges Gras. Kotzebue sagt: „ich gestehe gerne, daß ich mich selten heiterer gefühlt habe, als hier; wozu der Gedanke, du bist der erste Europäer, der dieses Land betritt, wohl viel beigetragen haben mag.“ Der Bucht gab er den Namen „Bucht der guten Hoffnung,“ stets in der Zuversicht, daß es ihm als Weltumsegler noch gelingen werde, sein Ziel durch einen der Wasserarme, welche aus derselben führen, zu erreichen.

Es war Kotzebue beschieden, hier eine merkwürdige Entdeckung zu machen. Er und seine Gefährden waren nämlich bei ihrem Aufenthalte auf der Insel viel umher gestiegen, ohne zu bemerken, daß sie auf lauter Eisbergen wandelten. Der Doktor fand jetzt auf einer etwas weiteren Tour einen Theil des Ufers herabgestürzt, und sah mit Erstaunen, daß das Innere des Berges aus reinem Eise bestand. Auf diese Nachricht giengen Alle, versehen mit Schaufeln und Brechstangen, um das Wunder näher zu untersuchen, und gelangten bald an eine Stelle, wo das Ufer sich fast senkrecht aus dem Meere zu einer Höhe von hundert Fuß erhebt, und, dann immer höher werdend, sich weithin erstreckt. Man sah hier unter einer Decke von Moos und Gras die reinsten Eismassen von hundert Fuß Höhe, die nur durch eine furchtbare Revolution hervorgebracht sein konnten. Die Stelle, welche, durch irgend einen Zufall eingestürzt, jetzt der Sonne und der Luft preisgegeben ist, schmilzt und es fließt viel Wasser in das Meer. Ein unbestreitbarer Beweis, daß es Ureis war, was man sah, waren die vielen Mamuthknochen und Zähne, die durch's Schmelzen zum Vorschein kamen. Die Decke dieser Berge, auf welcher bis zu einer gewissen Höhe das üppigste Gras wächst, ist nur einen

halben Fuß dick, und besteht aus einer Mischung von Sand, Lehm und Erde; hierunter schmilzt das Eis allmählig weg, die Decke wird herabgerissen und grünt unten lustig fort, und so kann man voraussetzen, daß nach einer langen Reihe von Jahren der Berg verschwunden, und an seiner Stelle ein grünes Thal sich gebildet haben wird.

Chamisso sieht diese Formation als die gleiche an mit dem Grundeise, das an der Mündung der Lena mit Vegetation bedeckt war, und aus dem der Mamuth, dessen Skelett sich jetzt im Museum zu St. Petersburg befindet, durch Aufthauen an die Oberfläche gekommen ist. Wahrscheinlich ist die Ursache, wodurch solche Eisberge entstehen, stets eine und dieselbe. Ein Wasserstrom, der sich von einer Anhöhe ergießt, wird zur Winterszeit in eine Eisdecke verwandelt. Der nächste Winter fügt eine frische Schichte hinzu, und dadurch erhält die Masse ein solches Gewicht, daß sie sich von dem Ufer trennt, an dem sie bisher fest saß, in die Wogen fällt, und durch die Fluth in den Ocean geschwemmt wird. Alle englischen Weltumsegler versichern, daß sie Steine, Moos und Erde auf den Eisbergen beobachtet hätten, die man in der Baffinsbucht und der Davisstraße nie schwimmen sieht. Allerdings bleibt noch die Schwierigkeit übrig, das Vorkommen der ungeheueren Thiere zu erklären, deren Ueberreste man auch in anderen Theilen des Eismeeres entdeckt hat, allein es knüpfen sich daran Fragen, deren nähere Erörterung hier zu weit führen würde.

Kotzebue erzählt weiter: „In einer Entfernung von 300 Schritten entdeckten wir eine Hütte, aus welcher zwei Amerikaner, der eine bejahrt, der andere ein Knabe von sechszehn Jahren, beide mit Bogen, Pfeilen und Lanzen bewaffnet, uns entgegen kamen. Nachdem sie von ihrer Hütte aus die Hälfte des Weges gegen uns zurückgelegt, bestiegen sie einen Hügel, wo sie eine feste Position nahmen, darauf spannten sie ihre Bogen und richteten die Pfeile auf uns, indem der Alte uns mit brüllender Stimme etwas zurief. Da wir noch drei Matrosen bei uns hatten, diese überlegene Macht sie aber vielleicht schreckte, so befahl ich den Unsrigen, zurückzubleiben, legte meine Waffen ab und gieng den Helden allein entgegen; kaum sahen sie mich waffenlos, als sie auch die ihrigen von sich warfen. Wir umarmten uns herzlich, brachten unsere Nasen mehrere Male in eine starke Berührung *), und ich legte meine freundschaftliche Gesin-

*) Bekanntlich findet die Begrüßung der Wilden Polynesiens und weiter nördlich der Art statt, daß die Nasen an einander gerieben werden.

nung durch Messer und Spiegel, welche ich ihnen schenkte, klar an den Tag. Dennoch konnten sie sich einer geheimen Furcht nicht erwehren, und als ich vollends meine Leute herbeirief, stieg ihr Mißtrauen auf's Höchste; sie richteten sogleich ihre Bogen auf meine Begleiter und brüllten wie vorhin. Als ich jedoch die Matrosen zurückschickte, nöthigten sie uns in ihre Wohnung. Wir traten in ein kleines Zelt von Wallroßhäuten, in der Form eines Conus verfertigt, wo das Weib mit zwei Kindern in der Ecke saß. An der Seite des Lagers befanden sich zwei Boote, ein ganz kleines, wie sie auf den Aleuten üblich sind, und ein großes für zehn Menschen, welches dazu diente, das Zelt sammt dem ganzen Inhalte der Wohnung von einem Orte zum andern zu transportiren. Die Frau des Amerikaners schien für nichts Sinn zu haben, als für meine blanken Knöpfe, welche sie heimlich abzudrehen suchte, und als das nicht gelang, ihre Kinder abschickte, die, ganz in Felle gehüllt, wie zwei junge Bären an mir herumkrochen, indem sie versuchten, sie mir abzubeißen. Um meine Knöpfe zu retten, schenkte ich ihr einen Spiegel; aber das gab argen Streit, denn die ganze Familie wollte zugleich hineinsehen, und dazu war er offenbar zu klein; ich legte mich endlich in's Mittel; Einer nach dem Andern mußte sein Gesicht beschauen, und Jeder suchte den Fremdling hinter dem Spiegel, weil er sich selbst nicht erkannte."

Kotzebue verließ den nach ihm geheißenen Sund.

Indem der Rurik Kotzebues-Sund verließ, nahm er die Richtung nach dem asiatischen Ufer zu, aus Gründen, die, so einleuchtend sie der Befehlshaber darzustellen sucht, dem Leser seines Buches doch nicht ganz begreiflich sind. Kotzebue sagt darin: „Meiner Instruktion zufolge sollte ich in Norton-Sund einen sichern Ankerplatz aufsuchen, und im künftigen Jahre von dort aus die weitere Untersuchung der Küste fortsetzen; da mich das Glück aber einem bis jetzt unbekannten Sunde zugeführt hat, der mit den sichersten Ankerplätzen versehen ist, und wo eine Landexpedition viel interessanter sein muß, als in Norton-Sund, so halte ich eine Fahrt dorthin jetzt für ganz überflüssig." Er entschloß sich daher, einige Zeit an der asiatischen Küste zuzubringen, um mit den Bewohnern derselben besser bekannt zu werden, und um eine Vergleichung zwischen ihnen und den Amerikanern anstellen zu können, ein Entschluß, dessen Verständigkeit sehr zweifelhaft ist, sowohl weil er dadurch die Zeit vergeudete, welche er im Verfolg des Hauptzweckes seiner Reise besser hätte anwenden können, als auch hauptsächlich deßhalb, weil der Theil des

russischen Gebiets, wohin er sich jetzt begab, allen Seestaaten Europas bereits hinlänglich bekannt war.

Die muthmaßliche nordöstliche Durchfahrt.

Für die Möglichkeit einer nordöstlichen Durchfahrt führt Kotzebue eine Reihe von Thatsachen an. Einer seiner Hauptgründe für eine Fahrt längs der nördlichen Küste von Amerika besteht darin, daß, da eine stete Strömung in die Hudsonsbay auf der Ostseite des Festlandes stattfindet, eine ähnliche nach der Behringsstraße aus dem stillen Meere von der Westseite stattfinden müsse. Alle früheren Weltumsegler hatten dieselbe Wahrnehmung gemacht; dahin gehört: das Schwimmen des Treibholzes gegen den Norden, dasjenige der Eismassen in derselben Richtung, und, vor Allem, die Temperatur des Wassers. Kotzebue und sein Freund Chamisso stimmten darin überein, daß die Bewohner der Saritscheffinsel dieser steten Strömung das Holz verdanken, das zu ihren Bedürfnissen so wesentlich ist, und hie und da aus großen Baumstämmen besteht. Chamisso bemerkt, daß, wenn das Eis in dem Meere von Kamtschatka sich löse, die Berge und Eisfelder nicht wie im atlantischen Meere nach Süden oder nach den Aleuten treiben, sondern in die Meerenge nach Norden. Auf der asiatischen Seite derselben sah er es mit der Schnelligkeit von drei Meilen auf die Stunde treiben; allgemein ward die Wahrnehmung gemacht, daß diese Strömung nach Norden anhielt, mochte der Wind auch noch so stark dagegen wehen. Es wird sogar behauptet, daß in der Behringsstraße die Strömung stets nordöstlich erfolgt, einstmals habe solche in einem Zeitraum von 24 Stunden das Schiff fünfzig Meilen von dem Lande ab getrieben, wohin es bestimmt war. Er zog daher aus diesen Thatsachen dieselben Schlüsse, bei denen vor ihm alle andern Weltumsegler, sei es aus theoretischen oder aus Gründen der Erfahrung, angelangt waren. Die stete Strömung in die Meerenge beweist ihm zufolge, daß das Wasser keinen Widerstand findet, und daß folglich eine Durchfahrt bestehen müsse, wenn solche auch nicht zur Schifffahrt sich eigne.

Irrthümliche Ansicht Kotzebues.

Allein dergleichen Betrachtungen haben seit den Tagen von Roß, Parry und Beechey viel von ihrem Interesse verloren; es gilt vielmehr seitdem als festgestellt, daß die starke Strömung, welche zwischen dem Ostkap und dem gegenüberliegenden Vorlande statt findet, ihren Weg um Amerika herum nimmt, und in den Ocean durch die Davisstraße zurückkehrt.

Die Reise des Rurik hat auch über einen andern Gegenstand, der lange die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt beschäftigte, einiges Licht verbreitet, nämlich über den großen Unterschied in der Temperatur, der zwischen

den östlichen und westlichen Küsten der Kontinente oder größeren Inseln obwaltet. So z. B. fand man am Kap Prinz von Wales in Amerika Alles grün, während der unter gleichem Breitegrade in Asien gelegene Punkt mit ewigem Eise bedeckt war. Kotzebue führt weiter an: „Das Ostkap war das ganze Jahr hindurch mit Eis und Schnee bedeckt, und ebenso die ganze übrige Küste; in Amerika dagegen waren die Berggipfel frei von Schnee; der Seefahrer sieht die Küste mit einem grünen Teppiche bedeckt.“ In der That sank auch der Thermometer während einer kurzen Fahrt nach Westen vom Ost-Ende dieser Straße von 59° auf 43° Fahrenheit. Man hat dieses meteorologische Phänomen auf verschiedene Weise zu erklären versucht. Es läßt sich jedoch nur sehr schwer begreifen, weßhalb die Wärme des stillen Meeres, die doch die große Kälte des Eismeeres auf der amerikanischen Seite so sehr mildert, nicht auch die gleiche Wirkung auf das Klima der asiatischen Seite geltend macht, namentlich da aus öfteren während der Reise von Kotzebue gemachten Beobachtungen unwiderlegbar hervorgeht, daß die Strömung aus dem Süden eben so stark ist, wie die auf beiden Seiten des Kanals.

Chamisso sagt hierüber: „Sollte die Theorie, welche die Tag und Nacht abwechselnden See- und Landwinde der Küsten, die örtlichen Sommer- und Winter-Monsuns und endlich die allgemeinen Passatwinde beleuchtet, nicht zugleich in den meisten Fällen die örtliche Verschiedenheit des Klimas unter gleichen Breiten zu erklären hinreichen? Ruht unser Blick auf dem Globus, so scheint es, daß die doppelte Strömung von dem Aequator nach den Polen in ihrer oberen, und von den Polen nach dem Aequator in ihrer unteren Region, bedingt in ihrer Richtung durch die Achsendrehung der Erde, über Europa den Kreislauf einer über dem sonnendurchglühten Innern von Afrika verhältnißmäßig ungleich erwärmteren Luft unterhalten müsse, als über irgend einen andern Theil der Welt. Wir glauben in dem südlich und südwestlich von Europa, zwischen der Linie und dem nördlichen Wendekreise gelegenen festen Lande gleichsam einen Zugofen zu erkennen, der die Luft, welche ihn bestreicht, erwärmt und sein Klima bedingt, einen Ofen, desgleichen kein anderes Land der Erde sich zu erfreuen hat, und wir meinen, daß überhaupt zwischen dem Aequator und den Wendekreisen gelegene Kontinente der östlicheren Weltstriche gegen die Pole zu ein wärmeres Klima geben müssen, als dasjenige ist, welches andere Weltstriche unter dem Einflusse gleich gelegener Meere haben.“ *)

Erklärungsversuch Chamissos.

*) Kotzebue, Entdeckungsreise u. s. w. III. Bd., S. 163.

Mangelhaftigkeit der Theorie Chamissos.

Allein diese von Chamisso aufgestellte Theorie erklärt nicht die Thatsache, daß die Ostküste Amerikas kälter als die Westküste dieses Welttheils ist, wenn sie auch das bekannte Phänomen erklären mag, daß die von dem atlantischen Meere bespülten Küsten Europas unter dem fünfzigsten Breitegrade wärmer sind, als die gegenüberliegenden, von demselben Meere bespülten Küsten. Chamisso fügt hinzu, er habe nur den Gedanken andeuten wollen, der sich ihm und seinen Gefährten aufdrang, als sie die winterlichen, unter dem Breitegrade von Hamburg gelegenen Aleuten sahen, und damit die weit nördlicher gelegenen Küsten der Behringsstraße verglichen.

Unalaska.

Die Beschreibung, welche Kotzebue von der Scenerie Unalaskas und den Sitten und Gebräuchen seiner Bewohner gibt, bieten wenig Neues oder Interessantes. Man nimmt an, daß die Bewohner der merkwürdigen Menschenraçe angehören, die man unter dem Namen: Eskimos begreift, und die von Kolyma oder vielleicht noch weit mehr westlich aus Asien sich an der Seeküste und auf den Inseln dieses Kontinents niedergelassen haben, und zwar auf dem ganzen ungeheueren Gebiete, das den Meerbusen von Anadyr, die Behringsstraße, die Gruppe der Aleuten, die Westküsten von Amerika von dem Vorgebirge von Alaska an, die Küstenstriche des Eismeeres, Hudsonsbay, Baffinsbay, Alt-Grönland und Labrador in sich begreift. Ueberall auf dieser großen Länder- und Wasserstrecke, wo die gigantischen Säugethiere anzutreffen sind, die ihnen Nahrung, Kleidung, Wohnungen und Geräthe liefern, sieht man ihre kleinen Wohnsitze. So ärmlich auch ihre äußere Lage ist, so sind sie doch mit derselben zufrieden und stets heiteren Sinnes. Für Jemand, der aus einem besseren Klima kommt, ist es ein furchtbarer Gedanke, sein Leben in diesen von der Natur verlassenen Gegenden zubringen zu müssen.

Die Eskimos.

Die Eskimos leben in kleinen unabhängigen Stämmen, und, dem Anscheine nach, auf dem Fuße vollkommener Gleichheit. Sie sind höflich und artig gegen Fremde, verkehren freundlich mit einander und beobachten trotz der sie umgebenden Atmosphäre von stinkenden Fischen und Thrangeruch alle häuslichen Pflichten. Das Weib genießt bei ihnen das Ansehen, dessen die Vielweiberei es auf den Gebieten Asiens, woher sie kamen, beraubt hat. Was nicht wenig auffallend ist, besteht darin, daß sie eine äußerst einfache Sprache sprechen, die mit geringer Abweichung von der Nordostküste Asiens bis zu dem nördlichsten Theile Alt-Grönlands gesprochen wird. Ein Eskimo-Dolmetscher, der von der Küste der Chester-

fieldbucht herstammte, verstand die Wörterbücher, welche die Missionäre Labradors verfaßt hatten; der Arzt des Rurik spricht seine Ueberzeugung aus, daß auf den Aleuten dieselbe Sprache gesprochen werde. Es drängt sich daher die Frage auf, wie eine solche Gemeinschaft durch eine lange Reihe von Jahren hindurch und bei Stämmen, die auf so weit von einander gelegenen Gebieten wohnten, während kein Verkehr unter ihnen bestund, möglich war. Im Gegensatz zu ihnen sprechen Nationen, die sich in einem hohen Grade der Civilisation befinden, so verschiedene Sprachen, daß, allgemein genommen, Keiner den Andern versteht. Wahrscheinlich läßt sich jedoch dieser in der Geschichte der Menschenraçen so ungewöhnliche Zug dadurch erklären, daß die Eskimos in ihrer einsamen, dürftigen Lage wenig Bedürfnisse kennen, und nur von einer sehr beschränkten Zahl von Gegenständen umgeben sind.

Aus dem nördlichen Wendekreise segelte der Rurik nach Kalifornien. Kotzebue verkehrte daselbst in den verschiedenen Presidios mit Spaniern und andern Europäern. Seine Bemerkungen, die er über die Zustände des Landes macht, bieten jedoch wenig Neues. Auf der ganzen Westküste Amerikas zeichneten sich die spanischen Niederlassungen durch dasselbe träge Verwaltungssystem, durch dasselbe gegen die Eingeborenen bewiesene tyrannische Verfahren aus. In Kalifornien, wie in Peru und Chili hatten sie die besten Theile des Landes inne, ohne jemals etwas mehr als das Allernöthigste für den Anbau des Bodens zu thun. Kotzebue war nicht wenig erstaunt, als er von dem Gouverneur hörte, daß Russen in Kalifornien sich als Gefangene befänden. Ein der russisch-amerikanischen Gesellschaft gehöriges Schiff hatte seine Mannschaft zu Handelszwecken auf der Küste gelandet; da die spanischen Gesetze dieß verboten, so war ein Theil der Mannschaft, der, ohne das Verbot zu kennen, gelandet war, von der spanischen Soldateska ergriffen und gefangen gesetzt worden. Kotzebue nahm mit Bewilligung des Gouverneurs so viele davon am Bord seines Schiffes auf, als der geringe Raum desselben verstattete. *Kalifornien.*

Als Kotzebue auf den Sandwichinseln ankam, machte er die unangenehme Wahrnehmung, daß die Bevölkerung dieser Inseln tiefes Mißtrauen gegen Rußland hegte. Dasselbe hatte darin seinen Grund, daß fünf Monate vorher zwei der russisch-amerikanischen Gesellschaft gehörige Schiffe daselbst vor Anker gegangen waren, und daß sich ein Streit zwischen den Eingeborenen und einem Theil der Mannschaft, der an's Land gegangen war, entsponnen hatte. Die Russen, welche glaubten, sich über *Die Sandwichinseln.*

das rücksichtslose Benehmen der Eingeborenen beklagen zu können, hatten mit einer größeren Macht gedroht, welche der Beherrscher ihres Landes zur Züchtigung derselben senden werde. Es waren zur Abwehr derselben auf verschiedenen Theilen der Inseln Vorkehrungen getroffen. Als nun der Rurik ankam, äußerte sich dieses Mißtrauen besonders lebhaft; der König wagte nicht, obgleich achtungsvollst eingeladen, sich an Bord des russischen Schiffes zu begeben, lud jedoch den Befehlshaber desselben an's Land, nachdem er zuvor einen der Häuptlinge der Insel als Geisel auf das Schiff gesandt hatte.

Kotzebue beschreibt seine Zusammenkunft mit Tamehameha, dem Könige dieser Inseln, wie folgt:

„Eine Menge mit Flinten bewaffneter Insulaner stand am Ufer, der König kam uns mit einigen seiner vornehmsten Krieger bis zum Landungsplatze entgegen, trat, als wir ausgestiegen, auf mich zu, und schüttelte mir herzlich die Hand. Da stand ich nun neben dem berühmten Tamehameha, der die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich gezogen hatte, und mir jetzt durch seinen Anstand und durch sein ungezwungenes, freundliches Benehmen das größte Zutrauen einflößte. Sein Anzug, der aus einem weißem Hemde, blauen Hosen, einer rothen Weste und einem schwarzen Halstuche bestand, fiel mir auf, denn ganz anders hatte meine Phantasie seinen königlichen Schmuck mir ausgemalt. Die Vornehmen, welche, bei unserer Audienz gegenwärtig, alle auf dem Fußboden Platz genommen hatten, waren in einem noch sonderbareren Kostüme als der König, denn die schwarzen Fräcke auf dem bloßen Leibe nahmen sich höchst lächerlich aus; dazu kommt, daß dieselben ihnen selten paßten, da sie von amerikanischen Schiffen eingetauscht sind, wo die Leute nicht leicht die Größe und Dicke der vornehmen Sandwichaner erreichen. Dem einen der Minister saß die Taille hoch auf dem Rücken; nur mit der größten Gewalt war der Rock zusammengezogen. Die Schildwachen an der Thüre waren dagegen ganz nakt; eine Patrontasche mit einem Paar Pistolen hatten sie um den Leib gebunden, und eine Flinte hielten sie in der Hand.

Anrede des Königs Tamehameha an Kotzebue.

Tamehameha ließ mir durch seinen Dolmetscher sagen: „Ich erfahre, daß Sie Anführer eines Kriegsschiffes und auf einer ähnlichen Reise wie Cook und Vancouver begriffen sind, folglich sich nicht mit dem Handel abgeben; ich bin deßhalb gesonnen, keinen mit Ihnen zu treiben, sondern Sie unentgeltlich mit Allem zu versorgen, was meine Inseln hervorbringen. Diese Sache ist hiermit erledigt und bedarf keiner weiteren

Erwähnung. Jetzt aber bitte ich Sie, mir zu sagen, ob es der Wille Ihres Kaisers ist, daß seine Unterthanen anfangen, mich in meinem hohen Alter zu beunruhigen. Seit Tamehameha König dieser Inseln ist, hat kein Europäer Ursache gehabt, sich über ein Unrecht zu beklagen, das ihm hier widerfahren wäre. Ich habe meine Inseln zur Freistätte aller Nationen gemacht, und jedes Schiff, das Lebensmittel zu haben wünschte, redlich damit versorgt. Vor einiger Zeit kamen von der amerikanischen Kolonie Sitka Russen, eine Nation, mit der ich früher nichts zu thun gehabt habe; sie wurden freundlich aufgenommen, und mit dem Nöthigen versorgt, aber sie haben mir schlecht gelohnt, indem sie auf der Insel Wahu meine Unterthanen feindselig behandelten, und mit Kriegsschiffen drohten, welche die Inseln erobern sollten; indeß so lange Tamehameha lebt, soll das nicht geschehen!"

„Ich betheuerte dem Könige, daß die schlechte Aufführung der Russen durchaus nicht dem Willen des Kaisers zuzuschreiben sei, der seinen Unterthanen niemals eine unrechtmäßige That befehle; die Größe seines Reiches verhindere ihn jedoch, alle schlechten Handlungen sogleich zu erfahren, die indeß nie ungestraft blieben, wenn sie zu seinen Ohren gelangten. Meine Versicherung, daß mein Kaiser sicherlich nicht gesonnen sei, seine Inseln zu erobern, erfreute ihn sehr; er ward noch herzlicher wie zuvor."

Kotzebue besuchte die Favoritkönigin Kahumanna, und fand bei ihr auch die beiden andern Frauen, wobei ihm fünf nackte Soldaten als Ehrenwache mitgegeben wurden. Das Haus, welches Kahumanna bewohnte, war niedlich gebaut und im Innern sehr reinlich; die Diele, worauf die drei Frauen nach asiatischer Sitte Platz genommen hatten, war mit feinen und hübsch gearbeiten Matten bedeckt, sie selbst verhüllt in dem feinsten hiesigen Zeuge. Kahumanna saß in der Mitte, rechts und links von ihr die andern Frauen, und ich erhielt die ehrende Einladung, mich ihnen gegenüber auf die Diele zu setzen; sie thaten mehrere neugierige Fragen, die ich durch den Dolmetscher beantwortete. Die Hauptbeschäftigung der königlichen Frauen besteht im Tabakrauchen, sich das Haar auskämmen, mit einem Fächer die Fliegen vertreiben, und im Essen. Mit vielem Wohlgeschmack that Kahumanna einige Züge aus der Pfeife, schluckte einen Theil des Rauches hinunter, und ließ den übrigen durch die Nasenlöcher aus. Alle drei Königinnen waren sehr große dicke Weiber, die ein halbes Jahrhundert überlebt hatten, und nie hübsch gewesen sein mochten. Vor der Thüre saß auf einer Matte die Tochter des

Frauen des Königs.

Königs, ein ziemlich hübsches Mädchen; hinter ihr stand ein kleiner Negerknabe, der ihr einen seidenen Schirm über den Kopf hielt, um sie vor den Sonnenstrahlen zu schützen; ein Paar andere Knaben verscheuchten mit rothen Federbüschen die Fliegen aus ihrer Nähe.

Götzentempel auf den Sandwichinseln.

Tamehameha begleitete jetzt Kotzebue nach dem Murai (Götzentempel); hier umfaßte derselbe eines der Götzenbilder, das besonders reichlich mit Früchten und Stücken eines geopferten Schweins behangen war, mit den Worten: „dieß sind unsere Götter, die ich anbete; ob ich Recht oder Unrecht daran thue, weiß ich nicht, aber ich folge meinem Glauben, der nicht böse sein kann, da er mir befiehlt, nie Unrecht zu thun."

Kotzebue schreibt: „Täglich machte ich Abends, wenn die Luft sich abgekühlt hatte, einen Spaziergang. Man kann das hier ohne Furcht vor einem Ueberfalle thun, denn, wenn man gleich oft auf Betrunkene stößt, so sind sie doch nicht gefährlich. Sie berauschen sich durch die Alwawurzel, welche auf eben die Art bereitet wird, wie auf den andern Südseeinseln, nur mit dem Unterschiede, daß hier nur die alten Weiber die Wurzeln zerkauen, und die jungen bloß hinein speien, um den Brei zu verdünnen. Wie ungesund der häufige Gebrauch dieser Wurzel sein muß, beweisen die vielen Geschwüre, womit die hiesigen Bewohner behaftet sind. Auf meinem Wege nach den Pflanzungen begegneten mir zwei Knaben, welche große Bündel Bananen trugen, und nach je hundert Schritten stehen blieben, um durch einen lauten Ausruf die Anwesenden auf ihre Gegenwart aufmerksam zu machen. Die Männer warfen sich sogleich auf die Erde, bedeckten das Gesicht mit beiden Händen, und standen nicht eher auf, als bis die Knaben vorüber waren; von den Weibern forderte man noch mehr, denn sie mußten sich bei dem Anblicke der Knaben sogleich entkleiden. Man sagte mir, diesen Abend fange ein wichtiges Tabu *) an, die Bananen würden in das Murai getragen, wo sie den Göttern geopfert würden, und daher müsse man den Trägern der heiligen Früchte diese Unterwürfigkeit erweisen. Bald nachher gieng ich an dem Hause eines bekannten vornehmen Häuptlings vorbei, der, mit verschiedenen Andern vor der Thüre sitzend, den Untergang der Sonne erwartete, um in's Murai zu gehen; er grüßte mich freundlich, warnte mich aber, ihn ja nicht zu berühren, weil ich dadurch Tabu werden und mit in's Murai gehen müßte. Die Weiber dürfen ihren Männern in dieser gefährlichen Zeit nicht unter die Augen

*) Religiöses Opferfest.



ANSICHT DER INSEL AIRICK.

Carlsruhe, Kunstverlag.

treten, und begeht eine gar den Frevel, ihn zu berühren, so muß sie dieß mit dem Tode büßen. Der Leichnam eines Weibes, den ich im Hafen herumschwimmen sah, wurde von Erwachsenen und Kindern mit Steinen beworfen; man sagte mir, das Weib habe ein Tabu verletzt!"

Kotzebue betritt den Murai (Götzentempel).

„Ich wurde heute durch den Ton einer dumpfen Trommel nach dem Murai gelockt, und blieb, weil ich den Eingang verboten glaubte, in einiger Entfernung stehen. Da es kein Tabu-Tag war, so vermuthete ich, daß die darin beschäftigten Personen Priester seien. Man bemerkte vom Murai aus die Aufmerksamkeit, mit welcher ich sie betrachtete; es erschienen zwei Sandwichaner, die mich mit den Worten begrüßten: Aroha Jeri nue (sei gegrüßt, großer Häuptling) und mir vorschlugen, hineinzutreten. Ich wunderte mich, daß man mir diese Erlaubniß ertheilte, und war nicht ganz ohne Furcht, da es den Priestern einfallen konnte, mich ihren Göttern zu opfern; getrennt von den Meinigen, die nicht einmal erfahren hätten, wo ich geblieben wäre, beschloß ich, wenigstens sehr auf meiner Hut zu sein, und ließ mich durch die heilige Pforte führen. Ich fand ein Stück Land von fünfzig Quadratfaden, rings herum mit Bambusrohr eingezäunt; in der Mitte des Platzes bildeten sechs kleine neben einander stehende Häuser einen Halbzirkel; jede dieser Kapellen war von einem niedrigen Bambuszaun umringt, über welchen die kolossalen Götterköpfe gleich Schildwachen herüberschauten. Die Hälse, welche die ungeheuern Köpfe stützten, waren mit Schweinefleisch behängt, und mancher Gott trug nur noch das Gerippe eines verwesten Schweines. Die eine der Kapellen war rund umher mit Matten belegt; aus dieser erscholl die dumpfe Trommel, oft unterbrochen von dem kläglichen Gewinsel eines Menschen. Das Ganze machte einen höchst widerlichen Eindruck auf mich."

Wir sind jetzt im Begriffe, einen Bericht über Kotzebues größte Entdeckung zu geben.

Am 12. Januar 1817 meldete der Matrose aus dem Mastkorbe, daß Land zu sehen sei. Es war eine niedrige, mit Wald bewachsene Insel, deren Länge von Norden nach Süden drei Meilen, und deren Breite drei Viertelmeilen betrug. Da in dieser Gegend keine einzeln liegende Insel bekannt ist, so hielt sie Kotzebue für eine neue Entdeckung, und nannte sie, da sie am Neujahrstage zuerst gesehen worden war, die Neujahrsinsel.

Entdeckung der Neujahrsinsel.

Kaum hatte man sich der Südspitze auf ein Paar Meilen genähert, so wurden die Russen durch sieben Kanots überrascht, die, jedes von fünf bis sechs Mann gerudert, gerade auf sie zukamen. Alle diese Wilden

schienen ihnen lang und schmächtig; ihre ohnehin dunkle Leibesfarbe erscheint in geringer Entfernung, weil sie tatowirt sind, ganz schwarz; die Gesichter tatowiren sie nicht.

Eine hochgewölbte Stirne, gebogene Nase und lebhafte braune Augen zeichnen die Bewohner der Neujahrsinsel vor den übrigen Südseeinsulanern vortheilhaft aus; ihr langes schwarzes Haar reiben sie mit Kokosnußöl ein, binden es über dem Scheitel zusammen, und schmücken es mit Blumen und Muschelkränzen; um den Hals tragen sie Verzierungen von rothen Muscheln. Ihre Kleidung war verschieden; einige hatten ein Paar feine Matten um den Leib gewunden, andere trugen einen geflochtenen Gürtel, von dem die Grasfäden bis auf die Füße herabhiengen und sie ganz bedeckten. Am auffallendsten waren ihre Ohrlöcher, die Oeffnungen von mehr als drei Zoll im Durchmesser hatten, worin sie grüne zusammengerollte Blätter trugen; einige hatten auch solche Rollen aus Schildpatt eingesteckt.

Die Koralleninseln.

Bald darauf sah Kotzebue eine Anzahl Inseln, deren jede aus einem kreisförmigen Korallenriffe bestand. Es waren flache, reich mit Brodfrucht-, Pandanus- und Kokosnußbäumen versehene Landstriche. Chamisso schreibt über die Entstehungsart dieser Koralleninseln: Die niederen Inseln der Südsee und des indischen Meeres haben meist ihren Ursprung dem geschäftigen Baue mehrerer Korallenarten zu verdanken.

Theorie ihrer Bildung.

Ihre Lage zu einander, da sie oft Reihen bilden, ihre Vereinigung an einigen Orten zu starken Gruppen und ihr gänzliches Ausbleiben in anderen Gegenden desselben Meeres lassen uns schließen, daß die Korallen ihr Gebäude auf Meeresuntiefen, oder, besser zu sprechen, auf die Gipfel unter Wasser befindlicher Gebirge gegründet haben. Einerseits nähern sie sich im Fortwachsen immer mehr der Oberfläche des Meeres, andererseits vergrößern sie den Umfang ihres Werkes. Die größeren Korallenarten, welche einige Faden in der Dicke messende Blöcke bilden, scheinen die am Außenrande des Riffes stärkere Brandung zu lieben; dieses und die Hindernisse, die ihrem Fortleben in der Mitte eines breiten Riffs durch die aufgeworfenen, von den Thieren verlassenen Muschel- und Schneckenschalen und Korallenbruchstücke in den Weg gelegt werden, sind wohl die Ursachen, weßhalb der Außenrand eines Riffs zuerst sich der Oberfläche nähert. Ist er bis zu der Höhe gelangt, daß er bei niedrigem Wasserstande zur Zeit der Ebbe fast trocken wird, so hören die Korallen auf, höher zu bauen. Muschel- und Schneckenschalen, Korallenbruchstücke, Seeigelschalen und deren abgefallene Stacheln vereinigt die brennende

Sonne durch den bindenden Kalksand, der durch Zerreibung der vorhin genannten Schalen entstand, zu einem allgemeinen Ganzen, zu einem festen Steine, der allmählig, durch die immer neu aufgeworfenen Materialien verstärkt, an Dicke zunimmt, bis er endlich so hoch wird, daß nur noch zu einigen Jahreszeiten hohe Fluthen ihn bedecken. In der Trockenheit durchglüht die Sonne die Steinmasse so sehr, daß sie sich an vielen Stellen spaltet und in Schichten ablöst. Durch Brandungen bei hohen Fluthen werden diese getrennten flachen Steine gehoben und auf einander gethürmt.“

„Die immer geschäftige Brandung reißt Korallenblöcke (oft von einem Faden an Länge und drei bis vier Fuß Dicke) und Seethierschalen zwischen und auf die Grundsteine; nachher bleibt auch der Kalksand ungefährdet liegen und bietet dem strandenden keimenden Baum= und Pflanzensamen einen schnell treibenden Boden zur Beschattung seines weißen blendenden Grundes dar. Auch ganze Baumstämme, von andern Ländern und Inseln durch die Flüsse entführt, finden hier nach langer Irrfahrt ihren endlichen Ruheplatz. Mit diesen kommen kleine Thiere, wie Eidechsen und Insekten, als erste Bewohner an. Ehe noch die Bäume sich zu einem Walde vereinigen, nisten hier die eigentlichen Seevögel, verirrte Landvögel nehmen ihre Zuflucht zu den Gebüschen, und ganz spät, nachdem die Schöpfung längst geschehen, findet sich auch der Mensch ein, schlägt seine Hütte auf der fruchtbaren Erde auf, die durch die Verwesung der Baumblätter entstand, und nennt sich Herr und Besitzer dieser Welt.“

Weitere Ausbildung und Eigenthümlichkeiten der Koralleninseln.

„Der äußere Rand eines unterseeischen Korallengebäudes nähert sich also zuerst der Oberfläche des Wassers, und tritt wie dieser Riff allmählig in die Rechte eines Landes; die Insel hat also nothwendig eine ringförmige Gestalt und in ihrer Mitte einen eingeschlossenen See. Aber ganz eingeschlossen ist dieser See nicht (kann es auch nicht sein, denn ohne Zufluß vom Meere würde er bald durch die Sonnenstrahlen ausgetrocknet werden), sondern die äußere Mauer besteht aus einer Anzahl kleinerer Inseln, die durch einen bald größeren, bald kleineren Zwischenraum von einander getrennt sind. Die Zahl dieser Inselchen beläuft sich bei größeren Koralleninseln auf sechszig und zwischen ihnen ist es nicht so tief, daß es nicht zur Zeit der Ebbe trocken würde. Der innere See hat in der Mitte gewöhnlich eine Tiefe von dreißig bis fünfunddreißig Faden, aber nach allen Seiten dem Lande zu nimmt die Tiefe allmählig ab. In denjenigen Meeren, wo die Passatwinde herrschen, wo also das ganze Jahr hindurch die brandenden Wellen nur an eine Seite der Insel oder des Riffs

schlagen und sich zerstäuben, da ist es natürlich, daß diese dem immerwährenden Toben des wogenden Elementes ausgesetzte Seite des Riffs vorzüglich durch losgerissene Korallenblöcke und Muscheltrümmer ausgebildet wird, und zuerst über ihre geschäftige Schöpferin erhaben dasteht. Diese Inseln allein sind es, über deren Bildung und Beschaffenheit man jetzt etwas Genaueres weiß; über die des indischen und chinesischen Meeres, welche in der Region der Monsun sich befinden, fehlt es fast gänzlich an Beobachtungen. Aus den von ihnen gegebenen Karten läßt sich schließen, daß jede Seite gleich weit in der Ausbildung sei. Die unter dem Meere befindliche Seite eines solchen Korallenriffs in dem von Passatwinden regierten stillen Meere blickt oft noch gar nicht aus dem Wasser hervor, wenn die entgegengesetzte schon seit undenklichen Zeiten im atmosphärischen Reiche zu großer Vollkommenheit gelangt; jener Riff ist sogar an vielen Stellen noch durch ziemlich breite, mit dem inneren See gleich tiefe Zwischenräume unterbrochen, welche von der Natur dem suchenden Schiffer zum inneren ruhigen und sicheren Hafen als offene Thore gelassen sind. In der äußeren Gestalt sind die Koralleninseln sich einander nicht gleich, sondern diese und der Umfang einer jeden hängt wohl von der Form und Größe des zur Grundlage dienenden unterseeischen Berggipfels ab. Diejenigen Inseln, die mehr lang als breit sind, und mit ihrer größten Ausdehnung dem Winde und den Wellen entgegen stehen, sind reicher an fruchtbaren Inseln, als andere, deren Lage zu ihrer schnellen Ausdehnung nicht so geeignet ist. Es gibt unter den einzelnen Inselchen der großen Inselkette immer einige, welche das Ansehen von hohem Lande haben. Diese haben ihre Lage auf einer in's Meer hineinreichenden Ecke, sind von zwei Seiten den Brandungen ausgesetzt, bestehen aber aus lauter großen Korallenblöcken, haben Mangel an kleineren, die Zwischenräume ausfüllenden Muscheltrümmern und Korallensand, sind also nicht geeignet, Erdreich erfordernde Pflanzen zu ernähren, sondern bilden bloß eine Grundlage der mit epigäischen Wurzeln versehenen Bäume dar, welche diesen immer sehr kleinen Inseln von Weitem die Bergform geben. Die dem inneren See zugekehrten Ufer der Inseln an der der Brandung ausgesetzten Seite bestehen aus feinem Sande, der durch die allmählig herantretende Fluth ausgespült wird. Zwischen den Inselchen, in ihrem Schutze und selbst mitten im inneren See finden sich kleinere Korallenarten ein, die eine ruhigere Wohnung suchen, bilden mit der Zeit, obgleich sehr langsam, auch nach und nach bis an die Oberfläche des Wassers reichende Bänke,

die allmählig an Umfang zunehmen, sich mit den sie einschließenden Inseln vereinigen, endlich den inneren See ganz füllen; der anfängliche Inselreif wird alsdann ein einfach zusammenhängendes Land. Diese so weit gelangten Inseln behalten in der Mitte eine Fläche, die immer niedriger, als die sie umgebende, an den Ufern aufgeworfene Mauer ist, weßhalb sich später daselbst nach anhaltendem Regen Wasserpfützen bilden, die einzigen Brunnen und Quellen. Zu den Eigenthümlichkeiten dieser Inseln gehört, daß des Abends kein Thau fällt, daß sie keine Gewitter verursachen, und die Winde nicht aufhalten. Die große Niedrigkeit des Landes setzt zuweilen die Einwohner in Schrecken und Lebensgefahr, indem die Wellen über die Inseln hinweggehen, wenn es sich so fügt, daß Tag- und Nachtgleiche und Vollmond auf einen Tag fallen (also das Wasser seinen höchsten Stand erreicht), und zu derselben Zeit ein Sturm das Meer in Unruhe setzt. Auch sollen diese Inseln durch Erdbeben erschüttert werden.

Hohes Alter der Koralleninseln

Lieutenant Schischmareff, mehr zu philosophischen Betrachtungen aufgelegt, als die ihm vorangegangenen englischen Weltumsegler, sagt in seinem Bericht an Kotzebue: „Der Punkt, auf dem ich stand, erfüllte mich mit Staunen und ich betete die Allmacht Gottes an, die auch diesen kleinen Thieren die Kraft verlieh, solche Werke zu schaffen. Meine Gedanken verwirrten sich, als ich die ungeheuer lange Zeit erwog, die vergehen muß, ehe eine solche Insel aus der unermeßlichen Tiefe des Meeres hervor auf der Oberfläche desselben sichtbar wird! In der Zukunft werden sie eine andere Gestalt annehmen, indem sich alle Inseln vereinigen, und einen kreisförmigen Landstrich bilden, in dessen Mitte sich ein Teich befindet; und auch diese Gestalt verändert sich wieder, denn immer bauen ja diese Thiere fort, bis sie die Oberfläche erreichen, und so wird hier einst das Wasser verschwinden, und eine einzige große Insel sichtbar sein. Es ist eine seltsame Empfindung, auf einer lebendigen Insel herum zu gehen, in deren Tiefe Alles in größter Thätigkeit ist; und in welchen Winkel der Erde könnte man bringen, wo man nicht auch schon Menschen fände! Im tiefsten Norden zwischen Eisbergen, unter der brennenden Sonne des Aequators, und selbst mitten im Meere, auf Inseln, die durch Thiere entstanden sind, trifft man sie an."

Abreise von den Radackinseln.

Am 7. Februar verließ Kotzebue das „geliebte Otdia," eine der Inseln der Radackkette, nachdem er eine glückliche Zeit unter diesen „unverdorbenen Naturkindern" verlebt hatte. Seine Absicht war, nach der Westküste von Nordamerika zurückzukehren, um daselbst die Forschungen wieder

aufzunehmen, die im vorangegangenen Jahre unterbrochen worden waren. Am 30. April befand er sich unter dem 44° 30′ der Breite, und 181° 8′ der Länge, als ein Sturm ausbrach, der ihn zur Umkehr zwang. „Schon am 11. und 12. stürmte es heftig mit Schnee und Hagel; in der Nacht des 12. und 13. brach ein Orkan aus; die ohnehin hochlaufenden Wellen thürmten sich in ungeheueren Massen, wie ich sie noch nie gesehen; der Rurik litt unglaublich. Gleich nach Mitternacht nahm die Wuth des Orkans in einem solchen Grade zu, daß er die Spitzen der Wellen vom Meere trennte, und sie in Gestalt eines dichten Regens vom Meere herjagte. Wer ein solches Schauspiel nicht gesehen, kann sich keinen deutlichen Begriff davon machen; es ist, als ob eine furchtbare Revolution in diesem Augenblick den ganzen Erdball vernichten wolle. Um 4 Uhr Morgens staunte ich eben die Höhe einer brausenden Welle an, als sie plötzlich die Richtung auf den Rurik nahm und mich in demselben Augenblicke besinnungslos niederwarf. Der heftige Schmerz, den ich beim Erwachen fühlte, ward betäubt durch den traurigen Anblick meines Schiffes, das dem Untergange nahe war, der unvermeidlich schien, wenn der Orkan

Ein Seesturm.

noch eine Stunde anhielt, denn kein Winkel desselben war der Wuth jener gräßlichen Welle entgangen. Zuerst fiel mir der zerbrochene Vordermast (Bugspriet) in die Augen. Man denke sich die Gewalt des Wassers, welche mit einem Stoße einen Balken von zwei Fuß im Durchschnitt zersplitterte! Dieser Verlust war um so wichtiger, da die beiden übrigen Maste dem heftigen Hin- und Herschleudern des Schiffes nicht lange widerstehen konnten, und dann keine Rettung möglich war. Dem einen meiner Matrosen hatte die Riesenwelle ein Bein zerschmettert; ein Unteroffizier ward in die See geschleudert, rettete sich aber, indem er mit vieler Geistesgegenwart ein Tau umklammerte, das neben dem Schiffe herschleppte. Das Steuerrad war zerbrochen, die beiden Matrosen, welche es hielten, waren sehr beschädigt, und ich selbst war mit der Brust gegen eine Ecke geschleudert worden, daß ich heftige Schmerzen litt und einige Tage das Bett hüten mußte."

Trotz dieser Unfälle erreichte der Rurik am 24. April Unalaska ziemlich unversehrt. Kotzebue warnt jedoch alle Seefahrer davor, diesen Ocean früh im Jahre zu besuchen, da die daselbst hausenden Stürme fürchterlich seien. Nachdem er frischen Proviant hatte einladen lassen, steuerte er nordwärts und erreichte am 14. Juli die St. Lorenzinsel. Dort hörte er, daß das Eis erst seit wenigen Tagen die öden Küsten dieser

Insel verlassen habe, und da er hieraus schließen mußte, daß die See nur noch bis Ende desselben Monats schiffbar sein werde, so wurde die Aussicht auf endlichen Erfolg nur sehr schwach. Der vorhin geschilderte Sturm mit seinen Folgen scheint ihn geistig niedergedrückt zu haben; als er vollends bald darauf, so weit das Auge reichte, stehendes Eis auf der ganzen Oberfläche des Meeres sah, ließ er alle weiteren Entdeckungspläne fallen und beschloß, in ein wärmeres Klima sich zu begeben. „Mein trauriger Zustand, der seit Unalaska täglich schlimmer wurde, erlitt hier den letzten Stoß. Die kalte Luft griff meine kranke Brust so an, daß der Athem mir vergieng, und endlich Brustkrämpfe, Ohnmachten und Blutspeien erfolgten. Ich begriff nun erst, daß mein Zustand gefährlicher war, als ich bis jetzt glauben wollte, und der Arzt erklärte mir ernstlich, ich könne in der Nähe des Eises nicht bleiben. Es kostete mich einen langen schmerzlichen Kampf; mehr als einmal war ich entschlossen, dem Tode trotzend, mein Unternehmen auszuführen; wenn ich aber wieder bedachte, daß uns noch eine schwierige Reise in's Vaterland bevorstand, und vielleicht die Erhaltung des Rurik und das Leben meiner Gefährten an dem meinigen hieng, so fühlte ich wohl, daß ich meine Ehrbegier unterdrücken müsse; das Einzige, was mich bei diesem Kampfe aufrecht erhielt, war die beruhigende Ueberzeugung, meine Pflicht redlich erfüllt zu haben. Ich meldete dem Kommando schriftlich, daß meine Krankheit mich nöthige, nach Unalaska zurückzukehren. Der Augenblick, in dem ich das Papier unterzeichnete, war der schmerzlichste meines Lebens, denn mit diesem Federzuge gab ich einen lange genährten heißen Wunsch meines Herzens auf."

Die Gründe, welche Kotzebue dafür angibt, daß er auf seine Entdeckungsplane verzichtete, sind offenbar wenig stichhaltig, denn die Reise mußte so lange fortgesetzt werden, als noch ein Offizier am Leben blieb, der fähig war, das Kommando zu übernehmen. Die gute Gelegenheit, das Eiskap zu umfahren, und so in der Behringsstraße weiter vorzubringen, als es seinem Vorgänger Parry möglich war, gieng dadurch verloren. Indem er den Rücksichten auf seine Gesundheit und vielleicht auch den Wünschen seiner Mannschaft nachgab, segelte Kotzebue nochmals nach der Radackkette, von da nach St. Helena, und schließlich in's baltische Meer. Um 5 Uhr des Morgens am 31. Juni bekam er die Azoren zu Gesicht, ließ sein Schiff die Richtung nach dem englischen Kanal zu nehmen, und warf am 16. vor Portsmouth die Anker aus. Nachdem

Rückkehr Kotzebues nach Europa.

er am 30. England verlassen hatte, gelangte er bald darauf auf die Rhede von Kopenhagen, und sah am 23. Juli mit unnennbarem Gefühl Reval wieder, „das ich vor drei Jahren voll freudiger Erwartung, doch nicht ohne Furcht verlassen; das Glück hatte meine Reise begünstigt, und meine Freude über den Anblick der geliebten Vaterstadt ward zum Dankgebet.“

Zweite Reise Kotzebues.

Einem Theil unserer Leser wird es schon bekannt sein, daß Kaiser Alexander Kotzebue nach Verfluß weniger Jahre mit dem Befehl über ein zweites Schiff, Predpriatie oder die Unternehmung genannt, betraute. Anfänglich sollte die Ausrüstung dieses Schiffes blos einen wissenschaftlichen Zweck haben; allein es traten Umstände ein, die es nöthig machten, den Plan zu ändern. Kotzebue erhielt daher den Befehl, zu Kronstadt eine Ladung Waaren für Kamtschatka an Bord zu nehmen, sich alsdann damit nach der Nordwestküste von Amerika zu begeben, um daselbst die russische Handelsgesellschaft vor den Schmugglern zu schützen, die seine Küsten zum Feld ihrer Thätigkeit erkoren hatten. Auf dieser Station sollte er ein Jahr bleiben, und, nach erfolgter Ablösung durch einen anderen Offizier, in's baltische Meer zurückkehren; allein die Wahl des Weges, den er dahin und von da zurück nach Europa nahm, war ihm überlassen.

Am 28. Juli 1823 verließ die „Unternehmung,“ die als Fregatte von 26 Kanonen beschrieben wird, Kronstadt. Nach einer glücklichen Fahrt erreichte das Schiff Teneriffa, wo dessen Befehlshaber eine höchst unerwartete Behandlung erfuhr. Die herrliche Umgebung dieser Hafenstadt hatte ihm die Idee von Ausflügen in die Stadt und auf den Pick gegeben; allein als er eben im Begriff war, vor Anker zu gehen, fiel eine von der Festung abgeschossene Kanonenkugel nicht weit von seinem Schiffe in's Wasser. Zu gleicher Zeit bemerkte er, daß auf den Wällen Alles in Bewegung war; die Kanonen wurden gerichtet, die Lunten angezündet, und Bombenkugeln zum Werfen bereit gehalten. Seine Regierung war mit dem Hofe von Madrid im Frieden, es erschien daher dieses Benehmen völlig unbegreiflich; da er indeß keine Lust hatte, anzugreifen, so begnügte er sich damit, sich außerhalb des Bereichs der Kanonen zu begeben, in der Hoffnung, es werde eine Erklärung erfolgen. Nachdem er längere Zeit vergebens darauf gewartet hatte, und da die kriegerischen Zurüstungen auf den Wällen zunahmen, so sah er sich genöthigt, alle Hoffnung auf die von dem Landbesuch erwarteten Genüsse fallen zu lassen. Er bemerkt

sehr richtig: „was auch immer der Beweggrund dieser feindseligen Maßregeln gewesen sein mag, es war eine unbesonnene Handlungsweise der Besatzung, die russische Flagge zu beschimpfen; selbst wenn sie uns in Folge eines Mißverständnisses als ihren Feind betrachtet hätte, war es thöricht, wegen eines einzelnen Schiffes Befürchtungen zu hegen, wo selbst der berühmte Nelson die Festung für uneinnehmbar erklärt hatte.“

Rio de Janeiro.

Die Schilderung, welche Kotzebue von Brasilien gibt, ist lebhaft und ansprechend. Am 19. November begab er sich nach Rio de Janeiro, um einem Volksfeste beizuwohnen, zu welchem die königliche Familie und die hohen Würdenträger bereits versammelt waren. Es war dies die Jahresfeier der Krönung Ihrer Majestäten des Kaisers und der Kaiserin, und zugleich diejenige der Stiftung des Ordens vom südlichen Kreuze. Mit dem ersten Grauen des Tags rief der Donner der Kanonen, der von den Batterien und Schiffen ertönte, die Erinnerung an die glücklichen Ereignisse wach, welche erst im verflossenen Jahre stattgefunden hatten. Alle Straßen waren gedrängt voll; Soldaten in ihren besten Uniformen eilten zu ihren verschiedenen Standorten, selbst für diesen Tag von der Arbeit befreite Neger befanden sich in dem muntern Gedränge. Um elf Uhr kamen die Majestäten in einem prachtvollen, von 8 Pferden gezogenen Wagen und gefolgt von ihrer Leibwache in schönen Uniformen an der Hauptkirche an. Einige Schritte vor derselben stiegen sie aus, und betraten, gefolgt von den Rittern des Südkreuzes, den geheiligten Tempel Es fand alsdann feierlicher Gottesdienst statt.

Der Kaiser und die Kaiserin von Brasilien besuchen die Kirche.

Es besteht in der Hauptstadt von Brasilien der Gebrauch, daß man sich gegenseitig im Theater Besuche abstattet, und daß man auf die so abgestatteten größeren Werth legt, als auf diejenigen, welche in den Wohnungen stattfinden. Das Parterre bot einen seltsamen Anblick, wegen der verschiedenen Hautfarben, die durch alle Töne von schwarz bis zu weiß gingen, obgleich die dunkleren die Mehrzahl waren. Ebenso auffallend war auch der Unterschied in dem Benehmen der Anwesenden. Während nämlich in den Logen derselbe Anstand und dasselbe elegante Benehmen wie in Europa herrscht, war der Lärm und die Rohheit, welche vom Parterre erschallten, so beschaffen, daß sie ein gebildetes Publikum nicht dulden könnte. Während der Vorstellung gab der Kaiser in seiner Loge vielen seiner Unterthanen Audienz, die stets mit dem Handkusse begann, der knieend vollzogen wurde.

Das Theater zu Rio de Janeiro.

Die Reise um das Cap Horn, der Aufenthalt in Chili, die Unter-

suchung der Pitcairn-Inseln, das Verweilen zu Otohaiti, die Erforschung der gefährlichen und Schifferinseln des indischen Archipels gewähren wenig Interesse. Nach einer Abwesenheit von acht Jahren erreichte Kotzebue wieder (am 28. April 1824) die Radack-Inselkette. Erst jetzt scheint er erfahren zu haben, daß der souveräne Gebieter aller dieser Inseln Lamari hieß; daß die Häuptlinge der einzelnen Gruppen demselben tributpflichtig waren und daß diese ihrer Seits über die verschiedenen Familienhäupter und Stämme ihre Herrschaft ausübten. Kotzebue sah, wie wir wissen, die Bewohner dieser Inseln als die gutmüthigste Menschenraçe an, die hierin alle andern Eingeborenen der Südsee, die Otohaiter nicht ausgenommen, übertreffe. Er erwartete daher auch ein recht heiteres Zusammentreffen mit seinen Freunden von früher, ein solches, wie er sich ausdrückt, das selbst im Himmel Anklang finden müsse. Der Tag war ein ungewöhnlich schöner und eine günstige Brise führte die Unternehmung dem Lande zu. Vom Verdecke aus sah er bald auf der Insel Otdia die hohen Palmenhaine, von denen die Wohnung des Häuptlings Rarick umgeben war, und in deren Schatten er so oft geruht hatte. Er kannte seine Freunde viel zu gut, um nicht zu wissen, was in ihren Seelen vorging; denn obgleich er versprochen hatte, sie wieder zu besuchen, war doch die Fregatte, welche jetzt Angesichts ihrer Insel segelte, sehr verschieden in ihrem Bau von der zweimastigen Brigg, die ihn früher in ihre Gewässer gebracht hatte. In ihrer Ungewißheit, welches Schicksal ihrer von den Fremden warte, die so eben auf ihre Bucht zusteuerten, flohen Weiber und Kinder ins Innere, und alle Kähne waren in Bewegung, um Habseligkeiten in Sicherheit zu bringen. Die muthvolleren Männer hingegen rückten den Fremden, mit Speeren bewaffnet, entgegen, indem sie sich zum Muthe zu entflammen suchten, ehe noch die Gefahr herangerückt war. Allein bald erkannten sie ihren alten Bekannten, der sie durch Stimme und Zeichen zu sich herankommen hieß. Dies gab Veranlassung zu den wildesten Freudebezeigungen; Schaaren derselben eilten an den Strand; andere warfen sich ins Meer, um ihn so schneller umarmen zu können. Vier derselben hoben ihn aus dem Boote, das ihn gebracht hatte und trugen ihn ans Land. Matten wurden ausgebreitet, damit sein Gefolge darauf sitzen könne, und die Weiber brachten Körbe mit Blumen, um ihre Häupter mit Sträußen zu schmücken. Kotzebue machte die Wahnehmung, daß seine, auf das Wohlergehen dieses einfachen Völkchens gerichteten Bemühungen nicht gänzlich fehlgeschlagen waren. Man sagte ihm, die Thiere und Pflanzen, die er auf der Insel

Abermals die Kette der Radackinseln.

Empfang, der Kotzebue von den Eingebornen zu Theil wird.

zurückgelassen habe, gediehen vortrefflich; die ersteren hatten sich vervielfältigt; die letzteren waren in gesundem blühenden Zustande. Schweine und Ziegen dienten ihnen bereits an Festtagen zur Nahrung, und der Zeitpunkt schien nicht mehr entfernt zu sein, der es ihnen fernerhin unnöthig machte, das dritte oder vierte Kind einer jeden Ehe zu tödten, um der Hungersnoth vorzubeugen. Nur die Pflanzung des Weinstockes war mißlungen; man hatte die erhaltenen Schößlinge absterben lassen, aber erst dann, als, in Folge der ungemeinen Fruchtbarkeit des Bodens, dieselben die Höhe der höchsten Bäume der Insel erreicht hatten.

Kotzebue begab sich von Radack und den benachbarten Inselgruppen aus nach der amerikanischen Küste, und von da aus nach der ihm angewiesenen Station zu Neu-Archangel, einer Insel im Norfolck-Sunde, welche die Eingebornen Sitschakan heißen. Der so eben erwähnte, aus den Forschungen und Entdeckungen der Engländer bereits hinlänglich bekannte Landeinschnitt heißt in russischen Karten die Sitkabucht und ist die hauptsächlichste im Jahre 1804 gegründete Niederlassung der russisch-amerikanischen Handelsgesellschaft. Diese Insel, die von dem Festlande durch eine schmale Bucht getrennt ist, erstreckt sich über 3½ Breitegrade. Sie besteht aus drei, durch schmale kaum bemerkbare Kanäle von einander geschiedenen Theilen, woher auch die Annahme rührte, daß Neu-Archangel eine ununterbrochene Strecke Landes bilde. Der Hafen dieser Insel ist, wie es heißt, von Natur so sicher, daß er keiner Nachhülfe durch Kunst bedarf.

Russisch-Amerika.

Die Geschichte der Besitznahme Neu-Archangels durch die Russen ist mit einigen schmerzvollen Erinnerungen verknüpft, wie sie sich an die meisten Niederlassungen der Europäer unter wilden Völkern heften. Ein gewisser Baronoff stand längere Zeit als Agent in den Diensten der russischen Compagnie, und ward, da er ein entschlossener unternehmender Mann war, als die geeignete Persönlichkeit betrachtet, um ein wildes Volk zu bändigen. Ihm schien dieser Kampf mit einem Volke Vergnügen zu bereiten; obgleich ihm die Besiegung der Sitkaer schwerer fiel, als die der schüchternen Aleuten und Kodiacken, so gelang sie ihm endlich doch. Die Handelsleute der vereinigten Staaten versahen dieselben zwar mit Feuerwaffen und setzten sie dadurch in den Stand, ihren Angreifern mit einigem Erfolg entgegenzutreten. Allein der militärische Befehlshaber erfocht nach manchen Wechselfällen des härtnäckig geführten Kriegs endlich doch einen entscheidenden Sieg, der den größern Theil ihres Gebietes ihm zu Füßen legte. Im Verfolg der Zeit ließ er einige Wohnhäuser bauen, schuf militärische

Die Niederlassung von Sitka

Vertheidigungswerke und wandte alle möglichen Mittel an, die ihm die Zuneigung der Eingebornen erwerben oder schlimmsten Falles ihre Widerstandsmittel vereiteln konnten. Allein bald zeigte es sich, daß, obgleich die Wilden in dem Grade unterjocht waren, daß sie das offene Feld gegen ihn nicht zu behaupten vermochten, sie dennoch die Hoffnung der Rache und der Wiedereroberung alles dessen, was sie verloren, nicht aufgegeben hatten. Als einstmals in der Nacht die von dem Befehlshaber allein gelassene Besatzung sich vollkommen sicher glaubte, griff eine zahlreiche Schaar Eingeborner die Verschanzungen an, drang in dieselben ein, ohne ernstlichem Widerstande zu begegnen, und ermordete erbarmungslos einen Jeden, den sie darin vorfanden. Nur einige wenige Aleuten entkamen; dieselben verdankten die Erhaltung ihres Lebens dem einzigen Umstande, daß sie sich während des Angriffs auf dem Fischfang in der See befanden, und nach Kodiack fliehen konnten, wohin sie die erste Nachricht von der Vernichtung der russischen Sitkaer Niederlassung brachten.

Dieß geschah zu der Zeit, da Krusenstern in diesen Gewässern kreuzte und, wie sich der Leser erinnern wird, eines seiner Schiffe, die Newa, an die amerikanische Küste sandte, um daselbst Pelzwaaren für den chinesischen Markt zu kaufen. Baronoff ergriff diesen Anlaß, um die verlorene Kolonie wieder zu erobern und die Führer des Aufstandes exemplarisch zu bestrafen. Kaum vernahmen die Eingebornen seine Rückkehr an der Spitze einer Waffenmacht, der sie nicht gewachsen waren, als sie ihren Muth sinken ließen, seiner Landung nicht nur keinen Widerstand entgegensetzten, sondern sich eilig in ihre Verschanzungen zurückzogen. Dieselben bestanden aus einer Art Pallisaden aus großen Baumstämmen, welche so enge aneinander gefügt waren, daß nur noch Schießscharten für die Musketen der Vertheidiger übrig blieben. Diese hölzerne Festung, die ungefähr 300 Kämpfer mit ihren Familien einschloß, hielt einige Tage aus, und hätte wahrscheinlich einen längeren Widerstand entgegengesetzt, hätte nicht eine Bresche, welche das schwere Geschütz der Newa in dieselbe schoß, den Platz unhaltbar gemacht. Die Belagerten ergaben sich auf Gnade und Ungnade, und lieferten die Söhne ihrer Häuptlinge als Geißeln für ihre künftige Unterwürfigkeit aus. Allein dieser Sieg stellte auf keiner Seite das Vertrauen her. Die Besiegten dürsteten nach Rache und benützten daher jede Gelegenheit, die sich ihnen durch heimliche Anfälle und Kriegslisten bot, um dieselbe zu befriedigen. Diese Art Krieg zu führen trieben sie in solcher Ausdehnung, daß die Russen nur vollkommener bewaffnet und in größerer Anzahl es

wagten, sich aus dem Schutze ihrer Festung herauszubegeben, wenn sie nicht die Gefahr laufen wollten, sogleich ermordet zu werden. Um die Sicherheit der Kolonisten besser überwachen zu können, schlug Baronoff von diesem Zeitpunkte an seinen Wohnsitz in Archangel auf, und der Pelzhandel der Gesellschaft war einige Zeit hindurch äußerst gewinnbringend. Einzelne Jäger gingen jedoch in ihrem Geize so weit, daß sie dem Wildstande schadeten. Die Seeotter ward, weil von allen Seiten verfolgt, sehr selten, und bald deckte die geringe Jagdbeute, welche gemacht ward, kaum noch die Kosten, welche nöthig wurden, um die Kolonisten vor den Angriffen der Wilden sicher zu stellen. Man beschloß daher die Niederlassung von Archangel aufzugeben und Kodiack zum Mittelpunkt des russischen Handels mit der Nordwestküste von Amerika zu machen.

Das Klima Sitkas ist nicht so rauh, als man von dem hohen Breitegrade, unter dem es liegt, erwarten sollte. Die Kälte, welche selbst mitten im Winter nicht sehr stark ist, hält nicht lange an; allein an keinem Orte der übrigen Welt soll so viel Regen fallen wie hier. Die Wälder, die meist aus Kiefern und Buchen bestehen, sind hoch und dicht; manche Bäume derselben haben eine Höhe von 160 und einen Durchmesser von 6 bis 7 Fuß. Aus diesen stolzen Stämmen zimmern die Eingebornen ihre Kähne, die oft 25—30 Mann tragen. So wild und unfruchtbar auch das Land zu sein scheint, so ist sein Boden doch ergiebig und alle einheimischen Pflanzenarten, die keine große Varietät bilden, gedeihen sehr gut. Der Fischfang an den Küsten ist sehr lohnend, namentlich auch an größern Säugethieren, als z. B. Wallfischen, Seehunden u. s. w. Auffallend ist es, daß der schöne weißköpfige Adler und mehrere Arten Kolibris aus wärmeren Zonen so weit nach Norden gewandert sind, und sich an ein Klima, das von demjenigen, in welchem ihre Gattung bis dahin heimisch war, so verschieden ist, gewöhnen konnten. *Das Klima Sitkas*

Bei seinem abermaligen Besuche Californiens fand Kotzebue keinerlei Verbesserung in den spanischen Presidios, weder in der äußern Lage der armen Bekehrten, noch in dem Verfahren Derjenigen, welche über sie gesetzt waren. Wie la Perouse erklärt auch er, daß die zum Christenthume bekehrten Californier in keiner besseren Lage sich befänden als Negersklaven. Ihr Dasein bringen sie theils im Gebet, theils indem sie für die Mönche arbeiten, zu, ohne selbst Eigenthum zu besitzen. Dreimal des Tages müssen sie die Kirche besuchen und eine lateinische Messe hören; der Rest ihrer Zeit wird damit zugebracht, daß sie Feld und Garten mit *Californien*

den rohesten Werkzeugen anbauen. Abends werden sie in großen Schaaren in Hütten eingeschlossen, die, ohne Fußboden und Fenster, eher Pferdeställen gleich sehen, als Wohnungen menschlicher Wesen.

Anhänglichkeit an Spanien.

So lebten die Missionäre und die zum öffentlichen Dienst berufenen spanischen Krieger noch ziemlich zufrieden, während die andern spanischen Kolonien sich von dem Mutterlande unabhängig machten. Da die Aufstände sich sogar bis Mexico erstreckten, so wurden sie von den Regierungen, die sich in Folge derselben gebildet hatten, unter vortheilhaften Bedingungen eingeladen, sich ihnen anzuschließen; allein sie blieben ihrem Könige treu. Selbst die gänzliche Vernachläßigung von Seiten des spanischen Hofs, die so weit ging, daß man sie eine Reihe von Jahren hindurch daselbst vergessen zu haben schien, und sich nicht einmal die Mühe nahm, das nöthige Geld für die Mannschaft und den Unterhalt der Lehrer zu senden, war nicht im Stande, ihre Treue zu erschüttern. Ihr Gehorsam ging sogar so weit, daß sie dem Befehl gehorchten, der ihnen gebot, ihre Häfen allen fremden Schiffen zu verschließen. Da die neu entstandenen Republiken als nicht mehr zu Spanien gehörig angesehen wurden und keine Schiffe mehr aus Spanien anlangten, so begannen die Missionäre und die verschiedenen Garnisonen bald den Mangel an allen den Bequemlichkeiten zu fühlen, an die sie sich in früheren besseren Tagen gewöhnt hatten. Selbst Ackerbau- und andere Werkzeuge waren nicht mehr zu bekommen, und so die eigentliche Quelle jeglichen Erwerbs mit Versiegen bedroht. Die stets mehr wachsende Unzufriedenheit machte sich endlich in einem Aufstande Luft, der jedoch von der spanischen daselbst stationirten Reiterschaar schnell unterdrückt ward, die ihre eigenen Interessen bis dahin mit denen der Geistlichkeit in Einklang zu bringen gewußt hatte. Allein der Sieg, den diese Krieger über die Eingebornen errangen, machte dieselben fortan stumm gegen die Wünsche der Geistlichkeit, deren Hülflosigkeit jetzt an den Tag trat, und sie erklärten sich jetzt zu Herren einer Provinz, welche von der spanischen Regierung so lange Zeit hindurch ihrem Schicksale überlassen worden war. In Californien gab es fortan mehrere Republiken und eine der ersten Wirkungen dieses Umschwungs der Dinge bestand darin, daß die Häfen dieses Landes allen Handelsnationen der Welt geöffnet wurden.

Russische Niederlassung zu Roß.

Einer der Kotzebue ertheilten Aufträge lautete dahin, daß er suchen solle, in der Nähe von Californien eine Niederlassung der russisch-amerikanischen Handelsgesellschaft zu gründen. Der hierzu von ihm auserwählte

oder von seinen Agenten hierzu empfohlene Ort lag 80 Meilen nördlich von San Francisco. Nachdem er von dem spanischen Gouverneur eine militärische Eskorte und Führer erhalten hatte, begab er sich, gefolgt von seinen Offizieren, zwei Matrosen und einigen Dragonern, dahin auf den Weg. Die Reise dahin scheint theils zu Land, theils zu Wasser stattgefunden zu haben; allein die Erzählung Kotzebues ist hierin so mangelhaft, daß man nicht weiß, wann er sich an Bord eines Schiffes oder auf dem Marsche befindet. Nachdem die Reise einige Tage mühsam gedauert hatte, sah er endlich von dem Gipfel eines hohen Hügels herab die kleine nur auf die Vertheidigung der Niederlassung berechnete Festung Roß. Dieselbe liegt am Seeufer unter 38° 33′ nördlicher Breite, und wurde im Jahr 1812 unter Zustimmung der Eingebornen errichtet, die sogar die Baustoffe lieferten. Im Jahr 1825 bestand die Besatzung aus 130 Mann, der Mehrzahl nach jedoch nicht Russen, sondern Aleuten. Der Zweck der Niederlassung war die Ausdehnung des Pelzhandels, da die Seeotter nirgends häufiger als an der californischen Küste ist. Die Spanier, die sich mit der Jagd dieses Thiers ungern abgeben, ließen sich durch eine geringe Entschädigung wegen gänzlicher Aufgabe derselben abfinden

Zweck der russischen Niederlassung.

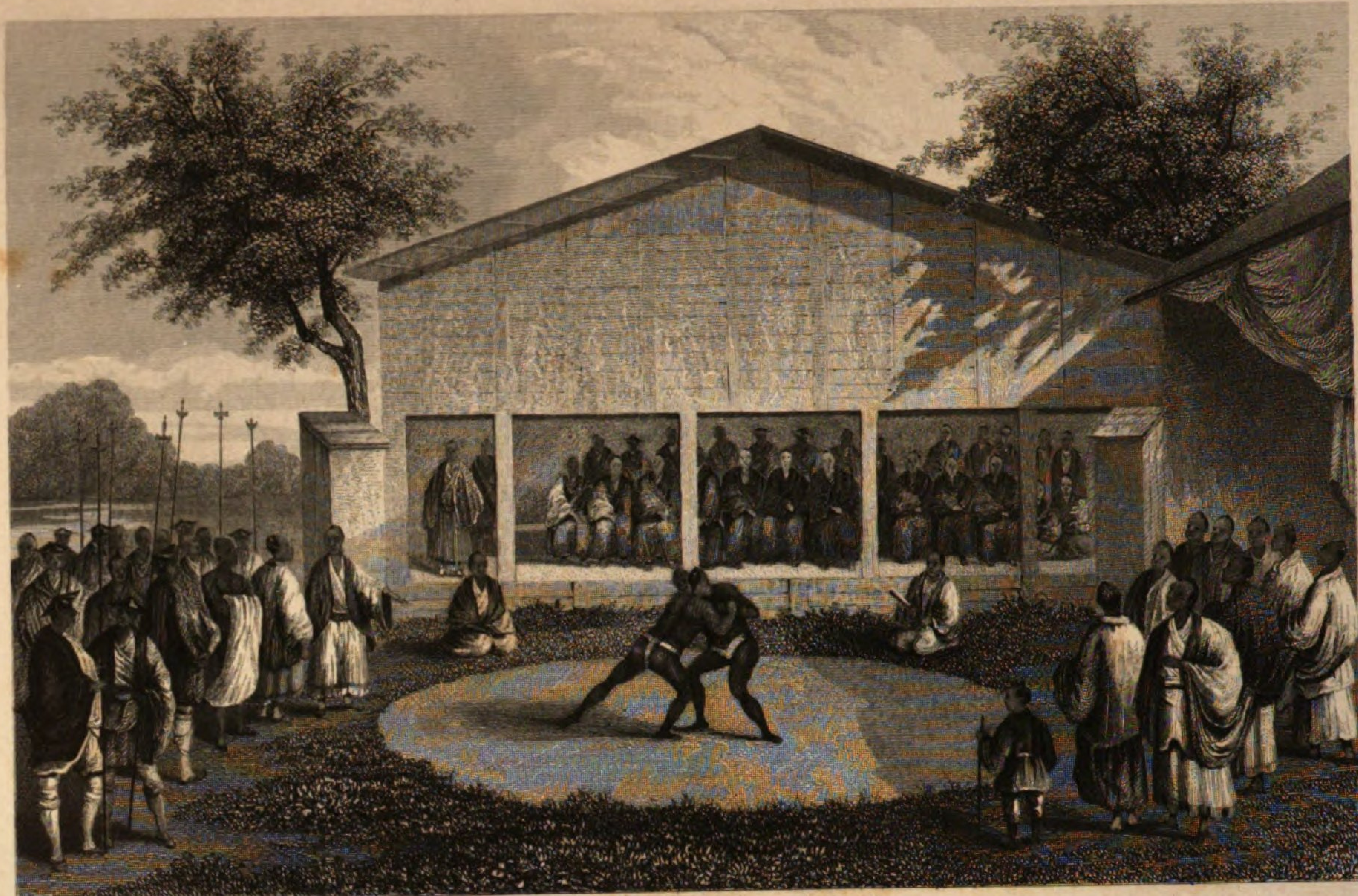
Anfänglich lebten die Mitglieder der verschiedenen spanischen Missionen mit den neuen Kolonisten auf freundlichem Fuße und versahen dieselben sogar mit Schweinen, Ochsen und Schafen; allein kaum nahmen sie wahr, daß trotz der geringen Güte des Bodens und des Klimas die neue Niederlassung die ihrige übertreffe, so bemächtigte sich ihrer der Neid und die Furcht vor dem Fremdling. Die erste Folge davon war das an die Russen gestellte Verlangen, die Niederlassung aufzuheben und die Festung dem Erdboden gleich zu machen. Dieses Verlangen wurde damit zu begründen gesucht, daß sich das spanische Besitzrecht bis an das Gestade des Eismeeres erstrecke. Es erfolgte zugleich die Drohung, daß man mit den Waffen in den Händen dagegen einschreiten werde; allein die Energie des Gouverneurs verhütete den Ausbruch des Kriegs. Damit aber die Russen ihre Ansprüche nicht auch auf die Nordküste der Bucht von San Francisco ausdehnen möchten, gründeten die Spanier sogleich die Presidios von St. Gabriel und St. Salona. Kotzebue spricht sein ungemeines Bedauern aus, daß die Russen denselben hierin nicht zuvorgekommen seien, da der Besitz dieser schönen Bucht unberechenbare Vortheile nach sich ziehen müsse. Das Klima von Roß ist mild und diese Niederlassung besitzt Ueberfluß am schönsten Bauholze. Die See liefert die besten Fische, das Land das

Eifersucht der Spanier gegen die Russen.

vorzüglichste Wildpret und die nördlicher gelegenen russischen Gebietstheile würden, trotzdem ein guter Hafen fehlt, sich doch daselbst mit allen ihren Bedürfnissen versorgen können.

Zustände der Sandwichinseln.

Der Bericht, den Kotzebue in seinem Werke von den Zuständen der Sandwichinseln gibt, trägt in mehrfacher Beziehung den Stempel der Uebertreibung. Gestehen wir ihm auch zu, daß einzelne Missionäre ehrgeizige Absichten hegten, so sind doch seine eigenen religiösen Vorurtheile zu stark, um seine Folgerungen vollständig zugeben zu können. Ihm zufolge mischt sich einer derselben in alle Regierungsgeschäfte und macht Kakumanna, die Wittwe des Königs, ja sogar zuweilen Karemaku, einen der Neffen desselben, zu seinem Werkzeuge. Derselbe bekümmert sich viel um Handelsangelegenheiten, an denen er großes persönliches Interesse nimmt, und scheint ganz seinen ursprünglichen Beruf und den Zweck, der ihn nach den Inseln führte, vergessen zu haben, überhaupt die Stellung eines Herrschers seinem Geschmacke angemessener zu finden, als die eines Predigers. Dieß wäre zu entschuldigen, wenn seine Talente so beschaffen wären, um das Heil und Wohl der Bevölkerung zu befördern. Allein Kotzebue zufolge ist dies nicht der Fall, es muß vielmehr tief schmerzen, das geistige und zeitliche Wohl des gutmüthigen Volks der Führung eines Fanatikers anvertraut zu sehen, dessen übelverstandener Eifer und thörichte Strebungen nur zu dem Schaden desselben gereichen. Kotzebue läugnet nicht, daß die Erziehung, was namentlich Lesen und Schreiben betrifft, auf den Sandwichinseln große Fortschritte machte, und daß die großen Principien des Christenthums emsig gelehrt wurden. Als der russische Seefahrer der Wittwe des großen Tamehameha vorgestellt wurde, sah er sogar die Treppen, die zu ihren Gemächern führten, mit Kindern, Erwachsenen, ja sogar mit alten Leuten besetzt, die unter der Majestät eigener Oberaufsicht aus Fibeln lasen und auf Schiefertafeln schrieben. Sogar der Gouverneur hatte eine Fibel in der einen Hand, und hielt in der andern ein verziertes kleines Instrument von Bein, mit dem er die Buchstaben zeigte. Einige der bejahrteren Anwesenden schienen mehr des Beispiels wegen da zu sein, als um zu lernen, da sie aus offenbarem Uebereifer die Bücher verkehrt hielten. Die Königin feuerte, wie man leider gestehen muß, auf eine Weise zum Studium an, die ganz absolutistisch ist. Ein 70jähriger Greis, der ein ihr zugehöriges Grundstück gepachtet und stets seinen Pachtzins regelmäßig bezahlt hatte, glaubte sich durch sein Alter und die weite Entfernung von dem Besuche der Schule und Kapelle entschuldigt.



JAPANESISCHE RINGER.

Carlsruhe, Kunstverlag.

Unterrichts-zwang.

Heimfahrt Kotzebues

Reise Bellingshausens

... wenig mit Europäern und deren Waffen vertraut, daß, als die Russen, um ihnen Schrecken einzujagen, einige Schüsse in die Luft thaten, sie



JAPANESISCHE RINGER.

Zur Strafe vertrieb ihn die Königin aus ihrem Hause und von dem Pachtgute. Um sie zu besänftigen oder Verzeihung für sein Vergehen zu erwirken, hatte derselbe eine Audienz bei ihr nachgesucht, in der er ihr Mitleid mit seiner verlassenen Lage und der Unmöglichkeit, in seinen vorgerückten Jahren noch lesen zu lernen, anrief. Allein all sein Bitten und Flehen war vergeblich. Zornig erwiederte sie ihm: „Wenn du nicht lesen lernen willst, so gehe hin und ertränke dich!" Unterrichts-zwang.

Kotzebue segelte, als er die Sandwichinseln verließ, nach den Pescadoren, in deren Nähe er verschiedene seichte Stellen oder im Wachsthum begriffene Inseln, die den Seefahrern noch nicht allgemein bekannt waren, näher erforschte. Später ließ er nach den Ladronen und Philippinen steuern, von denen er jedoch nur wenig zu erzählen weiß. Jetzt schlug er die südwestliche Richtung ein, gelangte so um das Kap der guten Hoffnung auf die Insel St. Helena und in sein Heimathland, das er freudig am 10. Juli 1826 wieder erreichte. Er schreibt hierüber: „wenn meine Leser nach und nach so mit mir bekannt geworden sind, daß sie sich für mich interessiren, so werden sie nicht ungern vernehmen, daß mein gnädigster Souverain, der Kaiser, mich mit den herablassendsten Zeichen seiner Gnade beehrte, und daß ich nach so langer Zeit so glücklich war, meine Frau und Kinder gesund und zufrieden wieder zu sehen." Heimfahrt Kotzebues

Wir können uns damit begnügen, nur kurz auf die in den Jahren 1820—1823 gemachte Reise Bellingshausens hinzudeuten, weil, so sehr lobenswerth auch der Eifer dieses Offiziers war, derselbe von der gewöhnlich in der Südsee eingeschlagenen Richtung nur wenig abwich, überhaupt nur wenig denkwürdige Ergebnisse erzielte. Er brachte seine Zeit meist in den Gewässern zwischen der Küste von Australien und dem Südpole zu, und war daselbst vielen Gefahren und Beschwerden ausgesetzt. Die einzige Entdeckung, deren er sich rühmen konnte, begriff eine schmale Inselgruppe in sich, welche in der Nähe derjenigen, welche Bougainville die „gefährlichen" nannte, liegt. Bellingshausen ververzeichnete seine Entdeckung unter dem Namen: Alexanders Archipel (nach Alexander I., Kaiser von Rußland). Er beschreibt die Bewohner derselben als die rohesten und wildesten, die er jemals gesehen habe. Dieselben lehnten es durchaus ab, mit ihm zu verkehren, und zündeten sogar ihre Wälder an, um seine Leute am Landen zu verhindern. Dieselben waren so wenig mit Europäern und deren Waffen vertraut, daß, als die Russen, um ihnen Schrecken einzujagen, einige Schüsse in die Luft thaten, sie Reise Bellingshausens

Wasser herbeiholten, um die Flammen zu löschen, die dadurch, wie sie glaubten, ihrem Eigenthume und ihren Personen drohten.

Bellingshausen gibt selbst zu, daß es ihm nicht gelungen ist, festes Land in der Polarsee, nämlich die so sehnsüchtig gesuchte „Terra Australis“ zu entdecken, die in hohem Grade so manchen Denker zu Hause beschäftigte, so oft schon alle Berechnungskunst des ausdauerndsten Seefahrers erschöpft hatte, wenn sich derselbe von Nebeln, Treibeis und fortwährenden Stürmen umgeben sah. Bellingshausen versichert seine Landsleute, daß er wirklich an den Gränzen des ewigen Eises angelangt war, über die hinaus kein weiteres Vordringen möglich gewesen. Dafür, daß seine Reise nicht gänzlich fruchtlos war, führt er den Umstand an, daß er die Sphäre des geographischen Wissens durch dreißig neue Inseln vermehrt habe, und daß er neben dem, daß er in verschiedenen wissenschaftlichen Zweigen interessante Beobachtungen anstellen ließ, das Museum von St. Petersburg durch viele der seltensten Gegenstände der drei Naturreiche bereichert habe.

Reise Lutkes.

Lutke, der ihm im Kommando folgte, brachte ebenfalls drei Jahre auf der See mit so ziemlich demselben Erfolge zu. Im September 1826 verließen die Korvetten Seniavin und Moller, letztere unter dem Befehle des Kapitäns Staniukowitsch, Kronstadt. Da jedoch letzteres Schiff keine eigentliche Weltumseglungsreise zu machen hatte, so beschränken wir uns auf die der erstern, welche ausdrücklich zu diesem Zweck ausgerüstet war.

Lutke kam bei Teneriffa und Rio de Janeiro vorüber, umfuhr Kap Horn, und hielt sich kurze Zeit zu Konception und Valparaiso auf. Den Aequator passirte er unter 128° westlicher Länge (Greenwich) und nahm alsdann seine Richtung nach Norden. Am 23. Juni 1827 bekam er den erloschenen Vulkan Edgecombe zu Gesicht. Derselbe ist dreitausend Fuß über dem Seeniveau erhaben und bezeichnet den Eingang in den Norfolksund, von den Russen Sitkabucht geheißen. Den darauf folgenden Tag warf er zu Neuarchangel, wie der Leser bereits weiß, der Residenz des Gouverneurs, dessen Gerichtssprengel sich über alle russischen, in dieser Gegend befindlichen Kolonien mit Einschluß der Aleuten und Kurilen erstreckt, die Anker aus.

Der Vulkan Edgecombe.

Lutke schätzt die Gesammtbevölkerung dieser Niederlassungen auf 8700 Seelen, wovon ungefähr die Hälfte auf die zwei Inselgruppen gerechnet werden muß, welche zwischen Kamtschatka und dem amerikanischen Ufer liegen. Im Laufe von 30 Jahren hatte die Bevölkerung sehr be-

deutend abgenommen, mag man nun den Grund dieser Abnahme in der tyrannischen Behandlung, welche sie von den Pelzhändlern erlitt, oder in der Auswanderung derselben nach den Buchten und Landzungen des östlichen Kontinents suchen. Zur Zeit als Lutke Archangel besuchte, zählte die von Baronoff, wie wir von Kotzebue wissen, gegründete Niederlassung nicht mehr als 800 Personen, wenn man die Bevölkerung der benachbarten kleinen Inseln hinzurechnet. Die Kreolen, Abkömmlinge russischer Väter und aleutischer Mütter betrugen einige Jahr später etwa 1000, und galten als ein kräftiger und thätiger Menschenschlag. Schiffbau wird hier stark getrieben, ebenso Handel mit Lebensmitteln nach Ochotsk, Kalifornien und den Sandwichinseln. Zustände von Sitka.

Lutke läßt sich des Näheren über die Beweggründe aus, welche den Gouverneur zu dem Entschlusse veranlaßten, die Sitkabucht zu verlassen und die Niederlassung nach Kodiak oder dem Cooksflusse zu verlegen. Die von den Eingebornen, den sogenannten Kalutschen, an den Tag gelegte Feindseligkeit war wahrscheinlich der Hauptgrund hierzu; denn derselbe hatte darauf verzichtet, sie zu bewältigen, um sie günstig für sich zu stimmen, allein Lutke bemerkt, dergleichen Hindernisse kämen in allen derartigen Unternehmungen vor, und würden stets durch die geeigneten Maßregeln besiegt. Auch der Widerstand der Wilden würde mit der Zeit nachlassen; sogar im Jahr 1827, als Baronoff bereits am Gelingen verzweifelt habe, habe ein Häuptling die Kolonisten von Neuarchangel um die Mittel angegangen, sein Volk zu erziehen und in der christlichen Religion zu unterrichten. Indem wir die Richtigkeit der Schlüsse, welche Lutke zog, auf sich beruhen lassen, müssen wir ihm doch das Zeugniß geben, daß er die Zustände und Neigungen der Kalutschen näher zu erforschen bemüht war, als irgend ein Seefahrer vor ihm. Feindseligkeit der Kalutschen.

Mit Beginn des Augusts segelte er nach Unalaska, und traf zu Iloaloak einen sehr einsichtsvollen Priester mit Namen John Veniaminoff, der sich daselbst schon mehrere Jahre aufhielt; dieser ehrwürdige Mann hatte den Katechismus der griechischen Kirche in das Aleutische übersetzt und zu St. Petersburg drucken lassen, auch durch Ausdauer in seinem evangelischen Amte viele Eingeborne zum Christenthume bekehrt. Auch in anderer Beziehung haben die Aleuten seit den Tagen, wo sie Cook zum erstenmale der civilisirten Welt bekannt machte, schnelle Fortschritte in den Künsten und in einer besseren Lebensweise gemacht. Ein Theil ihrer Kinder männlichen Geschlechts besucht Verbesserung der Lage der Aleuten.

regelmäßig die Schule. Wahrscheinlich hielt man den Unterricht überflüssig für Mädchen, die man bloß für den Haushalt erzieht, und sie dadurch von Allem fern hält, was ihren Geist bilden kann.

Die Inseln Pribyloff und St. Mathäus.

Indem das Schiff Seniavin die Richtung nach Nordwesten nahm, erreichte es die Inseln Pribyloff und St. Mathäus. Am 1. September erschloß ein schöner Morgen das prachtvolle Panorama, von dem sich das Schiff umgeben sah. Nach Osten in der Entfernung von 65 Meilen erblickte man Unimak mit seinen riesigen Vulkanen; einer derselben, Tschitscheldinsk, dessen Form die eines regelmäßigen Kegels ist, stieg, getrennt von den übrigen, in die Höhe. Ein weißlicher Rauch erhob sich aus seinem Gipfel, der mehr als 8000 Fuß über dem Seeniveau erhaben ist. Der Krater von Makutschinsk auf Unalaska, dessen meist flacher Gipfel nur auf der Westseite einige spitze Piks hat, ist weniger majestätisch als der erstere. Von einem hohen mit Schnee bedeckten Tafelland stieg ebenfalls Rauch aus ihm aus, auch seine Höhe mußte gegen 5000 Fuß betragen. Diese Gruppe mit der Bucht St. Georg und St. Paul ward 1786 durch einen Steuermann Namens Pribyloff entdeckt, nach welchem sie noch jetzt heißt. Die Insel Mathäus erhielt ihren Namen von Lieutenant Sindt 1766. Cook, der ihre Lage nautisch feststellte, gab ihr 1778 den Namen Goreinsel. Alle diese Inseln, deren ungeheure Massen von Granit, Glimmerschiefer und Quarz keine Vegetation aufkommen lassen, haben für Niemand als für den Naturforscher einiges Interesse. Auf weiten Strecken erkennt man die Spuren vulkanischer Erderschütterung; die verschlossenen Feuer, denen diese furchtbaren Naturschöpfungen ihre Existenz verdanken, äußern überallhin ihre Wirkung schrecklichster Art, indem sie den ganzen Archipel erschüttern, und das Leuchten ihrer schweflichten Flammen über die ganze Fläche des sie umgebenden wilden Oceans verbreiten. Das Herannahen der Herbstzeit erinnerte Lutke daran, daß er sein Schiff aus einem so hohen Breitegrade, wo Finsterniß und Sturm die Schifffahrt ebenso gefährlich als nutzlos machen, in ein milderes Klima steuern lasse. Er begab sich daher an die Küste von Asien, und ließ in dem Haupthafen von Kamtschatka Anstalten treffen, um die spanischen Niederlassungen des großen indischen Archipels zu besuchen. Am 1. November verließ er den Hafen St. Peter und St. Paul, in der Absicht, die Karolineninseln zu besuchen.

Geologische Beschaffenheit der Inseln.

Die Insel Colunas.

Auf seinem Wege dahin kam er an die Stelle, an welcher, amerikanischen Seekarten zu Folge, die Insel Colunas liegen sollte, allein trotzdem er

einen ganzen Tag sie in der Parallele des nördlichen Breitegrades von 28° 9′ aufsuchte, so war dies doch vergebene Mühe. Eben so fruchtlos war sein Aufsuchen der Dexter= und Bartholomäusinseln, was indeß nicht wundern darf, wenn man berücksichtigt, daß der kleinste, bekanntlich so leichte Irrthum bezüglich des Breitegrades die Berechnungen der scharfsinnigsten Seeleute zu täuschen vermag.

Ehe Duperrey die Welt in der „Muschel“ umsegelte, war die große Gruppe der Karolineninseln selbst den Seeleuten der ersten Nationen Europas nur höchst unvollständig bekannt. Dieselben erstrecken sich über 6 Breitegrade oder mehr als 400 Seemeilen und über 30 Längengrade, also auf nicht weniger als 600 Seemeilen. Der französische, so eben genannte Seefahrer segelte durch die ganze Gruppe hindurch, von Pulo Anna im Westen bis zu Ualan im Osten, und machte die Nautik mit verschiedenen kleinen Inseln derselben, die noch auf keiner Seekarte verzeichnet waren, bekannt; auch brachte er über die bereits bekannten manche neue Thatsache ans Licht. Allein trotzdem war für Lutke noch ein weites Feld der Erforschung übrig geblieben; indem derselbe einen regelmäßigeren Plan verfolgte, konnte er jede einzelne Untergruppe, jede einzelne Insel besuchen und sich dadurch mit ihrer geographischen Lage aufs Vollständigste bekannt machen. Ueber die Sitten und Lebensgewohnheiten der Eingebornen gibt er viele Aufschlüsse; die Gelehrten, welche ihn begleiteten, stellten ein Wörterbuch ihrer Sprache zusammen und geben uns einen genauen Bericht über die Gestalt und Naturgeschichte der Hauptglieder dieses Inselarchipels.

Die Karolinen-inseln.

Das so eben erwähnte Ualan hat einen Umfang von 24 Meilen. Ein Thal, das sich von Osten nach Westen zwischen zwei Reihen von Bergen erstreckt, scheidet die Insel in zwei ungleiche Theile. Auf der Nordseite derselben erhebt sich Mornebuasch mehr den 1800 Fuß über dem Seeniveau; südwärts sieht man den noch höheren Berg Crozer. Mit Ausnahme der Piks, die von diesen Hügelketten aufsteigen, ist das ganze Land von dem Seeufer an bis zu dem Fuße der alten Krater mit Wald und Schlingpflanzen bedeckt. Wasserbäche strömen in allen Richtungen hindurch. Trotz der Feuchtigkeit des Klimas scheinen die Eingebornen eine gute Gesundheit zu genießen, sind hübsch gewachsen und gastfreundlich gegen Fremde, auch unter sich sehr verträglich. Die Hautfarbe beider Geschlechter ist kastanienbraun, beide ölen ihren Körper und tatowiren sich auf die phantastischste Art; das weibliche Geschlecht durchlöchert die Ohr=

Die Insel Ualan.

lappen, um in den Oeffnungen Blumensträuße oder sonst wohlriechende Pflanzen anzubringen, hält sich aber sonst weit entfernt von der Reinlichkeit und dem Geschmack, den man nach dieser Art, sich zu schmücken, bei ihm voraussetzen sollte.

Religion der Eingebornen.

Da Lutke ihrer Sprache unkundig war, so war es ihm unmöglich, zu einem vollen Verständniß ihrer Religion zu gelangen. Nur so viel war mit Sicherheit zu erfahren, daß sie eine Gottheit verehren, welche Sitel-mazuenziap heißt. Dieselbe soll ein nebst 2 Frauen und 4 Kindern unter die Götter versetzter Häuptling sein, allein sie errichten ihm zu Ehren weder Tempel noch Götzenbilder. In der Ecke einer jeden Wohnung befindet sich eine 4—5 Fuß lange Zauberruthe, eine Art Hausgott, dem man huldigt. Hie und da nahm man wohl auch Ceremonien wahr, die dafür gelten konnten, als drückten sie den Glauben an himmlische Wesen und die Anerkennung aus, daß dieselben auf den Lauf menschlicher Dinge Einfluß ausüben.

Mit Beginn des Januars 1828 passirte der Seniavin den magnetischen Aequator in nördlicher Breite von 4° 7′ und 162° 57′ östlicher Länge. Lutke brachte einige Tage damit zu, daß er Inseln aufsuchte, die in den Karten Arrowshmiths und Krusensterns verzeichnet sind, aber ebenfalls vergebens; wieder ein Beweis, wie schwierig es ist, neu entdeckte Inseln nach den geographischen Beschreibungen, welche selbst die genauesten Seefahrer davon lieferten, aufzusuchen. Lutke stand jedoch ein Triumph bevor, der ihn für den deßhalb erlittenen Verdruß entschädigte. Mit Tagesgrauen des 14. entdeckte er zu seinem größten Erstaunen dicht vor sich eine große Insel, die, so nahe sie auch den von Thompson, Duperrey und andern Seefahrern eingeschlagenen Richtungen lag, niemals wahrgenommen worden war. Man kennt sie jetzt als die Kette, welche den Namen Seniavin trägt; sie besteht aus drei Gruppen und erstreckt sich ungefähr 24 Meilen von Norden nach Süden, und nicht weniger als 30 Meilen von Osten nach Westen. Auf der größten derselben erhebt sich, aus einer Entfernung von 65 Meilen sichtbar, ein Berg fast 3000 Fuß über das Seeniveau.

Die Seniavin-Inseln.

Die Bewohner dieser Inseln unterscheiden sich von denen Ualans, und kommen eher dem Stamme der Papuas nahe; sie sind ein kleiner Menschenschlag, aber unbändig und keck entschlossen. Die größte Insel der Gruppe Panynipet hat eine fast runde Form, und einen Umfang von 50 Meilen; dieselbe ist bis auf die Entfernung von zwei Meilen von einem Korallenriffe

umgeben, innerhalb dessen viele kleine Inseln sich befinden. Die ganze Insel ist mit Vegetation überdeckt. Waren auch längs dem Ufer nur wenige Wohnungen sichtbar, so war doch aus der großen Zahl Kähne, welche das russische Schiff umgaben, zu entnehmen, daß die Bevölkerung mindestens 2000 Köpfe zählte. Der Eifer Lutkes ward noch dadurch belohnt, daß er eine Anzahl kleiner Inseln näher untersuchen konnte, über deren Existenz man nicht im Reinen war. Endlich hielt man es für nöthig, daß der Seniavin sich nach Guahani im Archipel der Marianen begebe, um dort ausgebessert zu werden, und um frischen Proviant und Wasser einzunehmen. Von da kehrte Lutke nach den Karolinen zurück, um seine Forschungen bezüglich derselben mit dem an ihm gekannten Eifer und Scharfsinn fortzusetzen. Er untersuchte hierauf die schwedischen Inseln, die auch Namurak geheißen werden, und dehnte dann seine Reise auf die Gruppe der Pelewinseln aus, die der Engländer Wilson zuerst beschrieben hat. Im Monat April segelte er nach Kamtschatka, in der Absicht, seine Forschungen in der Behringsstraße fortzusetzen, und die Kenntnisse seiner Landsleute wo möglich bezüglich der vielen Buchten zu erweitern, die von denselben aus in die Tiefen des amerikanischen Kontinents führen.

Die Namurak- und Pelewinseln.

Nach kurzem Aufenthalte in dem Hafen St. Peter und Paul steuerte die Korvette längs der Küste gegen Nordwesten, indem sie aufs Genaueste die Lage der verschiedenen Vorgebirge und Landspitzen feststellte. Lutke schreibt: am Morgen des 28. Juni ward ich mit einem Male der Vulkane Avatschinsky, Koriatzky, Jupanoff und Kronotzky ansichtig, der zwei erstern in einer Entfernung von 82 Meilen, der beiden andern in der von 68 Meilen. Kronotzky hat wie auch Williutschinsky die Gestalt eines regelmäßigen Kegels, ist aber eher weniger steil als der andere. Auf seiner Linken befindet sich ein ziemlich flacher Hügel und nahe dabei ein steiler Pik, wahrscheinlich von der Erderschütterung herrührend, die auch dem Berge Tschiwalutsk seine gegenwärtige Gestalt gab. Die genau gemessene Höhe des erloschenen Vulkans Kronotzky betrug 10,610 Fuß über dem Seeniveau, also ungefähr so viel als die des Aetna. Wir sahen ihn deutlich aus einer Entfernung von 94 Seemeilen, später, als wir eine andere Richtung einschlugen, aus einer solchen von 120. Jenseits des Vorgebirgs Kronotzky sah man gegen Norden Berge, unter denen der riesige Vulkan Kamtschatskoi hervortrat. Aus einer Entfernung von 104 Meilen gemessen lag er in einem Winkel von 50¼°. Sein genaues Höhenmaß betrug 16,512 Fuß; seine Form ist die eines schwach abgestumpften Kegels.

Vulkan Kronotzky.

Die Insel Karaghinsky.

Im Juli desselben Jahrs untersuchte Lutke die Insel Karaghinsky, die eben so wenig als die benachbarte Küste jemals von einem andern Seefahrer, Sindt allein ausgenommen, erforscht worden war. Behring hatte bloß durch einen starken Nebel hindurch einen einzigen Punkt derselben gesehen; der Umriß, den er davon in seinen Karten gab, konnte also unmöglich ähnlich sein. Diese um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von etwas über 100 Koriacken bewohnte Insel ist jetzt ganz verlassen; Seevögel und Wallfische sind alles, was man an ihren Küsten antrifft. Bei dem Vorgebirge Ilpinsky in der Parallele von 60 Graden ist der niedrigste und schmalste Theil der Landzunge. Derselbe ist kaum 70 Meilen breit und bildet die nördliche Gränze der Halbinsel von Kamtschatka. Hier laufen die Berge in kleinen Hügeln aus. Von hier aus steuerte der Seniavin nach der Behringsstraße, und ankerte in der St. Lorenzbucht, die nur dreißig Meilen südlich vom Ostkap und unter dem nördlichen Breitegrade von 65° 36′ gelegen ist. Dieß war der höchste von Lutke erreichte Punkt. Der Bericht, den er von den Tschuktschen gibt, ist sehr anziehend; was er über dieselben sagt, läßt deutlich ahnen, daß er nach dem Leben malt. Lutke besuchte nochmals Lukon auf den Philippinen, und den Archipel der Karolinen, und begann nun seine Heimreise um das Kap der guten Hoffnung, wo er seinen Kollegen, den Kapitän des „Moller" traf. Am 6. September 1829 warf Lutke, nach einer Abwesenheit, welche drei Jahre und fünf Tage gedauert hatte, auf der Rhede von Kronstadt die Anker aus. Er empfing daselbst die Ehre des Besuchs von seinem Kaiser und strich alsdann seine Flagge.

Heimfahrt Lutkes.

Diese Reisen sind besonders unter dem Gesichtspunkte werthvoll, daß sie Licht über die Inseln verbreiten, welche an den russischen Küsten zu beiden Seiten des Oceans liegen, der die nördlichen Theile Asiens und Amerikas scheidet. In geographischen Beziehungen bestehen die Hauptresultate der Reise Lutkes darin, daß derselbe die Lage der größern Landzungen der Ostküste von Kamtschatka, des Landes der Koriaken und Tschuktschen von der Bucht von Avatschka an bis zu dem Vorgebirge des asiatischen Festlandes mit Einschluß der Inseln St. Mathäus, Pribyloff und einiger andern der Behringsstraße feststellte. Die Entdeckungen, welche Lutke in den Karolinengruppen machte, sind ihrem Werthe nach weniger zu übersehen. Das andere Schiff „Moller" untersuchte die Kette der Inseln und der Riffe, die sich nördlich von der Sandwichgruppe erstrecken, als denjenigen Theil des stillen Meeres, der sowohl von Handels-

schiffen, als dem wissenschaftlichen Seefahrer weniger befahren war. Die Naturgeschichte verdankt den Gelehrten, welche den Seniavin begleiteten, viel. Reiche Sammlungen der Botanik, Zoologie und Mineralogie, welche die Korvette an Bord hatte, bilden jetzt den Schmuck der Museen von St. Petersburg und Kronstadt. Auch die Experimente, deren Zweck darin bestehen sollte, die Gesetze der Bodenbildung in den verschiedenen Zonen der Erde, diejenigen des Magnetismus und sogar die, welche auf den Barometer und Thermometer nach Ort und Zeit Einfluß haben, festzustellen, wurden nicht vernachläßigt. Wissenschaftliche Resultate der Reise Lutkes.

Kapitel 3.

Meyen, Wilson und Sir Eduard Belcher.

Meyen segelt als Arzt des preußischen Schiffes Prinzessin Louise nach Südamerika. — Besteigt die Anden. — Beschreibung der großen Pampa. — Vulkanisches Phänomen. — Unruhige See. — Besuch der Sandwichinseln. — John Adams, Gouverneur von Oahu. — Meyen begibt sich nach China. — Wohnt einem Feste in dem Hause des reichen Handelsmanns Mowqua bei. — Wilson segelt nach Neuholland in der Eigenschaft eines Leibarztes des Gouverneurs Ready. — Seine Bemerkungen über den Hafen Raffles. — Ueber Niederlassungen und über die Scenerie des Schwanflusses. — König Georgs-Sund und dessen Umgebungen. — Ueber den Unterschied, der zwischen den Bewohnern der Murraysinsel und den andern Eingebornen Neuhollands obwaltet. — Kapitän Beechey und Kellet begeben sich an Bord des „Sulphur" und des „Starling" an die Westküste von Südamerika. — Kapitän Sir Eduard Belcher löst den ersteren im Kommando ab. — Näheres über eine genaue Erforschung der Ufer des stillen Meeres. — Belcher macht einen Ausflug auf die Berge. — Segelt nach den Sandwichinseln. — Verhandelt mit der Regierung dieser Inseln über verschiedene Eingriffe der Missionäre. — Ueber Missionen in der Südsee. — Betrachtung über die sozialen Zustände der Sandwichinseln. — Genaue Erforschung des Kolumbiaflusses — Fort Georg oder Astoria. — Fort Vancouver. — Niederlassung zu Williamette. — Zwistigkeiten, die zwischen Engländern und Amerikanern betreffs Oregon obwalten. — Wracke nach Oahu und Amerika verschlagener japanesischer Dschonken. — Auf der Bogeninsel angestellter Versuch, um die Bodentiefe der Koralleninseln zu untersuchen. — Zustände auf Tahiti — Schlechtes Betragen des Gemahls der Königin. — Wichtige auf Rarotonga erzielte Ergebnisse der Missionäre. — Die Fidschiinseln. — Amboyna und die kleineren Molukkeninseln. — Besuch der Sechelleninseln.

Die Reise Meyens.

Das Werk des als Arzt auf einem preußischen Handelsschiffe angestellten Dr. Meyen ist durch den wissenschaftlichen Inhalt desselben namentlich bezüglich Südamerikas, das er als Naturforscher bereiste, sehr werthvoll. Das Schiff „Prinzessin Louise" worauf er sich befand, legte zu Rio Janeiro, Valparaiso, Copiapo, Arica, Islay und Callao an; später segelte es nach den Sandwichinseln, von da nach Canton und Manilla, und kehrte schließlich auf dem Wege der guten Hoffnung nach Europa zurück. Die Berichte Meyens über seine Bergreisen sind höchst anziehend. Von Santjago aus begab er sich südlich nach San Fernando, der Hauptstadt der Provinz Conchagua, besuchte von da aus die Anden, und bestieg den Berg Impossibile. Die Ebene steigt hier mit einem Male zu einer beträchtlichen Höhe, und so fort kaum bemerklich bis an den Fuß der Cordilleren an. Von da erheben sich sehr steil die Berge und bilden an manchen Stellen 1000 Fuß hohe und fast senkrechte Mauern von Sienit. Auf ihrer Spitze trifft man kleine Ebenen an, die da, wo der Bergabhang nicht zu steil ist, mit Waldbäumen bedeckt sind, während auf den höher gelegenen nichts als Gesträuche fortkommt Nur der mittlere Theil der Andenkette besteht aus nackten Felsenmassen; selbst diese liegen jedoch schon an der Schneelinie. Im Februar, dem unter diesen Breitegraden heißesten Monate des ganzen Jahrs, ist der Impossibile mit Schnee bedeckt.

Die Anden.

Der Vulkan Arequipa

Meyen machte einen Versuch, den Vulkan von Arequipa zu besteigen, konnte aber dessen Gipfel nicht erreichen, da ihn der Scirocko daran verhinderte. Ihn und seine Reisegefährten quälte ein brennender, durch kein Getränke zu löschender Durst; die Scheibe einer Melone oder der Genuß von Knoblauch war allein im Stande, sie zu laben, und sie setzten so ihren Weg fort. Bereits befanden sie sich auf der kleinen Kuppe, die sich südwestlich vom Berggipfel erstreckt, als die Kraft sie verließ, und sie dem Uebelbefinden erlagen. Der Zustand von Nervenkrankheit, unter dem sie von Beginn ihrer Bergreise an gelitten hatten, hatte sich fortwährend verschlimmert; es traten Ohnmachten, Uebelbefinden, Schwindel und Nasenbluten ein. In diesem Zustande blieben sie ziemlich lange, bis sich die Symptome zum Bessern gestalteten, und sie langsam den Rückweg antreten konnten.

Die große Pampa.

Die große Pampa, welche die kleineren Berge der Cordilleren von der Hauptkette derselben trennt, und längs der Küste sich erstreckt, ist eine hochgelegene Sandwüste, worauf kein Felsen, noch sonst eine Spur

von Lebendem, sei es nun Pflanze oder Thier, zu sehen ist. So einförmig auch diese Wüste sein mochte, fand Meyen doch auf der ganzen Reise wenig Landschaften, die anziehender gewesen wären. Als er das Plateau erreicht hatte, das ungefähr 2000 Fuß über dem Seeniveau liegen mag, sah er die ungeheure Kette der Anden gegen Osten mit ihren höchsten Spitzen in den Wolken verschwinden. Im Verhältniß wie die Sonne über den Höhen aufging, wurden dieselben nach und nach von ihr beleuchtet; ihre ewigen Schneemassen glänzten in einem röthlichen Lichte, während Meyen und seine Gefährten sich noch in der tiefsten Dunkelheit befanden. Wie die Sonne weiter am Himmel aufstieg, ward die westliche Kuppe der großen Pampa von ihren Strahlen gebadet; es entstanden Wolken von Nebeldunst, die einem See glichen, und aus ihnen heraus wurden steile Bergmassen sichtbar. Das Phänomen war so eigenthümlich, daß Meyen glaubte, der Ocean sei ihm nahe gerückt und die Cordilleren-kette spiegle sich auf demselben ab. Im Verhältniß jedoch, wie die Sonne sich über den Horizont erhob, stiegen auch diese Nebeldünste mit ihr auf; die Berge traten mehr ans Licht, ihre Gipfel verschwanden, und nur eine lange ununterbrochene Kette von Hochgebirgen war noch sichtbar, die sich längs der ganzen Küste erstreckt und die große Pampa gegen Westen abschließt.

Die Oberfläche der großen Pampa.

Noch merkwürdiger ist die Oberfläche der eben erwähnten Wüste. Nach allen Seiten steht der Sand derselben in regelmäßigen Haufen, die die Form einer Sichel haben; diese Haufen befinden sich in mehr oder minder großen Zwischenräumen mit ihren hohlen Seiten meist in südwestlicher Lage. Der Umfang eines solchen Haufens beträgt meist zwanzig bis siebenzig Fuß, seine Höhe 7 bis 15 Fuß. So weit das Auge reicht, bedecken Tausende solcher Hügelchen die Ebene; und was noch merkwürdiger ist, kein kleinerer Haufen, keine bloß beginnende Anhäufung ist irgendwo wahrzunehmen. Ohne Zweifel ist eine vorherrschende Windströmung, die beständig aus einer Richtung blies, die Ursache dieser auffallenden Erscheinung, und das Entstehen neuer Haufen von dem Zeitpunkte an unterblieben, wo dieser lose Sand zusammengeweht war. Dann entsteht aber die Frage: kann das Klima sich in dem Grade geändert haben und hat der Wind, der diese Gebilde schuf, zu wehen aufgehört?

Das Thal der peruanischen Küste.

Die Beschaffenheit des nachweisbar vulkanischen Bodens ist offenbar die Ursache mancher Phänomene, die der Seefahrer nicht unbeachtet lassen darf. So z. B. ist es bekannt, daß an der Nordküste von Chili und längs

der Ufer Perus häufig eine wellenförmige Bewegung der See eintritt, deren Ursache noch nicht festgestellt ist. Dr. Meyen erzählt, daß, als er sich einst Nachts während völliger Windstille im Hafen von Copiapo befand, sein Schiff derart geschwankt habe, daß er es kaum ertragen gekonnt. An andern Stellen, sogar südlich von Arica, sah er ebenfalls bei völliger Windstille dreißig bis vierzig Fuß hohe Wogen. Ebenso ist bekannt, daß auf der Westküste von Südamerika Ebbe und Fluth sehr unbedeutend und aus einer kleinen Entfernung vom Lande nicht einmal wahrnehmbar sind, so daß sogar bei Vollmond das „Rollen" der See, wie man es daselbst heißt, kaum von der Fluth herrühren kann. Man sucht allerdings die Ursache davon in nichts als in dem Einflusse des Mondes, und hat sogar behauptet, dieses Rollen der See finde nur bei Vollmond statt. Entgegen dieser Theorie führt Meyen an, daß das stärkste von ihm jemals wahrgenommene Rollen der See während des letzten Mondsviertels stattgefunden habe, und zieht daraus den Schluß, daß „der Mond nicht die Ursache desselben sein könne." Derselbe neigt sich vielmehr zu der Annahme, daß das starke Einströmen von kaltem Wasser aus Südwesten in das Küstengebiet Perus unter dem Breitegrade von Arequipa die einzige Ursache dieser Seebewegung sei.

Meyens Ansicht über die Ursache des Hochgehens der See.

Auf den Sandwichinseln, wohin sich von da aus die „Prinzessin Louise" begab, empfing die Mannschaft dieses Schiffes den Besuch des Gouverneurs von Oahu, der wie allgemein bekannt, den Namen Johann Adams angenommen hatte. Der riesige Umfang und die ungeschlachte Gestalt dieses Mannes erregten das Erstaunen der Preußen. Sein Körper war so dick und so unbehülflich, daß er keinen Augenblick aufrecht stehen, sondern nur liegen konnte, oder sich an etwas lehnen mußte. Da derselbe nicht im Stande war, das Schiff zu erklimmen, so ward er mit Seilen hinaufgewunden, die man um seinen Leib gebunden hatte. Befand er sich einmal an Bord, so blickte derselbe mit der größten Gleichgültigkeit um sich, und öffnete kaum den Mund zum Sprechen. Die stark markirten Züge, verbunden mit der dunkelrothen Hautfarbe und den dicken vorstehenden Lippen, gaben ihm ein häßliches Aeußere. Meyen, der das was er über die Sandwichinseln wußte, aus älteren Reisebeschreibungen' geschöpft hatte, schien davon, wie er dieselben fand, bitter enttäuscht zu sein; denn er sah nichts von den Kähnen mit schwimmenden Nymphen, die einst in besseren Tagen so munter sich um die fremden Schiffe bewegten. Es war davon keine Rede mehr, Nägel, Eisenstücke und abgetragene

Der Gouverneur von Oahu.

Kleidungsstücke gegen Produkte der Insel einzutauschen; nur noch gegen gutes spanisches Silber wollten die Bewohner derselben ihre Verkäufe abschließen.

Die Preußen zu Kanton.

Meyen verließ an Bord des Schiffes die Insel Honoruru am 22. Juli 1831 und gelangte um die Mitte des darauf folgenden Januars an die Küste von China. Die Aufnahme, welche die Preußen daselbst fanden, gab ihnen keinen Grund zur Klage. Einige Tage, ehe sie Canton verließen, fanden sie eine Visitenkarte Mowquas, eines der Handelsherren dieser Stadt, und eine Einladung zu einer Mahlzeit von demselben vor. Gegen ½6 Uhr des Abends kamen sie an seiner Wohnung an. Diener mit rothen Laternen gingen ihnen voraus, und eine ziemliche Menge Baumwolle war erforderlich, um die Ohren gegen die betäubende Wirkung chinesischer Musik zu schützen. Beim Eintritt wurden die Gäste von ihrem Wirthe und dessen Sohne begrüßt und unter einem Schwalle von höflichen Redensarten zu den in dem Empfangzimmer für sie bereit gehaltenen Stühlen geführt. Der Anzug des chinesischen Kaufmanns und dessen Familie war ungemein glänzend; namentlich der Sohn trug über alle die seidenen Gewänder, in die er gekleidet war, einen Ueberwurf vom kostbarsten Pelze. Die purpurnen Mützen mit den Knöpfen der Amtswürde, welche sie trugen, gaben ihnen ein prächtiges Ansehen. Die Möblirung der Gemächer war ebenfalls sehr kostbar, und man bemerkte darunter einen großen englischen Spiegel; da aber der Hausherr es vermeiden wollte, die Aufmerksamkeit auf seinen Gebrauch europäischer Gegenstände zu lenken, so war dieser Spiegel in eine ganz unansehnliche Rahme eingefaßt.

Während der sechs Stunden, welche diese Mahlzeit dauerte, wurden mehrere hundert Speisen servirt, fand eine theatralische Vorstellung statt und machte eine zahlreiche Musikbande eine höchst betäubende Musik, um der Verdauung der Gäste zur Hülfe zu kommen. In China geht jedoch, wie in andern reichen Handelsstaaten, die schmutzigste Armuth mit Ueppigkeit und Prunksucht Hand in Hand. Die Masse der Bevölkerung von Canton verzehrt ohne Unterschied Alles, was nur irgend Nahrungsstoff enthält: täglich sieht man in den Straßen und namentlich in dem großen Vierecke, das vor den Faktoreien liegt, Vögel, als: Habichte, Eulen, Adler und Störche, nebst einer Anzahl anderer Thiergattungen, die in Europa wenigstens nicht als wohlschmeckend gelten, zum Verkaufe ausgestellt. Einem Bewohner von London oder Berlin müßte es sonderbar vorkommen, wenn er einen Landmann die eine oder die andere dieser Städte mit

Die Bewohner von Kanton.

einem Käfige betreten sähe, in der sich statt gefiederter Thiere Hunde und Katzen befänden. Namentlich eine Art von kleinem Hühnerhund ist sehr gesucht; solche kauert niedergeschlagen in ihren Käfigen, während die Katzen, gleich als ob sie ihr Schicksal ahnten, ein häßliches Geschrei erheben. Das Fleisch dieser letztern wird, namentlich wenn sie fett sind, sehr geschätzt; man sieht es sogar häufig auf den Tafeln der Reichen. Ebenso werden Ratten in Reihen, wie bei uns die Mutterschweine, dem Hungrigen zur Schau gestellt; sie sind sauber gewaschen und sollen im Ganzen nicht unappetitlich sein.

Berücksichtigt man den Beruf des Verfassers, so darf man von ihm keine Bereicherung der Hydrographie, keine Entdeckung neuer Länder, keine Erforschung unbekannter Buchten, noch die Feststellung geographischer Punkte erwarten. Nur unter dem Gesichtspunkte der Naturgeschichte hat die Reise des Schiffes „Prinzessin Louise" allen Freunden dieser Wissenschaft namhafte Dienste erwiesen. Was Meyen von den mit Entschlossenheit und Ausdauer gemachten Reisen auf die Anden erzählt, bildet den anziehendsten Theil seiner Reisebeschreibung; er weiß uns solche unabhängig von Lieblingstheorien, durch die er die geologischen Phänomene derselben zu erklären versucht sein konnte, und mit aller Naturwahrheit zu schildern. Dr. Meyen vollendete seine Weltumschiffung, indem er westwärts über die Philippinen nach Europa zurückkehrte, nachdem er vorher das Kap der guten Hoffnung und St. Helena besucht hatte.

Die nachfolgende Beschreibung einer Weltreise rührt ebenfalls aus der Feder eines Arztes, nämlich des Chirurgs eines Transportschiffes her, das den Namen „der Gouverneur Ready" führte. Dieses Schiff, dessen Bestimmung war, eine Anzahl Sträflinge nach Neusüdwales zu verbringen, strandete auf der Rückreise in der Meerenge von Torres. Nur mit vielen Schwierigkeiten und nachdem die Schiffsmannschaft eine Entfernung von mehr als 1300 Seemeilen in offenen Booten zurückgelegt hatte, erreichte sie Timor. Dort traf Wilson die Kolonialbrigg Amity, welche den Dienst auf der Niederlassung von Port Raffles auf der Nordküste von Australien zu versehen hatte; er schiffte sich auf derselben ein, und besuchte so diese Niederlassung und die noch jungen Kolonien des Schwanflusses und des König Georgsundes. Nachdem er seine Reise um die nördlichen und westlichen Küsten von Neuholland beendet hatte, begab er sich nach Van Diemens-Land und kehrte von da über die Südspitze von Afrika und St. Helena nach Großbrittanien zurück. Das Hauptinteresse,

Wilsons Weltreise.

das die Lecture seiner Reisebeschreibung gewährt, ist in seiner Schilderung Australiens enthalten; er erlebte vieles Interessante daselbst und sammelte werthvolle Notizen über den Charakter der Bewohner und die Aussichten, welche sich damals der britischen Herrschaft in diesem Theile der Welt eröffneten.

Was Port Raffles betrifft, führt Wilson an, daß die Landschaft in der Nähe dieses Hafens schon mit der Küste von Orissa in Bengalen oder auch mit Demerara verglichen worden sei. Die Küste dieses Landstrichs ist, wie überall in Australien, sehr niedrig und hat daher in dieser Beziehung einige Aehnlichkeit mit den oben genannten beiden Gegenden; da jedoch auf der australischen Küste kein niedriges Gesträuch noch Dschongeln sich befinden, so findet man auf derselben auch nicht die pestartige Ausdünstung, welche die Küsten von Asien und Amerika dem Menschenleben in so hohem Grade gefährlich machen. Obgleich nur wenig über das Seeniveau erhaben, herrscht hier ein entschieden gesundes Klima, während Timor, das dem Aequator weit näher liegt, und an verschiedenen Stellen hohe Punkte hat, mit Recht als ein Grab für Europäer anzusehen ist. Allerdings, meint Wilson, sei der Boden um Port Raffles nicht besonders fruchtbar, wenn er auch hie und da einige gute Gründe aufweise; allein der Preis der Arbeit sei so hoch, daß weder Ackerbau noch Viehzucht vortheilhaft daselbst betrieben werden könne. Bei all dem tadelt er den Entschluß der Regierung, diese Niederlassung aufzugeben, und bemerkt noch, „es ist sehr zu beklagen, daß man diese Küsten verlassen hat, nachdem bereits so große Kosten auf die Niederlassung verwendet, nachdem bereits alle Schwierigkeiten, welche die Gründung einer solchen gewöhnlich im Gefolge hat, überwunden waren, und sich günstige Aussichten für eine glückliche Zukunft eröffneten."

Die Küste um Port Raffles.

Der Hauptzweck einer Niederlassung auf der Nordküste von Neuholland bestand darin, einen Handelsverkehr mit den verschiedenen im indischen Archipel gelegenen Inseln einzuleiten, und zwar durch Vermittlung der Malayen, die alljährlich in beträchtlicher Anzahl diese Küste behufs des Trepang*) besuchen. Neben dieser günstigen Lage für den Verkehr mit chinesischen und malayischen Handelsleuten sind jedoch noch andere Umstände vorhanden, welche die Gründung einer Niederlassung in der

Die Niederlassung auf der Nordküste von Australien.

*) Trepang, eine Gattung Würmer, nach der die chinesischen Wollüstlinge in hohem Grade gierig sind.

Meerenge von Torres als eine Angelegenheit von Wichtigkeit erscheinen lassen. Schiffe, die aus dem stillen Meere nach Indien unterwegs sind, würden sie als sehr vortheilhaft für Verproviantirung gelegen und als Zufluchtsort gegen die zu Zeiten in demselben wehenden heftigen Stürme gelegen finden. Mit einem Worte, es kann kein Zweifel obwalten, daß eine solche Niederlassung von Europäern sowohl in geschäftlicher als politischer Beziehung bald eine Wichtigkeit erlangen würde, die alle anfänglich darauf verwandten Kosten reichlich ersetzen müßte.

Wilson beschreibt die Scenerie des Schwanflusses, an dessen Ufer die kleine Stadt Perth liegt, als ungemein anziehend. Gegen Süden soll dieselbe außerordentlich malerisch sein und sogar die berühmten Seen von Killarney übertreffen. Kein anderer Fleck dieses Landes ist so geeignet, daß die schönsten Villas auf demselben erstehen, als dieser. Auch die Ufer dieses Flusses gewähren oberhalb der Niederlassung einen grünen und fruchtbaren Anblick. Der angeschwemmte Boden erstreckt sich 200 bis 1200 Yards ins Innere. Im Allgemeinen scheint jedoch der Boden nicht besonders ergiebig zu sein, noch auch nur sich für den Ackerbau zu eignen. Wie der ganze östliche Theil Australiens bietet er weit eher guten Weidegrund, namentlich zwischen der Küste und der Hügelkette Darling Range; auch einen Zufluchtsort für den Schäfer bei eintretendem schlechten Wetter. Wenig Aussicht ist vorhanden, daß der Handel Australiens sich durch Flußtransport jemals besonders heben werde. Der Schwanfluß ist nur da, wo er in den Ocean mündet, für kleine Fahrzeuge schiffbar. Die Flüsse Conning und Helena, welche sich in denselben ergießen, bieten ebenfalls der Schifffahrt unübersteigliche Hindernisse, da sie den größeren Theil des Jahres hindurch Mangel an Wasser haben, und eine große Zahl kleiner Inseln ihren Lauf hemmt. Die Länge des Hauptstroms beträgt in gerader Linie 30 englische Meilen; rechnet man die Windungen, welche er macht, so kann man das Doppelte dieser Länge annehmen. Aber selbst im günstigsten Falle können keine schwerbelasteten Schiffe 70 Meilen von der Mündung aufwärts segeln, wie schon behauptet wurde. Wilson besuchte auch König Georgssund und machte mit einigen Freunden einen Ausflug in die benachbarten Wildnisse, wo er mancherlei Landschaftsreiz fand. An einer Stelle schlugen sie ihre Zelte auf der Nordseite eines schönes Thales auf, das sich, so weit der Blick nur reichte, nach Osten erstreckte, und an beiden Seiten durch Reihen von sanft aufsteigenden Hügeln begränzt wurde, auf denen Bäume von

König Georgs-Sund.



DAS INNERE EINES HAUSES DER INSELN RADACK.

Carlsruhe, Kunstverlag.

riesiger Größe wuchsen. Nachdem sie 70 Meilen in nördlicher und südlicher Richtung gereist waren, sahen sie noch guten Weidegrund und Ackerboden, und es war alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß diese Bodenbeschaffenheit für größere Entfernungen vorhanden sei. Was die äußere Lage der Bewohner betraf, so schien seit den Tagen Vancouvers keine Veränderung in derselben statt gehabt zu haben. Ihre Wohnungen sind noch dieselben wie damals, und vollkommen einem Bienenkorbe ähnlich, den man in der Mitte entzwei gespalten hat. An einem ihrer zeitweise verlassenen Lagerplätze fand ein eingeborner Diener Wilsons ein Liebeszeichen, das in einer mit einem Netzwerk verwebten Haarlocke bestand. Ihm zu Folge mußte dieselbe von irgend einem jungen Mädchen zurückgelassen worden sein; der Geliebte muß nämlich die Locke zu finden wissen, wenn er sich der Gunst der Geliebten erfreuen will. Verhält es sich damit auf diese Weise, so sind die Nachkömmlinge der Urbewohner dieses Landstrichs, wenn auch nicht civilisirter, doch auf alle Fälle romantischer in ihrem Liebesverkehre, als ihre Nachbarn in Port Jackson. Diese letztern pflegen in die Nähe der Gegenstände ihrer Zuneigung zu schleichen, dieselben mit einer Keule besinnungslos zu schlagen und in diesem Zustande an den Kopfhaaren triumphirend an ihre Lagerplätze zu ziehen. Liebesverkehr der Wilden.

Wilson äußert die Ansicht, daß die Bewohner der Murraysinsel, obgleich dieselbe der Nordküste von Australien so nahe ist, von den Eingebornen des Festlandes sehr abweichen, und in jeder Beziehung höher stehen, als diese. Man hat sie zwar als verrätherisch, verwegen und betrügerisch geschildert; allein Wilson setzt auseinander, daß, wenn sie auch wie alle Wilden sehr zum Diebstahl hinneigen, sie doch sonst nicht so sehr schlimm seien. Im Geschäftsverkehre handelten sie äußerst vorsichtig, ja sogar mißtrauisch, was ihm zu Folge daher rühren möge, daß sie bei früheren Anlässen von Europäern betrogen worden waren.

Wie bereits bemerkt, besteht das Hauptinteresse seiner Reisebeschreibung in den Aufschlüssen, die er uns über die aufblühenden Kolonien der verschiedenen Küstenstriche und Buchten Australiens zu geben weiß. Was die übrigen Theile der Welt betrifft, die er auf seiner Weltumschiffung berührte, hatte Wilson keine Gelegenheit, den ausführlichen Schilderungen, welche seine Vorgänger über dieselben gegeben hatten, etwas Neues von besonderem Interesse hinzuzufügen.

Die Erforschungsreise, welche Sir Eduard Belcher mit so großem Erfolge ausführte, war im Jahr 1835 unter Kapitän Beechey, einem Erforschungsreise Sir Eduard Belchers

in Entdeckungsreisen bereits rühmlich bekannten Manne begonnen worden. Im Monat September desselben Jahrs hatte der „Sulphur", eine Kriegssloop unter Beechey, und im Dezember der „Starling", ein kleineres Schiff unter Lieutenant Kellet, England verlassen; beide waren im darauf folgenden Jahre um Kap Horn gesegelt und hatten die Untersuchung der Westküsten von Amerika an dem Punkte wieder aufgenommen, wo sie früher King und Fitzroy*) unterbrochen hatten. Zu Valparaiso erwies sich der Gesundheitszustand Beecheys so gefährdet, daß er sich veranlaßt sah, seine Stelle niederzulegen und nach England zurückzukehren. Kellet folgte ihm in dem zeitweisen Oberbefehl, ward aber im Februar 1837 in demselben zu Panama von Kapitän Belcher abgelöst, der zu diesem Zwecke über den Isthmus von Darien gereist war. Nach einiger Zeit, welche über verschiedene Ausrüstungen der beiden Schiffe verfloß, schlugen dieselben die Richtung nach Norden ein, indem sie Realejo und Libertad in Centralamerika anliefen. Im Juni erreichten sie San Blas und segelten von da nach den Sandwichinseln, wo sie im Laufe des darauf folgenden Monats ihre Anker auswarfen.

König Wilhelmssund.

Port Etches im König Wilhelmssund war das nächste Reiseziel des kleinen Geschwaders; Point Riou und Port Mulgrave wurden als Punkte auserwählt, von wo, als den Basen trigonometrischer Messung, die Lage des Eliasberges festgestellt, und die Frage, unter welchem Breitegrade sie lägen, auf die abweichenden Beobachtungen Cooks und Vancouvers hin entschieden werden sollte. Der „Sulphur" segelte von da nach Sitka oder Neuarchangel im Norfolksunde, wo den Offizieren von Seiten des russischen Gouverneurs die achtungsvollste Aufnahme zu Theil ward. Von da gings nach Friendly Cove im Nootkasunde und weiter nach San Francisco. An letzterm Orte beschäftigte die Sondirung des Sacramentoflusses stromaufwärts in einer Entfernung von 156 Meilen die Reisenden 31 Tage lang in offenen Booten. Nach dieser mühsamen Arbeit begab sich Sir Eduard nach Monterey, San Blas, Acapulco und Libertad auf dem Wege nach Realejo. Von letzterm Orte aus machte derselbe zur Stärkung seiner Gesundheit einen Ausflug auf

Centralamerika.

die höchsten Berge der Umgebung, und gewann von da aus einen Ueberblick über den Schauplatz seiner späteren Sondirungen in dem Meerbusen von Papagayo, war auch zugleich in den Stand gesetzt, die Umrisse

---

*) Vergleiche Seite 30 u. ff.

des Sees von Managua bis zu dem Punkte zu zeichnen, wo derselbe in den von Nicaragua sich ergießt. Nachdem er den obengenannten Meerbusen und Port Kulebra untersucht hatte, verließ er Centralamerika, legte an den Kokusinseln an und erreichte im Juni 1838 Callao, wo er Behufs Ausbesserung und Verproviantirung seines Schiffs einige Zeit verweilte. Hierauf untersuchte er die Küste von Cerro azul und Callao in einer Ausdehnung von 60 Meilen und kehrte über Payta und Guayaquil im Oktober nach Panama zurück.

Die nächstfolgenden vier Monate wurden damit zugebracht, daß er die Meerbusen von Fonseca, Nicoya, Puebla nueva und Baija Honda sondirte; nachdem dieß geschehen war, begab sich Sir Eduard nach Norden, um daselbst wie 1837 zu kreuzen.

Am Kolumbiaflusse verweilte er bis September. Bodega, die russische Besitzung bei Francisco, kam dann an die Reihe, ferner Santa Barbara, San Pedro, San Juan, San Diego, San Quentin, der Meerbusen von Magdalena und das Vorgebirge San Lucas. Von da kehrte er nach San Blas und Mazatlan zurück, wo er den Befehl vorfand, seine Heimreise über das Vorgebirge der guten Hoffnung anzutreten. Zu Mazatlan nahm er Proviant von einem Transportschiffe in Empfang, das ihm entgegengesandt worden war, und begann nun seine Reise in westlicher Richtung, indem er bei den Inseln Socorro und Clarion anlegte und ihre geographische Lage bestimmte. Noch in demselben Monate erreichte er die Marquesasinseln und begab sich nach einem kurzen Aufenthalte auf Port Anna Maria nach der Bogeninsel, um dort die vulkanische Tiefe der Korallen zu erbohren. Von da segelte der „Sulphur“ nach Otahaiti, Narotonga, den Fidischinseln, Neuhebriden, Neuirland, der Briteninsel vorbei nach Neuguinea, indem er behufs Sondirung der Küste diese Insel von Arimoa bis Jobie umfuhr. Ueber Amsterdam, die Taubeninsel, Bouro, Amboyna, Macassar, Großsolombo, Pulo Kumpal auf der Küste von Borneo erreichte Sir Eduard im Oktober 1839 Singapore. Hier fand derselbe neue Befehle vor, die ihn anwiesen, sogleich nach China zu segeln, wo er einen thätigen Antheil an den Operationen nahm, die damals gegen dieses Reich im Zuge waren. Gegen Ende des Jahres 1841 begab er sich über Malacca, Penang, Acheen, Sumatra, Ceylon, die Sechelleninseln, Madagascar, St. Helena, Ascension, auf den Heimweg, und legte sich am 19. Juli 1842 zu Spithead vor Anker, nachdem seine Abwesenheit 6 Jahre gedauert hatte.

Kalifornien.

Fahrt Sir Eduard Belchers im stillen Meere.

Die Einzelnheiten einer Erforschungsreise, wie die oben beschriebene, wo jeder einzelne Punkt geographisch festgestellt, die Wassertiefe einer jeden Bucht, die Richtung und Stärke aller Strömungen, der Charakter wie die Lebensweise aller der Völker, welche an diesen Küsten wohnen, Gegenstände der Untersuchung waren, bieten so Weniges, was für Andere als Seefahrer Interesse haben kann, daß wir uns versagen müssen, den „Sulphur" von Valparaiso nach König Wilhelmssund zu begleiten. Kapitän Belcher erwähnt in der eben gegebenen Skizze seiner Kreuzfahrten, daß er sich im Jahre 1837 nach den Sandwichinseln begab, von wo der britische daselbst stationirte Konsul seine Vermittlung angegangen hatte. Es handelte sich um eine Entscheidung gegen die Regierung dieser Inseln, die ein unter britischer Flagge segelndes Schiff „die Klementine" gezwungen hatte, in den Hafen von Honoruru einzulaufen, und daselbst zwei französische Missionäre, welche es aus Kalifornien herangebracht hatte, wieder an Bord zu nehmen. Die einheimischen Behörden hatten zuerst versucht, den Eigenthümer und den Master des Schiffs zu bestechen; da sie aber dies Mittel nicht entsprechend fanden, so hatten sie Gewalt versucht, was den Konsul zu dem Befehle veranlaßte, daß die Flagge abgenommen und das Schiff von seiner Mannschaft verlassen werden solle. Die Sache wurde durch Sir Eduard in der Weise beigelegt, daß die zwei Priester die Erlaubniß erhielten, unbelästigt auf den Inseln zu bleiben, bis sich ihnen eine bequeme Gelegenheit biete, dieselben zu verlassen.

Die Sandwich-inseln.

Ansichten über Missionen in Polynesien.

Seit dem ersten Beginne der Missionsbestrebungen in der Südsee bestand unter Seefahrern aller Nationen eine große Verschiedenheit der Ansichten über die Wirkungen, welche dieselben auf die Eingebornen äußerten. Kotzebue machte sich, wie wir wissen, über das ganze System europäischer Glaubenssätze und europäischen Wissens lustig, das man bei den ungebildeten Wilden einzuführen suche. Beechey, der mit vielem Scharfsinn die gute Wirkung von der schlimmen zu unterscheiden wußte, gab allerdings zu, daß sowohl auf den Sandwich- als auf den Gesellschaftsinseln ein dadurch erzielter Fortschritt zum Besseren zu erkennen sei; allein auch er konnte sein Auge nicht vor den vielen Uebelständen verschließen, die sich aus dem steten Verkehre der einfachen Eingebornen mit den verderbten Abentheurern, welche an ihren Küsten landeten, ergeben mußten. Fitzroy fand mehr daran zu loben als zu tadeln, er bewunderte den Eifer, der die Brust der christlichen Arbeiter beseelte, und die Einfachheit und Bescheidenheit ihrer Lebensweise.

Kapitän Belcher, der das Reich Tamehamehas zwischen dem Jahre 1826 und dem Datum seines letzten Besuchs der Inseln mehrmals besuchte, nahm dagegen so ungünstige Eindrücke bezüglich der Reinheit der Motive der hervorragenden Missionäre von Oahu und Owaihi in sich auf, daß er kaum Worte findet, um sein Mißtrauen und seinen Aerger kund zu geben. Er klagt sie ehrgeiziger Absichten, der Anmaßung und hauptsächlich des unverhüllten Bestrebens an, die politische Gewalt des Landes an sich zu reißen. Ihm zu Folge benahmen sie sich den Herrschern des Landes gegenüber wie Dictatoren, der Masse des Volkes gegenüber aber als Tyrannen. Die erstern suchen sie der Herrschaft zu berauben, dem letztern aber nehmen sie alle die unschuldigen Freuden, welche sein Dasein bis dahin erhellt hatten. Vor 18 Jahren sei ihr Bestreben dahin gerichtet gewesen, die Pflanzung des Zuckerrohrs, Kaffes und der Baumwolle auf den Inseln zu verhindern. Man wird es kaum glauben wollen, wenn er anführt, daß einer von ihnen sich thätig an der Zerstörung einer Pflanzung betheiligte, daß das also verwüstete Land später zu Zwecken der Religion und Erziehung geschenkt ward, und daß dieser Missionär auf demselben Grunde nun das vordem verbotene Zuckerrohr zu seinem eigenen Nutzen anpflanzte. Ein anderer Missionär hatte eigenhändig tausende blühender Kaffebäume zerstört. Belcher spricht sein lebhaftes Bedauern aus, daß man statt ächt christlicher Männer derartige Fanatiker zugelassen habe, die bereits den protestantischen Glauben in Mißachtung gebracht hätten, und schließlich von den Inseln vertrieben werden würden. Das unduldsame Benehmen, was sie gegen die beiden französischen Missionäre beobachteten, habe sich bereits an ihnen selbst gerächt; denn die römisch-katholische Religion sei jetzt trotz ihnen auf den Inseln geduldet. Der Hafen von Honoruru, in welchen 1827 noch acht Wallfischfahrer und zahlreiche Handelsschiffe einliefen, ist gegenwärtig meist ganz verlassen. Trunkenheit ist ein allgemeines Laster, auch Reinlichkeit wird nicht mehr beobachtet und Krankheiten aller Art vermindern die Bevölkerung. Ohne in die statistischen Notizen, welche die eine wie andere Parthei hierüber aufstellen, unbedingtes Vertrauen setzen zu wollen, steht so viel fest, daß die Bevölkerung seit den Tagen Cooks und Vancouvers bedeutend abgenommen hat.

Belchers Anklage der Missionäre.

Dem aufmerksamen Leser, der die gegenwärtigen Zustände der Sandwichinseln damit vergleicht, wie dieselben beschaffen waren, als sie der große englische Weltumsegler Cook das erstemal besuchte, kann es übrigens

Fortschritte auf den Sandwichinseln.

nicht entgehen, daß die Bewohner derselben seitdem große Fortschritte in den Künsten des civilisirten Lebens und in der ungleich werthvolleren religiösen Erkenntniß gemacht haben. Allein selbst die höhern Stände der Inseln sind noch immer dem Laster ergeben; sogar der König derselben gibt seinen Unterthanen durch seine Unmäßigkeit im Trinken häufig das allerschlimmste Beispiel.

Wrack japanesischer Dschonken.

Eine von Belcher berichtete Thatsache ist der Erwähnung werth, da sie einiges Licht auf den Ursprung der Sandwichinsulaner wirft. Eine japanesische Dschonke hatte nahe an der Mündung des Kolumbiaflusses an der amerikanischen Küste Schiffbruch gelitten, und nur ein Theil der Schiffsladung war gerettet worden. Im Jahre 1833 hatte ein ähnliches Ereigniß an der Küste von Oahu stattgefunden, nur die Bemannung des Schiffes und einige unbedeutende Gegenstände waren daraus gerettet worden. Die Mannschaft verweilte 18 Monate zu Honoruru und wurde von da nach Kamtschatka gebracht, von welch letzterm Lande aus sie gelegentlich auf geheimem Wege und zwar über die nördlichsten Inseln der Gruppe in ihr Heimathland zu gelangen hoffte. Als die Otahaitier die Dschonke sahen und vernahmen, woher dieselbe gekommen, erklärten sie, jetzt zu wissen, aus welchem Lande sie abstammten. Vorher war ihre Ansicht darin bestanden, daß ihr Ursprung auf keinem der großen nördlich oder östlich gelegenen Kontinente zu suchen sei; als sie aber jetzt ein Volk vor sich sahen, das ihnen äußerlich und in vielen Lebensgewohnheiten so ähnlich war, ein Volk, das nur der Zufall an ihre Küste verschlagen hatte, riefen sie aus: „Jetzt ist es klar, daß unsere Voreltern aus Asien kamen!“ womit sie die Inselkönigreiche an der Ostküste von Asien andeuten wollten. Was aus den wenigen Individuen wurde, die den Verlust ihres Schiffes überlebten, hat Belcher nicht in Erfahrung bringen können; was aber diejenigen betrifft, die nahe bei Königin Charlottens Sund gerettet wurden, und die man von England aus nach Japan zurücksandte, so ist es Thatsache, daß man ihnen in ihrer Heimath die Wiederaufnahme verweigerte. In dem Grade mißtraut die japanesische Regierung jeder Berührung mit Fremden.*)

Die Kapitän Belcher von der englischen Admiralität ertheilte Instruktion besagte unter Anderm Folgendes: „Verschiedene Geologen haben

*) Bekanntlich war es bis vor wenigen Jahren japanesisches Staatsgesetz, daß kein Japanese die Küsten seines Landes verlassen durfte; geschah es dennoch oder ward er durch Seesturm verschlagen, so war seine Rückkehr mit Tod bedroht.

die Theorie aufgestellt, daß die Koralleninsekten, statt, wie Andere annahmen, ihren Bau unmittelbar auf dem Meeresboden aufzurichten, solchen nur auf den Gipfeln unterseeischer Berge aufführen, welche durch vulkanische Erschütterungen sich gebildet haben. Dieselben erklären dieß aus der allgemeinen Beckenform dieser Koralleninseln, woraus hervorgehe, daß dieselben durch die kreisförmigen Gipfel erloschener vulkanischer Krater gebildet würden. Um diese Frage zur Entscheidung zu bringen, haben die Lords der Admiralität Befehl gegeben, Sie mit einem vollständigen, hierzu geeigneten Bohrapparate zu versehen, indem man es Ihrer Einsicht überläßt, diejenige Koralleninsel hierzu auszuwählen, welche diesem Zwecke am besten entspricht, und Sie zugleich am wenigsten von Ihrer Reiselinie entfernt. Man wünscht, daß Sie diejenige Stelle einer Insel aussuchen, auf der die Operation nicht der Brandung ausgesetzt ist, und senkrecht so tief bohren lassen, daß die ganze Dicke der Korallen in senkrechter Richtung erbohrt wird, zugleich aber das Werkzeug so tief in den Felsen, worauf der Korallenboden aufsitzt, eindringen zu lassen, daß man für spätere Forschungen Anhaltspunkte gewinnt."

Vermuthete Basis, worauf die Koralleninseln ruhen.

Der so befohlene Versuch ward auf der Bogeninsel, jedoch leider, trotzdem, daß die Mannschaft keine Mühe schonte, mit sehr ungenügendem Resultate gemacht. Das durch das Instrument erbohrte Material war ein feiner Korallensand, der sich wenig geeignet zu dem Versuche erwies. Nachdem die Arbeit 35 Tage mit der größten Anstrengung gedauert und man bereits eine Tiefe von 45 Fuß erbohrt hatte, erschien es, wollte man dem Befehle der Admiralität überhaupt nachkommen, als nothwendig, die Arbeit mit besseren Werkzeugen, als die gebrauchten waren, verrichten zu lassen. Belcher war zwar der Meinung, daß in einer mehr als 20 Fuß betragenden Tiefe nichts als Korallensand zu finden sein werde; man muß jedoch bemerken, daß die Bogeninsel, als nicht aus Basalt- oder vulkanischem Boden bestehend, sich vielleicht am wenigsten zu dem in Rede stehenden Experiment eignete, oder daß ein daselbst gewonnenes Resultat kaum entscheidend gewesen wäre.

Bohrversuche auf der Bogeninsel.

Indem somit Belcher die Bogeninsel verließ, ohne im Stande gewesen zu sein, einiges Licht über den Prozeß zu verbreiten, vermittelst dessen das Koralleninsekt sein geheimnißvolles Werk in den Tiefen des Meeres verrichtet, ließ er westwärts steuern und gelangte so nach Otahaiti. Was derselbe über die öffentlichen Zustände dieses kleinen Königreichs, das von jeher Allen denen, welche auf Entdeckungen im stillen Meere

Zustände auf Tahiti.

ausgegangen sind, großes Interesse bot, berichtet, ist von mehr als gewöhnlicher Wichtigkeit. Belcher, der als Offizier des „Blossom" im Jahr 1826 die Sandwichinseln besucht hatte, war im Stande, die gegenwärtigen Zustände derselben mit den vergangenen zu vergleichen, und so die Fortschritte der Civilisation unter der Nachfolgerin Pomares II. zu bemessen. Als ein Bekannter aus früherer Zeit rechnete er sicher darauf, bei ihrer Majestät einen herzlichen Empfang zu finden, allein er erfuhr bald darauf, daß sie durch Drohungen, welche verschiedene Nationen hatten laut werden lassen, in dem Grade eingeschüchtert war, daß sie jeden Fremden nur mit Beben ansehen konnte Sie hatte jedoch nicht sobald erfahren, daß er im Gegensatze zu den Franzosen und Amerikanern keine Beschwerden vorzubringen habe, als sie freundlicher ward und die Erlaubniß ertheilte, daß man sein Schiff ausbessere und sogar mit frischem Proviant versehe.

Das Benehmen ihres Gemahls, eines Eingebornen von Huaheini und noch jungen Mannes, der aber aller ehrbaren Gefühle baar zu sein schien, hatte eine arge Verwirrung auf der Insel erzeugt. Derselbe betrachtete sich, unter völliger Mißkennung der Stellung, welche er einnahm, als über das Gesetz erhaben; eines schweren Verbrechens beschuldigt, weigerte er sich sogar vor Gericht zu erscheinen und die Befugniß der Richter anzuerkennen. Da ein britischer Unterthan in die Sache verwickelt war, so betrachtete es Sir Eduard als seine Pflicht, in einer öffentlichen Versammlung, von den Häuptlingen hierzu aufgefordert, seine Meinung zu sagen. Als sich dieselben bei ihm beklagten, daß die Fremden die Satzungen des Inselreiches so häufig außer Augen setzten, erinnerte er sie an ihre Pflicht, als Räthe der Königin dafür zu sorgen, daß die bestehenden Gesetze aus Rücksicht auf Einen aus ihrer Mitte nicht verletzt würden. Als der Prinzgemahl vernahm, daß er von der Königin für den Fall seiner Verurtheilung keinen Schutz zu erwarten habe, gab er nach.

Die Unterwerfung des Prinzgemahls.

Kapitän Belcher seiner Seits äußerte seine Befriedigung darüber, daß derselbe seinen Irrthum eingesehen, und sich den Gesetzen seines Landes unterworfen habe. Er setzte hinzu, sein Wunsch bestehe darin, daß ihm in Gegenwart der Königin, der Häuptlinge und des Volkes auseinander gesetzt werde, wie er durchaus kein Recht habe, sich in Regierungssachen zu mischen, da er nur Prinzgemahl sei und nicht einmal so viel Gewalt besitze, als dem Haupte eines Stammes zukomme. Sogleich faßten zwei der Häuptlinge den Wink auf; dieselben traten vor,

warfen ihm in den stärksten Ausdrücken seine Vergehen vor, und ermahnten ihn schließlich, mehr zu Hause zu bleiben und für das Wohl seiner Gemahlin und übrigen Familie besorgt zu sein. So unterwürfig sich übrigens der junge Fürst von Huaheini auch in Gegenwart der Räthe benahm, so war er doch nicht im Stande, lange sein Rachegefühl zu unterdrücken. Einige Tage darauf erschien der britische Konsul an Bord des „Sulphur" mit der Bitte von der Königin, daß Belcher seine Abreise noch verzögern möge, da der König in einem Zustande völliger Berauschung sie auf die roheste Weise auf der Hauptstraße angegriffen und sogar versucht habe, sie mit einem Steine zu tödten. Trotz des Widerstandes, den ihr weibliches Gefolge und zwei junge Männer, welche gerade in der Nähe waren, entgegensetzten, hatte er sie bei den Haaren gepackt und seinen wilden Leidenschaften die Zügel schießen lassen. Sie floh in die Wohnung eines Böttchers und versteckte sich daselbst. Eine nähere Nachfrage hatte ergeben, daß er in völliger Trunkenheit vom Pferde gefallen und daß sie in Besorgniß um ihn wegen der Gefahr, welche ihn bedrohte, herbeigeeilt war. Als er nach Hause kam, vernichtete er alle Geschenke, welche sie erhalten hatte, ihre Kleider und Schmucksachen, und versuchte sogar ihren bescheidenen Palast in Brand zu stecken. Der Konsul nahm sie in seinen Schutz und Sir Eduard erklärte sich erbötig, seine Abreise um einige Tage zu verschieben, vorausgesetzt, daß sie ihn ihres festen Entschlusses versichere, sich von einem so gefährlichen und verabscheuungswerthen Subjekte frei zu machen. Allein bald gewannen in ihrer Brust andere Gefühle die Oberhand; schon den nächsten Morgen ward bekannt gemacht, daß sie ihm verziehen habe. Pomare, obgleich erst 28 Jahre zählend, hatte sehr gealtert und war beleibt geworden. Das schöne Kind Aimetta, das der englische Weltumsegler im Jahre 1826 gekannt hatte, war auch nicht in einem einzigen ihrer Gesichtszüge wieder zu erkennen.

Die Königin verzeiht ihm.

Der Unterschied, welcher sich im Leben der Insulaner gegen früher geltend macht, ist am besten aus dem nachstehenden Beispiele ersichtlich. Belcher lernte einen alten Häuptling kennen, der ein hübsches europäisches Kostüm trug, nämlich ein baumwollenes Hemd, weiße Hosen und einen weißen Frack. Dieser Häuptling besorgte jetzt die Einkäufe für drei amerikanische Wallfischfahrer. Achtzehn Jahre früher waren die Insulaner noch vollständige Wilde und Heiden.

Die Krankheitsfälle, welche sich von Zeit zu Zeit auf dieser Insel

Die auf der Insel Raratonga häufigste Krankheit.

zeigten, und einmal nahe daran waren, die gesammte Bevölkerung derselben aufzureiben, rechtfertigen es, wenn wir für Aerzte etwas Näheres darüber sagen. Das häufigste Uebelbefinden äußert sich in einem Anschwellen der Halsdrüsen, aus dem sodann ein Geschwür entsteht, aus welchem eine dünne wässerige Materie fließt. Früher ward es als unheilbar betrachtet, und die davon Befallenen sogleich ihrem Schicksale überlassen; allein seit man es ärztlich behandeln gelernt, hat es seinen bösartigen Charakter verloren. Gewöhnlich suchte man die Abnahme der Bevölkerung der verschiedenen Inseln aus dem unbeschränkten Verkehr mit Europäern oder Amerikanern zu erklären; allein die Geschichte der Insel Raratonga widerlegt diese Annahme, wenigstens was diese Insel betrifft. Die Krankheit, welche zur Zeit des Aufenthalts des letzten Missionärs Wilson einen so großen Theil der Bewohner wegraffte, hat keine Aehnlichkeit mit irgend einer in Europa herrschenden Krankheitsform. Es ist daher die Ansicht der Aerzte des „Sulphur", daß die meisten der auf den Inseln seit den Reisen der ersten englischen Weltumsegler heimisch gewordenen Krankheitsformen von dem schnellen Wechsel in der Nahrungsweise herrühren. Die Eingebornen der Pitcairninsel, die durch die ruhige, prüfende Ueberlegung ihres Wesens hierin einiges Vertrauens verdienen, suchten wenigstens den Grund ihrer meisten Krankheitsfälle in nichts Anderem und äußerten Kapitän Bechey ihre Ansicht, daß sein Besuch der Insel oder vielmehr die Festmahle, wovon derselbe begleitet sei, ihnen bittere Früchte tragen würden. Auch unterliegt es keinem Zweifel, daß in der jetzt auf diesen Inseln üblichen Kleideweise, wenn man erwägt, daß die Bewohner derselben früher gänzlich nackt gingen und darin, daß sie die früher unter ihnen so häufigen Abwaschungen nicht mehr vornahmen, die Hauptursache der jetzt in Polynesien so häufigen Hautkrankheit zu suchen sei.

Kapitän Belcher, der verschiedene Häfen der Fidschigruppe anlief, macht die Bemerkung, daß der häufige Besuch der Inseln durch Weiße, und das fortwährende Verweilen eingeborner Missionäre auf denselben in dem Charakter der Bewohner nur geringe Veränderung hervorgebracht habe. Dieselbe Wildheit des Wesens, derselbe Appetit nach Menschenfleisch, welcher einst den Abscheu des Gefolges von Cook erregte, äußern sich noch fortwährend unter allen Klassen. Selbst die Häuptlinge gaben zu, daß sie das Fleisch ihrer Feinde essen würden, so wenig sie sonst Vorliebe für Menschenfleisch zu haben schienen. Keine größere Fortschritte der

Civilisation sind auf den Inseln Neuirland oder Neuguinea wahrgenommen worden. Amboyna und die kleineren Molukkeninseln zeichnen sich hierin durch nichts vor den übrigen polynesischen Inseln aus, denn die Holländer, die bekanntlich nichts anderes als die Ausbreitung ihres Handels erstreben, sind jeder plötzlichen Veränderung in dem sittlichen Zustande ihrer Unterthanen abgeneigt, aus deren Arbeit sie großen Gewinn ziehen und um deren religiösen Zustand sie sich nicht im Mindesten kümmern.

Am 14. November 1841 ward der „Sulphur" nach Hause beschieden; zuvor sollte er die Mannschaft des „Starling" an seinen Bord nehmen. Um die Mitte Februars erreichte Kapitän Belcher die Sechelleninseln, von den Franzosen früher die Labourdonnaisinseln geheißen. Später gab man ihnen zu Ehren des Grafen von Sechelles den Namen, welchen sie heute noch tragen. Der Haupthafen derselben, welcher früher den Namen Mahe trug, heißt jetzt Port Viktoria. Die ganze Gruppe umfaßt 29 Inseln; die größte derselben hat eine Länge von 25 englischen Meilen und am weitesten Punkte eine Breite von fünf. Man behauptet, daß keine andere Inselgruppe der ganzen Welt in gleichem Grade von der Natur begünstigt sei. In der Mitte des indischen Oceans gelegen, fast gleich weit von den östlich wie westlich gelegenen Ländern entfernt, ist ihr Klima ein gleichmäßiges und gesundes, sind ihre Rheden sichere. Da sie keinem plötzlichen Temperaturwechsel unterworfen sind, so findet man auf ihnen keine der Krankheiten, welche in andern tropischen Ländern heimisch sind; auch bleiben sie von den Seestürmen, diesen Plagen der Südsee, verschont, die so oft alle Mühen des Ackerbaues vereiteln, und die unabänderlich Elend und Verzweiflung der Bewohner im Gefolge haben. Die Briten nahmen im Jahr 1794 während des Krieges Besitz von der ganzen Inselgruppe. Die Erzeugnisse derselben bestehen in Baumwolle, Kaffe, Cacao, Gewürznelken, Zimmt, Muskatnuß, Anatto und Mais, wie in allen andern Produkten der Tropen. In diesem Paradiese kommen alle Pflanzengattungen fort; selbst Schiffsbauholz ist in größter Menge vorhanden.

Die Sechelleninseln.

Kapitel 4.

Die Nord- und Südpolfahrten.

Entdeckung des Festlandes von Nordamerika. — Besitzergreifung von Canada durch die Franzosen. — Die Hudsonsbay. — James Cook — Erste Fahrt des Kapitäns Roß im Nordpolarmeer. — Parrys Fahrt. — Landreise John Franklins. — Zweite Reise John Roß's. — Die Reise des Schiffs Tuscan. — Insel Pitcairn. — Küstenscenerie von Tahiti. — Die Marquesasinseln — Carolineninsel. — Seephänomene. — Heimreise des Schiffes Tuscan. — Roß's Reise nach dem Südpol. — Entdeckungen Biscoes. — Reise Balleny's. — Roß's Südpolerpedition. — Strömung an der Küste von Afrika. — Possessioninsel. — Kergueleninsel. — D'Urvilles Südpolfahrt. — Wilkes Südpolfahrt. — Die Aucklandinseln. — Der Südpolkontinent. — Dichte Schaaren von Fettgänsen — Anlanden auf der Franklinsinsel. — Besitznahme der Insel. — Berg Erebus und Berg Terror. — Hocherhabene Scenerie. — Eismauer. — Die Oberfläche derselben. — Die Südpolaurora (Südlicht). — Die Schiffe Erebus und Terror zwischen Eisbergen. — Furchtbare Krisis. — Roß's zweite Fahrt nach dem Südpol. — Abermals die Eismauer. — Eine Reihe riesiger Eisberge. — Große Gefahr der Schiffe. — Ausdauer des Schiffsvolks. — Befreiung aus der Gefahr. — Ein merkwürdiges Südlicht. — Stiere und Pferde der Falklandsinseln. — Die Aetna- und Danger-Inseln. — Die Meeresbuchten Erebus und Terror. — Das Packeis. —

Entdeckung des Festlandes von Amerika.

Nachdem die Entdeckungen der Europäer im Südwesten des atlantischen Meeres in überaus reichem Maße gelungen waren, bestrebte man sich, die nordwestliche Durchfahrt zu suchen. Ein Italiener, Giovanni Gabota (Johann Cabot) fuhr im Dienste Englands und zwar in nordwestlicher Richtung aus; denn er war der Ansicht, wie sein Landsmann Kolumbus im Südwesten Land gefunden habe, so werde es ihm im Nordwesten glücken. Noch eher als Kolumbus sah er auf dieser Reise das Festland von Amerika und entdeckte am Johannistage 1497 die Insel Neufundland. Sein Sohn drang im folgenden Jahre noch weiter nördlich vor und kehrte um, nachdem er die ganze nordamerikanische Küste bis zur äußersten Spitze von Florida herabgesegelt war. Er brachte zuerst die Nachricht, daß an den Küsten von Neufundland und Labrador das Meer von Stockfischen wimmle.

Die spanischen Vicekönige in Amerika sandten, als sie die Kunde von diesen Entdeckungen vernahmen, nicht wenige Expeditionen nach Norden aus; denn wenn es eine nordwestliche Durchfahrt gab, so glaubten die

Spanier, die damals sich die Oberherrschaft zur See mit aller Macht zu sichern bemüht waren, müsse sie nothwendig ihnen gehören.

Auch die Franzosen sandten (1524) Schiffe auf Entdeckungen nach dem Nordwesten. Zehn Jahre später umschifte Jakob Cartier Neufundland und fuhr in den großen Lorenzstrom ein, bis zu einer indianischen Niederlassung Hochelaga, wo die Franzosen mit den Indianern in freundlichen Verkehr traten. Dieselben waren nicht wenig erstaunt, die letztern aus langen Röhren so lange Rauch ziehen zu sehen, bis er ihnen, wie der Qualm aus dem Schornsteine, aus Mund und Nase kam. Dieß war die erste Bekanntschaft mit dem Tabakrauchen, der Erfindung amerikanischer Wilden, und der Besuch der Franzosen gab die erste Veranlassung zur spätern französischen Besitznahme dieses Landes, das den Namen Canada erhielt, angeblich, weil spanische Seefahrer beim Besuch derselben geäußert hatten: acca nada, hier ist nichts zu holen. Wo einst das Hüttendorf Hochelaga gestanden, erhebt sich jetzt die blühende Stadt Montreal.

Besitzergreifung von Canada durch die Franzosen.

Im Jahre 1610 ging der Engländer Hudson einen Schritt weiter und fand das große nach ihm benannte Wasserbecken: die Hudsonsbay. Im Jahre 1616 lief der kühne Seefahrer Baffin aus, abgesandt von der moskowitischen Gesellschaft, die mit großer Beharrlichkeit Entdeckungsfahrten veranlaßte. Er fand die große Baffinsbay und bestimmte mehrere Punkte derselben, so Smithssund, Jonessund und den Lancastersund, der damals vom Eise gesperrt war, und durch welchen erst 200 Jahre später sich Parry eine Bahn brach.

Die Hudsonsba

Die Frage, ob das Eismeer mit dem stillen Meere zusammenhänge oder umgekehrt eine Landverbindung zwischen Asien und Amerika bestehe, wurde erst 1728 gelöst, in welchem Jahre ein von Peter dem Großen für das Projekt gewonnener Däne, Behring, die seinen Namen tragende Wasserstraße zwischen beiden Kontinenten fand. Jetzt gewann die Idee Raum, auch von der Westseite Amerikas den Durchgang nach Osten zu suchen. Schon früher hatte der kühne Abentheurer Franz Drake dieselbe Absicht gehegt, aber dem Eise und der Kälte des Nordens weichen müssen. Dem 18. Jahrhundert war eine Berühmtheit erster Größe unter den Seefahrern aller Zeiten, James Cook, vorbehalten, dessen Reisen in die Jahre 1768—77 fallen. Nachdem er viele Inseln der großen Südsee entdeckt oder näher erforscht hatte, und in die Eisregionen des Südpols weiter vorgedrungen war, als irgend Jemand vor ihm, versuchte er auch die fast 300 Jahre hindurch vergeblich angestrebte Lösung des großen Räthsels

James Cook.

der nordwestlichen Durchfahrt. Cook entschied sich für eine Expedition von der Behringsstraße aus und man setzte auf seine Talente so große Hoffnungen, daß man sogar Schiffe in die Baffinsbay sandte, die Cook bei seiner Ankunft daselbst empfangen sollten. Aber auch er gelangte nicht weit über die Behringsstraße hinaus, sah sich vielmehr genöthigt, am Eiscap umzukehren, da unübersehbare Eisfelder die Weiterfahrt hemmten.

Erste Fahrt des Kapitäns Roß ins Polarmeer.

Im Jahre 1815—17 berichteten Wallfischfahrer, das Eis im hohen Norden sei in Folge mehrerer milder Winter in allgemeine Bewegung gerathen; zahlreiche Eismassen trieben ins atlantische Meer herab, und bei Grönland wurde ein Meeresspiegel von mehreren tausend Quadratmeilen von Eis frei. Dieser Zeitpunkt ward daher für günstig erachtet, John Roß nach der Baffinsbay abzusenden, die seit Baffins Zeiten nicht mehr erreicht worden war; die andere Expedition ging unter Buchan nordwestlich nach den Gewässern von Spitzbergen. Der Erfolg beider Reisen war unerheblich. Roß hatte in der Baffinsbay nur eine flüchtige Rundreise gemacht; für dießmal erntete daher derselbe keine Lorbeeren. Buchans zwei Schiffe waren kaum der gänzlichen Zertrümmerung durch große Eisberge entgangen. Beide Expeditionen sind jedoch in sofern von Interesse, daß sich dabei in untergeordneten Stellungen einige Männer befanden, die sich später unsterblichen Ruhm erwerben sollten. Bei Roß befand sich John Parry, bei Buchan John Franklin, Back und Beechey.

Parrys Fahrt.

Im darauf folgenden Jahre erhielt Parry den Befehl, das von Roß Versäumte nachzuholen, nämlich den vielversprechenden westwärts laufenden Lancastersund gründlich zu untersuchen. Am 1. August 1819 fuhren unter seinem Befehl die Schiffe Hekla und Griper mit einem frischen Ostwinde in diese Straße ein; kein Eis hemmte die Fahrt und stündlich wuchs die Zuversicht, man sei auf dem rechten Wege nach der Südsee. Anfänglich befuhren die Schiffe links die Prinzregents-Einfahrt, kehrten aber, als das Eis die Weiterfahrt nicht erlaubte, wieder um und drangen nun westlich durch die Barrowstraße vor. Am 4. September war der 110. Grad westlicher Länge erreicht; nämlich die Südküste der Melvilleinsel. Hier mußte man das Winterquartier beziehen, da der Winter plötzlich eingetreten und die Schiffe festgefroren waren. Diese Ueberwinterung von 94 Europäern in einem der ödesten und schauerlichsten Winkel der Erde, bei einer 84 Tage langen Nacht, gehört zu den interessantesten Zwischenfällen der Geschichte der Seefahrten. Fast nach zehnmonatlicher

Gefangenschaft im Eise (1. August 1820) wurden die Schiffe wieder frei. Allein furchtbare Eismassen ringsum, und Land im Westen (Bankslaud) hinderten jedes weitere Vordringen, und die Expedition kehrte mit dem Ruhme zurück, wenigstens die Hälfte des Weges nach der Behringsstraße befahren zu haben. Gleichzeitig war John Franklin auf einer Unternehmung zu Lande begriffen, um vom Kupferflusse die amerikanische Nordküste näher zu erkunden, allein furchtbare Gefahren und Schrecken zwangen zur Rückkehr, die unter Entbehrungen aller Art stattfand. Ein gleiches Schicksal hatte eine abermalige Fahrt Parrys, die den Nordpol zu erreichen suchen sollte.

Landreise John Franklins.

Im Mai 1829 lief Kapitän John Roß, in Begleitung seines Neffen Jakob Roß, mit einer kleinen Expedition aus der Themse, wozu ein reicher Privatmann, Felix Booth, die Mittel hergegeben hatte. Er erreichte die Prinzregents-Einfahrt und begann hier in südwestlicher Richtung seine Forschungen. Bei dieser Gelegenheit entdeckte er ein wüstes Land, das er Boothia Felix nannte. Das Hauptergebniß dieser Forschungen war die Auffindung des magnetischen Nordpols. Schon die früheren Reisenden hatten in Prinzregentseinfahrt die Entdeckung gemacht, daß die Magnetnadel in diesen Gegenden unbrauchbar wurde. Roß fand bei seinem Vorwärtsdringen, daß diese Störungen immer mehr zunahmen, und entdeckte endlich den Punkt, wo die Magnetnadel die Spitze g...de senkrecht nach der Erde kehrt Derselbe liegt auf dem Westrande von Boothia Felix, also weit ab vom eigentlichen geographischen Nordpol.

Zweite Reise John Roß's

Das Schiff Tuskan, mit einem Gehalte von 300 Tonnen, ging in den Jahren 1833—36 unter dem Befehle des Kapitäns T. Stavers auf den Wallfischfang aus und machte bei dieser Gelegenheit eine Reise um die Welt. Der Arzt des Schiffes, Bennett, veröffentlichte hierüber eine Beschreibung, die sehr viel Interessantes enthält.

Die Reise des Schiffs Tuskan.

Das Schiff verließ London am 17. Oktober 1833 und erreichte seinen südlichsten Punkt am 14. Januar 1834 in 58° 33′ südlicher Breite und 68° 53′ westlicher Länge. Obgleich man sich damals im höchsten Sommer befand, war doch das Wetter unangenehm kalt und fanden häufige Hagelschauer statt; der Himmel ließ gegen Süden oft den weißen Glanz erkennen, der in der Schiffersprache Eisblink heißt.*) Der Barometer stand

*) Der Widerschein, den eine Eisfläche auf den Horizont wirft.

längere Zeit hindurch sehr tief und fiel oft bis zu 29′ 20, ohne daß jedoch das Wetter stürmisch ward.

Die Insel Pitcairn.

Frühe im März ward die Insel Pitcairn erreicht, deren nördliche Seite einen höchst malerischen Anblick bot. Die Insel erhebt sich steil aus der See, ist üppig bis auf die Spitze bewaldet und endigt in steilen Klippen und rauhen, nakten, phantastisch geformten Felsen. Auf diesen Höhen standen die einfachen Hütten der Eingebornen und waren halb hinter der üppigen Vegetation versteckt. Damals betrug die Zahl der Inselbewohner achtzig; mit wenigen Ausnahmen waren sie alle die Nachkommen der Meuterer eines englischen Schiffes, trugen sogar noch die Uebernamen ihrer Ahnen und befanden sich bloß in der dritten Generation. Sie waren gesund und kräftig, stets bei guter Laune und sprachen mit Gewandtheit beide Sprachen, nämlich die englische und tahitische, allein ihr Aeußeres war wenig einnehmend; sie schienen überhaupt ein auffallendes Mittelglied zwischen den gebildeten Nationen Europas und den Wilden Polynesiens zu bilden.

Küstenscenerie von Tahiti.

Das Schiff erreichte Tahiti gegen Ende des März. Es konnte nicht fehlen, daß Bennett, wie fast jeder intelligente Reisende, von dem Anblick dieser romantisch gelegenen Insel und ihrer höchst üppigen Vegetation tief ergriffen ward. In Gesellschaft eines andern Seemanns machte er von dem Hafen Papeiti aus einen Ausflug von 30 englischen Meilen, um den merkwürdigen, von Bergen umschlossenen See von Vaihiria zu besuchen. Der Weg dahin führte meist längs der Seeküste und bot zahlreiche höchst malerische Küstenscenen. Südwestlich von der Insel bemerkte er am Fuße sich hoch aufthürmender Klippen merkwürdige Höhlen, und in verschiedenen Entfernungen vom Ufer in der See eine Anzahl Wasserquellen, die wie kleine Meerstrudel von dem Korallenboden aufwirbelten. Beim Fischen tauchen die Eingebornen hie und da unter den Meeresboden unter, um das frische Wasser dieser Quellen zu trinken; in einige derselben haben sie Bambusstöcke gesteckt, welche Oeffnungen auf der Seite haben, aus denen das frische Wasser wie aus einem Pumpenstocke fließt. Bennett schlug endlich den Landweg ein, über ebenen, üppig bewachsenen und bewässerten Boden, längs hoher, steiler Berge, und eines wild dahin brausenden Bergstroms. Er mußte auf dem Hin- und Rückwege 118 mal über denselben hinwegsetzen, und fand ihn stets reißend, an vielen Stellen zugleich tief und breit. Auf der Hälfte des Berges angekommen sah er nicht länger die Kokusnußbäume und andere Pflanzen der Küste, sondern



SCHIFF, VOM EISE EINGESCHLOSSEN.

Carlsruhe, Kunstverlag

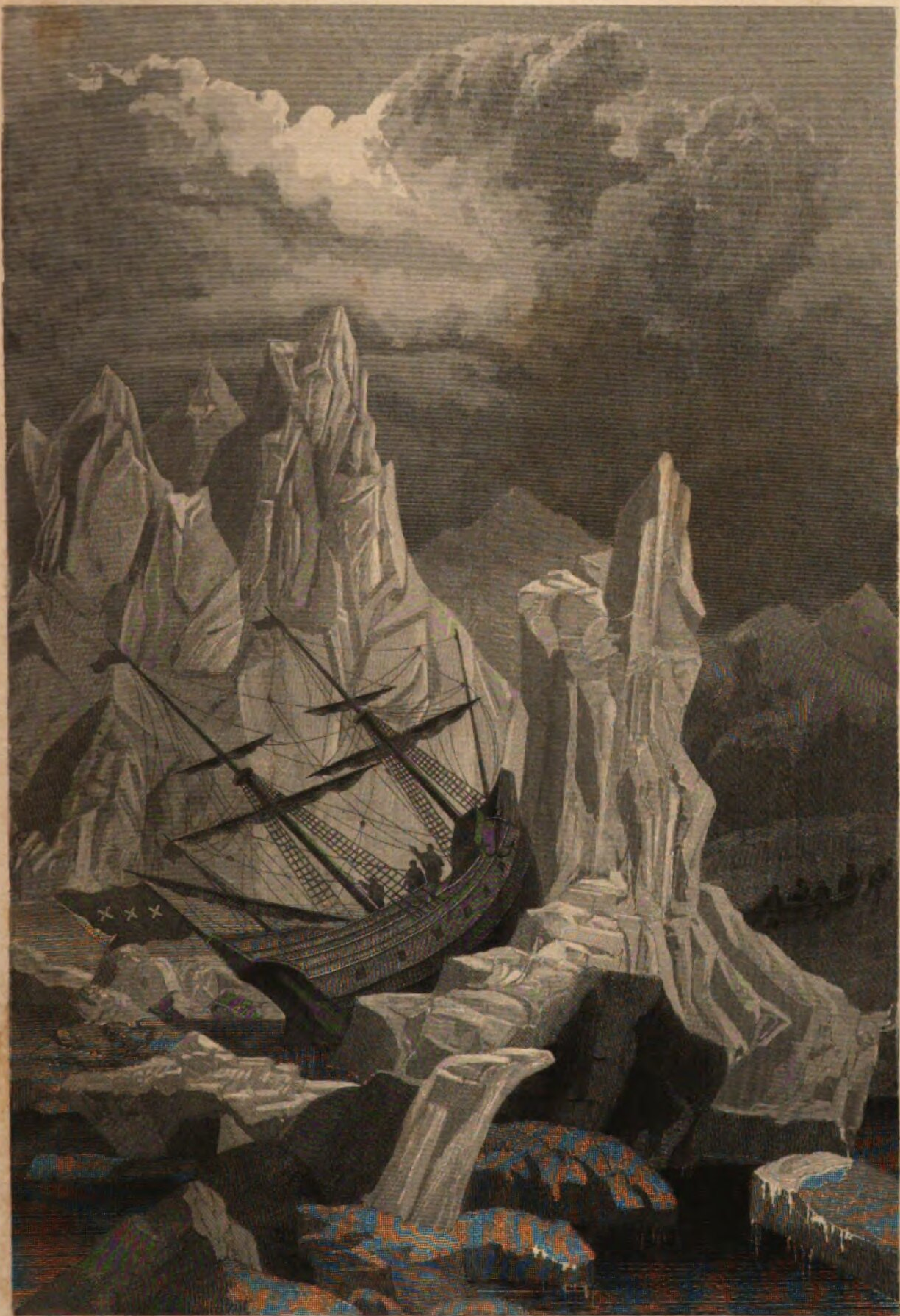
längere … sehr …
das … ward.

Die Insel Pitcairn.

F … März …
einen … malerischen …
der Se … ist üppig …
Klippen und rauhen …
Höhen standen …
hinter der üppigen …
bewohner …
der Menterer …
ihrer Ahnen …
gesund und …
beide Sprachen …
war wenig …
glied zwischen …
nesiens …

Küstenscenerie von Tahiti.

D …
fehlen, …
Anblick …
tation …
er von … einen Ausflug …
um den merkwürdigen, von Bergen umschlossenen …
besuchen. Der Weg dahin führte meist längs der …
reiche … Küstenscenen. Südwestlich …
er am … aufthürmender Klippen …
in vers … Entfernungen vom Ufer in der See …
quellen … Meerstrudel von dem Korallen…
Beim … die Eingebornen hie und da …
unter, … Wasser dieser Quellen zu …
selben … gesteckt, welche Oeffnungen …
haben, … Wasser wie aus einem …
Benn … den Landweg ein, über …
und be … hoher, steiler Berge, …
brausen … Er mußte auf dem Hin- …
über d … und fand …
zugleich …
nicht l …



SCHIFF, VOM EISE EINGESCHLOSSEN.

Carlsruhe, Kunstverlag.

betrat dichtes Gebüsch von Schmarotzerpflanzen und Kardamums, die von Wohlgerüchen dufteten. So ging es fort, bis er die Höhe des Strombettes erreicht hatte, und dann über einen steilen und unwegsamen Hügel hinweg, bis Bennett fast senkrecht unter sich in einem von Bergen umschlossenen, tiefen und runden Becken den See von Vaihiria sah. Derselbe hat bloß den Umfang einer englischen Meile und empfängt sein Wasser von zahlreichen kleinen Bächen, die sich in das Becken ergießen; seine Oberfläche ist der Aufenthalt von Wildenten und andern taubenartigen Vögeln; in demselben findet man aber keine andern Fische als Aale. Ohne Zweifel nimmt dieses Wasserbecken die Stelle des Kraters eines erloschenen Vulkans ein, und sendet durch viele verzweigte tiefe Höhlen, die wohl alle einst von flüssiger Lava angefüllt waren, die steten Ströme aus, welche die benachbarten Fischwasserquellen der See speisen.

Das Schiff besuchte alsdann Ende Februar 1835 die Marquesasgruppe und setzte an der einen Insel, Santa Christina, zwei Missionäre ans Land, welche es von England aus an Bord hatte. Diese Insel mit ihrer Alpennatur und ihren vielen Thälern, in deren fast jedem ein eigener, von den benachbarten gänzlich unabhängiger Volksstamm wohnt, befand sich damals in einem Zustande völligen Friedens und unter Oberleitung eines sehr verständigen Häuptlings, der den Handel begünstigte und fremden Missionären seinen Schutz angedeihen ließ. Allein die Insel Roapoa, obgleich eben so groß und bergig wie Santa Christina und vielleicht in allen Beziehungen eben so interessant, war damals noch ziemlich unbekannt. Die Thäler dieser Insel sind ausnehmend fruchtbar und malerisch. Viele ihrer Berge endigen sich in Form von Säulen, Pyramiden oder andern grotesken Felsspitzen. Eine Anzahl ihrer Bewohner näherten sich dem englischen Schiffe in Kähnen und drückten ihr Bedauern aus, daß es nicht vor Anker gehe und mit ihnen Handel treibe; ein Häuptling der Insel gab den Engländern eine in Umrissen gezeichnete Karte der Insel mit einem Verzeichnisse derjenigen Schiffe, welche dieselbe besucht hatten.

Die Marquesasinseln.

Am 23. April legte das Schiff bei der Karolineninsel an. Es ist dies eine der niedrigen unbewohnten Koralleninseln des stillen Meeres, und liegt in südlicher Breite von 9° 58′ und westlicher Länge von 150° 18′. Sie ist rund, hat kaum vier oder fünf (englische) Meilen Umfang und besteht aus verschiedenen zusammenhängenden, ebenfalls runden Halbinseln, die eine Untiefe einschließen. Ihr Boden besteht aus nichts als Korallen und hat an keiner Stelle eine 6 Fuß über die Fluthzeit hinaus-

Die Karolineninsel.

reichende Erhöhung. Wo man hinsah, war die ganze Insel mit der reichsten Vegetation meist niedriger Bäume oder schlanken Gesträuchs der Gattung Tournefortia in voller Blüthe und mit den ergötzlichsten Wohlgerüchen bedeckt. Kapitän Stavers hatte vor 7 Jahren einige Schweine auf der Insel gelandet, allein es war keine Spur mehr derselben zu finden, und die einzigen Vierfüßler, welche man sah, waren Mäuse. Fische waren zwar im Ueberflusse an der Küste, wie in der eingeschlossenen Untiefe anzutreffen, wegen Gefräßigkeit der überall lauernden Haifische aber nur schwer zu fangen.

Seephänomen.

In einer Nacht des Novembers 1835, als sich das Schiff in nördlicher Breite von 19° und westlicher Länge von 107° ungefähr halbwegs zwischen der Inselgruppe Revilla-Gigedo und dem Festlande von Amerika befand, war dasselbe, so weit man vom Mastkorbe aus sehen konnte, von einem milchweißen Glanze umgeben, und zwar für die ganze Zeit von Mitternacht an bis zum Morgengrauen. Im Meere war nichts zu sehen, was dieses Phänomen erklären konnte; die Sondirung wies keinen Ankergrund nach. Einige Tage später, etwas dem Aequator näher, fing man ein Pottfischweibchen, das, wie die nachfolgende Sektion auswies, eine reife Leibesfrucht enthielt. Die Länge dieses Thieres betrug 14 Fuß, sein Umfang deren sechs. Am 26. Mai 1836 entdeckte man in südlicher Breite von 2° 30′ und östlicher Länge von 175° 10′ eine niedrige Insel von großer Ausdehnung mit Kokusnuß- und andern Bäumen und mit einer sandigen Küste fast ohne alle Brandung; einige Meilen weiter südwestlich sah man eine auffallende, mehrere Ellen breite Schaumlinie von großer Länge. In derselben befand sich eine Masse Treibholz, Muscheln, todte Fische und Vögel, was alles die Gränze einer Strömung anzudeuten schien.

Heimreise des Schiffes Tuscan.

Der höchste Punkt nördlicher Breite, den das Schiff Tuskan auf dieser Reise erreichte, war 50° in der Nähe von Oregon. Die Heimreise erfolgte durch den indischen Archipel und um das Kap der guten Hoffnung; am 20. November 1836 lief es in den englischen Kanal ein. Auf der ganzen langen Reise hatte das Schiffsvolk 89 Pottfische getroffen und 78 davon gefangen.

Roß's Reise nach dem Südpol.

Sir James Clark Roß's Reise um die Welt, auf welcher er das Festland des Südpolkreises entdeckte und im Südpolkreise, so wie über denselben hinaus wichtige Forschungen anstellte, gehört zu den denkwürdigsten der neueren Zeit. Dieselbe war von der englischen Admiralität veranlaßt und hatte wissenschaftliche Forschungen betreffs der Meeres-

strömungen und Meerestiefen zum Zwecke.. Roß war zu diesem Zwecke mit den verschiedenartigsten und besten Instrumenten versehen, welche nur irgend aufzubringen waren. Um nur ein Beispiel anzuführen, nahm er im Meere die Sondirung einer Tiefe von über 14,000 Fuß vor, die also der Höhe des Montblanc gleich kam, und diese Sondirung geschah mit einer Leichtigkeit und Sicherheit, welche eine Lösung der viel angeregten Frage über die durchschnittliche und größte Tiefe der See in beiden Hälften der Erdkugel in Aussicht stellte. Ehe wir diese Reise näher schildern, wollen wir kurz der Reisen zweier anderer englischen Schiffe erwähnen, die auf den gefährlichen Wallfischfang der Südsee ausgesandt wurden.

Entdeckungen Biskoes.

Im Jahr 1830 und 1831 erstreckte Kapitän Biskoe, der Befehlshaber der Brigg Tula, welche einem Londoner Kaufmanne Namens Enderby gehörte, muthig seine Forschungen über das Festland des Südpolkreises hinaus und entdeckte zwei von einander weit entfernte Landstriche, beide in einer südlichen Breite, wie sie selten von Seefahrern erreicht worden war. Der eine ward Enderbys Land geheißen und befindet sich unter 65° 57′ südlicher Breite und 47° 20′ östlicher Länge; der andere war eine Reihe von Inseln oder eine Strecke Festland von nicht festgestellter Ausdehnung zwischen 63° und 65° südlicher Breite und zwischen 73° und 71° westlicher Länge. Kapitän Biskoe nahm die darauf folgenden Jahre seine Forschungen auf, erlitt jedoch dabei Schiffbruch.

Reise Ballenys.

Im Sommer 1838 liefen zwei Schiffe, der Schooner Eliza Scott und der Kutter Sabrina unter dem Befehle des Kapitäns H. Freeman auf den Wallfischfang der Südsee aus. Beide waren wie die Brigg Tula Eigenthum Enderbys, und angewiesen, so viel wie möglich Entdeckungen zu versuchen. Am 7. Januar 1839 verließen sie die Südspitze von Neuseeland; am 21. desselben Monats kamen sie ohne Hinderniß über die Stelle hinweg, wo Bellingshausen durch das Eis aufgehalten worden war; am 1. Februar erreichten sie in 69° Breite und 172° östlicher Länge einen Punkt, der 200 Meilen südlicher lag als die südlichste Stelle, welche der russische Seefahrer befahren hatte. Das Packeis *) zwang sie hier, die nordwestliche Richtung einzuschlagen; als sie nun in der Breite

*) Packeis sind aus einzelnen Klumpen und Schollen aufgethürmte Eisbarrikaden, welche entweder Meeresarme verstopfen oder auch im freien Meere dem Schiffer eine plötzliche Gränze setzen, in welchem Falle sie dann meist unübersehbar sind und alle Annäherung an etwa hinter ihnen liegende unbekannte Länder vereiteln.

von 66° und in östlicher Länge von 163° anlangten, entdeckten sie eine Gruppe von fünf vulkanischen Inseln. Die Oberfläche dieser Inseln zeigte nichts als Eis und Schnee, und der Anblick derselben war der eines gewöhnlichen Eisberges; allein aus dem Gipfel des einen Berges stieg Rauch auf; ein zweiter erhob sich in einer ungefähren Höhe von 12,000 Fuß; die andern zeigten nichts als Stellen nakten Felses, von denen große Eismassen vor Kurzem losgebrochen sein mußten.

Roß's Südpol-Expedition.

Die zur Expedition Roß's ausgerüsteten Schiffe waren der Erebus von 370 Tonnen und der Terror von 350 Tonnen. Beide waren stark gebaut, und zwar so, daß sie den Eismassen besser Widerstand leisten konnten; die Bemannung eines jeden derselben betrug 64 Personen, die mit allen erdenklichen Bequemlichkeiten versehen wurden. Sir James Roß übernahm den Befehl des Erebus; Crozier den des Terror. Den englischen Hafen Margate Roads verließen sie am 30. September 1839. Da sie hauptsächlich angewiesen waren, magnetische Phänomene zu beobachten, so schlugen sie über das atlantische Meer einen Weg ein, der von dem gewöhnlich genommenen sehr verschieden war. Dreimal überfuhren sie so den magnetischen Aequator, wo die Magnetnadel am wenigsten stark markirte, und fanden ihn einmal in südlicher Breite von 19° und westlicher Länge von 29° 15′, somit 200 Meilen weiter nördlich, als frühere Beobachtungen hatten vermuthen lassen. Am Abend des 22. Februars sprang, während die See ganz ruhig war und bloß ein schwacher Wind wehte, eine Anzahl Tintenfische in eines der Schiffe und zwar in der Höhe von 15 bis 16 Fuß; einige derselben gingen über das Schiff hinweg, gegen 50 derselben fielen auf das Verdeck. Nahe an der afrikanischen Küste entdeckte man eine gegen 60 Meilen breite, 200 Faden tiefe Strömung, die beträchtlich kälter war, als der sie umgebende Ocean. Ueber dieser Strömung lag ein kalter Nebel, der von dem Dunstkreis der darüber befindlichen Atmosphäre herrührte; dieselbe hatte in nördlicher Richtung, ungefähr mit der Schnelligkeit einer Meile auf die Zeitstunde, statt, und schien von Osten um das Kap der guten Hoffnung zu kommen.

Strömung an der Küste von Afrika.

Die Expedition langte am Kap der guten Hoffnung am 17. März an, landete daselbst die Gelehrten und die Instrumente, welche zur Errichtung eines magnetischen Observatoriums bestimmt waren und lichtete am 6. April wieder die Anker. Am 26. desselben Monats erreichten sie die Possessioninsel, und suchten sogleich in Verkehr mit elf Personen zu treten, die daselbst stationirt waren, um Seeelephanten zu fangen. Sie

Die Possessioninsel.

waren jedoch nicht früher als am 1. Mai im Stande, dieselben aufzufinden, obgleich sie ihre Nähe durch Kanonenschüsse u. s. w. zu erkennen gaben. Diese Insel ist eine große Masse vulkanischen Felsens mit steiler Küste und überhängenden Klippen; mit Ausnahme eines einzigen ziemlich breiten Flecks befindet sich nicht eine Stelle darauf, wo man ein Boot landen oder eine Hütte erbauen könnte. Als man die Seeelephantenjäger fand, sahen sie mehr wie Eskimos, als wie zivilisirte Wesen aus, in Kleidung und übrigem Aeußern sogar noch schmutziger als Eskimos zu sein pflegen. Die Kleider, welche sie trugen, waren stark mit Oel getränkt, und gaben einen höchst unangenehmen Geruch von sich. Ihre Stiefel bestanden aus den Häuten der Fettgans, deren Federn nach innen zu standen. Und doch waren sie mit dieser ihrer Lebensweise verhältnißmäßig zufrieden, nur sprachen sie ihr Bedauern aus, daß sie sich nicht auf einer benachbarten Insel befänden, die Ueberfluß an Schweinen habe, und auch besser für den Fang der Seeelephanten gelegen sei. Sechs Jahre vorher war eine Brut Schweine auf dieser Insel zurückgelassen worden; obgleich viele derselben von den Leuten seitdem getödtet worden waren, so waren sie doch schon so zahlreich, daß sie den Anlandenden lästig wurden. Eine andere benachbarte, kaum drei Meilen im Durchmesser betragende Insel besitzt Pike, die mindestens 4000 Fuß hoch sind und senkrechte Seeklippen, die verschiedene groteske Formen bilden.

Die Kergueleninsel.

Die Expedition erreichte die Kergueleninsel am 12. Mai, und blieb daselbst über 2 Monate. Lieutenant Kerguelen war es, der diese Insel im Jahr 1772 entdeckte. Sie ist ganz vulkanischen Ursprungs. Das Klima dieser Insel ist ausnehmend stürmisch. Obgleich der Erebus und der Terror zweimal so starke Anker und Taue hatten, als man gewöhnlich Schiffen ihres Tonnengehalts gibt, waren sie doch kaum im Stande, den furchtbaren Stürmen, denen sie ausgesetzt waren, zu widerstehen, und wurden einigemal fast auf die Seite gelegt. Von 68 Tagen, welche sie im Hafen dieser Insel zubrachten, waren 45 stürmisch und nur an dreien derselben fiel weder Schnee noch Regen.

D'Urvilles Südpolfahrt.

Die Schiffe erreichten Van Diemensland am 16. August. Hier erfuhr Sir James Roß, daß ihm eben französische und amerikanische Südpolexpeditionen voraus seien. Die französische, welche aus den Schiffen Astrolabe und Zelee unter dem Befehle des Kapitäns Dumont d'Urville bestund, war am 1. Januar von Hobart Town ausgefahren, aber am darauf folgenden 17. Februar wieder dahin zurückgekehrt. Trotz der Kürze

dieser Zeit hatte sie wichtige Entdeckungen gemacht. Am Abend des 19. Januars sah d'Urville ungefähr in der Breite des Südpolkreises Land; die darauf folgenden Tage sah er es in einer Linie von ungefähr 150 (englischen) Meilen zwischen 136° und 142° östlicher Länge. Es war ganz mit Schnee bedeckt, zeigte keine Spur von Vegetation, und hatte meist eine Höhe von circa 1300 Fuß. Er nannte es Terre Adele. Indem er das Schiff gen Westen steuern ließ, sah er eine fast 150 Fuß hohe Eismauer, längs deren er hinsegelte. Er glaubte, es sei hinter derselben ebenfalls Land, das er Cote Clairee nannte. Allein der schlimme Gesundheitszustand der Schiffsmannschaft zwang ihn hier zur Umkehr. Beiläufig sei es erwähnt, daß dieser berühmte Weltumsegler und Geographe bald darauf nach Frankreich zurückkehrte, und auf der Paris-Versailler-Eisenbahn einen schauderhaften Tod durch Verbrennung fand

Wilkes Südpolfahrt.

Die amerikanische Entdeckungsreise fand durch ein aus vier unter dem Befehle Kapitän Wilkes bestehendes Geschwader statt und bildete bloß den Theil einer größeren Unternehmung, wovon später mehr die Rede sein soll. Kapitän Wilkes ließ keinen Bericht seiner Reise drucken, was ihm seine Regierung verboten hatte, allein er machte auf sehr zuvorkommende Weise Sir James Roß mit allem dem bekannt, was demselben auf seiner kühnen Fahrt nur immer von Interesse sein konnte.

Sir James Roß's Absicht war es gewesen, die südliche Richtung in denselben Meridianen einzuschlagen, in denen d'Urville und Wilkes ihre Entdeckungen gemacht hatten; da er sich aber von diesen beiden überflügelt sah, so beschloß er, sich mehr östlich zu wenden, wozu ihm die eben erwähnten Mittheilungen Balleny's gute Aussichten eröffneten. Am 13. November verließ er Hobart Town und erreichte am 20. desselben

Die Aucklandinseln.

Monats die Aucklandinseln, wo er Anstalten zur Errichtung eines Observatoriums traf. Diese Inseln bestehen meist aus Basalt und Grünstein und enthalten eine interessante Thier- und Pflanzenwelt. Der höchste Hügel derselben hat eine Höhe von 1300 Fuß und ist ganz mit Grün überdeckt; eine vorspringende Landspitze zeigte eine 300 Fuß hohe säulenartige Front und ist stark magnetisch. Campbellinsel, das die Schiffe am 13. December erreichten, hat eine ähnliche Bodenbeschaffenheit, nur ist sie bergiger und hat einen Umfang von 30 Meilen.

Die Expedition nahm hier Holz und Wasser ein und verließ die Insel am 17. December in gerader südlicher Richtung. Am 27. begegneten sie einer Kette Eisberge, wovon ein jeder zwei Meilen im Umfang haben

mochte.*) Am 4. Januar 1841 segelten sie ebenfalls zwischen einer Anzahl solcher Eisberge hindurch, die in allen Farben des Regenbogens glänzten. Am 5. betraten sie das Packeis und schufen sich Straßen durch dasselbe auf eine Weise, die nur den stärksten Schiffen ohne offenbare Zerstörung möglich war. Am 9. befanden sie sich wieder in offenem Wasser; am 11. sahen sie Land vor sich. Es stieg in majestätischen schneeverhüllten Piken auf, und schien zum wenigsten 100 Meilen fern zu sein. Als sie näher an dasselbe herankamen, sahen sie, daß dessen Gestade von kleinen Inseln eingefaßt war und daß Felsenstücke seiner Küste durch das Abbröckeln ihrer Eisbedeckung bloß lagen. Zwei hohe Bergketten nahmen, so weit das Auge reichen konnte, das ganze Seegestade ein, indem sie sich bis zu einer Höhe von 7000—10,000 Fuß über dem Seeniveau erhoben. Dieselben breiteten über die Thäler und das Gestade riesige Gletscher aus, die an manchen Stellen sich mehrere Meilen in die See erstreckten und in hohen senkrechten Eisklippen sich abgränzten.

Der Südpolkontinent.

Sir James Roß und verschiedene seiner Offiziere versuchten den darauf folgenden Tag zu landen, allein es gelang ihnen dieß nur auf einer der größeren Inseln. Dieselbe liegt in der Breite von 71° 56′ und östlicher Länge von 171° 7′. Sie besteht ganz aus Feuerstein. Sie pflanzten daselbst die britische Flagge auf und nahmen die Ceremonie vor, das neuentdeckte Land dem Reiche der Königin Viktoria einzuverleiben. Es enthielt nicht die kleinste Spur von Vegetation, war aber überbelebt von gefiederten Bewohnern, die sich dem Betreten des von ihnen ausschließlich bewohnten Gebiets kräftig widersetzten. Sir Roß erzählt: „Wir sahen unzählige Schaaren von Fettgänsen, die vollständig und in dichten Massen die ganze Oberfläche der Insel, die Absätze der Abgründe und

Dichte Schaaren von Fettgänsen.

*) Eine der großartigsten Erscheinungen der Polarwelt sind offenbar die Eisberge, jene schwimmeden Kolosse, die den Schiffer mit Staunen und Furcht erfüllen, weil er ihnen gegenüber in den meisten Fällen machtlos ist. In Buchten aufgethürmte Eismassen, durch Schnee- und Regenfall nach oben oft ungeheuer angewachsen, können von Strömungen gelegentlich fortgerissen und als Eisberge in die Ferne getragen werden; häufiger aber entstehen diese Gebilde vom Lande aus, sind Produkte der Gletscher, also Süßwassereis, das an seiner bläulichen Farbe leicht von dem Meereise zu unterscheiden ist. Schon aus weiter Ferne kündigt sich das Nahen von Eisbergen an, und zwar durch die ihnen entströmende Kälte und den Widerschein des Eises am Horizonte (Eisblink). Aber nichts gleicht der wunderbaren Farbenpracht, welche die Eisberge in der Nähe darbieten. Die zahllosen Spitzen, Kanten und Risse, die besonders dann hervortreten, wenn die Wärme schon auf das Eis gewirkt hat, bilden eben so viele Zauberprismen, die hier das schönste Farbenspiel des Regenbogens, dort den reinsten Silberglanz erzeugen oder die Strahlen der Sonne im prachtvollen Roth des Alpglühens zurückwerfen.

sogar die Spitzen der Berge besetzt hielten. Während wir durch sie hindurchschritten, griffen sie uns mit ihren scharfen Schnäbeln an, was in Verbindung mit dem lauten Gekreisch, das sie erhoben, und dem unerträglichen Gestank, der aus der tiefen, durch Jahrhunderte hindurch gebildeten Guanoschichte aufstieg, uns sehr froh machte, als wir wieder weg waren, nachdem wir unsere Boote mit einer Anzahl derselben und einigen Petrefacten beladen hatten."

Die Expedition wurde hier drei Tage hindurch durch widriges Wetter zurückgehalten. Am 14. sahen sie eine große Zahl großer Wallfische und zählten deren auf einmal dreißig. Am 15. hatten sie wieder einen deutlichen Anblick der Bergkette und sahen sie etwas südlicher als vorher. Ihre Gipfel hatten dem Anschein nach eine Höhe von 12,000 — 14,000 Fuß und sie sahen mit Gefühlen des höchsten Entzückens eine Scenerie, die Alles an Pracht und Großartigkeit übertraf, was sie jemals zuvor gedacht oder gesehen hatten. Am 21. entdeckten sie westwärts einen eigenthümlich geformten hohen Berg, den sie Berg Monteagle hießen, und einen andern, der viele Aehnlichkeit mit dem Vulkan Aetna hatte, dem sie den Namen Berg Melbourne gaben. Am 22. passirten sie die Breite von 74° 20′ und kamen auf diese Weise weiter südlich als alle andern frühern Seefahrer. Am 28. schlossen sie aus dem Stande der Magnetnadel, daß sie sich ungefähr 240 Meilen vom magnetischen Südpole befinden mußten. Um die gleiche Zeit ragte der Pik von Monteagle und der ungeheure Krater des Melbourne hoch über alle Berge der Gegend empor; „sie bildeten so zwei der merkwürdigsten Gegenstände dieser wunderbarsten und prachtvollsten Masse vulkanischen Bodens."

Anlanden auf der Franklinsinsel.

In der Breite von 76° 8′ und der östlichen Länge von 168° 12′ liegt eine 12 englische Meilen lange und 6 Meilen breite Insel. Die beiden Befehlshaber und einige ihrer Offiziere hielten diese Insel für den zugänglichsten Ort, der ihnen noch vorgekommen sei; sie versuchten daher daselbst zu landen, mußten aber lange rudern, ehe sie eine zum Landen günstige Stelle fanden, und dann gegen eine starke Brandung ankämpfen, ehe sie ihren Fuß ans Land zu setzen im Stande waren. Sir James nahm den Augenblick wahr, wo das Boot sich auf dem Kamm der Brandungswogen befand, und sprang auf die Felsen; er sagt hierüber: „Vermittelst eines zugeworfenen Taues landeten die Offiziere mit größerer Leichtigkeit, jedoch nicht ohne zuvor tüchtig durchnäßt worden zu sein; da einer derselben in diesem Wagniß fast sein Leben verlor, so mußte ich

alle weiteren Landungsversuche verbieten. Da der Thermometer auf 22° stund, so ward jedes von den Wogen erreichbare Stück Felsen alsogleich von einer dicken Eiskruste überzogen; indem der Betreffende nun aus dem Boote sprang, glitt er von den Felsen ab ins Wasser, zwischen dem Hintertheil des Bootes und dem fast senkrechten Felsen, auf dem wir landeten. Hätten die in dem Boote Befindlichen nicht augenblicklich sich entfernt, so würde die Brandung ihn an den Felsen geworfen haben. Glücklicherweise geschah dem nicht so, das Boot konnte ihn vielmehr aufnehmen, ehe er zu weiterem Schaden kam, als daß er steif vor Kälte war. Wir schritten jetzt dazu, von der Insel in der üblichen Form Besitz zu ergreifen; ich nannte sie zu Ehren von Sir John Franklin, und zu Jedermanns Befriedigung die Franklinsinsel. Ihre Nordseite besteht aus einer Linie dunkler, steiler Basaltklippen mit verschiedenen länglichen, breiten, weißen, mehrere Fuß dicken Streifen, die wahrscheinlich alaunhaltig sind. Der weiße Sturmvogel und die gefräßige Seemöve nisteten auf den Absätzen der Klippen; allein nicht eine Pflanze, nicht einmal Seekraut oder eine Flechtenart war zu sehen." Besitznahme der Insel.

Um Mitternacht des 27. sah die Expedition in weiter Ferne, was sie für acht einzelne Inseln, sobald sie aber näher herangesegelt war, für eine sehr hohe Insel hielt, am 28. aber in noch größerer Nähe sich als die Gipfel einer großen Bergkette auswies, die sich bis zum 29 Breitegrade erstreckte. Die vermuthete hohe Insel war nichts als ein 12,367 Fuß hoher Vulkan, aus dem Feuer und Rauch aufstieg. Roß gab demselben den Namen Berg Erebus und einem östlich davon, dem Ufer näher gelegenen 10,884 Fuß hohen erloschenen Vulkan den Namen Berg Terror. Berg Erebus und Berg Terror. Eine glänzend rothe Flamme füllte den Krater des Erebus und wurde sichtbar, sobald der Rauch sich verflog; Lavaströme schienen ebenfalls, wenn auch etwas undeutlich, einige hundert Schritte von dem Krater sich über den ausgebreiteten Schnee zu ergießen. Dichte Rauchwolken von einem Durchmesser von 200 bis 300 Fuß stiegen in Zwischenräumen und mit großer Gewalt zu der Höhe von 1500 bis 2000 Fuß über dem Krater empor. Die ganze Scene von krystallheller Luft, feuerspeiendem Vulkan, himmelhohen Bergen und eisumschlossenem Lande war erhaben malerisch und machte einen tiefen Eindruck. Dr. Hooker, der ausgezeichnete Botanist der Expedition, schreibt hierüber: „Sowohl die See als die Luft waren so blau, oder vielmehr so intensiv blau, wie ich sie niemals, selbst nicht in den Tropen gesehen hatte. Die ganze Küste bestand

Hocherhabene Scenerie.

aus einer Masse prachtvoller Schneepike, die, wenn die Sonne am Horizonte aufstieg, die glänzendsten Tinten von Goldgelb und Scharlachroth zurückstrahlten. Sah man vollends die dunkle, hie und da vom Feuer des Vulkans gefärbte Rauchwolke, wovon die eine Seite dunkelschwarz, die andere von der Sonne erleuchtet war, von einem Windstrome im rechten Winkel erfaßt werden und sich dann mehrere Meilen leewärts ausdehnen, so war dieß ein Anblick, der Alles übertraf, was die Phantasie nur immer erträumt hatte. Dieses Gefühl ward noch durch das Bewußtsein erhöht, daß wir in Regionen eingedrungen waren, von denen man vor uns keine Ahnung hatte, und man ward alsdann zu der demuthsvollen Betrachtung geführt, wie unendlich klein und hülflos wir im Vergleich zu der großen Schöpfung waren."

Eismauern.

Als sich die Expedition in der Nähe des Vulkans dem Lande näherte, fand sie solches durch eine scheitelrechte, 150—200 Schuh hohe Eisklippe versperrt. Dieselbe war auf der Oberfläche vollkommen flach und hatte in der Fronte keinen einzigen Sprung noch Einschnitt. Durch dieselbe zu dringen war somit keine Möglichkeit. Als sie sich mehr ostwärts wandten, fanden sie, daß solche sogar eine Höhe von 200 bis 300 und eine Dicke von über 1000 Fuß hatte. Jetzt blieb nur noch die Hoffnung, daß seitwärts beizukommen, oder eine Oeffnung durch dieselbe zu entdecken sein möchte; am 2. Februar hatten sie solche in einer ununterbrochenen Linie von ungefähr 250 Meilen verfolgt, und sahen sie immer noch, so weit das Auge reichen konnte, nach Osten sich erstrecken. Der Theil davon, der ihnen nahe war, befand sich in der Breite von 78° 15′. Am 8. nahm man wahr, daß sich in der maueräh nlichen Fortsetzung des Eises eine Art Bucht zeige, und sie blieben, trotz der großen Gefahr, in welcher sie schwebten, in der Entfernung einer englischen Meile von den Klippen halten. Die scheinbare Bucht wies sich nur als die Seeflanke einer großen Eishalbinsel aus, die sich von der Eismauer etwas herabsenkte, allein den Offizieren ward es nur dadurch möglich, von den Mastkörben aus die Oberfläche dieser Eismauer zu betrachten. Dieselbe schien vollkommen glatt zu sein und nahm sich wie ein ungeheures Feld überfrorenen Silbers aus. Riesige Eiszapfen hingen von allen Spitzen der senkrechten Klippen herab und gaben kund, was die Offiziere niemals nur hätten ahnen oder glauben können, nämlich daß selbst der starke Sommerfrost dieser Regionen hie und da von Thauwetter unterbrochen wurde.

Oberfläche derselben.

Am 13. nahm die Expedition ihre Fahrten wieder auf, um zu ver-

suchen, ob sich der magnetische Pol nicht erreichen lasse, und ob kein Hafen zu finden sei, in dem sie überwintern könne. Allein sie konnten dem magnetischen Pole sich nur auf 160 Meilen nähern, vermochten aber nicht den gewünschten Hafen zu finden; sie waren daher genöthigt, nach Van Diemensland zurückzukehren.

In der Nacht vom 28., kurz nachdem sie den eben entdeckten Kontinent außer Augen verloren hatten, erblickten sie zum erstenmale eine Südpolaurora (ein Südlicht). Das Phänomen hatte die Gestalt eines in zwei Theile gebrochenen Bogens, aus denen einzelne Strahlen blitzartig bis zum Zenith oder darüber hinaus aufschossen, hatte aber keine der lebhaften Farben, die das Nordlicht so überaus prachtvoll erscheinen lassen. In den Märznächten und im Verhältniß, wie die Schiffe in niedrigere Breite kamen, sahen die Seefahrer ähnliche Erscheinungen, deren stets wechselnde Strahlen in allen möglichen Farben glänzten. Namentlich eine derselbe schoß, nachdem sie sich bereits auf die mannigfaltigste Weise entfaltet hatte, blitzartig in Lichtmassen bis zum Zenith auf und bildete dort Kronen, die alle Farben des Prismas zeigten. Südlicht.

Am 7. März wurden die Schiffe auf gefährliche Weise von einer dichten Reihe großer Eisberge eingeschlossen. Sir James Roß schreibt hierüber: Wir fanden, daß die Kette der Eisberge uns einschloß, wenigstens vermochten wir keine Oeffnung zu entdecken, wodurch die Schiffe sich hätten frei machen können. Die Meereswogen brachen sich mit furchtbarer Gewalt an diesen Eisbergen, und wälzten theils ungeheure Massen Packeises gegen die steile Fronte dieser Berge, theils hoben sie solche fast auf die ganze Höhe derselben. Wieder andere Massen Packeises wurden gegen die Eisberge auf eine Weise geschleudert, daß sie tief unter ihrer Wasserlinie sich einen Weg bahnten, oder in glänzende Bruckstücke daran auseinanderbrachen. So erhaben und prachtvoll auch unter andern Umständen eine solche Scene sich darstellen mußte, für uns hatte sie etwas Schreckhaftes, fast bis zur Vernichtung. Während 8 Stunden befanden wir uns so in einer Lage, die menschlichen Augen nicht anders erscheinen konnte, als eine solche unvermeidlichen Ruins; die hohen Wogen und das tiefe Rollen*) unsrer Schiffe machten es unmöglich, daß wir unsere Boote am Schlepptau hielten, und unsere Lage zu einer um so peinlichern, als wir nicht im Stande waren, das Mindeste zu deren Veränderung zu thun. In solchen Augenblicken war es uns unmöglich, Trost und Seelen- Die Schiffe Erebus und Terror zwischen Eisbergen.

*) Schiffsausdruck für: von einer Seite auf die andere geworfen werden.

ruhe auf andere Weise zu erlangen, als daß wir uns ganz dem allmächtigen Gott anvertrauten, der uns schon so oft geholfen hatte, wo menschliche Hülfe nicht zur Hand oder viel zu schwach war. Der wahre Christ erwartet standhaft und unerschüttert im Vertrauen auf göttlichen Schutz, was über ihn verhängt ist, und ergibt sich in den Willen des Allmächtigen. Die Heiterkeit seiner Seele hält ihn mitten in allen Gefahren aufrecht und vermag er daher mit um so größerer Leichtigkeit sich nach jedem Mittel umzusehen, das ihn retten kann. Wir befanden uns jetzt nur noch eine halbe Meile von den Eisbergen entfernt. Das Brüllen der Brandung, das auf allen Seiten um uns laut war, und das Krachen des Eises drangen mit furchtbarer Deutlichkeit zu unsern Ohren, während das häufig abgewendete Auge eben so oft das Schauspiel betrachtete, das in der nächsten Zeit die Welt und alle ihre Hoffnungen und Freuden für uns zu schließen drohte. In dieser unsrer äußersten Lage beteten wir zu Gott. Und er hörte unser Gebet und unsre Stimmen drangen bis zu ihm. Mit einem Male füllte ein frischer Wind unsre Segel; die Hoffnung ward von Neuem geweckt und Jedermann strengte sich aufs Aeußerste an, den günstigen Augenblick zu benützen. Der Wind nahm zu, unsere schweren Schiffe empfanden sein Wehen, anfangs nur wenig, doch stets fühlbarer, und ehe es Nacht ward, befanden wir uns in Sicherheit."

Furchtbare Krise.

Roß zweite Südpolfahrt.

Die Expedition erreichte Hobarttown am 6. April. Nachdem sie daselbst ihre Schiffe ausgebessert und Proviant für weitere 3 Jahre eingenommen hatte, fuhr sie nach Port Jackson und Neuseeland, um daselbst vergleichende magnetische Beobachtungen anzustellen Am 23. November verließ sie Neuseeland in östlicher Richtung; am 25. befand sie sich unter 180° der Länge. Am 16. Dezember ward südwärts gesteuert und am 13. Januar 1842 gelangte man in das Packeis; sechs Tage darauf warf ein furchtbarer Sturm die Schiffe während 24 Stunden auf dem Meere umher. Die See und das Packeis waren in Aufruhr; Wogen und Eisberge stürzten aufeinander, die Schiffe hoben und senkten sich aus dem Wogenkampfe, als sollten sie von demselben verschlungen werden und schwankten, als solle alles aus den Fugen gehen. Der Erebus ward vom Sturme auf seine Breitseite gelegt und bedeutend beschädigt; dem Terror ward das Steuerruder zerbrochen und vom Hintersteven entfernt. Die ganze Scene war so beschaffen, daß sie selbst das muthigste Herz, das nicht von Vertrauen auf ihn, der die Winde in seiner Hand hält, erfüllt war, mit Bangigkeit erfüllen mußte.

Die Expedition drang wirklich durch das Packeis und erlangte dadurch die Ueberzeugung, daß dasselbe da, wo sie durch dasselbe passirte, nicht weniger als 800 Meilen breit war. Am 23. Februar gelangte sie in der Breite von 78° 3′ und in westlicher Länge von 161° 27′ bis auf die Entfernung von fünf oder sechs Meilen in die Nähe der großen Eismauer. Eine tiefe ausgefüllte Bucht bildete einen Einschnitt in dieselbe; auch war sie weniger ununterbrochen und einförmig, als man sie zum Theil im vorigen Jahre gesehen hatte, und weniger als halb so hoch, als sie sich in der Nähe des Bergs Erebus dargestellt hatte. Die Fortsetzung derselben erstreckte sich jedoch, was den noch unerforschten Theil betraf, beträchtlich nordwestlich und somit war alle Hoffnung benommen, daß die Expedition in diesem Jahre zu einer höheren Breite vordringen könne; gegen Süden sah man von den Mastkörben aus die Oberfläche hinter der Eismauer sich nach und nach und wellenförmig erheben, bis sie sich nur noch als eine Kette hoher Eisgebirge darstellte. Es konnte wenig Zweifel obwalten, daß Land hier lag. Abermals die große Eismauer.

An den vier auf den 23. Dezember folgenden Tagen segelten die Schiffe längs einer langen Linie Packeises, das sich nördlich von der Eismauer erstreckte. Am 28. sahen die Seefahrer eine Kette riesiger Eisberge, die sich majestätisch und, so weit man von den Mastkörben aus sehen konnte, ohne Unterbrechung ausdehnten. Drei dieser Eisberge führten Erdschollen und Felsstücke mit sich; ihre Gipfel waren flach und an allen drei befanden sich Spuren heftiger Zusammenstöße. Am 13. März war die Mannschaft des Erebus, während ein starker Wind wehte, und die Schiffe sich immer noch zwischen den Eisbergen befanden, mit stark angezogenem Marssegel bemüht, sich von einem nahen, dieselben bedrohenden Eisberge frei zu halten, als sie den Terror unter Mars- und Focksegel mit einer Schnelligkeit auf sich losfahren sahen, die einen Zusammenstoß als unvermeidlich erscheinen ließ. Man gab sich zwar alle Mühe, die Heftigkeit desselben zu vermindern; als er aber erfolgte, wurden Alle umgeworfen und der Bugspriet, die Fockstange und andere kleine Balken mit fortgerissen. Beide Schiffe verwickelten sich in ihrem Segelwerk und stießen und rollten nochmals heftig aufeinander. Der Terror machte sich zuerst los von dem mit fürchterlicher Gewalt umwogten Eisberge und war bald in Sicherheit. Allein der Erebus mit seinem zertrümmerten Balkenwerk blieb in der Umarmung des Eisbergs und machte sich aus derselben nur durch eine Große Gefahr beider Schiffe.

vorzugsweise kühne Seemannsthat los, die wir mit den Worten des Befehlshabers wiedergeben müssen:

„Der einzige Weg, der übrig blieb, um uns aus dieser angstvollen und erschütternden Lage zu befreien, bestand darin, daß man zu dem Mittel, das Schiff zu wenden, die Zuflucht nahm. Nur die jeden Augenblick drohende Gefahr, zerschmettert zu werden, konnte während eines so heftigen Sturmes und während die See so hoch ging, dasselbe rechtfertigen. Das schwere Rollen der See und die Wahrscheinlichkeit, daß die Maste so oft, als die unteren Arme der Segelstangen gegen die sich hoch über unsern Mastkörben aufthürmenden Klippen anstießen, brechen würden, machten es zu einer höchst gefährlichen Sache, das Hauptsegel zu lösen. Kaum war jedoch der Befehl hierzu ertheilt, so gab sich der muthvolle Geist des britischen Seemanns kund. Die Leute liefen an dem Segelwerk hinauf, gleich als gelte es einem gewöhnlichen Anlasse; nach einigen vergeblichen Bemühungen gelang es ihnen auch, die Segel einzuziehen. Unter dem Toben des Windes und der Wogen war es schwer, die ertheilten Befehle zu vernehmen und zu vollziehen, so daß drei Viertelstunden über dem gefährlichen Wagestück verflossen, das vielleicht noch niemals zuvor von Seeleuten bei gleich stürmischem Wetter versucht worden war. Allein es war von entsprechendem Erfolge begleitet. Das Schiff machte eine Wendung, rieb sich mit den untern Segelstangen an der rauhen Fronte des Eisbergs und erreichte so dessen westliches Ende, während das Zurückprallen der Wogen von seinen scheitelrechten Klippen allein uns davor bewahrte, zerschmettert zu werden. Kaum waren wir an ihm vorbei, so liefen wir gegen einen andern an, der sich am Hintertheile des Schiffes zeigte. Die Hauptschwierigkeit bestand jetzt abermals darin, das Schiff zu wenden und es zwischen beiden Eisbergen hindurch zu lenken, während der zwischen beiden befindliche Zwischenraum nur ungefähr dreimal so breit als das Schiff selbst war. Dieß ward jedoch glücklich vollbracht. In wenigen Minuten war es vor den Wind gelangt, schob sich durch den engen Kanal zwischen zwei senkrechten Eiswällen und die schäumende Brandung, welche zwischen denselben wogte, hindurch, und befand sich alsdann in ruhigerem Wasser."

Ausdauer des Schiffsvolks.

Befreiung aus der Gefahr.

Eine dichte Reihe Eisberge ward nun auf der Windseite sichtbar. Dieser Umstand lieferte den Beweis, daß die schmale Oeffnung, welche die Schiffe zu ihrer Befreiung benützt hatten, die einzige war, welche ihre Rettung ermöglichte, und daß ihr eigener Zusammenstoß, der sie zur

Umkehr gezwungen hatte, zugleich das Hinderniß für sie bot, sich in ein Labyrinth von Eisbergen zu begeben, aus dem sie voraussichtlich niemals einen Ausweg gefunden hätten. Während der Erebus, unmittelbar nachdem er sich von dem Terror losgemacht hatte, zwischen dem Wogenschaum und der Brandung rollte, erhob sich längs des nächsten Eisbergkammes ein heller umrißartiger Lichtbogen, wahrscheinlich durch irgend eine elektrische Wirkung des Dunstes, der um den Berg wogte, oder des Bergs und der denselben umgebenden kälteren Atmosphäre hervorgebracht. Ein merkwürdiges Südlicht.

Die Expedition umfuhr Kap Horn am 4. April und erreichte bald darauf die Falklandinseln, um in den Hafen derselben behufs magnetischer und astronomischer Beobachtungen einzulaufen und das Winterquartier zu beziehen.

Da die Falklandsinseln seit Beginn dieses Jahrhunderts als englische Colonie und vermöge ihrer Lage eine gewisse Bedeutung erlangt haben, so mag es nicht unangemessen sein, mehr über dieselben zu sagen. Bekanntlich liegen dieselben unter 51° 40′ und 52° 10′ südlicher Breite, und 57° 30′ und 60° westlicher Länge. Die Meerenge von Carlisle trennt die beiden größeren Inseln in Ost- und Westfalkland; den Umfang beider schätzt man auf nicht weniger als 3400 Quadratmeilen. Die kleineren Inseln, welche solche umgeben, sind zahlreich, haben aber nur geringen Werth, da sie von nichts als Seevögeln und Säugethieren bewohnt werden. Die nördlichen Theile der beiden größeren Inseln sind bergiger Natur, der höchste Grund soll jedoch nicht 2000 Fuß über dem Seeniveau liegen. Die Falklandsinseln.

Der Boden von Ostfalkland ist sehr zum Anbau geeignet, da er meist aus einer schwarzen vegetabilischen, 6 – 8 Zoll tiefen Erde besteht. Weizen und Flachs gedeihen daselbst in vorzüglicher Güte, ebenso Kartoffeln, Kohl, Rüben u. s. w. Die Europäer, welche vor hundert Jahren diese Inseln bewohnten, ließen, als sie ihre Niederlassung aufgaben, verschiedene Arten vierfüßiger Thiere darauf zurück, wovon der größere Theil, wenn die Raçen auch seitdem nicht edler geworden sind, doch stets an der Zahl zugenommen hat. Es gibt daher auf diesen Inseln Herden von wildem Hornvieh und Schweinen; die Pferde sind zwar klein von Gestalt, aber von einem ausdauernden Schlage, und die Kaninchen, welche man in großen Schaaren antrifft, haben ein sehr feines Fell. Der Berichterstatter einer von dem Erebus und Terror ausgesandten Jagdpartie schreibt über die wilden Pferde der Falklandsinseln: „Es ist gefährlich, sich ihnen ohne Waffen zu nahen oder mit Hunden nach denselben zu

jagen. Hie und da bewegte sich eines oder das andere auf uns zu, entweder im Passe oder kurzen Galopp. Dann schnaubte dasselbe, schüttelte seine wilden Mähnen und drehte sich plötzlich um, um kurz darauf wieder still zu halten und uns gleichsam Trotz zu bieten. Stürzte nun der losgelassene Hund mit einem kurzen Gebell auf dasselbe zu, so faßte das Pferd ihn ins Auge, schüttelte seinen Kopf und zeigte uns seinen Schweif. Und nun ging es an ein Wiehern und Sätze in die Luft machen mit einer Raschheit und Ausdauer, daß Jedermann von uns laut auflachen mußte."

Die Expedition verließ am 8. September die Falklandsinseln, um der südlichen Eiszone einen dritten Besuch zu machen. Zu diesem Behufe ward der 55° westlicher Länge als der geeignetste Forschungsboden erwählt. Am 28. Dezember sah man Land und hielt dasselbe für das Nordkap von Joinvillesland; die Offiziere des Terror glaubten sogar Rauch von seinen Hügeln aufsteigen zu sehen. Auch eine ziemlich hoch gelegene Insel ward entdeckt, der man den Namen: die Aetnainsel gab. Dieselbe war mit frischgefallenem Schnee bedeckt und ließ aus einer Höhe von 1200 Fuß einen mehrere Meilen breiten Gletscher auf eine in die See vorspringende Klippenmasse fallen. Nahe dabei nahm man eine sehr große, offenbar von dem Gletscher losgebrochene Ansammlung von Eisbergen wahr. Man kam an mehreren felsigen Inseln vorüber, die man Dangerinseln benannte; auch eine große Zahl großer schwarzer Wallfische, die so zahm waren, daß die Schiffe über dieselben hinwegsegelten, um sie ausweichen zu machen, ward getroffen. Roß richtet die Aufmerksamkeit seiner seefahrenden Landsleute auf die Vortheile, welche ihnen der Wallfischfang auf diesem Seegebiet eröffne.

Man sah noch andere Inseln und Landstrecken, Berggegenden und Küstenstriche, aber fast alle von Eis und Eisbergen eingefaßt, daß man nicht näher als auf drei oder vier Meilen an dieselben herankommen konnte. Einer fast vierzig Meilen breiten und fast ebenso tiefen Bucht gab man den Namen: Erebus und Terror. Die eine Seite derselben bestand ganz aus Hochland; eine andere enthielt einen Tafelberg von 7050 Fuß Höhe. In der Breite von 64° 12′ und in westlicher Länge von 59° 49′ trafen sie ebenfalls eine hochgelegene Insel, an deren einem Ende sich ein Pik mit einem Krater und am andern ein Felsen befand, der die Gestalt eines Wachthurms hatte. Auf dieser Insel landeten die Offiziere und vollzogen die Ceremonie, das neuentdeckte Land dem Gebiete der Krone von England einzuverleiben. Die Expedition fuhr eine Strecke

Die Bucht: Erebus und Terror.



DIE EISBERGE DES NORDPOLS.

Carlsruhe, Kunstverlag.

163.

in südwestlicher Richtung um die Insel herum, und fand einen Theil ihrer Berge von Schnee frei, war aber dießmal nicht im Stande, eine Karte davon zu zeichnen, oder nur festzustellen, ob sie zu der in den beiden vorangegangenen Jahren gemachten Landentdeckung gehöre.

Am 8. Januar 1843 wurden sie während eines dichten Nebels bei einer Meerestiefe von 80—100 Faden zwischen unzähligen Eisbergen in die größte Gefahr gebracht; als den darauf folgenden Tag der Nebel wich, sahen sie sich zwischen dem Packeise und festen Landeise fest eingefroren. Mehrere Wochen hindurch kämpften sie vergebens und unter großen Gefahren mit dem Packeise; endlich (am 4. Februar) konnten sie sich davon frei machen und die Richtung wieder nach dem Süden einschlagen. In der Breite von 68° 34′ und westlichen Länge von 12° 49′ fand das Senkblei bei 4000 Faden keinen Boden. Am 5. März waren sie abermals vom Packeise umgeben; als sie daher an dem südlichsten Punkte ihrer Fahrt in der Breite von 71½° und westlichen Länge von 14° 51′ angekommen waren, gaben sie alle Hoffnung späteren Erfolgs auf, und begannen ihre Rückreise. Am 4. April erreichten sie das Kap der guten Hoffnung, brachten daselbst einige Zeit mit Ausbesserung ihrer Schiffe und mit magnetischen Beobachtungen zu, und kamen endlich am 3. September in England wieder an. Auf diese Weise waren sie, auf ihrer Reise um die Welt und mit wissenschaftlichen Beobachtungen und Forschungen beschäftigt, fast vier Jahre von England abwesend gewesen.

Abermals Packeis.

Kapitel 5.

Weitere Nord- und Südpolfahrten.

Das von den vereinigten Staaten von Nordamerika zum Zwecke der Forschungen am Südpol ausgesandte Geschwader. — Zwei Schiffe des Geschwaders gehen nach dem Südpol ab. — Dieselben laufen im Südpolmeer große Gefahr. — Der Vincennes an der Eiswand. — Der Vincennes in einem Sturme. — Besuchen die Freundschafts- und Fidschiinseln. — Die Fidschiinseln. — Unangenehme Vorfälle auf den letztern. — Die Vulkane Kilauea und Mauna-Loa auf Owaihi. — Fahrt und Schiffbruch des amerikanischen Schiffes Peacock. — Vorfälle in Oregon und Californien. — Heimreise des Geschwaders. — Erforschung der Mündung des Kolumbiaflusses. — Verunglücken des Peacock und Rettung seiner Mannschaft. — Fortgesetzte Forschungen der Amerikaner. — Heimreise der Schiffe. —

Von den nordamerikanischen Freistaaten an den Südpol gesandtes Geschwader.

Die vereinigten nordamerikanischen Freistaaten rüsteten zu gleichem Zwecke und in edlem Wetteifer eine Expedition aus. Ein Akt des Kongresses genehmigte dieselbe; ihr erklärter Zweck sollte in der Erforschung und Sondirung des großen südlichen Oceans bestehen, um Handelsverbindungen dadurch hervorzurufen. Es war die erste Nationalunternehmung der Amerikaner dieser Art und kostete große Mühe, sie ins Leben zu rufen. Längere Zeit hindurch schien zwar ihr Zustandekommen zweifelhaft; allein bei der Abfahrt erwies sie sich doch als kräftig und vielversprechend. Die Expedition bestand aus dem Vincennes, einer Kriegsschaluppe von 780 Tonnen, mit der Ausrüstung einer kleinen Fregatte, unter dem Befehl des Kapitäns Wilkes, der Porpoise, einer Brigg von 230 Tonnen, unter dem Befehl des Lieutenants Ringgold; den Lichterschiffen Seagull und Flyingfish, von 110 und 96 Tonnen, und dem Relief, einem neugebauten, zum Transport erbauten Schiffe, das von Lieutenant Long befehligt wurde.

Zwei Schiffe des Geschwaders gehen nach dem Südpol ab.

Das Geschwader lief am 18. August 1838 von Norfolk aus. Es besuchte im Herbste dieses Jahrs Madeira und Rio de Janeiro, um wissenschaftliche Beobachtungen anzustellen. Dann begab es sich nach Orange Harbour im Feuerland und rüstete sich zur Südpolreise. Die Porpoise, mit Kapitän Wilkes an Bord, und Seagull segelten von da am 25. Februar 1839 nach Palmersland und erreichten dasselbe am 3. März; allein das ungestüme Wetter und die späte Jahreszeit zwangen zur schnellen Umkehr. Der Peacock und der Flyingfish gingen ebenfalls am 25. Februar unter Segel, um sich an den äußersten Punkt zu begeben, den Cook auf seiner früheren Südpolreise erreicht hatte; allein sie wurden bald getrennt und fanden sich erst am 25. März in der Breite von 68° unter Schneestürmen und Eisbergen wieder. Beide Schiffe bestanden gefahrvolle Kämpfe mit den Eismassen; der Flyingfish drang sogar bis zu dem 70° vor; allein er war oft so von Eisbergen eingeschlossen, daß das Schiff unbeweglich war. Wahrscheinlich kam es dabei mehr als einmal in Lagen, die ein großes schweres Schiff der sichern Zertrümmerung ausgesetzt hätten; aber weder der Flyingfish noch der Peacock machten eine Entdeckung oder verrichteten etwas Erwähnenswerthes, außer daß sie einer festen Eismauer ansichtig wurden.

Dieselben laufen große Gefahren.

Das Geschwader brachte einige der darauf folgenden Monate an der Westküste von Südamerika und auf den nächsten Inselgruppen Polynesiens zu, büßte jedoch zwei Schiffe ein, indem die Seagull Schiffbruch erlitt und

der Relief nach Hause befehligt wurde. Im November versammelten sie sich wieder zu Sidney in Australien, um Beobachtungen anzustellen und sich zu einer zweiten Südpolreise vorzubereiten; sie liefen auch wirklich in Bälde aus, wurden aber durch Stürme von einander getrennt, und gezwungen, getrennt zu operiren.

Der Vincennes ward am 11. Januar 1840 von einer großen Eiswand aufgehalten, die mehrere hohe viereckige Eisberge einschloß; er begann alsdann längs dieser Wand hinzufahren, und zwar in der Länge von 158° bis zu der von 94°, zwischen den Parallelen von 62° und 66½° in einer Entfernung von mehr als 1500 Meilen. Die Offiziere des Schiffes behielten jedoch diese Wand nicht stets vor Augen, sondern sahen sie bloß in Zwischenräumen; auch verließen dieselben das Schiff niemals, noch verschafften sie sich Gewißheit darüber, daß hinter dieser ungeheuern Eiswand irgendwo Land liege. Sie hielten jedoch die Höhen, welche sie hinter derselben entdeckten, für Berge, und stunden daher nicht an, zu glauben und ihrer Regierung zu berichten, daß sie den Südpolkontinent entdeckt hätten. Sir James Roß war jedoch in der Region gesegelt, die auf Kapitän Wilkes Karte als Theil des muthmaßlichen Kontinents figurirt, und führt starke Gründe dafür an, daß Alles, was die Amerikaner sahen, wahrscheinlich nichts weiter als eine Reihe mit Eis bedeckter und durch Eis zusammenhängender Inseln gewesen sei. Der Vincennes an der Eiswand.

Zwischen dem 28. und 31. Januar gerieth der Vincennes nahe an der Eiswand in einen lange andauernden Sturm und war der größten Gefahr ausgesetzt. Namentlich in der Nacht vom 29. ward er zwischen durcheinanderwogenden Eisbergen hin und hergeworfen, und lief mehrere Stunden drohende Gefahr, in Stücke zerschmettert zu werden. Der bessere Theil seiner Mannschaft war durch Aufregung, Müdigkeit und Kälte vollkommen erschöpft. Die übrigen waren nicht im Stande mehr zu thun, als daß sie ruhig auf ihren Posten standen und sich auf die plötzlich eintretende unmittelbare Gefahr vorbereiteten. Kapitän Wilkes schreibt hierüber, wo er über die erlebten Gefahren berichtet: „Die Fahrt des Schiffes war eine rasche, denn ich hielt dieß für nöthig, um sich besser den Weg zu bahnen. Plötzlich riefen mehrere Stimmen: Eis am Vordertheil! andere: Eis auf der Windseite! wieder andere: „auf der Leeseite“. Alle Hoffnung des Entrinnens schien mit einem Male verschwunden zu sein, umkehren konnten wir nicht, da große Eisberge bereits auf der Leeseite vorübergekommen waren; so ging es denn voran, indem wir jeden Der Vincennes in einem Sturm.

Augenblick den Zusammenstoß fürchteten. Mit einem Male erhob sich das Schiff, dessen Kanonenpforten auf der einen Seite unter Wasser waren, auf der andern in der Höhe, und im gleichen Moment kamen wir auf der Leeseite so nahe an einem dieser Eisberge vorüber, daß unsere Schnausegel fast vom Wirbelwinde zurückgeschlagen wurden. Alles geschah, um das Schiff vorwärts zu bringen; denn die Nähe der Eisberge, welche sich auf der Leeseite unsers Schiffs befanden, nöthigte dazu. Jetzt war mit einem Male alles still, mit Ausnahme des fernen Sturmgebrülls, das hinter, vor und über uns laut war. Die See war in größter Erregung und unsre ganze Mannschaft in fiebrischer Spannung. Während das Schiff seine Fahrt fortsetzte, ward ein Funke von Hoffnung geweckt, denn der Zufall hatte uns eine Oeffnung zwischen zwei ungeheuren Eisbergen gezeigt, die wir bei ruhigem Wetter nicht zu benutzen gewagt hätten. Die Spannung, während wir unsern Weg durch dieselbe nahmen, war zwar nur kurz, aber die höchste, die ich erlebte; meine Lebensgeister kehrten zurück, als ich das Gebrüll des Sturmes mit dem Augenblick zunehmen hörte, wo wir durch diese Oeffnung passirten. Wir waren einem schrecklichen Tode entronnen, und befanden uns wieder im offenen, vom Sturm gepeitschten Meere.“ Die Amerikaner setzten nach dieser fast wunderbaren Errettung ihre Forschungen noch volle drei Wochen fort und begannen alsdann am 21. Februar ihre Rückreise nach dem Norden.

Der Peacock langte am 15. Januar an der Eiswand an, und nahm wiederholt Sondirungen von 320 bis 820 Faden Tiefe in seiner Nähe vor. Allein er war in schlechtem Zustande, vollkommen unfähig, die Gefahren der See zu bestehen; in den ersten Tagen seiner Ankunft war er auf eine Weise bedroht, der das stärkste Schiff nicht zu widerstehen vermocht hätte. Er befand sich unter Eismassen; eine derselben zertrümmerte sein Steuerruder, und that ihm noch sonst Schaden; ein anderer Eisberg von riesigem Umfang stürzte so nahe an demselben zusammen, daß, wenn dieß nur wenige Sekunden früher geschehen wäre, er ihn vollständig zerschmettert hätte. Hundert andere schwammen in solcher Anzahl und so schnell an ihm vorüber, daß er wie ein Stück Holz zwischen ihnen liegen bleiben mußte. „Um Mitternacht,“ schreibt der Kapitän, „nahm die Unruhe der See bei Schneegestöber und allen Anzeichen eines Sturmes aus dem offenen Meere zu. Das Eis, mit dem wir fast fortwährend in Berührung kamen, oder in das wir vielmehr wirklich eingeklemmt waren, vermehrte sich immer mehr um uns herum, und bildete bereits eine feste

Masse. Es war mir klar, daß wir in unserm Bestreben, das offene Meer zu erreichen, so weit leewärts vom Eise getrieben worden waren, daß wir uns in der größten Gefahr befanden, umgeben wie wir von Eisbergen und Eisinseln waren, unsere letzte Wohnung in der Nähe dieser Eiswand zu finden. Es blieb daher keine Wahl übrig, als sich einen Weg durch dieselben zu bahnen oder über dem Versuche zu Grund zu gehen." Die gütige Vorsehung zeigte am nächsten Morgen einen schmalen Raum zum Entschlüpfen, allein selbst dann noch war das Schiff in einiger Entfernung von einer Kette Eisberge umgeben, aus der anscheinend kein Entrinnen möglich war. Als aber schließlich die Vorsehung auch aus dieser Noth half, mußte sich das leck gewordene und arg mitgenommene Schiff durch eine stürmische See den Weg zu dem nächsten Zufluchtshafen Australiens bahnen. Seine Rettung aus dem Eise und später glücklich über den Ocean vollbrachte Heimreise sind kaum weniger wunderbar, als diejenige des Terror, als er im Jahr 1836 einen Ausweg aus den sturmumtosten Eismassen der Hudsonsbay fand.

Der Flyingfish erreichte die Eiswand am 21. Januar, sah sich aber bald von Eisbergen fürchterlich bedroht, und seinen Schiffsraum mit Wasser angefüllt. Trotzdem alles Schiffsvolk fortwährend an den Pumpen arbeitete, drohte doch eine Ueberflutung. Viele wurden krank; nur zwei waren im Stande, das Steuerruder zu führen. Als nun der Wind in einen Sturm umschlug, war die gesammte Schiffsmannschaft, trotz allen Versuchen, nicht im Stande, die Segel einzuziehen. Das Schiff ließ auf allen Seiten Wasser ein und hatte mit einer stürmischen See furchtbar zu kämpfen. Endlich gerieth es bei einem dichten Schneefall unter Treibeis und rollende Eisberge und ward sichtbar vom schließlichen Verderben nur durch die besondere Gnade desjenigen bewahrt, „der die Winde in seiner Faust hält und die Wasser in der Höhlung seiner Hand." Am 5. Februar schlug es die Richtung nach dem südlichen Ende von Neuseeland ein.

Die Porpoise kam an der Schiffswand gleichzeitig mit dem Vincennes an. Sie stieß daselbst am 30. Januar auf das Entdeckungsgeschwader des französischen Kapitäns d'Urville und machte einen Versuch, mit demselben zu verkehren; die Zusammenkunft ward jedoch abgelehnt. Sie fuhr an der Eiswand bis zum 100° östlicher Länge oder 1400 Meilen weit hin, und dann zu dem 126° zurück in einer Entfernung von 600 Meilen, stets in der sehnsüchtigen, jedoch vergeblichen Hoffnung, eine offene Stelle

zu finden, durch die sie hindurch passiren könne; am 21. Februar schlug sie daher die nördliche Richtung ein.

Der Vincennes traf am 30. März die Porpoise und den Flyingfish in der Inselbucht, und das ganze Geschwader fand sich bald darauf am 1. Mai zu Tonga, einer der Freundschaftsinseln, vereinigt. Die Mannschaft derselben erstaunte über die Ueberlegenheit, welche die Bewohner der Freundschaftsinseln vor denen Neuseelands auszeichnete, über ihren heitern Sinn, die Menge und den gesunden Zustand ihrer Kinder, die Schönheit und das züchtige Benehmen ihrer Weiber. Die Missionäre hatten eine große Anzahl beiderlei Geschlechts schreiben und lesen, einige davon die ersten Elemente der Arithmetik und Geographie gelehrt. Man schätzte die gesammte Bevölkerung auf ungefähr 18,500, fast 4500 davon genossen christlichen Unterricht, und 2500 besuchten die Missionskirchen.

Die Freundschaftsinseln.

Die Fidschiinseln.

Das Geschwader brachte drei Monate, von Mai bis August, auf den Fidschiinseln zu und verwandte mehr Mühe und Sorgfalt auf deren Erforschung, als auf die aller andern polynesischen Gruppen. Diese Gruppe umfaßt 65 bewohnte, 85 unbewohnte Inseln und zahllose Riffe und Sandbänke. Die Zahl der Bewohner beträgt 130,000; dieselben sind anerkannte Menschenfleischfresser und grausamer wie verrätherischer, als alle andern Polynesier, die Bewohner der Byrons- und Drummondsinseln vielleicht allein ausgenommen. Sie sind in verschiedene Stämme abgetheilt, und bestehen aus Königen, Häuptlingen, Kriegern, Landbebauern und Sclaven. Die bessern Klassen derselben sind schlank und wohlgestaltet; auch die Mittelklassen haben ein gutes Aeußere und sind meist über der mittleren Größe. Die Sclaven jedoch sind mager und häßlichen Aeußerns, und tragen Spuren grausamer Behandlung an sich. Die Häuptlinge verwenden große Sorgfalt auf ihre Bärte und ihr Haar, und setzen großen Stolz darein. Ihre Barbiere dürfen durchaus kein anderes Geschäft verrichten, nicht einmal die Speisen in ihren eigenen Mund führen. Ihr Haar wird mehrere Zoll in die Höhe gekräuselt, und dann in ein Gewebe von Tapa, das so fein wie Seidenpapier ist, gehüllt, um es vor Staub zu bewahren. Die Häuptlinge tragen auch Tapa um ihre Lenden und bemalen ihre Leiber mit schwarzer und rother Farbe. Um den Hals tragen sie Ketten von Glaskugeln, Wallfisch- oder Menschenzähnen, die sie den Opfern ihrer kannibalischen Feste entreißen. Ueberhaupt bringen sie einen großen Theil ihrer Zeit damit zu, sich zu schmücken; man kann sie oft Stunden lang mit einem Sechsgroschenspiegel in der

Hand sitzen sehen, wie sie sich mit dem größten Wohlbehagen darin beschauen. Die Mittelklassen und der weibliche Theil der Bevölkerung wetteifern mit einander im Schmücken ihrer Leiber; Männer wie Weiber salben dieselben mit Kokusnußöl ein, und durchbohren und erweitern ihre Ohrlöcher, die sie dann mit Stücken von Tapa, Holz oder mit Muscheln behängen. Nur der weibliche Theil tatowirt sich und sieht dieß als einen Paß in die andere Welt an; um die Lenden trägt er eine Art Leibschmuck, der aus der Rinde eines Baumes besteht.

In den Augen der Inselbewohner gilt der Krieg als die ehrendste aller Beschäftigungen; sie beginnen daher ihre Kriegszüge stets, indem sie ihn zuvor ankündigen und den Gegner herausfordern. Deßhalb sind aber die von ihnen ausgehenden Feindseligkeiten nicht frei von der schändlichsten Verrätherei und Grausamkeit. Alle ihre Gefangenen erleiden den Tod entweder als religiöse Opfer, oder bei ihren kanibalischen Festmahlen. Zwar scheinen sie nur das Fleisch ihrer Feinde zu essen, thun dieß aber aus Gewohnheit und weil sie Geschmack daran finden, daher sie gelegentlich wohl auch Sclaven zu ihren Opfern machen. Ihre religiösen Gebräuche sind unendlich abstoßend und wahrhaft teuflisch. Den Tod eines Häuptlings feiern sie mit dem Tode seiner Sclaven, seiner Kinder und seiner Weiber. Wenige Personen unter ihnen sterben eines natürlichen Todes; denn sie sind des Glaubens, daß sie in dem zukünftigen Leben genau so stark und gesund sein werden, als sie es bei ihrem Tode waren; daher ihr Bestreben, jung und auf gewaltsame Weise zu sterben. Eltern werden, wenn sie alt geworden sind oder sich schwach fühlen, auf ihren eigenen Wunsch von ihren eigenen Kindern erdrosselt oder lebendig verbrannt; mißgestaltete Personen oder solche, die gelegentlich ein Glied verloren haben, werden meist umgebracht. Trotz aller dieser Züge unendlicher Rohheit haben sie auch schon sich besser gezeigt, wie das folgende Beispiel lehren wird.

Sechs Jahre, ehe das amerikanische Geschwader an der Insel anlangte, hatte ein Häuptling mit Namen Vendovi, der Bruder eines Königs der Insel Vitileva, die Mannschaft einer amerikanischen Brigg ans Ufer gelockt und sie dort ermordet. Hudson, Befehlshaber des Peacock, hatte den Auftrag erhalten, die Insel einige Zeit hindurch zu erforschen. Derselbe sollte nach und nach das Vertrauen des Königs und der Häuptlinge zu gewinnen suchen und dann Vendovi gefangen nehmen. Es gelang ihm nicht, Vendovi selbst festzunehmen; allein, als der König, die Königin,

die Häuptlinge und deren Gefolge in Zahl von zusammen siebenzig oder achtzig Personen einen Besuch auf dem Schiffe abstatteten, erklärte er sie alle gefangen, und zwang sie, die Hand zu seiner Ergreifung zu bieten. Sie willigten ein; zwei der Häuptlinge wurden frei gelassen und fanden ihn in Bälde. Derselbe war sogleich bereit, ihnen aufs Schiff zu folgen; dort bekannte er sein Verbrechen und ward in Ketten gelegt. Alle andern wurden sogleich in Freiheit gesetzt; als sie Abschied von ihm nahmen, war kein Ende des Herzeleids. „Die ganze königliche Familie vergoß Thränen und schluchzte laut, während sie von dem Bruder des Königs in gebrochenen Sätzen Abschied nahm." Die übrigen Eingebornen vergossen ebenfalls Thränen; nur Ngaraningiu, der, wie sich später zeigte, zu dem Verbrechen verleitet hatte, blieb ungerührt. Der König küßte des Gefangenen Stirne, rieb die Nase an der seinigen und wandte sich dann ab. Die Häuptlinge zweiten Grads näherten sich ihm und küßten seine Hand; das niedere Volk schleppte sich auf den Knieen zu ihm und küßte seine Füße. Ein einziger junger Mann, der zu dem Haushalt Vendovis gehörte, war der letzte, ihn zu verlassen; er wollte bei seinem Herrn bleiben, allein es ward nicht gewährt. Indem er von dem Häuptling Abschied nahm, umfaßte er seine Kniee, küßte seine Hände und Füße und empfing Vendovis Segen zum Abschied, indem derselbe seine gefesselten Hände auf dessen Kopf legte. Während der junge Mann sich entfernte, um in sein Canoe zu steigen, seufzte und schluchzte er, als sollte ihm das Herz brechen. Beiläufig sei bemerkt, daß Vendovi auf den Vincennes gebracht, und dort zwei Jahre hindurch, bis das Schiff nach Newyork zurückkehrte, gefangen gehalten ward. Er kam in einem sehr schlimmen Zustande daselbst an, und ward sogleich in das dortige Seespital gebracht, wo er nach wenigen Tagen starb.

Unangenehme Vorfälle auf den Fidschiinseln.

Der Verkehr, den die Amerikaner mit den Eingebornen auf einer andern Inselgruppe pflegten, ward durch einen Zwischenfall unterbrochen, der weit schlimmere Folgen hatte, als die Angelegenheit Vendovis. Ein Theil der Mannschaft war auf drei Booten an der Insel Malolo gelandet, um daselbst den Versuch des Einkaufs von Lebensmitteln zu machen; da sie aber bereits Erfahrungen über die üble und verrätherische Gesinnung der Eingebornen gesammelt hatten, so hatten die in den Booten sich Befindenden den Sohn eines Häuptlings als Geisel behalten, um sich der Sicherheit Derjenigen zu versichern, welche ans Land gegangen waren. Nach Umfluß einiger Zeit ward demselben vom Lande aus ein

Zeichen gegeben, worauf er über Bord sprang und entkam. Man sandte ihm einen Flintenschuß nach, jedoch weniger um ihn zu treffen; worauf sogleich die Eingebornen, um Rache deßhalb zu nehmen, mehr aber zur Verwirklichung ihrer längst gehegten bösen Gesinnung, die am Land befindliche Mannschaft des Geschwaders angriffen, und zwei der Offiziere, Lieutenant Underwood und Midshipman Wilkes Henry, tödteten. Der letztere war der Neffe des Kommandanten. Die noch in den Booten sich Befindenden eilten sogleich auf den Schauplatz der That; allein Alles war so plötzlich geschehen, daß sie keinen einzigen Feind mehr vorfanden, und weiter nichts mehr thun konnten, als die Leichen ihrer Gefährten wegzuschaffen. Kapitän Wilkes wählte aus einer schönen Inselgruppe eine einsam liegende sandige Insel zur Bestattung der Todten aus. Ein feierliches Begräbniß derselben fand statt; dem Begräbnißorte ward der Name „Henry" und der Gruppe, wozu derselbe gehörte, der der „Underwoodgruppe" beigelegt, auch alle Anstalten getroffen, um Vergeltung für diese Schreckensthat zu üben.

Den nächsten Tag landete eine gehörig starke, bewaffnete Macht auf der Insel, um die darauf befindlichen Städte zu zerstören. Eine derselben war auffallend gut befestigt. Die Amerikaner fanden einen verzweifelten Widerstand mit Streitkolben, Pfeilen, Speeren und Musketen. Erst als ihre Raketen auf den Strohdächern der Wohnungen zu wirken begannen, waren sie im Stande einzudringen. Das Werk der Rache gelang jedoch auf der See weit besser. Lieutenant Emmons griff während des Nachmittags in einem einzelnen, nur mit 7 Mann besetzten Boote fünf je von acht Kriegen geführte Kähne an, bemächtigte sich vier derselben und tödtete 25 der darauf sich befindenden Krieger. Den darauf folgenden Tag erschien ein junges Mädchen mit einem weißen Hahne, dem Friedenszeichen, in der Bucht; neben ihr lagen die verschiedenen Gegenstände, welche den beiden ermordeten Offizieren gehört hatten. Kapitän Wilkes nahm die letztern an, wies aber den Frieden zurück; denn er wußte, daß die Fidschiinsulaner, sobald sie unterlegen seien, die Gewohnheit hatten, unterwürfig und öffentlich um Frieden zu bitten; er sandte daher einen der Gefangenen, um den Eingebornen die einzigen Bedingungen zu nennen, unter denen er geneigt sei, mit der ferneren Bestrafung Einhalt zu thun, nämlich sie müßten alle vor Sonnenuntergang des nächstfolgenden Tags herankommen, und am Seeufer um Frieden flehen. Demgemäß landete er mit seiner ganzen Mannschaft, um das Weitere abzuwarten. „Der Tag

war vollkommen heiter; die Insel, die wenige Stunden zuvor einer der lieblichsten Flecke der Schöpfung gewesen war, lag jetzt gänzlich verwüstet vor uns, im Vordergrund der Platz, wo die Mordthat geschehen war, landeinwärts die zerstörte Stadt und die verbrannten Pflanzungen" Der Blick flog über die prachtvolle Oberfläche des Meeres mit den langen Linien weißglänzender Korallenriffe, bis er sich in der Ferne auf dem kleinen grünen Flecke verlor, an dem sie ihren ermordeten Gefährten die letzte Ehre erwiesen hatten. Gegen vier Uhr ward aus weiter Entfernung ein Wehklagen hörbar, das stets näher kam; um dieselbe Zeit sah man die Eingebornen über die Hügel herankommen, und den Reiz der Landschaft auf eine schmerzliche Weise erhöhen. Als sie am Fuße der Hügel angekommen waren, blieben sie stehen, bis ihnen die Versicherung ward, daß ihr Gnadengesuch erhört sei; als dieß geschah, kamen ungefähr vierzig Männer in der erniedrigendsten Weise, kriechend auf Händen und Füßen, heran, und erfüllten die Luft mit rührenden Seufzern und Wehklagen. In der Entfernung von vierzig Schritten von den Amerikanern blieben sie abermals stehen und neigten ihre Häupter bis zum Boden; ein alter Mann bekannte als ihr Anführer auf höchst rührende Weise ihre Schuld und bat um Gnade. Er sagte, sie würden niemals mehr einem weißen Manne ein Leid zufügen; sie erkenneten sich als besiegt und ihre Insel als erobert an; ihre ersten Häuptlinge und ihre besten Krieger seien in der Zahl von 57 gefallen; die Ueberlebenden seien ihrer Häuser, ihrer Vorräthe und alles dessen, was zum Leben nöthig sei, beraubt; sie seien Sclaven der Amerikaner und würden alles thun, was der amerikanische Befehlshaber ihnen auferlege. Kapitän Wilkes erklärte die erhaltene Genugthuung als genügend; in seinem Berichte, den er hierüber veröffentlichte, geht er in eine lange Rechtfertigung der Vergeltung ein, die er so nachdrücklich an ihnen verübte.

Am 10. August verließ das Geschwader die Fidschiinseln und trennte sich; anfangs Oktober trafen die Schiffe wieder in Honolulu, dem Hauptthafen der Sandwichinseln, zusammen. Im Dezember besuchte eine zahlreiche Schaar Amerikaner mit einigen Eingebornen den Vulkan von Kilauea auf Owaihi, weitaus den größten Vulkan der Welt, der auf seinem Gipfel mehr einem Feuersee als dem Krater eines feuerspeienden Bergs gleicht.

Die Vulkane Kilauea und Maunaloa auf Owaihi.

Kapitän Wilkes schreibt hierüber: „Wir eilten an den Rand des Kraters, in der Absicht, ins Innere des Vulkans zu blicken. Während

wir uns demselben näherten, überzeugte uns Rauch, der aus zahlreichen Spalten ausströmte, daß wir uns auf einem Boden befanden, unter dem Feuer wüthete. Das Rauschen des Windes an uns vorüber hätte fast glauben lassen, als solle dasselbe eine große Feuersbrunst vollends zum Ausbruche bringen. So wie der Rand erreicht ist, übersieht man den Umfang des Kraters. Die Tiefe desselben war am deutlichsten ersichtlich, wenn man den Gestalten der unsrigen folgte, die bereits in denselben hinabgestiegen waren. Der Eindruck von dem Allen war ein mächtiger, jeden Augenblick zunehmender. Um einen Begriff von dem Umfang dieses Kraters zu geben, führe ich an, daß die ganze Stadt Newyork Platz darin hätte, und, tief im Innern angebracht, nicht besonders ins Auge fallen würde; denn dieses Innere ist 3½ Meilen lang, 2½ Meilen weit und hat eine Tiefe von 1000 Fuß. In der Tiefe von 660 Fuß ist es von einem schwarzen Rande eingefaßt; von da bis zum Boden beträgt die Entfernung noch 384 Fuß. Am Tage sieht der Boden wie ein Haufen dampfender Ruinen aus. Das Hinabsteigen bis zu dem schwarzen Rande scheint leicht und schnell vor sich zu gehen; allein es nimmt eine volle Stunde in Anspruch. Was am hellen Tage wunderbar scheint, stellt sich Nachts noch zehnfach wunderbarer dar. Der ungeheure Pfuhl flüssiger, in starker Aufwallung sich befindender, kirschrother Lava erhellt den ganzen Dunstkreis, und fließt in allen Richtungen wie Wasser dahin, während der davon erleuchtete Dunstkreis wie ein großes Dach darüber hängt. Die Lavabank neben uns war bedeckt von zweihundert oder mehr halbnakten Wilden, die alle mit wilden erschreckten Mienen dieses fremdartige Phänomen anstarrten. Ihre Ahnen hätten es nicht gewagt, in den gefürchteten Wohnort der bösen Göttin Pole zu blicken, hätten sich niemals demselben ohne die größte Ehrfurcht und heilige Scheu genähert, und, wenn dieß überhaupt geschah, nicht gesäumt, ihre Opfergabe in den brennenden Pfuhl zu werfen, um dadurch einen sicheren Rückweg aus ihrem Gebiete zu erlangen."

Indem er von dem Bilde spricht, welches das Innere des Kraters gewährt, fährt er fort: „Der See war offenbar im Steigen, und überströmte bereits fast seine Ufer. Als ich an die Unsicherheit der Lage, worin wir uns befanden und die mächtigen Feuer unter uns dachte, die von hohen basaltischen Wänden ringsum eingeschlossen waren, an den Schwefelgeruch und die rothen Flammen, die früher oder später von einem mächtigen Ausbruche des Vulkans begleitet sein mußten, fand ich

es unbegreiflich, daß man ein solches Becken ohne Gefahr in der Nähe betrachten könne. Alle meine Gefährten verhielten sich schweigend; in den Mienen eines jeden derselben spiegelte sich dasselbe Gefühl der Bewunderung und des mächtigen Eindrucks, dem ich selbst in so hohem Grade mich nicht entziehen konnte, und der in der ganzen, uns umgebenden Scene seine volle Berechtigung hatte."

Von Kilauea aus machten die Amerikaner einen Ausflug nach dem weit höhern Vulkan von Mauna-Loa, um auf demselben Zelte aufzuschlagen. Dieser und der noch höhere gleichartige Gipfel von Mauna-Kia, der sich auf demselben Boden erhebt, sind die Bergkönige der Sandwichinseln und möchten, was Umfang, Form und Höhe derselben betrifft, ein großes Festland zieren können. Mauna-Loa steigt in einem broncefarbigen Dome majestätisch zum Himmel empor, und erreicht die Höhe von mehr als 13,400 Fuß über dem Seeniveau. Die Amerikaner fanden den Weg zu diesem Berge rauh und sehr schwer zu passiren; sie brachten 4 Tage damit zu. Was anfänglich leicht zu tragen schien, wurde nach und nach schwer; Lasten, die anfänglich etwas drückten, wurden nach und nach unerträglich; die Mühe des Steigens ward stündlich größer. Man fühlte, höher hinauf gelangt, alle Beschwerden einer solchen Atmosphäre, und um das Ganze zu krönen, drohten Lebensmittel und Wasser zu fehlen, woran die Unvorsichtigkeit der Seeleute und die List der Eingebornen schuld war.

Der dritte Tag, nachdem die Amerikaner Kilauea verlassen hatten, war ein Sabbath, zugleich ein prachtvoller Tag hellen Sonnenscheins. Man brachte ihn daher als religiösen Ruhetag und Rasttag unweit des Gipfels zu. Die Fernsicht, die man von da aus genoß, war, besonders in den Wolkenregionen, einzig in ihrer Art. Sie war von einer Beschaffenheit, um ebenso Dichter wie Maler zu begeistern, wie sie interessante Phänomene dem Metereologen bot. „Die Wolken," schreibt Wilkes, „flogen alle unter uns in ungeheuern weißen Massen von den verschiedensten Formen und bedeckten ein Gebiet von hundert oder mehr Meilen. Nach und nach geriethen sie in die verschiedenen Windströmungen und nahmen alsdann eine eigenthümliche kreisförmige Bewegung an, die ich noch nie wahrgenommen hatte. Die Rauchwolke, welche über Kilauea lag, war weithin sichtbar, nicht bloß, weil sie silberfarbig war, sondern weil sie aufrecht stund, wie ein ungeheurer Fels, während alles um sie herum und unter ihr in Bewegung war. Das Gewölbe über uns war von der

schönsten Himmelbläue und vermischte sich nur mit der reichen grünen Tinte des Horizonts, während unter demselben die Wolken, der Vordergrund und die ferne Insel dunkelgrün waren. Das ganze Landschaftsbild erinnerte mich an die Eisfelder des Südpols; in der That war die Aehnlichkeit zwischen beiden so groß, daß bloß die Wolken kreisförmig statt eckig zu sein brauchten, um sie vollständig zu machen. Ich machte die Wahrnehmung, daß, sowie Wolkenmassen auf einander stießen, sie zurückzuweichen schienen, wenigstens sah ich sie selten in einander verschwimmen. Ich sah sie alsdann, bloß etwas aneinander gedrängt, meist neben einander liegen; allein ihre Umrisse waren noch eben so erhalten, als wenn sie getrennt und vereinzelt gewesen wären."

In der zweiten Nacht, welche diesem Rasttage folgte, derjenigen des 21. Dezembers, stand der Thermometer auf 15° und ein starker Schneesturm warf die Zelte der Amerikaner um. Den darauf folgenden Tag erreichten sie den Gipfel und schlugen ihre Zelte sechszig Fuß vom Rand des Kraters entfernt auf. Ein heftiger Sturm warf die Feuerbrände auseinander, löschte die Lichter aus und riß an den Zelten herum, als sollten sie in Stücke gehen. Es erfolgten furchtbare Windstöße. Einer der Leute verirrte sich und konnte erst nach drei Tagen und drei Nächten sprachlos und irre redend wieder gefunden werden. Alles dieß erschütterte jedoch Kapitän Wilkes in seinen Vorsätzen nicht; derselbe ließ vielmehr ein Lager von 8 oder 10 Zelten aufschlagen, alles Nöthige zu wissenschaftlichen Zwecken herbeischaffen und das ganze Lager mit steinernen, hinlänglich hohen Mauern umgeben, um es vor dem Winde zu schützen. Ebenso wurden in geeigneten Zwischenräumen des Bergs zwei Vorrathsbehälter für den Proviant angelegt; einer derselben sollte zugleich als Spital für alle Diejenigen, welche auf dem Gipfel erkranken würden, dienen können.

Die Amerikaner blieben 21 Tage in dieser sturmumtosten hohen Alpennatur. Rechnet man ab, daß sie in einer solchen Atmosphäre sich kaum behaglich finden konnten, daß starke Kälte, Schneestürme und die furchtbaren nächtlichen Orkane sie vielfach belästigen mußten, so waren sie rüstig, thätig, als befänden sie sich in einer Bucht von Palmenhainen. Dieselben machten fleißigen Gebrauch von der für wissenschaftliche Forschungen so geeigneten Lage, und nahmen zugleich alle Eigenthümlichkeiten derselben wahr. Es ergab sich, daß der Gipfel zwischen Krater und Bergrand aus nichts als einer dünnen Bodenkruste über heißdampfenden vulkanischen Höhlen bestand, und daß derselbe von tiefen Rissen durchzogen

war. Sie gingen um denselben mit großen Gefahren und nicht ohne zeitweise große Beängstigung herum. Ihre Füße drangen an einigen Stellen tief in die Oberfläche ein; Kapitän Wilkes selbst war einige Sekunden lang in einer Dampfhöhle versunken, die, wie sich später ergab, eine Temperatur von 169° hatte.

Die Erforschung der Sandwichinseln dauerte bis zum nächsten Frühjahre. Während der 4 Monate, da solche statthatte, kreuzte die Porpoise bei den Gesellschafts- und einigen andern Inseln, und erzielte Resultate, die bloß nautisches Interesse, aber dieses in hohem Grade gewähren. Am 2. Dezember begaben sich auch der Peacock und Flyingfish, unter Befehl des Kapitäns Hudson, auf eine längere Fahrt. Am 20. Januar 1841 entdeckte Hudson eine unbewohnte Insel, die er zu Ehren des berühmten amerikanischen Mathematikers Bowditch nannte. Am 6. Februar kam er an den Samoaninseln an. Zu Upolu machte er einen Versuch, einen Häuptling festzunehmen, der einen Amerikaner ermordet hatte; in dem Verkehre, den er deßhalb mit seinem Stamme einleitete, ward ihm die höhnische Botschaft: „erst dann, wenn der Häuptling eine größere Zahl Weißer getödtet haben werde, werde man ihn ausliefern." Dieß war die Veranlassung für Hudson, drei Städte zu zerstören, über die der Häuptling gebot, und die sich zu seinem Schutze verbunden hatten. Kapitän Hudson segelte hierauf durch die Gruppe Ellice und entdeckte noch eine Insel, der Kapitän Wilkes später den Namen Hudsonsinsel verlieh. Während am 1. April sich eine Abtheilung vom Peacock am Gestade der Drummondsinsel befand, war einer der Mannschaft, der sich auf wenige Sekunden von den übrigen entfernt hatte, von den Eingebornen ermordet worden und spurlos verschwunden. Nachdem jeder friedliche Versuch, Näheres über sein Verschwinden zu erfahren, mißlungen war und sich annehmen ließ, daß er auf verrätherische Weise ums Leben gekommen sei, begab sich eine von Lieutenant Walker angeführte Abtheilung in die Stadt, wo seine Ermordung stattgefunden hatte, steckte dieselbe in Brand und tödtete zwölf ihrer Bewohner. Das Volk dieser Insel ist noch wilder als das der Fidschiinseln; viele derselben haben Narben starker Wunden, was sowohl die Häufigkeit als Rohheit der von ihnen geführten Kriege beweist. Ihre Waffen sind vielfacher Art; unter andern führen sie einen dreizackigen, mit einer Reihe Haifischzähne versehenen Speer; auch tragen sie Rüstungen, so z. B. einen Helm aus der Haut des Stachelfisches, Arm- und Schenkeldecken, eine Art Netzwerk, und

einem Küraß, der aus einem feinen Gewebe von Kokusnußfasern besteht. Auf einer Insel der Kingsmillgruppe nahm Kapitän Hudson zwei weiße Männer an Bord, die mehrere Jahre hindurch daselbst gewohnt hatten. Später besuchte er die Mulgraveinseln, auf der einst von einem amerikanischen Wallfischfahrer entsprungene Meuterer Zuflucht gefunden hatten. Seine nächste Erforschung betraf die Piscadoren; am 15. Juni kehrte er nach Honolulu zurück.

Der Vincennes und Porpoise hatten Honolulu zehn Wochen vor Kapitän Hudsons Ankunft verlassen, und waren gerade damals damit beschäftigt, das Wasserlabyrinth auf der Nordwestküste von Amerika, das in der Nähe der Mündung des Kolumbiaflusses liegt, zu erforschen. Kapitän Hudson wußte, daß er sehnsüchtig erwartet wurde, um Theil an dieser Erforschung zu nehmen, er beeilte sich daher, zeitig daselbst zu erscheinen; um Mittag des 18 Juli kam derselbe an der Mündung des Kolumbiaflusses an. Kapitän Wilkes berichtet hierüber: „Eine bloße Beschreibung ist nicht im Stande, einen Begriff von den Schrecken der Kolumbiamündung zu geben. Wer jemals dieselbe gesehen hat, weiß von der Wildheit dieser Scene und dem steten Donner der Gewässer zu erzählen, und stellt es als den furchtbarsten Anblick hin, der möglicherweise den Augen eines Seemanns begegnet. Die Schwierigkeit, diesen Kanal seiner Gestalt wegen zu befahren, die Entfernung, in welcher die wichtigsten Seemarken von einander angebracht sind, ihre geringe Brauchbarkeit für Den, der damit nicht vertraut ist, der Mangel jeder näheren Kenntniß von der Stärke und Richtung der Strömungen, während doch die Nothwendigkeit vorhanden ist, sich diesen unbekannten Gefahren zu nähern, der Uebergang von hellem zu trübem Wasser, alles dieß verbunden, erregt Zweifel und Mißtrauen." Sowohl Ebbe als Fluth wechseln daselbst ihre Stärke in jeder halben Stunde und sind zu Zeiten so reißend, daß kein Schiff seine beabsichtigte Richtung dagegen einhalten oder nur in der bereits angenommenen verbleiben kann. Eine weitere Eigenthümlichkeit dieses Flußgebiets besteht darin, daß, was vielleicht in keinem andern Theile der Welt der Fall ist, diese Mündung nur dann einigermaßen sicher passirt werden kann, wenn Fluth und Wind ungünstig sind.

Der Peacock lief, ohne daß Kapitän Hudson sich ein Versehen zu Schulden kommen ließ, an dieser furchtbaren Barre auf. Trotz der größten Anstrengung vollendeter Seemannskunst, um ihn frei zu machen, ward das Schiff ein Spiel der hochgehenden See und dadurch vollständig un-

lenksam. Der Wind nahm zu, die Ebbe, die mit dem Anschwellen des Oceans zusammentraf, veranlaßte einen furchtbaren Tumult der Brandung. Der Hauptcutter hatte einen Leck bekommen. Lieutenant Emmons, der in einem der kleinen Boote rund um das Schiff hatte Sondirungen vornehmen sollen, war nur mit großer Gefahr und mit vielen Schwierigkeiten auf dasselbe zurückgekehrt. Dasselbe litt bereits große Noth und begann sich schnell mit Wasser zu füllen. Die Klammern, worin das Steuerruder lag, wurden fortgerissen; das Steuerruder schlug heftig an jede Woge und brachte der Bekleidung des Schiffes Schaden, bis es endlich losbrach. Die gesammte Mannschaft war damit beschäftigt, die Segel und obern Schiffsstangen einzuziehen, schwere Artikel über Bord zu werfen, die Anker zweckmäßig anzubringen, an den Pumpen zu arbeiten, überhaupt Alles zu thun, was die unvermeidliche Katastrophe abschwächen oder ihren Eintritt verzögern könnte. Am 9., um drei Uhr des Morgens, war das Wasser bereits ziemlich hoch in dem Schiffsraume gestiegen und warf die Brandung ihre Wogen über das Verdeck. Sobald der Morgen dieses Tages angebrochen war, und Boote ins Meer gelassen werden konnten, schiffte sich Lieutenant Perry mit den Schiffspapieren ein, wurden der Stapel und der Cutter mit den Kranken, den Seeleuten und den Gelehrten befrachtet, ohne jedoch sonst etwas von Kleidungsstücken und dergleichen mitzunehmen. Kapitän Hudson, Lieutenant Walker und gegen 30 Mann blieben an Bord; die Masten, die zu nichts mehr brauchbar waren, wurden entzwei gesägt. Es gelang den Booten, eine zweite Fahrt ans Schiff zu machen; sie versuchten sogar eine dritte, mußten aber alsdann gegen die Fluth kämpfen, die gegen die Wogen des Oceans anrauschte. Eines derselben ward umgeworfen und fortgeschwemmt, ein anderes ward versenkt, ein Mann seiner Bemannung gerieth über Bord und ertrank beinahe. Lieutenant de Haven, der glücklicherweise in der Nähe war, rettete die Mannschaft des verlorenen Bootes. Kapitän Hudson sah, wie die Mannschaft der Boote mit den Wogen kämpfte; er ließ ihnen daher ein Signal geben, sie möchten umkehren; sie verstanden dasselbe und kehrten ans Ufer zurück. Die furchtbare Brandung war jetzt rasch daran, das Schiff vollends zu zertrümmern; es schien, als werde es damit vor dem Eintritt der Fluth zu Ende sein. Allein um 5 Uhr des Nachmittags ward es nochmals von den Booten erreicht, welche die Offiziere und Mannschaft aus ihrer furchtbaren Lage befreiten. Kapitän Hudson war der letzte, der es verließ; wie er das Ufer betrat, ward

Verunglückung des Peacock und Rettung seiner Mannschaft.



FISCHMARKT ZU CANTON.

Carlsruhe, Kunstverlag.

Fortgesetzte ...schungen der ...merikaner.

er daher auch mit einem dreifachen Hurrah der versammelten Offiziere und Mannschaft empfangen. Am darauffolgenden Morgen war nur noch der Bugspriet des Schiffes sichtbar und selbst dieser bald darauf verschwunden. Die ganze Mannschaft des Schiffes hatte tapfer ihre Pflicht gethan; kaum waren 48 Stunden, seitdem sie das Schiff verlassen, verflossen, waren sie unter Lieutenant Perry wieder in den Booten an der Arbeit, um den Fluß zu sondiren.

Die Erforschung der Vancouvers-Insel, des Hauptstroms und der Nebenflüsse von Columbia, bis zu den 120 Meilen von der Küste entfernten Wasserfällen hinauf, so wie die des fast ganzen Laufes des Sacramentoflusses, ward nun in's Werk gesetzt. Lieutenant Emmons bereiste den ganzen Landstrich von Vancouver bis nach San Francisco, meist längs des Sacramento. Der Weg dahin führte ihn durch das Gebiet verschiedener feindlicher Stämme und war mit großer Gefahr für ihn verbunden, ward aber ohne irgend einen schlimmen Vorfall zurückgelegt. Fortgesetzte Forschungen der Amerikaner.

Das Geschwader segelte am 1. November aus dem Hafen von San Francisco, gerieth aber wegen großer Windstille und da keine Strömung aufgefunden wurde, nur nach Umfluß einiger Zeit auf die hohe See. Der Vincennes ging in 6¾ Faden Wasser, drei Meilen vom Land entfernt, vor Anker, und blieb daselbst mehrere Stunden hindurch vollkommen ruhig liegen. Allein plötzlich schwoll das Meer ohne bekannte Ursache, bei Windstille und Nebel, furchtbar an, und warf das Schiff mit ungeheurer Gewalt von einer Seite auf die andere. Um 2 Uhr des Morgens begann, anfänglich ziemlich entfernt von demselben, ein furchtbarer Wogenkampf. Welle auf Welle rauschte mit betäubendem Donner, mit erschreckender Gewalt und mit schäumender Spitze heran und jede derselben hatte dem Anschein nach eine Höhe von wenigstens 30 Fuß, eine Breite von 800 bis 1000 Fuß und eine Schnelligkeit von 15 bis 18 Meilen auf die Stunde. Das Schiff ward schwer davon getroffen; die darauf befindliche Mannschaft schöpfte erst dann wieder Athem, als die Gefahr vorüber war.

Das Geschwader kreuzte nun im stillen Meere, und lief die Sandwichinseln an, um Vorrath einzunehmen. Die Porpoise und der Oregon, welch letzterer an die Stelle des zu Grund gegangenen Peacock getreten war, begaben sich nach Japan und in das chinesische Meer, während der Vincennes und der Flyingfish die Richtung nach Manilla und der Sulu-See zu nahmen. In Singapore trafen sie wieder alle zusammen. Dort ward der Flyingfish verkauft; die andern aber begaben sich auf den Heim-

weg, der Vincennes über das Kap der guten Hoffnung, der Oregon über Rio de Janeiro. Der Vincennes kam am 10. Juni 1842 zu Newyork an und war auf diese Weise drei Jahre, neun Monate und dreiundzwanzig Tage auf der Reise gewesen.

---

6. Kapitel.

Weitere Nordpolfahrten.

Sir John Franklin. — Mac-Clintock wird mit dem Fox ausgesandt, um die Verlorenen zu suchen. — Gefriert im Packeise ein. — Auffinden von Spuren der Franklins-Expedition.

Sir John Franklin.

John Franklin hatte sich als Befehlshaber der beiden Schiffe Erebus und Terror am 26. Mai 1845 auf die Reise nach dem Nordmeere begeben. Die Erwartung der ganzen gebildeten Welt, daß es ihm wie Keinem vor ihm gelingen werde, in diese geheimnißvollen Regionen einzudringen, begleitete ihn dahin. Allein die ganze Expedition war, bis Mac-Clintock im Jahre 1859 ihre langgesuchte Spur auffand, in denselben verschwunden. Fortan ist es möglich, auf den Karten des Nordmeeres dem Wege zu folgen, den Franklin und seine Gefährten einschlugen, von dem Augenblicke an, wo die Abendnebel des 26. Juli 1845 dieselben den Blicken der Wallfischfahrer der Baffinsbay entzogen, bis zu dem Tage, wo sie nach drei in den Polargegenden zugebrachten Wintern, deren Strenge ihren berühmten Befehlshaber und einen Theil ihrer Gefährten aufgerieben hatte, ihre durch das Eismeer aus den Fugen getriebenen Schiffe verließen, um sich nach der Hudsonsbay durchzuschleppen, auf welchem Wege sie, Einer nach dem Andern, des elendesten Todes starben. Schon fünfzehn Jahre früher hatte Kapitän Back die Gefahren und Schrecken dieses Weges geschildert.

Mac-Clintock läuft an Bord des Fox aus, um die Verlorenen zu suchen.

Mac-Clintock erhielt den Auftrag, die Verlorenen zu suchen. Derselbe befehligte ein starkes, obwohl verhältnißmäßig kleines Dampfboot von 177 Tonnen Gehalt, den „Fox“ mit einer auserlesenen Mannschaft von 25 Personen, von welchen 17 schon früher in den nördlichen Meeren gewesen waren. Mit vortrefflichem Mundvorrath segelten sie nach Grön-

land, um von dort insbesondere Hunde und einen Eskimo, Christian, als Hundetreiber, für ihren Gebrauch an Schlitten einzunehmen. Das zum Theil noch unerforschte Land- und Wassergebiet der Boothia Felix, welches Mac-Clintock in allen Richtungen zu durchkreuzen beabsichtigte, konnte nämlich nicht anders als auf Schlitten besucht werden. Derselbe schreibt: „Am 18. August befanden wir uns auf halbem Wege der Melvillebucht im Lancastersunde, als wir plötzlich in das furchtbarste Packeis, von dem ich jemals sprechen gehört hatte, geriethen, und uns verurtheilt sahen, den Winter in demselben zuzubringen. Unfähig, irgend ein Ufer zu gewinnen, oder auch nur ein Observatorium auf der beweglichen Oberfläche des ungeheueren Eisflosses, das uns voranschob, zu errichten, blieb uns nichts übrig, als die Winde und Strömungen zu beobachten, deren Spiel wir waren. Im Gegensatz zu einer von Lieutenant Maury aufgestellten Theorie überzeugten wir uns, daß der Einfluß der Atmosphäre auf die Bewegungen des Eises viel stärker als derjenige des Meeres sei. Wir haben auch nicht das Mindeste von der unterseeischen Gegenströmung, die nach Norden tragen soll, entdecken können. Im Gegentheil, die hohen Eisberge, die nach der oben erwähnten Theorie in einer uns entgegengesetzten Richtung sich hätten bewegen sollen, waren unsere zwar wenig angenehmen, dafür aber treuen Begleiter von 75° 30′ an bis zum Nordpolkreise.“ Gefriert im Packeise ein.

„Während des Winters machten sich die elastischen Eisschichten öfter durch lange Risse oder enge Durchgänge aus der festen Masse, wovon sie bedeckt waren, Luft; dieß geschah alsdann auf so heftige Weise, daß öfters ganze Eismassen, wie durch die Wirkung einer Mine, in die Höhe geworfen wurden und zu beiden Seiten der Risse, durch die sie sich Luft gemacht hatten, gleichsam Fahrstraßen sich bildeten. Glücklicherweise befand sich der Fox niemals im Bereiche dieser Explosionen, obgleich einige derselben kaum 200 Schritte von demselben statthatten. Während des Winters verschafften wir uns in dieser Art offenen Fahrwassers gegen 50 Robben, die eine vortreffliche Nahrung für unsere Hunde und Oel für unsere Lampen lieferten.“

„Manche Zwischenfälle waren bei aller der Traurigkeit und Gebundenheit unserer Lage doch auch unterhaltend; das gesalzene Fleisch, das zum Gebrauche beim Essen in ein Loch durch das Eis getaucht wird, wurde einmal, im Gewicht von 22 Pfund, von einem Haifische gefressen. Interessant wäre es, zu wissen, wie es ihm bekam, da ein Eskimohund

an einer gesalzenen Mahlzeit krepirt. Uebrigens haben diese nördlichen Haifische eine gute Natur; Petersen, der dänische Dolmetscher, der der Expedition durch seine Kenntniß des arktischen Lebens sehr zu statten kam, erzählte, daß er ein langes Messer verschiedene Male einem dieser Gesellen in den Kopf gestoßen habe, während derselbe ganz ruhig an einem Wallfische, den Petersen gefangen hatte, zu nagen fortfuhr. Daß jedoch auch die Eskimohunde sonst ganz und gar keine Kostverächter sind, davon lieferten die 29 auf dem Schiffe befindlichen den Beweis, welche 65 Pfund Robbenfleisch in 24 Sekunden aufzehrten."

„Erst am 25. April erhielten wir, und zwar unter 63° 30′ der Breite unsere Freiheit wieder und zwar unter Umständen, die allen Schiffsgenossen unvergeßlich sein werden. Im Südwesten erhob sich ein starker Sturm. Der in seinen Tiefen aufgewühlte Ocean zerbrach seine bewegliche Decke; in dem Chaos von Eismassen, die er auf solche Weise durcheinander warf, lief der Fox mehr als zwanzig Mal die fast unvermeidliche Gefahr der Zertrümmerung. Ein großes Eisstück in unserer Nähe, 300 Fuß im Durchmesser, war so gebrochen, daß es einem Spinngewebe glich; die Stücke zertrümmerten einander, und nun hatte das Packeis die Rolle des Oceans übernommen und stürmte in rollenden Wogen gegen das arme Schiff. Wir dankten unsere Rettung zunächst der göttlichen Vorsehung; in zweiter Reihe aber der Vortrefflichkeit unserer Maschine und der Form unseres Vorstevens, woran sich die Gewalt des Eises brach."

„Nachdem wir wieder Herren unserer Selbst geworden waren, hatten wir nichts Eiligeres zu thun, als nach Grönland zurückzukehren, um uns daselbst frischen Mundvorrath zu verschaffen. Allein die Noth, welche um diese Jahreszeit in diesen kleinen Kolonien herrscht, die nur von dem Mutterlande aus Zufuhren erhalten, erlaubte uns nicht, viel daraus zu ziehen, so sehr wir auch den guten Willen und das freundliche Entgegenkommen der dänischen Kolonisten anerkennen müssen."

Nach dieser Erholung steuerten sie wieder nordwärts, wo sie endlich die Spuren John Franklin's fanden. Sie fuhren an der Westküste von Grönland in der Davisstraße, Baffinsbay und Smithssund hinauf bis 67° nördlicher Breite, dann zurück, über die Baffinsbay hinüber und herunter in den Lancastersund (74° Breite), durch diesen in die Barrowstraße, und nach einem vergeblichen Versuche, durch den Franklinkanal (74—71° Breite, 78° westl. Länge) südwärts zu bringen, wandten sie sich zurück

zu der Barrowstraße und fuhren 6 Grade weiter östlich in die Prinz-Regents-Einfahrt an der Ostküste von Nord-Somerset. Dann schlugen sie die Richtung nach Süden bis zur Bellotstraße (72° Breite, 77° Länge) zwischen Nord-Somerset und Boothia Felix ein. Durch diese Straße suchten sie vergeblich mit dem Schiffe zu dringen; sie froren vielmehr am Ostende eben dieser Meerenge ein. Von da aus machten sie im Frühjahr 1859 Ausflüge in verschiedenen Richtungen auf Schlitten, um John Franklin zu suchen. Mac-Clintock fand zuerst an der Südküste von King-Williamsinsel (68½°) das Skelett eines Kellners des Schiffes Erebus, dann 12 Meilen vom Kap Herrschel (68¾° Breite, 81° Länge) eine Notiz von Schiffslieutenant Hobson, daß er einen Bericht über die zwei verlorenen Schiffe gefunden habe. Es war eines der gedruckten Formulare in sechs Sprachen, welches die Seefahrer gewöhnlich in Flaschen in's Meer zu werfen pflegen; das Vorgefundene befand sich in einer Blechkapsel, und diese war in einen Cairn (Steinhaufen) eingeschlossen*). Demselben war von der Hand John Franklin's eine kurze Aufzählung der Erlebnisse mit den Schlußworten „Alles wohl!" beigefügt. Noch nie war eine Expedition anfänglich von so großen Erfolgen begleitet. Allein dasselbe Papier enthielt von der Hand zweier Offiziere eine spätere Nachschrift: „25. April 1848. Schiffe verlassen den 22. April. 105 Mann landen 69° Breite 80° Länge auf King-Williamsinsel. Sir John Franklin starb 11. Juni 1847. Wir gehen den großen Fischfluß hinauf." Auffinden von Spuren der Franklins-Expedition.

Mac-Clintock schreibt: „Eine traurige Geschichte wurde nie in wenigeren Worten erzählt. Es ist etwas tief Rührendes in ihrer äußersten Einfachheit, und sie zeigen auf die stärkste Weise, daß die Führer der Rückzugspartie vom höchsten Gefühl der Pflicht geleitet waren, und ebenso mit Muth und Entschlossenheit einen letzten Kampf um's Leben annahmen

---

*) Alle Nordpolfahrer haben die Gewohnheit, dergleichen meist 6 Schuh hohe Steinhaufen zu errichten, und darin einen kurzen Bericht ihrer Reiseerlebnisse niederzulegen. Sir John Roß schreibt hierüber: „Als wir am Point-Victory am 29. Mai 1839 angelangt waren, errichtete ich auf diesem Vorgebirge einen 6 Schuh hohen Steinhaufen, in dessen Innerem ich einen kurzen Bericht über meine bisherigen Reise-Erlebnisse niederlegte. So wollte es der Gebrauch, und ich befolgte ihn, obgleich es nicht den geringsten Anschein hatte, daß unsere kurze Erzählung jemals einem Europäer zu Gesichte komme. Sollte aber dennoch einer auf seiner Entdeckungsfahrt an diesen Ort gelangen, und daselbst den Beweis unseres demselben früher abgestatteten Besuchs finden, so weiß ich zum Voraus, welchen Werth der in diesen Wildnissen irrende Reisende der kleinsten Spur beilegt, die ihn an seine Heimath und seine Freunde zu erinnern vermag."

(sie wollten den Landweg bis zur Hudsonsbay einschlagen), statt ohne Anstrengung an Bord zu sterben; denn die Schiffe waren nur bis Juli 1848 verproviantirt."

Franklin hat die Ehre der ersten Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt, obgleich nicht die der wirklichen Ausführung. Parry's Entdeckungen von Westen und diejenigen Franklin's von Osten übersprangen einander schon lange; es galt nur, das Mittelglied zu finden, um sie zu verbinden.

Kapitel 7.

Simpson. Frau Pfeiffer.

Simpsons Reise um die Welt. — Starker Wirbelsturm. — Schreck der Passagiere und der Schiffsmannschaft. — Naturerscheinungen. — Fahrt in's Innere von Canada. — Art und Weise in Canada zu reisen. — Eine Abtheilung Chippeway-Indianer wartet dem Obergouverneur auf. — Gefährlicher Zusammenstoß mit den indianischen Kriegern. — Der Paß des Bogenflusses in den Felsengebirgen. — Das Klima der Felsengebirge. — Prachtvolle Scenerie des Kolumbiaflusses. — Glückliche Wirkung der gezeigten Festigkeit. — Gefahren einer Fahrt durch den Nootka-Sund. — Einschiffung im Fort Vancouver. — Widerwärtigkeiten auf der Fahrt unterhalb der Niederlassung Astoria. — Kalifornien. — Die Bucht von San Francisco. — Reise von Kalifornien nach den Sandwichinseln. — Fahrt nach Sitka. — Reise nach Ochotsk. — Die Aleuten. — Die Nebel des nördlichen stillen Meeres. — Das ochotskische Meer. — Die Robben. — Ochotsk. — Reise in Booten auf der Lena. — Beschiffung der Lena. — Die Bewohner des Lenagebietes. — Die erste Weltreise der Frau Ida Pfeiffer. — Erlebt den ersten Seesturm. — Die Puri-Indianer. — Sitten und Lebensgewohnheiten derselben. — Frau Pfeiffer bringt eine Nacht unter ihnen zu. — Papeiti. — Große auf Tahiti herrschende Unsittlichkeit. — Der Engpaß zu Fautaua. — Hong-Kong und die Küsten-Scenerie von Kanton. — Wanderungen der Frau Pfeiffer durch die Straßen und um die Mauern Kantons. — Sincapore. — Eine Tigerjagd. — Die Insel Ceylon. — Eine Tigerjagd zu Adschunta. — Gefahren einer Tigerjagd. — Reise der Frau Pfeiffer von Bombay nach Bassora. — Eine arabische und eine persische Stadt. — Bassora. — Ausschiffen muhamedanischer Frauen. — Von Frau Pfeiffer an der russischen Gränze erlebtes Abentheuer. — Wird die Nacht über eingesperrt. — Entlassung aus dem Gefängnisse. — Zweite Weltreise Frau Pfeiffers. — Das holländische Regierungssystem bezüglich der holländisch-ostindischen Kolonien. — Frau Pfeiffers Ankunft in Kalifornien. — Beschreibt die Spielhäuser San Franciscos. — Frau Pfeiffer's Urtheil über die staatlichen Zustände Nordamerikas. — Ihre Rückkehr nach Europa.

Sir Georg Simpson, Obergouverneur der Besitzungen der Hudsonsbay-Gesellschaft in Nordamerika, unternahm in den Jahren 1841 und 1842 theils zu Wasser, theils zu Land, eine Reise um die Welt. Der Weg, den er einschlug, umfaßt vom 19° bis 62° nördlicher Breite und zwar den nördlichen atlantischen Ocean, die Zone der Seen Nordamerikas, die Küsten und Seen Oregons und Kaliforniens, das nördliche stille Meer und den größeren Theil des Kontinents der alten Welt. Diese Reise bietet großes und vielseitiges Interesse und begriff eine große Anzahl theils auf den Meeren, theils auf dem Lande wahrgenommener Dinge in sich, die selbst auf den größten Seereisen um das Kap der guten Hoffnung und das Kap Horn dem Gesichtskreise des Seefahrers ferne liegen.

Simpsons Reise um die Welt.

Sir Georg segelte im März 1841 in dem Dampfschiff Caledonia von Liverpool nach Neuschottland ab. Eine solche Reise ist heut zu Tage fast etwas Alltägliches und bietet wenig Auffallendes; im Falle Sir Georg's war dieß jedoch verschieden. Am neunten Tage der Reise ward das Schiff von einem der Wirbelstürme erfaßt, deren einer bekanntlich seitdem den Untergang des Dampfschiffes, der Präsident, zur Folge hatte. Das Barometer war die vorangegangene Nacht so merkwürdig tief als 26° 9 gefallen. Sir Georg schreibt: „Der Wind nahm fortwährend an Stärke zu, bis er um 3 Uhr Mittags zu einem vollständigen Sturm anschwoll, der so heftig war, daß die Mannschaft nur mit vollständiger Schutzwehr sich auf dem Verdeck zeigen durfte. Eines unserer Boote ward über Bord geworfen, unser Schecht mit fortgerissen; ein Theil unseres Segelwerkes lag bereits in Fetzen umher, und 7 Leute der Mannschaft waren schwer verwundet. Die See wogte berghoch; die weißen Kämme der Wogen, die eben so schnell verschwanden, als sie sich gebildet hatten, durchsausten die Luft wie Schneegestöber, während der untere Theil derselben von allen Seiten auf uns einstürmte. Der Himmel, dessen trüber Vorhang auf dem Meere selbst zu ruhen schien, war fast so dunkel, wie die Nacht; der Regen floß in Strömen, und unser Schiff befand sich gleichsam wie ein lebendes Wesen in dem letzten Stadium der Auflösung. War die uns umgebende äußere Scene eine schreckliche, so erschütterte, was innerhalb des Schiffes stattfand, nicht weniger unsere Nerven. Sowohl die Passagiere als die Schiffsmannschaft hielten sich für verloren; in der That fürchteten auch diejenigen von uns, welche den Umfang der uns drohenden Gefahren mehr als die übrigen übersahen, weit mehr als diese

Starker Wirbelsturm.

Schreck der Passagiere und der Schiffsmannschaft.

für ihr Leben. Der Sturm brauste nach und nach aus allen Richtungen des Kompasses; derselbe begann in nordwestlicher Richtung, drehte sich alsdann nach Osten, Süden und Westen, und blieb zuletzt in nördlicher. Das Charakteristische dieses Sturmes bestand darin, daß dadurch die See von den verschiedensten Seiten aufgewühlt wurde. Selbst als den darauffolgenden Tag, Morgens 6 Uhr, der Wind nachließ, war das Schiff außer Stande, seine Fahrt fortzusetzen, sondern mußte mehrere Stunden beilegen.

Naturerscheinungen.

Am Mittag des dritten Tages nach dem Sturme, als das Schiff noch weit vom Lande entfernt geglaubt wurde, versetzte der Ruf „Land vor uns!" Alle an Bord in Aufregung. Der vor uns befindliche Gegenstand sah vollständig wie eine beholzte Landschaft aus; bei näherem Besehen war er aber nichts als ein Eisfeld mit vielfach abwechselnder Oberfläche, auf welcher sich die Strahlen der Sonne in einem wahren Farbenprisma brachen, und von einem solchen Umfange, daß das Schiff, um ihm auszuweichen, seine Richtung ändern mußte, und man es erst gegen Mitternacht aus den Augen verlor. Während wir so vor diesem Eisfelde lagen und mehrere hundert Meilen von dem nächsten Leuchtthurme entfernt sein mußten, ward eine noch weit merkwürdigere Erscheinung durch den Ruf „Licht vorne!" angekündigt. Allen Naturkundigen erschien dasselbe als ein wirkliches Seelicht von prachtvoll wechselnder Beleuchtung, was auch den Kapitän veranlaßte, das Schiff beilegen, und die Meeresfläche sondiren zu lassen; allein in weniger als einer halben Stunde wies es sich als ein vor Kurzem aufgegangener Stern aus, der abwechselnd zwischen den Unebenheiten des Eisbergs sichtbar oder unsichtbar wurde.

Fahrt ins Innere von Canada.

Sir Georg Simpson begab sich von Halifax über Boston und durch Vermont nach Montreal; von letzterem Orte aus begann er in sogenannten leichten Kähnen seine Süßwasserfahrt in das tiefe Innere von Nordamerika. Die Lords Caledon und Mulgrave leisteten ihm hierbei auf einer großen Strecke Gesellschaft. Er reiste so ziemlich in dem fürstlichsten Style, der dort zu Lande üblich ist, so daß die Art und Weise, wie seine Reise vor sich ging, selbst für alle die, welche viel über das Innere Canadas oder über die Gegenden, welche darüber hinaus liegen, gelesen haben, noch vielfaches Interesse bietet.

Ein sogenannter „leichter Kahn" mißt ungefähr 35 Fuß von einem Ende zum andern und 5 Fuß in der Mitte. Sein Gewicht beträgt zwischen 300 und 400 Pfund; ist er beladen, so geht er nicht tiefer als achtzehn

Zoll in's Wasser. Aeußerlich besteht er aus Scheiben von Birken-Rinde, die mit den Fasern der Fichte zusammengenäht und an den Säumen durch Gummi luftdicht gemacht sind; seine Rippen bestehen aus dünnen, halbkreisförmig gebogenen Holzstücken. Rinde und Rippen sind durch andere Holzstücke verbunden, damit erstere von innen heraus weniger Schaden nehmen können.

Der Weg führte den Ottowa hinauf, und dann über den Nipissing- und Huronsee an den oberen See. Nach Sonnenuntergang begab sich die Reisegesellschaft regelmäßig an's Ufer, um dort zu Nacht zu speisen und zu schlafen. Als Nachtlager diente ein kleines Zelt für jeden der Vornehmen. Der Boden desselben war mit Wachstuch bedeckt; darüber wurden Teppiche u. s. w. gebreitet; die Leinwand des Zeltes war gegen Regen und Wind wasserdicht gemacht. Die Kähne wurden aus dem Wasser gezogen, untersucht, reparirt, wenn dieß nöthig war, und dann auf die Seite mit dem Boden dem Winde entgegen gelegt, damit die Diener und Bootsleute unter denselben Schutz fänden. Auf der Leeseite eines jeden Zeltes und Kahnes wurden große Feuer angezündet; in einer erstaunlich kurzen Zeit seit der Landung war das Abendessen gekocht und gegessen, und alle Häupter lagen auf den Bettkissen. Regelmäßig um 1 Uhr des Morgens wurden Alle geweckt, und in weniger als einer halben Stunde befanden sich wieder Alle in den leichten Kähnen, wohin sich ein jeder derselben, ein lustiges altes Lied singend, begeben hatte. Um acht Uhr ward das Frühstück ebenfalls am Lande eingenommen; mit dem Aus- und Einpacken, Rasiren und Essen aber nicht mehr als eine halbe Stunde zugebracht. Um zwei Uhr ward des Mittagessens wegen abermals gelandet, dasselbe aber kalt genossen. In 20 oder 30 Minuten war man jedoch wieder auf dem Wasser. Die Anstrengungen, denen die Bootsleute ausgesetzt waren, waren groß, wie man bei allen derartigen Reisen annehmen muß; dieselben mußten nicht nur die Fahrzeuge rudern, es verblieb ihnen sogar neben dem, daß sie die Kähne über alle schwierigen Punkte hinwegzuziehen hatten, auch wie man sich denken kann, die Last, bei dem vielen Anlanden das Gepäck an's Land und wieder auf's Schiff zu bringen. Dabei hatten die Reisenden Eile nöthig; denn, obgleich man sich mitten im europäischen Sommer befand, zeigte sich doch Eis des Nachts, und als man am obern See ankam, war dieser große Binnensee noch immer mit Eis bedeckt, und die Reisenden mußten länger als eine Woche warten,

Art und Weise, in Canada zu reisen.

ehe das Eis so weit geschmolzen war, daß sie ihre Reise auf diesem See fortsetzen konnten.

Eine Abtheilung Chippeway-Indianer wartet dem Obergouverneur auf.

In der Nähe eines Forts der Hudsonsbaygesellschaft, ungefähr in der Mitte der beiden Oceane, wartete eine Abtheilung von ungefähr 500 Chippeway-Indianern, Namens dieses zusammengeschmolzenen und dem Verhungern nahen Stammes dem Sir Georg Simpson auf, um denselben ihre Klagen vorzubringen und von ihm Geschenke zu erbitten. Dieser dem Erlöschen nahe Stamm besteht heut zu Tage noch aus 3,000 bis 4,000 über eine ungeheuere Landstrecke verbreiteten Köpfen. Sir Georg nahm die Abtheilung gnädig auf, und bestimmte den nächsten Morgen vier Uhr als Audienzstunde. Die ganze Nacht brachten sie mit Ceremonien zu, von denen sie dachten, daß ihm solche angenehm sein würden. Dieselben schlossen z. B. einen Kreis um das Feuer, murmelten Zauberformeln vor sich hin, sangen ihre Anrufungen an die Geister ab, oder machten mit Trommeln, Klappern u. s. w. einen höllischen Lärm. Als die Zeit der Audienz herannahte, begaben sie sich unmittelbar von ihren Ceremonien hinweg in zwei Zügen nach der Audienzhalle. Sie waren auf höchst phantastische Weise gekleidet und ausgeschmückt, wie es dem Geschmack eines Jeden entsprach. An ihren Häuptern trugen sie Zierrathen aller Art: Münzstücke, Knöpfe, Fingerhüte und Streifen von Zinn. Einige der Häuptlinge waren in Scharlach und Goldlitzen gekleidet. Alle Gesichter dieser Indianer waren maskenartig bemalt; gewöhnlich war die Stirne weiß, Wangen und Nase roth, Lippen und Kinn aber schwarz. Sir Georg Simpson und seine Begleiter wollten sich jedoch nicht an äußerm Glanze von ihnen übertreffen lassen; die Lords Caledon und Mulgrave trugen die Uniform ihrer Regimenter; Sir Georg Simpson selbst und sein unmittelbares Gefolge ihre Festgewänder. Der eigentliche Zweck dieser Zusammenkunft entsprach jedoch allem diesem Gepränge nur wenig, denn die Hauptklage der Indianer bestand darin, daß man ihnen den Genuß des Rhums verboten habe, womit sie die Bitte verbanden, daß dieser gefährliche Trank ihnen auch fernerhin werden möge. Sir Georg suchte sie dadurch zu besänftigen, daß er ihnen die Nachtheile dieses Genusses auseinandersetzte, und erfreute sie schließlich durch das Versprechen, daß ihnen je im Herbste ein kleines Maaß davon verabfolgt werden solle.

Gefährlicher Zusammenstoß mit den indianischen Kriegern.

Von der Niederlassung des rothen Flusses an, über die Prairien und Felsenberge bis in's Thal des Kolumbiaflusses hatte die Reise stets nur zu Fuß oder zu Pferde statt. Häufig fand Mangel an Trinkwasser

statt und was den Proviant betraf, so war keiner zu bekommen, außer so weit man ihn bei sich hatte, oder auf der Jagd Wild zu erlegen Gelegenheit fand.

Sir Georg sandte einen Theil seines Gefolges in zwei Abtheilungen voraus; er selbst aber begab sich aus dem Fort Garry mit dem kleinen Rest seiner Begleiter, im Ganzen sechs, ferner mit dreißig Pferden und einem leichten Karren auf die Weiterreise. Er schreibt hierüber: „Während wir uns durch die Thore des Forts auf das offene Feld begaben und ein so scharf wie der blaue Ocean begränzter Horizont vor uns lag, glich die Scene ganz dem Aufbruch einer orientalischen Karavane in den unermeßlichen Sandwüsten Arabiens. Das einzige Fahrzeug, der Karren, den wir bei uns hatten, barg unser Küchengeräthe; die wilden Packpferde bäumten sich unter der Last unseres Gepäckes, und jeder von uns sprang wohlgemuth, aber bis an die Zähne bewaffnet, in den Sattel. Was die Wirkung unseres Aufbruchs noch erhöhte, war der glänzende Sonnenaufgang, die Kanonenschüsse, welche uns zu Ehren stattfanden, das Flattern der Fahnen und der Zuruf der Zuschauer."

Der Paß des Bogenflusses in den Felsengebirgen.

An einem frühen Morgen des Monats August frühstückten die Reisenden auf dem Gipfel des Passes, den der Bogenfluß in den Felsengebirgen bildet Der ganze Gipfel hat nur eine Breite von 14 Fuß. Die Reisenden schätzten ihn 7,000 bis 8,000 Fuß hoch über dem Seespiegel, und die naheliegenden Pike um die Hälfte höher. Das Wasser, welches zu ihrem Frühstück diente, war zur Hälfte aus einer Quelle, die gegen das atlantische Meer zu floß, zur andern Hälfte aus einer solchen, die ihre Richtung gegen das stille Meer zu nahm. Allein beide, so nahe an einander liegende Quellen unterschieden sich, obgleich sie aus einem und demselben Schneegefilde entsprangen, auffallend in Temperatur von einander. Erstere hatte eine Temperatur von 53° und letztere eine solche von 40°, während die sie umgebende Atmosphäre im Schatten 71° hatte. Der Gipfel des weiter nördlich gelegenen Athabascapasses ist in anderer Beziehung noch merkwürdiger, denn er umschließt einen See, von dem ein Ausfluß nach Osten in den Mackenziefluß, nach Westen in den Kolumbiafluß statt hat. Die Reisenden waren nicht so bald von diesem Gipfel in's Thal hinabgestiegen, als sie sich von der Richtigkeit der oft gemachten Behauptung überzeugten, daß das Klima der Westseite der Felsengebirge wärmer sei, als das der Ostseite, und eine höchst üppige Vegetation aufweise. Sir Georg bemerkt hierüber: „Was auch der Grund dieses plötz-

Das Klima der Felsengebirge.

lichen Wechsels sein mag, so viel ist erwiesen, daß von denselben Wolken, aus denen Hagel und Schnee auf die Ostseite fallen, die Westseite durch warmen Regen erquickt wird. Bei den Strömen, die in beiden Richtungen fließen, findet das gerade Gegentheil statt; denn als die Reisenden den westlichen derselben während zwei bis drei Tage von der Zeit an, da sie den Gipfel des Wassers verlassen hatten, verfolgten, fanden sie das Wasser desselben immer noch einen halben Grad kälter, als es das des östlichen Stromes auf dem Gipfel des Passes gewesen war."

Prachtvolle Scenerie des Kolumbiaflusses.

Der nächste schiffbare Hauptarm des Kolumbiaflusses, und später dieser letztere selbst ward in flachen Kähnen von den Reisenden befahren. Viele Theile desselben waren durch die Klippen und Zinnen, welche sie enthielten, wild romantisch, andere gefährlich und aufregend durch ihre langen, sich wirbelnden Wasserfälle. An einer Stelle stieg unmittelbar aus dem Wasser eine fast 180 Fuß hohe, oben flache Pyramide in die Höhe; auf derselben befanden sich zwei längliche, etwa 25 Fuß hohe, wie Kamine geformte Blöcke. Eine andere Stelle enthielt riesige Amphitheater „im Vergleich zu denen das Kolosseum zu Rom als Kinderspiel erscheinen muß." Einer dieser Wasserfälle, der sich an einer Stelle befindet, wo der Fluß schon sehr breit geworden ist, wälzt seine schäumenden Wellen zwischen senkrechten Felsen in einem engen Schlunde hin. So wild, wie seine Gewässer sich ergießen, sind auch die Indianer, welche an seinen Ufern wohnen. Sir Georg erzählt von einem Zusammentreffen, das er auf einer früheren hierher gemachten Reise, mit einem feindseligen, aus 400 bis 500 indianischen Kriegern bestehenden Haufen derselben hatte. Diese Wilden oder ihnen verwandte Stämme hatten verschiedene Mannschaften gescheiterter Schiffe und Handelsreisende ermordet, und waren niemals deßhalb zur Rechenschaft gezogen worden; offenbar dachten sie jetzt allen Besuchen weißer Männer ein Ende zu machen, indem sie sich in einen Hinterhalt legten, und Sir Georg und dessen Gefolge ermordeten. Zu diesem Behufe hatten sie sich auf einer hohen Felsenwand, von der ein Riff sich bis an den Wasserrand herabsenkte, postirt. Sir Georg's Gefolge bestand nur aus 39 Köpfen; zwei Drittheile dieser Zahl waren auf dem Wege nach dem Wasserrande mit dem Gepäcke; seine unmittelbare Umgebung bestand daher nur noch aus ungefähr 10 Personen, und von diesen waren die Hälfte Sandwichinsulaner.

Sir Georg fährt fort: „Als die Indianer uns so fortziehen sahen, drangen sie, statt sich niederzukauern und die Friedenspfeife zu rauchen,

auf uns ein und drängten uns an den Wasserrand. Dort gaben sie den Befehl, ihre Weiber und Kinder zu entfernen, was als verabredetes Angriffszeichen galt. Unsere Lage war kritisch genug. Hinter uns lag ein Abgrund und vor uns befand sich eine Horde grausamer, blutdürstiger Wilder; außerdem bestand für uns die Nothwendigkeit, unsern vorausziehenden Gefährten die Gefahr unserer Lage zu verbergen. In diesem angstvollen Augenblicke legte der Häuptling, der sich an der Spitze der Indianer befand, die Hand an seinen Dolch. Mit der Schnelligkeit des Blitzes waren sofort zehn oder elf Büchsenrohre auf ihn gerichtet. Mit dem Finger auf dem Drücker der meinigen und das Auge auf die beiden des Indianerhäuptlings gerichtet, befahl ich, daß Niemand feuern dürfe, bevor ich das Zeichen hierzu gegeben hätte; denn jeder verzweifelte, von uns gethane Schritt hätte sicherlich, obgleich jedes Gewehrfeuer in solcher Nähe wenigstens zwei oder drei Leben auf der andern Seite gekostet hätte, die Wilden zu einem entscheidenden Angriffe gegen uns herausgefordert. Auf diese meine That hin senkte der Häuptling sein Auge, seine Wangen wurden weiß, seine Lippen entfärbten sich, seine Hand zog sich von dem Dolche zurück. Er fuhr jedoch fort, seine Stellung zu behaupten. Nochmals machte er einen Versuch, den Dolch zu zucken, zagte aber nochmals vor dem Rohre, das zum Mindesten ihm den sichern Tod gebracht hätte. Alsdann zog er sich auf seine Leute zurück, die ihrerseits einige Schritte zurück thaten. Die Entfernung, welche die Entfaltung unserer Festigkeit den Feind zurücklegen ließ, war weniger werthvoll für uns an und für sich selbst, als dadurch, daß sie uns mit Vertrauen zu uns selbst beseelte. Indem wir diesen günstigen Augenblick benützten, schifften wir uns alsogleich ein, ohne eine Unbill erlitten oder zugefügt zu haben."

Glückliche Wirkung der gezeigten Festigkeit.

Sir Georg segelte im Laufe des Sommers nach Sitka, der finstern, von Fett triefenden Hauptstadt des russischen Amerikas, und von da in die Theile des Oregons, die am Küstengebiet von Kolumbien liegen. Beide Ausflüge führten ihn in das Labyrinth der Gewässer, die mit dem Nootka-Sund verbunden sind und Vancouversinsel einschließen. Er erklärte dasselbe für „das interessanteste Binnengewässer der Welt; es sei von furchtbaren Abgründen und alpenähnlichen Gebirgen überhangen;" durch sein Felsenbett strömen rasche Wirbel hindurch, die dem Schiffer vielfache Gefahr bringen. Sir Georg hatte auf seiner Rückkehr, die an Bord eines Handels-Dampfschiffes stattfand, Gelegenheit, die Wildheit und Gefährlichkeit dieser Reise zu erproben. Von drei Uhr des einen Mittags

an bis 6 Uhr des darauffolgenden befanden sie sich in einem Nebel, wie er nur jemals über Amsterdam oder London liegt; diese ganze Zeit über befanden sie sich zwischen Strudeln und Schnellfluthen, auf einer Wasserfläche von der Ausdehnung der Seelochs des westlichen Schottlands. Während dieser ganzen Zeit mußten sie mit voller Dampfkraft gegen die Strömungen ankämpfen, verloren aber dabei ihren besten Anker; als sie solchen durch einen andern kleineren ersetzt hatten, ward auch dieser zertrümmert und dennoch waren sie gänzlich der Gewalt dieser Gewässer preisgegeben. Sir Georg schreibt: „Wir brachten eine angstvolle Zeit in dieser Region undurchdringlicher Dunkelheit zu; bei einer Strömung, die fast der Schnelligkeit eines Rennpferdes gleichkam, war kein Anker im Stande, im Meeresboden einen Halt zu finden, und ein einziges Aufstoßen an der Küste hätte das stärkste Schiff zertrümmert. Auch schienen die hier wohnenden Menschen nicht gastfreundlicher zu sein, als die sie umgebende Natur. Ueberstanden wir die Gefahren des Schiffbruchs, so drohte uns ein unvermeidlicher Kampf mit Wilden, deren Grausamkeit von jeher auf keine andere Weise als durch Anwendung der Gewalt zu bändigen war.“

Gefahren einer Fahrt durch den Nootka-Sund.

Einschiffung im Fort Vancouver.

Gegen Ende des Monats November hielten sich im Fort Vancouver auf dem Kolumbiaflusse zwei Barken bereit, die eine nach Großbritanien, die andere nach Kalifornien, den Sandwichinseln und Sitka zu segeln. Sir Georg Simpson befand sich damals im Fort Vancouver und beabsichtigte, sich auf der letzteren Barke einzuschiffen; allein er wartete noch einige Tage, bis sie in der Nähe der Barre, wo sich der Fluß in den Ocean ergießt, angelangt sei; dann (es war am letzten Tage des Monats) machte er sich auf, ihr in einem Boote der Eingeborenen mit einem Gefolge von 10 Personen zu folgen. Der Regen fiel in Strömen. Ihre Fahrt hatte nicht lange gedauert, als sie sich genöthigt sahen, an einer langen Strecke von Sümpfen, welche von Millionen Wasservögeln verschiedener Gattung besetzt waren, zu landen, und daselbst die Nacht zuzubringen. Aber die Wasservögel „setzten die ganze Nacht ihre Serenade, welche auf mehrere Meilen im Umkreise hörbar war, fort;“ dieß verhinderte unsere Reisenden am Schlafen und trieb sie an, sich des andern Tags früh um vier Uhr wieder in ihr Boot zu begeben. Sie ruderten bis zwei Uhr des Mittags und gelangten alsdann in den Bereich eines Sturmes, was sie veranlaßte, sich nach einem passenden Landungsplatze umzusehen; als jedoch heftige mit Regenschauern verbundene Windstöße bei fast vollständig eingebrochener Dunkelheit stattfanden, blieb ihnen nichts

anderes übrig, als ihr Boot auf gut Glück in die Uferbüsche zu treiben, und dort zwischen dem niedern Gehölze und dem Walde nach einem offenen Flecke zu suchen, wo sie ihr Zelt aufschlagen und sich zur Ruhe niederlegen könnten. Es gelang ihnen dieß, und sie hätten nach der Schlaflosigkeit der vergangenen Nacht daselbst auszuruhen vermocht; allein sie fürchteten, die nächste Fluth könne sie daselbst erreichen. Außerdem hielt sie noch das Brausen des Sturmes, das Krachen fallender Bäume, das Getöse und der Wiederhall des Donners wach; um das Ganze zu krönen, spürten sie oder glaubten sie wenigstens die leichten Stöße eines Erdbebens zu spüren. Den darauffolgenden Tag gab es harte Arbeit für sie, sich unter fortdauernden, mit Regenschauern verbundenen Windstößen in der Nähe der Flußmündung ein Lager für die Nacht zu sichern. Es geschah dieß einige Meilen oberhalb Fort Georg oder Astoria, wo sie ihr Schiff gegen dieselben Winde ankämpfen sahen, die ihr eigenes Vorrücken so sehr hemmten. Den darauffolgenden Tag begaben sie sich an Bord desselben. Allein beide Barken sahen sich während weiterer vierzehn Tage vom schlimmen Wetter aufgehalten; der Blitz fiel sogar auf eine derselben, ehe sie Gelegenheit fanden, die gefährliche Flußbarre passiren zu können. Widerwärtigkeiten auf der Fahrt unterhalb der Niederlassung Astoria.

Die Reise ging von da längs der Küste auf heitere, angenehme Weise von Statten, bis sie bei vollständiger Windstille in der Entfernung von zehn Meilen von San Francisco ihr vorläufiges Ende erreichte. Sir Georg sagt hierüber: „Jetzt begannen wir den Einfluß eines milderen Klimas zu verspüren. Da die Nächte sowohl hell als warm waren, konnten wir mit Behaglichkeit uns einer Scene erfreuen, die unsere Einbildungskraft gleichsam als ein Zeichen der müßigen Größe des spanischen Volkscharakters beschäftigen mußte. Die Segel hingen träge von den Masten herab; das Schiff glitt langsam, gleichsam widerstrebend, über die sich sträubenden Meereswogen, und fast majestätisch brauste der riesige Ocean gegen den weißen Strand an. Während des ganzen Tages (29.) mußten wir so unthätig in der Entfernung von etwa fünf Meilen vom Strande liegen bleiben. Derselbe zeigte uns eine Fläche von etwa einer Meile Tiefe, in deren Hintergrund mit Gras bewachsene Anhöhen lagen, auf denen zahllose Herden Hornvieh und Pferde weideten. Diese liefen zu jeder Zeit des Jahres und in dem kältesten Theile der Provinz ohne alle Aufsicht und Umzäunung auf denselben herum und wurden fett, ob ihre Eigenthümer wachten oder schliefen. Hier, gleichsam auf der Schwelle des Landes, hatten wir ein lebhaftes Bild von Kalifornien, wo die Natur Kalifornien.

Alles, der Mensch aber nichts thut; ein Text, zu dem unsere ganze seitherige Reise an der Küste dieses Landes den täglichen Kommentar geliefert hatte."

Die Bucht von San Francisco.

Die Bucht von San Francisco ist eine der schönsten und merkwürdigsten der ganzen Welt. Zuerst gelangt man in ein prachtvolles Binnenmeer, das ungefähr dreißig Meilen lang und zwölf breit ist. Eingefaßt ist dasselbe von einer Ebene, auf der sich eine lange Linie von Häusern hinzieht. Ein Amphitheater grüner Hügel schützt es gegen den Wind, woher er auch wehen mag. Von diesem Binnenmeer führt eine tiefe Bucht und eine zwei Meilen breite Wasserstraße in ein zweites, das die Form eines Kreises und zehn Meilen im Durchmesser hat. Aus diesem zweiten Binnenmeere gelangt man in ein drittes, ebenfalls 10 Meilen breites, das aber voll von Inseln ist, und in das sich die Flüsse Sacramento und San Joachim münden. Allein an dieser ganzen Reihe schöner Wasserpartien hatten zur Zeit, als Sir Georg San Francisco besuchte, die Einwohner weder Boote noch Kähne, weder Barken noch ein sonstiges Fahrzeug, außer einer Art Korb, der, wenn man ihn nöthig hatte, in wenigen Minuten aus den Binsen, die üppig an den Ufern der Flüsse und Seen wuchsen, geflochten werden konnte. Sir Georg spricht die Meinung aus, daß damals Aehnliches auf allen Gewässern Kaliforniens der Fall war. Pferde gab es dagegen im Ueberflusse.

Reise von Kalifornien nach den Sandwichinseln.

Sir Georg besuchte noch andere Theile des kalifornischen Küstengebietes, und begab sich gegen Ende des Januars 1842 nach den Sandwichinseln. Der größere Theil dieser Reise ward in einer vollkommen geraden Linie vollzogen; Alles ging einförmig von Statten, außer, daß man das Eintreten in das tropische Klima verspürte. Am Morgen des 9. Februar ward der höhere der zwei Vulkane Owaihis in einer Entfernung von 110 Meilen sichtbar; mehrere Stunden hindurch bildete derselbe gleich einem einsam auf dem Ocean dahinschwimmenden Eisberge die einzige Unterbrechung am Horizont. Allein an den folgenden Tagen traten, je näher das Schiff an die Inseln herankam, kleinere Berge in stets zunehmenden Entfernungen des Innern der Inseln vor den Blick. Durch die stufenweise Erhöhung, ihre Lage und ihre rauhen vulkanischen Umrisse thaten sie dar, wie die ganze Gruppe der Sandwichinseln durch vulkanische Wirkung aus der Tiefe und in der Richtung von Nordwesten nach Südwesten entstanden sein müsse. Offenbar nahm die Gewalt dieser Wirkung stets zu, je länger sie sich äußerte, so daß, während eine Insel nach der andern entstand, jede plötzlich in Höhe und Breite im Verhältniß



DIE CAPSTADT.

Carlsruhe, Kunstverlag.

ben

zwei
jeln.
en;
Sitka
den
weniger
dann
rten
lten
der
ab,
ets
eise
ben
pril
in

Fahrt nach Sitka.

ſi=
en.
Die
nd,
as
eß
de
ie
d
it
r
de
h=
n
en
n

Die Reise nach Ochotsk.

Die Aleuten

in ihren Silberminen beschert war. Man zwang sie zur Jagd



DIE CAPSTADT.

Carlsruhe, Kunstverlag.

zu der Gewalt beschaffen war, welche sie aus dem Wasser emporgehoben hatte.

Sir Georg widmet mehr als ein Fünftel des Umfangs der zwei von ihm herausgegebenen Bände der Beschreibung der Sandwichinseln. Mangel an Raum verbietet uns, ihm in dieser Ausdehnung zu folgen; wir erwähnen daher nur, daß er sich am 24. März wieder nach Sitka einschiffte. Auf der Reise dahin erfuhr man auf auffallende Weise den Wechsel des Klimas; man fühlte sich täglich, ja fast stündlich, weniger wohl und behaglich. Zuerst blieben Fliegen und Muskitos aus; dann griff man zu wärmerer Kleidung und zur Bettflasche. Schon am vierten Tage der Fahrt trat ein Hagel- und Schneesturm ein, und von da hielten eisige Winde an. Jedermann an Bord, namentlich die Bewohner der Sandwichinseln, klagte über Uebelbefinden; das Hornvieh magerte ab, und ward zu bloßer Haut und Knochen; die Ziegen befanden sich stets in der Nähe des Küchenfeuers, und drehten sich fortwährend im Kreise herum, um abwechselnd an jedem Theile ihres vor Kälte zitternden Körpers den Einfluß der Wärme zu empfinden. Endlich am 16. April lief das Schiff unter einem heftigen Windstoß und unter Regenschauern in den Hafen von Sitka ein. Fahrt nach Sitka.

Sir Georg verließ Sitka am 21. Mai in einem vorzüglichen russischen Schiffe, „Alexander" geheißen, um sich nach Ochotsk zu begeben. Diese Reise umfaßte 82 Grade der Länge und fast 20 der Breite. Die Winde waren die ganze Fahrt hindurch mild und auffallend abwechselnd, indem sie selten länger als 24 Stunden aus einer Richtung wehten. Das Meer war ruhig, und nur hie und da leicht erregt. Im Sommer ist dieß stets hier der Fall, in dem Grade, daß man von Mitte Mai bis Ende August diese Meere in einem offenen Boote befahren könnte. Die Reise nach Ochotsk.

Das Schiff fuhr an den Aleuten vorüber, woraus Sir Georg die Veranlassung nimmt, zu berichten, was er über den traurigen Zustand dieser Inseln weiß. Er schreibt: „Diese Inseln sind gegenwärtig weit weniger werthvoll, als sie es einst waren. Die menschlichen Bewohner betragen kaum noch ein Zehntel ihrer früheren Zahl, so sehr ist dieselbe durch Entbehrungen und Unterdrückung vermindert. Der natürliche Reichthum ihres Landes war die nächste Veranlassung hierzu; sie erfuhren in den Seehunds- und Seeotterfellen ihrer Küsten denselben Fluch, der den Bewohnern von Owaihi in ihrem Sandelholz, den Indianern des spanischen Amerika in ihren Silberminen beschert war. Man zwang sie zur Jagd Die Aleuten

auf diese Thiere; Ertrinken, Hunger sterben oder Erschöpfung war ihr Lohn. Selbst jetzt, wo die Aussichten günstiger für sie sind, als früher, und sie menschlicher behandelt werden, sind sie nichts als die Diener der russisch-amerikanischen Handelsgesellschaft, arbeiten als Knechte für dieselbe und durchwandern in dieser Eigenschaft als Jäger die ganze Strecke von der Behringsstraße bis nach Kalifornien, indem sie sich selbst ernähren und kleiden, ohne von ihren Vorgesetzten bezahlt zu werden." Die kleineren Nutzthiere, mit einziger Ausnahme des Wallrosses, haben sich in weit größerem Maßstabe als der Mensch auf diesen Inseln vermindert. Der Nutzen des Wallrosses ist ein verschiedenartiger und umfassender; seine Zähne dienen als Widerhaken der Speere und als Elfenbein, sein Fleisch als Nahrung, sein Oel zur Feuerung, seine Haut und Knochen als Material für Seeboote, seine Haut überdieß als Riemen für die Pelzballen, welche auf den russisch-chinesischen Markt zu Kiachta versandt werden. Die Seeboote, welche aus der Haut und den Knochen des Wallrosses gebaut werden, sind klein und zerbrechlich; sie vermögen nur wenige Tage der Einwirkung des Wassers zu widerstehen, und können ebenso nur dürftig ausgebessert werden, und doch laufen häufig Flotten derselben fünfzig bis sechszig Meilen weit in die See aus, um die Seeotter zu fangen. Bekommt eines derselben einen Leck oder wird sonst beschädigt, so rufen seine Insaßen, die wohl wissen, daß Niemand sie aufzunehmen und daß also nichts sie vom Ertrinken zu retten vermag, ihre Kameraden herbei, um ihnen Abschiedsgrüße an ihre Frauen und Kinder aufzutragen; dann legen sie sich nieder, um zu sterben, indem sie keinen einzigen Versuch zu ihrer Selbstrettung machen.

Die Nebel des nördlichen stillen Meers.

Diese Nebel, welche daher entstehen, wenn warme Strömungen aus dem Süden den kalten Ausdünstungen der nördlichen Gewässer begegnen, bedecken fast beständig einen großen Theil des nördlichen stillen Oceans, und sind besonders dicht um Kamtschatka herum und auf der See von Ochotsk, in dem Grade, daß Niemand, der nicht an dieselben gewöhnt ist, auf die Entfernung von hundert Schritten Gegenstände zu erkennen vermag. Der „Alexander" hatte während der Woche, welche er nach Kamtschatka unterwegs war, vorzugsweise wechselvolles Wetter, mindestens alle zwölf Stunden Winde aus entgegengesetzten Richtungen. Windstille und Windstöße folgten einander fortwährend; die Winde kamen aus allen Richtungen, bald sehr schwach, bald sehr stark, niemals aber stark genug, um die See aufzuregen. Während alles dessen hielt der Nebel

fortwährend an, nur hie und da von einer Pause unterbrochen, die es möglich machte, Beobachtungen anzustellen. Je näher aber das Schiff dem Meere von Ochotsk kam, desto mehr nahm die Wolkenzone gleichsam mit dieses Meeres Umfang zu; und es blieb nichts übrig, als, ähnlich einem Blinden, sich mit den Händen und dem Gehöre fortzuhelfen. „Ein Aleute an Bord war jedoch mit der seiner Race eigenthümlichen Gesichtsschärfe im Stande, Land auf viele Meilen und zwar durch einen Nebel hindurch, der für gewöhnliche Augen so dicht wie eine Mauer war, zu erkennen; selbst unser Kapitän war dadurch, daß er zuweilen eine Kanone abfeuern ließ und auf das dadurch entstehende Echo horchte, im Stande, ziemlich genau die Richtung und Entfernung der nächsten Küste anzugeben."

Das ochotskische Meer gleicht der Hudsonsbay vollkommen in Ausdehnung, bezüglicher Lage und auch darin, daß es, wie diese, vom Lande eingeschlossen ist. Die Kurilen und Kamtschatka schließen es vom großen Ocean ab; auf den ersteren befanden sich drei Posten der russisch-amerikanischen Handelsgesellschaft, um Pelze zu sammeln und Seethiere zu fangen. Die Einfahrt zwischen den Kurilen und Kamtschatka ist zwanzig Meilen breit, zugleich frei von Felsen und Strömungen, und scheint geräumig und sicher genug für die Seefahrt. Allein so dicht und häufig sind die Nebel daselbst, daß für Schiffe aus russisch Amerika zuweilen große Schwierigkeit vorhanden ist, die Einfahrt oder die von den Russen besetzten Inseln zu finden. Sie können oft nicht nach Ochotsk gelangen und sehen sich gezwungen, dahin zurückzukehren, woher sie kamen. Die See ist ziemlich seicht daselbst, da sie auf die Entfernung von 50 Meilen vom Lande oft nur 50 Faden Tiefe hat. Die Gegend um dieselbe hat, obgleich sie unter dem Breitegrade von Paris liegt, um die Mitte des Sommers oder sogar noch später, Schnee auf den Höhen, und weist auf den niederen Gründen kaum die kleinste Spur von Vegetation auf. Das ochotskische Meer.

Am 29. Juli erblickte der „Alexander," indem er die Nebelregion verließ und seinem Bestimmungsorte näher kam, in der Entfernung von 20 bis 30 Meilen in der Nähe von Ochotsk Land. Allein die Mannschaft desselben nahm mitten in ihrem Freudetaumel wahr, daß die Küste noch immer von dem Eise des letzten Winters besetzt sei; sie machte zwar einen kühnen Versuch, das Schiff zwischen die geborstenen Eisfloen *)

*) In der Schiffersprache wird unter einem Eisfelde eine Fläche verstanden, die sich vom Mastkorbe nicht übersehen läßt; kann man sie übersehen, so nennt man sie Floe, Eisflarde.

hindurch zu steuern, mußte aber bald den Rückzug gerathener finden und in Geduld abwarten, bis ein starker Wind das unbesiegliche Hinderniß entfernt haben werde. Der Kapitän ließ als Signal eine Kanone abfeuern, mehr aus Ceremonie, als in der nüchternen Erwartung, daß es am Lande hörbar sei, und doch ward später versichert, daß dieß nicht nur der Fall war, sondern daß Personen von Ochotsk den „Alexander" auf der Eiskruste des Meerbusens halten sahen. Das Schiff machte, um während des ärgerlichen Aufschubs, den seine Einfahrt erlitt, die Scene etwas wechseln zu machen und zugleich in ein etwas wärmeres Klima zu kommen, einige Fahrten gegen Süden, vermochte aber keine höhere Temperatur als 40° Fahrenheit zu finden. Die See blieb fortwährend auffallend ruhig.

Die Robben. Auf den Eisstücken, die an ihm vorüberschwammen, befanden sich zahlreiche Robben, die sich im Sonnenschein gütlich thaten. So wie diese Thiere in seine Nähe kamen, watschelten dieselben in's Wasser und verschwanden darin; im Allgemeinen sind sie aber sehr furchtlos, und liegen still, bis man sich ihnen nähert und einen tödtlichen Streich versetzt. Man hat sogar schon die Wahrnehmung gemacht, daß sie an den Schiffen hinaufkletterten, die auf der Rhede von Ochotsk lagen. Der „Alexander" versuchte zwar täglich, dem Ankerplatze näher zu kommen; endlich am 4. August, gelang ihm dieß in einer späten Abendstunde dadurch, daß er jede offene Wasserfahrstraße benutzte, und indem er in dem Grade in geringere Meerestiefe gerieth, daß sein Kiel den Schlamm vom Meeresboden in die Höhe zog.

Ochotsk. Ochotsk erschien jedoch den Reisenden jetzt, da sie es erreicht hatten, als ungemein abschreckend. Es steht auf einem niedrigen, flachen, schieferartigen Ufer, und scheint sich fast noch im Meere zu befinden. Es besteht aus einem unregelmäßigen Haufen armseliger Hütten, die der Alles beherrschende Nebel fast unsichtbar macht. Nach erfolgter Landung gewährte die Stadt keinen besseren Eindruck. Es war der einzige größere bewohnte Ort auf einem Raum, der dem gleichkommt, den zwei oder drei europäische Königreiche einnehmen, und doch betrug seine ganze Bevölkerung nur ungefähr achthundert, und selbst diese kleine Zahl führte ein armseliges Dasein. „Es ist kaum möglich, ein traurigeres Bild zu sehen. Auf viele Meilen im Umkreise der Stadt sieht man nicht einen Baum, kaum ein grünes Blatt. Mitten in dem unregelmäßigen Gemisch von Hütten befindet sich ein Sumpf, der, außer wenn er gefroren ist, pestilentialische Dünste erzeugen muß. Das Klima ist zum wenigsten nicht besser, als

der Boden. Der Sommer dauert daselbst drei Monate, während welcher Zeit feuchtes, naßkaltes Wetter herrscht, meist aber der Schnee die Hügel bedeckt, während der Hafen zugefroren ist. Diesem Zeitraum folgen neun Monate des härtesten Winters, während welchem im Gegensatz zu höher gelegenen Orten die Kälte eben so rauh als intensiv ist."

Sir Georg Simpson reiste von Ochotsk nach Jakutsk mit einem Gefolge von acht Personen und ungefähr dreißig Pferden. Die Entfernung betrug ungefähr 880 Meilen; der Weg dahin führte durch öde, unwirthliche Gegenden, ganz im Charakter derjenigen von Ochotsk, und ward in siebenzehn Tagen zurückgelegt. Die Stadt Jakutsk steht auf einer großen flachen und einförmigen Ebene, die in einem früheren Zeitalter ganz von der Lena gebildet und überströmt worden zu sein scheint. Die Stadt enthält ungefähr 400 einstöckige Gebäude, mit Anbauen und Gärten, die weite Straßen und geräumige Vierecke bilden und sich über eine große Fläche erstrecken. Sie nährt sich blos von Pelzhandel, und empfängt ihren ganzen Lebensmittelbedarf auf dem Flusse Lena. Ihr Klima ist sehr rauh und kalt. Sogar in den wärmsten Sommernächten bildet sich Eis in seinen Brunnen und Kellern; das Thermometer zeigt oft im Sommer 106°, gegen 83° unter Null im Winter, was einen um 9 Grad größeren Unterschied beträgt, als derjenige ist, welcher zwischen dem Gefrier- und dem Siedpunkte des Wassers besteht.

Sir Georg begab sich hierauf nach Jakutsk und legte den größeren, ungefähr 1660 Meilen betragenden Weg dieser Entfernung auf der Lena zurück. Der ganze Schifffahrtsverkehr dieser Gegend findet durch Boote statt, die durch Pferde oder Menschen gezogen werden. Ein jedes dieser Boote geht 18 bis 24 Zoll tief in's Wasser, und besteht aus drei Abtheilungen, der vordern, gepflasterten, zum Kochen, der mittleren, mit einer Art Kajüte oder Hängematte, die aus Brettern und Segeltuch besteht, und einer hintern, mit einer Platform für den Steuermann. Die Boote werden durch Pferde gezogen, unter Aufsicht von Männern, hie und da auch von Knaben und Weibern, wobei meist ein Treiber auf ein Pferd gerechnet wird. Haltplätze befinden sich in regelmäßigen Zwischenräumen an den Ufern, um frische Pferde und Treiber zu bekommen. Sir Georg hatte ein ziemlich bequemes Boot für sich und die Herren seiner Umgebung; an Bord eines zweiten, das im Schlepptau geführt ward, befanden sich seine Diener und ein Kossake, der ihn zu bedienen hatte. Und doch nennt er das Boot, in dem er fuhr, einen

Reise in Booten auf der Lena.

„schwimmenden Käfig", einen „kleinen Kerker" und beschreibt die Reise in demselben als unerträglich langweilig und unangenehm. Während der Ruhestunden war die Kajüte geschlossen und bei der Hitze, die darin herrschte, von Muskitoschwärmen angefüllt. Da nun die Pferdetreiber wegen seichter Stellen tief in den Fluß hinein zu waten hatten, um die Boote über diese Stellen hinwegzuziehen, so gab dieß einen fast stäten Lärm und Getöse. Den Tag über konnten die Herren nicht von ihren Sitzen aufstehen, ohne Einer den Andern zu belästigen. Es blieb ihnen kaum Raum genug, um ihre Beine auszustrecken oder auch nur, um nach Herzenslust zu gähnen. Sie konnten nicht einmal sich an's Ufer begeben, um sich auf einem Spaziergange zu ergehen; denn entweder liefen die Pferde zu schnell und machten es dadurch unmöglich, ihnen zu Fuße zu folgen, oder die Treiber arbeiteten sich im Flusse in größerer Entfernung vom Ufer ab, um über die seichten Stellen hinwegzukommen. Kam man an den Haltplätzen an, um Pferde und Treiber zu wechseln, so wurden die Boote eine volle Werste von den Häusern angelegt. Es blieb auf diese Weise den Reisenden nichts übrig, als sich darein zu ergeben, in diesem Schwitzbade zu verweilen, und jede Gelegenheit, die sich ihnen zur Erholung in freier Luft bot, nicht unbenützt vorübergehen zu lassen.

Der Fluß hatte für einen großen Theil seines Laufes eine Breite von 2½ bis 6 Meilen und theilte sich durch Inseln und Sandbänke häufig in zwei oder mehr Kanäle ab. Seine Ufer, oder vielmehr die Seiten des Thales, durch das er sich ergoß, waren in großer Ausdehnung aus hohen und geborstenen Felsenmassen gebildet. Sir Georg nennt ihn „einen der größten Flüsse der Welt;" obgleich er nicht weniger als 2650 Meilen Länge hat, fließt er doch nur innerhalb Sibiriens. Der Schiffsverkehr, der auf demselben mit Getreide und andern Bedürfnissen des Lebens von seinen oberen und mittleren Theilen, den wichtigsten und bedeutendsten seiner Gewässer, nach Yakutsk und dem Norden statt hat, gewährt jedoch nur ein trauriges Bild von der daselbst herrschenden Handels- und Gewerbsentwicklung. Derselbe geschieht nämlich vermittelst bloßer Flöße aus runden, mit Brettern bedeckten Balken, die auf den Seiten mit Schaudecken aus eben solchen ungehobelten Brettern versehen sind. Obgleich nun ein solches Fahrzeug mit Segeln versehen ist, um es bei günstigem Winde vorwärts zu bringen, und mit Stangen, Baumästen und dergleichen rohem Material, um es, so weit möglich, zu steuern, so

Beschiffung der Lena.

bewegt es sich doch nur sehr langsam und unbehülflich, verursacht oft großen Aufenthalt oder bleibt im Winter gänzlich stecken. Begreiflicherweise wird alsdann seinem Eigenthümer dadurch großer Schaden zugefügt und verfallen diejenigen Orte, welche mit ihren Lebensbedürfnissen auf dasselbe angewiesen sind, großen Entbehrungen. Was jedoch den durch solche unvollkommene Fahrzeuge entstehenden Nachtheil etwas vermindert, besteht darin, daß ein solches nur für eine Reise dient und, am Bestimmungsorte angekommen, auseinander genommen und als Zimmerholz verkauft wird.

Viele der Bewohner der Lenaufer leben in großer Armuth und Entbehrung; dieselben dürfen sich nicht aus ihrer Heimath entfernen, so sehr sie auch dadurch ihre Lage verbessern könnten. Sir Georg erzählt: „An einem dieser Haltplätze wies man uns Brod, das aus Roggen und der innern Rinde des Lärchenbaums gebacken war. Das arme Volk lebte meist von dieser wenig schmackhaften Kost mit saurer Milch; es betrachtete sich als glücklich, wenn es außerdem etwas zu essen bekam, was wie Talg aussah, in der That aber eine Mischung von geronnener Milch mit Butter war, die man zu einem Teig geknetet hatte. Ihre Kleidung bestand fast ausschließlich aus Pferdshäuten; ihre Füße stacken in Strümpfen aus Roßhaaren, was für das zarte Gehwerk unserer vornehmen Welt keine kleine Buße sein müßte." Die mittleren und oberen Gesellschaftsklassen lebten jedoch ganz gut; Sir Georg belobt höchlich ihre Gastfreundlichkeit, Leutseligkeit und das russische Strafsystem der Kolonisirung Sibiriens, namentlich verweilt er längere Zeit bei der Klassifizirung und Verurtheilung der Exilirten je nach dem Charakter ihres Straffalls.

Die Bewohner des Lenagebiets.

Sir Georg verschaffte sich zu Yakutsk einen so geräumigen Reisewagen, daß er sich des Nachts darin wie in einem Bette niederlegen konnte. In demselben reiste er in 41 Tagen auf einer Strecke von 4000 Meilen mit verhältnißmäßig wenig Abwechslung durch das meist flache Gebiet des innern Rußlands nach St Petersburg. Diese ganze Reise bot wenig, was nicht schon den meisten Reisenden, welche den gleichen Weg zurücklegten, bekannt wäre. Von den 41 Nächten, die solche erforderte, brachte er 36 im Wagen, eine auf einem Sopha zu Tomsk, 2 auf dem Zimmerboden zu Ekaterinenburg, eine auf einem Sopha zu Kasan und eine im Bette zu Moskau zu. Am 16. Oktober schiffte er sich auf einem Dampfschiffe nach Lübeck ein; 13 Tage später kam er in London an. Seine ganze Reise um die Welt hatte, mit Einschluß der Umwege, die

er brauchte, und des zeitweisen Aufenthaltes, den er nahm, nicht länger als 19 Monate und 26 Tage gedauert.

Die erste Weltreise der Frau Ida Pfeiffer.

Frau Ida Pfeiffer machte ihre erste Weltreise in den Jahren 1846 bis 1848, ihre zweite in den Jahren 1851 und 1852. Sie war eine Deutsche und „datirte ihren Geburtstag aus dem vorigen Jahrhundert." Ueber die Beweggründe zu ihrer Reise sagt sie in der Vorrede zu ihrem Werke *): „Manche glauben vielleicht, Eitelkeit sei die Veranlassung zu dieser großen Reise gewesen. Ich kann darauf nichts erwiedern, als: wer dieß denkt, möge selbst eine ähnliche Reise unternehmen, um zu sehen, daß solche Beschwerden, solche Entbehrungen und Gefahren nur durch angeborne Reiselust, durch unbegränzte Wißbegierde überwunden werden können. Wie es den Maler drängt, ein Bild zu malen, den Dichter seine Gedanken auszusprechen, so drängte es mich, die Welt zu sehen." Kühn und mit edler Begeisterung begab sie sich allein auf die Reise, und vereinigte in sich den Charakter einer Reisenden mit dem einer Heldin. Ihre Fahrt um die Welt hatte auf die verschiedenste Weise, meist aber zu Wasser statt; in den warmen Breitegraden hielt sie sich am längsten auf; auch führte sie ihr Weg durch die interessantesten Gegenden.

Am 29. Juni 1846 gieng sie zu Hamburg auf einer dänischen Brigg, deren Bestimmungsort Rio de Janeiro war, an Bord. Nahe an demselben hatten die Seefahrer einen Sturm, und fanden später das Meer mit unzähligen Leichen armer Schmetterlinge und Nachtfalter bedeckt, welche der Sturm in's Meer getragen hatte. Man befand sich in der Nähe des Kaps Frio. „Der Horizont war aber wolkig und nebelig, und die Sonne hatte keine Kraft, den trüben Schleier zu zerreißen. Wir hofften auf den nächsten Morgen, da brach in der Nacht ein neuer Sturm aus, der bis 2 Uhr anhielt; das Schiff wurde so weit als möglich in die offene See gesteuert, und wir waren am Ende noch glücklich, am Tage dieselbe Höhe und Breite wieder zu erreichen, die wir Abends zuvor gehabt hatten." Am 17. Juni setzte sie endlich den ersten Fuß an's Land.

Erlebt den ersten Seesturm.

Frau Pfeiffer machte verschiedene interessante Ausflüge nach der Seeküste und in die brasilianischen Wälder. Der romantischste und zugleich entfernteste galt einem Dorfe Puriindianer. „Die Zahl der noch übrig

---

*) Eine Frauenfahrt um die Welt, von Ida Pfeiffer, geborne Reyer. 3 Bände, Wien 1850.

gebliebenen Indianer Brasiliens soll sich nunmehr gegen 500,000 belaufen, die tief in das Land hinein zerstreut in den Wäldern leben. Ich fand die Indianer noch häßlicher als die Neger; ihre Hautfarbe ist lichtbronce, ihre Statur gedrungen und von mittlerer Größe. Sie haben breite, etwas zusammengeschobene Gesichter und kohlschwarzes, straff herabhängendes dichtes Haar, welches die Weiber zum Theil in Flechten tragen, die sie am Hinterkopfe befestigen, zum Theil ungeflochten herabhängen lassen. Die Stirne ist breit und nieder, die Nase etwas gequetscht, die Augen klein geschnitzt, beinahe nach Art der Chinesen, der Mund sehr groß mit etwas dicken Lippen. Um alle diese Schönheiten noch mehr hervorzuheben, ist über das ganze Gesicht ein eigener Zug von Dummheit gelagert, der sich besonders durch den beständig offen stehenden Mund ausdrückt. Die meisten, sowohl Männer als Weiber, waren mit röthlicher oder blauer Farbe tätowirt, jedoch nur um den Mund in Form eines Schnurbartes. Beide Geschlechter rauchen leidenschaftlich Tabak und lieben den Brantwein über Alles. Ihre Bekleidung bestand aus einigen Lumpen, die sie um die Lenden geschlagen hatten. Viele dieser Indianer haben die Taufe erhalten. Für etwas Brantwein und Tabak sind sie augenblicklich bereit, diese Feierlichkeit an sich ergehen zu lassen, und bedauern nur, daß sie nicht öfter wiederholt werden kann, um so mehr, da die Ceremonie schnell abgethan ist. Der Priester glaubt durch diese heilige Handlung allein schon dem Himmel eine Seele gewonnen zu haben, und kümmert sich ferner weder um Unterricht, noch um Sitten und Gebräuche seiner Täuflinge. Die Puris sollen ganz vorzüglich zum Aufspüren entflohener Neger zu gebrauchen sein, da ihre Geruchsorgane besonders ausgebildet sind. Sie riechen die Spur des Entflohenen an den Blättern der Bäume, und gelingt es dem Neger nicht, einen Strom zu erreichen, in welchem er eine große Strecke gehen oder schwimmen kann, so soll er dem ihm nachspürenden Indianer nur äußerst selten entkommen. Auch zu schweren Arbeiten, zum Holzfällen, zu Mais- und Maniakanbau u. s. w. hat man diese Wilden gern, da sie fleißig sind, und mit etwas Tabak, Brantwein oder farbigem Zeug leicht abgelohnt werden. Doch darf man sich ihrer durchaus nicht mit Gewalt bemächtigen — sie sind freie Menschen. Sie kommen gewöhnlich nur zur Arbeit, wenn sie schon halb verhungert sind. In ihren Hütten traf ich die größte Dürftigkeit, das größte Elend. Auf einem kleinen Raume unter hohen Bäumen waren fünf Hütten oder eigentlich Laubdächer (bei 18 Fuß lang und 12 Fuß breit) aufgeschlagen. Vier

Die Puri-Indianer.

Sitten und Lebensgewohnheiten derselben.

Stangen, in die Erde gesteckt, daran eine Querstange, bildeten das Gerippe — große Palmblätter, zwischen welchen der Regen ganz bequem eindringen konnte, das Dach. Auf drei Seiten war die Laube ganz offen. Im Innern hingen ein Paar Hängematten und auf der Erde glomm etwas Feuer und Asche, in welcher einige Wurzeln, Maiskolben und Bananen geröstet wurden. Die langen Bogen und Pfeile, ihre einzige Waffe, lehnten im Hintergrunde an der Wänd."

Sie ging hierauf mit einigen der Wilden auf eine Papageien- und Affenjagd und hatte so Gelegenheit, die Geschicklichkeit zu bewundern, mit welcher diese Leute ihre Bogen handhabten. Zu den Hütten zurückgekehrt, nahm sie Antheil an einer Mahlzeit, welche aus gerösteten Affen und Papageien bestand und rühmt das Wohlschmeckende derselben. Um das Mahl recht lecker zu machen, gaben ihre Wirthe auch noch einige Maiskolben und Knollengewächse in die Asche. „Sie brachten dann große frische Baumblätter herbei, rissen den gebratenen Affen mit den Händen in mehrere Theile, legten eine tüchtige Portion davon auf die Blätter, so wie auch einen Papagei, Mais und Knollengewächse, und stellten es vor mich hin."

„Da es schon dunkel war, so brachten sie viel Holz herbei, errichteten eine Art Scheiterhaufen und zündeten ihn an; die Männer schlossen einen Kreis um denselben und begannen den Tanz. Sie nannten dieß einen Friedens- oder Freudentanz. Dann führten sie einen andern viel wilderen auf, wobei sie fürchterlich durchdringende Töne ausstießen, die im ganzen Walde widerhallten", und Frau Pfeiffer mit Angst erfüllten. Als sie sich dann unter den Wilden zur Ruhe begab, befiel sie eine Furcht anderer Art, sie gedachte der vielen wilden Thiere, der schrecklichen Schlangen, „die vielleicht ganz nahe um uns hausen mochten", und des offenen schutzlosen Obdaches, unter welchem sie die Nacht zubringen mußte: „Lange hielt mich diese Furcht wach, und oft vermeinte ich die Blätter rauschen zu hören, wie wenn sich eines der gefürchteten Thiere Bahn bräche. Endlich aber forderte der ermüdete Körper dennoch seine Ruhe, ich stützte den Kopf auf den hölzernen Block, den ich unter denselben geschoben hatte, und tröstete mich mit dem Gedanken, daß es mit der Gefahr doch nicht so arg beschaffen sein möge, als uns manche Reisende glauben machen wollen; wie wäre es sonst möglich, daß die Wilden so unbekümmert und so ganz ohne Vorkehrungen in ihren offenen Hütten wohnen?"

Frau Pfeiffer bringt eine Nacht unter ihnen zu.

Am darauffolgenden Morgen nahm sie Abschied von den Wilden,

welche sie mit verschiedenem Bronceschmuck beschenkte. Dieselben waren darüber so entzückt, daß sie ihr alles anboten, was sie besaßen. Sie nahm einen Bogen und zwei Pfeile zum Andenken an diesen Besuch mit sich, und kehrte alsdann auf einem acht Stunden langen Wege, der durch das dichteste Dickicht führte, zu den Wohnungen der civilisirten Welt zurück.

Frau Pfeiffer verließ Rio de Janeiro in einer englischen Barke, um sich nach Valparaiso zu begeben. Die Erfahrung, die sie beim Uebergang aus dem atlantischen ins stille Meer machte, war die aller Reisenden, welche ums Kap Horn fuhren. Eine Reihe Stürme warf das Schiff, so lange die Reise um das Feuerland dauerte, herum, zuletzt gab es einen Orkan, der 24 Stunden anhielt und das Schiff arg beschädigte.

Von Valparaiso nahm sie ein Schiff nach China und benützte die Gelegenheit, im Vorübersegeln des Schiffes einige Tage zu Tahiti zuzubringen. Sie beschreibt Papeiti, die Hauptstadt dieser Insel, als eine Reihe kleiner Häuser von Holz, die um den Hafen herum liegen; der Hintergrund der Gegend sei bewaldet. Papeiti.

„Die Insel Tahiti stand vor mehreren Jahren unter englischem Schutze, genießt aber jetzt den französischen. Lange war sie ein Zankapfel zwischen beiden Nationen, bis im November 1846 Friede geschlossen wurde. Die Königin Pomare, die sich nach einer andern Insel geflüchtet hatte, war vor fünf Wochen nach Papeiti zurückgekommen. Die französische Regierung gibt ihr eine jährliche Pension von 25,000 Franken, sie darf aber keinen Fremdenbesuch ohne Bewilligung der französischen Behörde empfangen; man erhält aber diese Bewilligung sehr leicht. Die französische Besatzung der Insel wirkt auf den sittlichen Zustand der Bewohner sehr unvortheilhaft ein. Die Eingebornen lernten dadurch eine Menge unnöthiger Bedürfnisse kennen, in Folge deren die Begierde nach Geld schrecklich in ihnen erwacht ist. Da sie nun von Natur aus sehr träge sind und durchaus nicht arbeiten wollen, so haben sie das weibliche Geschlecht als Mittel des Erwerbs auserseben. Eltern, Geschwister, ja Ehemänner führen ihre Angehörigen den Fremdlingen zu. Die Weiber sind es auch zufrieden, indem sie so auf leichte Art Putz für sich und Geld für die Ihrigen erlangen. Jedes Haus eines französischen Offiziers ist das Stelldichein mehrerer eingeborner Schönen, die da zu jeder Stunde des Tages aus und eingehen. Als Frau in vorgerücktem Alter ist es mir wohl erlaubt, über derlei Gegenstände Bemerkungen zu machen, und ich muß offen gestehen, daß, obwohl ich viel in der Welt herumgereist bin und viel ge- Große, auf Tahiti herrschende Unsittlichkeit.

sehen habe, mir noch nie so ein öffentliches schamloses Benehmen vorgekommen ist."

Frau Pfeiffer wohnte einem Gastmahle bei, das die Königin und ihr Gemahl zu Ehren des anwesenden Königs einer benachbarten Insel veranstaltet hatten. Sowohl die Königin als ihr Gemahl erwiesen ihr die gewöhnlichen Tischaufmerksamkeiten, als: das Glas mit Wasser oder Wein anzufüllen, die Speisen zu reichen u. s. w. Man sah, daß sie sich Mühe gaben, die europäischen Sitten so viel als möglich zu erlernen. Nichts desto weniger fielen doch dann und wann einige der Gäste aus der Rolle; so verlangte z. B. die Königin beim Dessert einen zweiten Teller, den sie mit Naschereien anfüllte und bei Seite stellen ließ, um ihn mit nach Hause zu nehmen. Im Laufe des Abends zog sie sich sogar in ein Nebengemach zurück, um eine Cigarre zu rauchen.

Frau Pfeiffer folgte dem Beispiele des Herrn Bennet, dessen interessanten Ausflugs nach dem See Vaihiria in dem letzten Kapitel gedacht ist. Sie machte auch einen solchen nach dem Fautaua und dem Diadem, den wir mit ihren eigenen Worten erzählen müssen.

„Fautaua ist der Punkt, welchen die Indianer für uneinnehmbar hielten, und auf dem sie in dem letzten Kriege von den Franzosen dennoch vollkommen besiegt wurden Herr Gouverneur Bruat war so freundlich, mir zu dieser Parthie seine Pferde zu leihen und mir einen Unteroffizier mitzugeben, der jede Stellung der Franzosen und Indianer zu erklären wußte, da er selbst dabei gewesen war. Länger als zwei Stunden führte uns der Weg zwischen schauerlichen Schluchten durch dichte Wälder und reißende Bergströme. Die Schluchten schlossen sich oft zu wahren Engpässen, und die sie umgebenden Berge waren schroff und unersteigbar, so daß hier, wie einst zu Thermopilä, eine kleine Schaar tapferer Krieger ganze Armeen zurückhalten könnte. Der Eingang nach Fautaua wird auch als der eigentliche Schlüssel zu dieser Insel betrachtet. Um ihn einzunehmen, gab es kein anderes Mittel, als eine der schroffsten Bergkanten zu erklettern und auf dem schmalen Bergrücken vorzudringen, um dem Feinde in den Rücken zu kommen. Der Gouverneur, Herr Bruat, ließ zu diesem halsbrecherischen Unternehmen Freiwillige aufrufen, deren sich mehr meldeten, als nöthig waren. Man wählte aus ihnen abermals und zwar nur 62 Mann, die sich bis auf die Schuhe und Unterbeinkleider entkleideten und bloß ihre Gewehre und Patronen mitnahmen."

Der Engpaß zu Fautaua.

„Nach zwölfstündigem, höchst gefahrvollem Klettern gelangten sie mittelst

Seilen und des Einsetzens spitzer Eisen und Bajonette auf die Höhe eines der Bergrücken, wo sie den Indianern so unerwartet erschienen, daß diese gänzlich entmuthigt ihre Waffen von sich warfen und sich ergaben. Sie meinten „„Menschen könnten hierher nicht bringen, das müßten Geister sein, und gegen solche wären sie nicht im Stande sich zu vertheidigen."" Jetzt ist zu Fautaua ein kleines Fort errichtet und auf einer der höchsten Spitzen ein Wachthaus. Zu diesem führt eine Fußsteig über eine schmale Bergkante, die an beiden Seiten in unermeßliche Abgründe abfällt. Leute, die dem Schwindel unterworfen sind, können nur schwer oder gar nicht dahin gelangen, wodurch sie viel verlieren, indem die Aussicht überaus großartig ist. Man übersieht Thäler, Schluchten und Berge ohne Zahl (von letztern besonders den romantischen Felskoloß „„Diadem""), dichte Wälder von Palmen und andern gigantischen Bäumen, und darüber hinaus das gewaltige Meer, das sich an den Klippen und Riffen tausendfältig bricht und in weiter Ferne in dem azurblauen Himmel verschwimmt."

„In der Nähe des Forts stürzt ein Wasserfall zwischen engen Schluchten über eine senkrechte Wand hinab; leider ist aber der Ausgang des Sturzes von vorspringenden Felsen und Hügeln verdeckt und die Wassermenge etwas verdeckt, sonst verdiente dieser Fall der Höhe des Sturzes nach (gewiß über 400 Fuß) zu den ausgezeichneten gezählt zu werden. Die Aussicht vom Diadem ist noch großartiger, da man auf zwei Seiten über die Insel hinaus das Meer erblickt."

Das Schiff, was unsere Heldin an Bord hatte, segelte am 18. Mai nach Tahiti; dasselbe machte diese ganze Reise durch das chinesische Meer während einer fast gänzlichen Windstille, wodurch der polynesische Ocean den Namen „der stille", wonach er heißt, verdient. An Bord des Schiffes befanden sich drei Pferde, ein Hund, einige Schweine, Gänse und Singvögel. Die Töne, welche diese Thiere von sich gaben, veranlaßten, in Verbindung mit der vollständig einförmigen Schiffsbewegung, Frau Pfeiffer hie und da, während sie sich an ihrem Schreibpulte befand, zu der Annahme, sie befände sich in einem kleinen Gemache am Ufer. Am Ende erhob sich dicht an der Küste von China, während sie glaubte, die letzte Nacht am Borde zuzubringen, ein scharfer Wind, der zu dem schrecklichen Typhun auszuarten drohte, allein bald vorüber war. Das Schiff war dadurch im Stande, in den Hafen von Makao einzulaufen.

Frau Pfeiffer schiffte sich in demselben den darauffolgenden Tag nach Hongkong ein, das 35 Meilen östlich gelegen ist; einige Tage

Hongkong und die Küstenscenerie von Kanton.

darauf machte sie in einer chinesischen Dschonke von letzterem Orte aus die Ueberfahrt nach Kanton. Man hatte ihr zwar sehr abgerathen, sich so ganz ohne allen Schutz dem chinesischen Volke anzuvertrauen; der Anblick und das Betragen der Chinesen flößte ihr jedoch durchaus keine Furcht ein; sie setzte „vielmehr ihre Pistolen in Stand und ging am Abend des 12. Juli ganz ruhig an Bord", allein sowohl der Schiffskapitän als die Passagiere erwiesen ihr alle mögliche Aufmerksamkeit, und sie nahm überhaupt nichts Auffallendes wahr, als daß die chinesischen Matrosen und die Passagiere etwas unanständige Scherze trieben und übermäßig Tabak rauchten, wozu sie Thee tranken. Ihre Beschreibung der Küstenscenerie von Kanton erwähnt einige Züge dieses interessantesten und zugleich originellsten Volks der Welt; sie gibt dieselbe auf nachstehende einfache aber bezeichnende Weise:

„Je näher man Kanton kommt, desto mehr nimmt die Lebhaftigkeit auf dem Flusse, die Zahl der Schiffe und bewohnten Boote zu. Man sieht Fahrzeuge von den wunderbarsten Formen, Dschonken, deren Hintertheil zwei Stock hoch über dem Wasser ragt, und gleich einem Hause mit hohen Fenstern und Gallerien versehen und mit einem Dache gedeckt ist. Diese Schiffe sind oft von erstaunlicher Größe und laden bis zu 1000 Tonnen. Ferner sieht man chinesische Kriegsschiffe, flach, breit und lang gebaut, mit 20—30 Kanonen besetzt. Alle größeren Fahrzeuge haben am Vordertheil große, eingelegte, gemalte Augensterne, mittelst welcher sie, wie die Chinesen meinen, ihren Weg besser finden, ebenso die Mandarinboote, die mit ihren bemalten Außenwänden, Thüren und Fenstern, mit ihren ausgeschnitzten Gallerien und den farbigen seidenen Flaggen den niedlichsten Häusern gleichen, und vor Allem die herrlichen Blumenboote, deren obere Gallerien mit Blumen, Guirlanden, Arabesken und dgl. ausgeschmückt sind. Artige Landhäuser in ächt chinesischem Stile, mit den ausgeschweiften, spitzigen und zakichten Dächern, mit den eingelegten farbigen Ziegeln und Thonplatten, liegen unter schattigen Baumgruppen; verschiedenartig gebaute Pagoden (Tas genannt), von drei bis zu neun Stockwerken erheben sich auf kleinen Erdhügeln in der Nähe von Ortschaften und ziehen schon aus weiter Ferne die Aufmerksamkeit auf sich. Das Bild wird vervollständigt, wenn man noch Tausende von kleinen Booten (Sampans), die theils vor Anker liegen, theils überall durchkreuzen und durchdrängen, Fischer, die von allen Seiten ihre Netze auswerfen, Kinder und Erwachsene, die sich mit Baden und Schwimmen

belustigen, sieht. Man wendet oft ängstlich den Blick hinweg, wenn man auf den kleinen, schmalen Booten die Jungen sich balgen und spielen sieht. Jeden Augenblick meint man eines der Kleinen über Bord fallen zu sehen. Vorsichtige Eltern binden den ein- bis sechsjährigen Kindern ausgehöhlte Kürbisse oder mit Luft gefüllte Ochsenblasen auf den Rücken, damit, wenn sie in das Wasser fallen, sie nicht sobald zu Boden sinken."

„Alle diese vielseitigen Beschäftigungen der Menschen, dieß unermüdete Leben und Treiben, gewähren Bilder, von deren Eigenthümlichkeiten man sich wohl schwerlich, ohne sie gesehen zu haben, einen richtigen Begriff machen kann."

Frau Pfeiffer begab sich bei ihrem Landen zu Kanton offen durch die Straßen nach dem Hause ihres europäischen Freundes. Bald hatte sich ein Schwarm Eingeborner um sie gebildet, man wies mit Fingern nach ihr, und begleitete sie, schreiend und lärmend, im Zuge. Sie schritt jedoch furchtlos weiter, allein man sagte ihr später, daß sie in unmittelbarer Gefahr, gesteinigt und von ihren Gefährten verlassen zu werden, geschwebt habe. Auch erfuhr sie, daß der Haß der Chinesen gegen die Europäer in der letzten Zeit stark zugenommen habe; daß Gewaltthaten aller Art, Raub und Mord täglich an ihnen verübt würden, und daß ein allgemeiner Aufstand gegen dieselben für wahrscheinlich gehalten werde. Die europäischen Kaufleute hätten daher Vorräthe von Waffen und Munition in ihren Faktoreien angelegt, und rüsteten sich zum Kampfe; hauptsächlich verfolge aber der Haß der Chinesen europäische Frauen, weil eine alte chinesische Prophezeiung besage, daß ein Weib eines Tages das himmlische Reich erobern werde. Sie blieb aber nichts destoweniger fünf Wochen zu Kanton um Alles zu sehen, mehr, als jemals eine europäische Frau in China gesehen hatte, und genoß dabei die Gesellschaft eines Herrn, eines Deutschen, der sich um ihrer willen selbst vielen Gefahren aussetzte. Die von ihr selbst erlebten Abentheuer abgerechnet, weiß sie uns jedoch wenig zu erzählen, was in den letzten Jahren nicht schon ziemlich allgemein bekannt geworden wäre; übrigens bestätigt sie Alles, was über die von den Chinesen gehegten Vorurtheile und ihre eigenthümlichen Gebräuche bekannt geworden ist. Als sie einst einen großen heidnischen Tempel besuchte, und dabei anwesende amerikanische Missionäre die chinesischen Priester zum Zorne reizten, gerieth sie in einige Gefahr. Ein andermal machte sie in einem hübschen, von ihr gemietheten Boote einen Ausflug ziemlich weit den Fluß hinauf in's Innere des Landes, und

Wanderungen der Frau Pfeiffer durch die Straßen und um die Mauern von Kanton.

ward dabei von den Kanonenkugeln eines Forts begrüßt, glücklicherweise ohne getroffen zu werden. Sie machte einen Spaziergang um die Mauern von Kanton, was kein Weib vor ihr gethan hatte, und was sie selbst nicht wagte, ohne Mannskleider zuvor anzuziehen, und gelangte, nachdem sie lange durch übelriechende kleine Straßen und Alleen gewandelt war, endlich zu einem etwas höher gelegenen Orte, von dem man eine hübsche Ansicht der Stadt genoß. Die Stadt stellte sich ihr von daselbst aus nur als eine verwirrte Masse kleiner Häuser dar, zwischen denen nur wenige Bäume sichtbar waren; denn sie vermochte keine breite Straße, noch ein Viereck, noch überhaupt ein Gebäude von einigem architektonischen Werthe zu erkennen, eine einzelne Pagode von fünf Stockwerken ausgenommen. Auch kam sie auf den Richtplatz, und sah daselbst, zu ihrem großen Schrecken, eine lange Reihe blutender, auf Stangen gesteckter Köpfe. Ihrer Angabe zufolge wurden in dem Jahre 1842 4000 Menschen, als Verbrecher, von zwei Provinzen, welche zusammen 19 Millionen enthielten, hingerichtet, und die sich von selbst ergebende Frage lautet: „Waren wirklich die Verbrecher in so großer Zahl vorhanden, oder wird die Todesstrafe so häufig angewandt, oder aber findet beides statt?"

Sie verließ in einer chinesischen Dschonke Kanton am 20. August, um sich abermals nach Hong-Kong zu begeben; von da schiffte sie sich auf einem englischen Dampfschiffe nach Singapur ein. Zu Sincapur kam sie am 4. September an; ihr Aufenthalt auf der Insel, die sie in der Länge und Breite durchstreifte, und auf der sie ein reiches Pflanzen- und Thierleben fand, dauerte einige Zeit. Ihr Hauptausflug war ein ungemein interessanter, nämlich in den Urwald, oder was man dort die Dschongeln heißt, in Gesellschaft von vier Herren, die Schießgewehre trugen, um Tiger, Bären, wilde Eber und große Schlangen zu erlegen; allein, obgleich dieß eine Tigerjagd sein sollte und obgleich der Weg durch das tiefste Walddickicht einer prachtvollen Vegetation führte, so scheint der ganze Erfolg in weiter nichts als in der Erlegung und Fortschaffung von zwei Boa-Constrictor-Schlangen bestanden zu haben. Das abgehäutete Fleisch der einen ward einigen chinesischen Taglöhnern zur Nahrung überlassen; Frau Pfeiffer überraschte dieselben bei ihrem Mahle, das sie von dieser häßlichen Schlange genossen, und versichert, daß es sehr wohlschmecke, daß das Fleisch derselben außerordentlich fein und zart sei, nach ihrer Meinung zarter, als das junger Hühner.

Sincapore. Eine Tigerjagd.

Frau Pfeiffer verließ Singapur am 7. Oktober, um sich nach



Hesslöhl dir

DER CHINESISCHE QUACKSALBER.

Carlsruhe im Kunstverlag.

Die Insel Ceylon.



DER CHINESISCHE QUACKSALBER.

[illegible]

Ceylon zu begeben. Die Mannschaft des englischen Schiffes, worauf sie fuhr, bestand aus 79 Köpfen, unter welchen Chinesen, Cingalesen, Bengalesen, Hindustaner und Europäer waren. Die Art und Weise, mit welcher alle diese farbigen Menschen behandelt wurden, fand sie durchaus nicht christengemäß; es fehlte nie an rauhen Worten, an Stößen, Püffen und Fußtritten, ja der geringste europäische Matrosenbube erlaubte sich die gröbsten Handlungen, die gemeinsten Späße gegen jene. Frau Pfeiffer ruft aus: „Arme Geschöpfe! wie ist es möglich, daß sie Liebe und Achtung für die Christen fühlen sollten!" Am 17. Oktober erreichte sie Ceylon. Wunderbar schön entstieg die Insel den Fluthen; die höchsten Gipfel wurden von den Strahlen der sich neigenden Sonne noch magisch erleuchtet, während die dichten Kokuswälder, die Hügel und Ebenen im tiefen Dunkel lagen; Ceylon gilt ja als das schönste Land, als das Paradies der Welt. Frau Pfeiffer ging zu Point de Galle ans Land, und brachte einige Tage mit Ausflügen nach Kolombo und Kandy zu. Dieß vollbrachte sie vermittelst der niedlichen und schnellfahrenden öffentlichen Wägen, in der Art englischer Postkutschen, und genoß dabei mit Entzücken die herrliche Landschaft, die überaus reiche Vegetation, die Palmenhaine und Gewürznelkenstauden, die rasche Aufeinanderfolge von einzelnen Wohnungen, Dörfern und Städten, die stete Sorgfalt für die Bequemlichkeit der Reisenden, das fortwährende Durcheinanderwogen von Wägen und Volk. An ungeheuern Wägen sah sie zwei, oft drei Elephanten. Die Geräumigkeit und der Glanz von Kolombo mit dessen breiten Straßen und Säulenhäusern, so wie die ungemein malerische Lage von Kandy in einem Bergkessel verfehlten ihren mächtigen Eindruck auf sie nicht. Dieser Bergkessel ist aber um so reizender, als er in der üppigsten Vegetation erblüht; „das Städtchen selbst (die Residenz der ehemaligen Könige von Ceylon) ist klein und häßlich; man sieht nichts als einen Haufen kleiner Kramläden, vor welchen sich die Eingebornen herumtreiben." Ein Eingeborner versuchte hier, ihr ihr Gepäcke zu entwenden, was ihm aber nicht gelang. Die Insel Ceylon.

Sie verließ Ceylon am 26. Oktober an Bord eines englischen, nach Kalkutta bestimmten Schiffes, und bereiste von letzterem Orte aus das nördliche Indien, über Benares, Alahabad, Agra, Delhi und Abschunta, um über Bombay zurückzukehren. Was sie darüber sagt, ist seitdem von vielen Seiten beschrieben worden *).

---

*) S. unter andern das Werk: Die Außereuropäische Welt. 1r Bd. Englisch-Ostindien, von einem Vereine Gelehrter. Kunstverlag. Karlsruhe, 1858.

Die Abentheuer, welche sie selbst erlebte, sind meist interessant und aufregend; eine charakteristische Probe hiervon liefert die Beschreibung einer Tigerjagd, an der sie Theil nahm. Dieselbe hatte am 6. März 1848, in der Nähe von Adschunta, statt. Sie erzählt dieselbe, wie folgt:

Eine Tigerjagd zu Adschunta.

„Kaum hatte ich das Stadtthor im Rücken, als ich mehrere Europäer, auf Elephanten sitzend, von dem Bungalo *) kommen sah. Wir stießen zusammen, hielten beiderseits an, und begannen ein Gespräch. Die Herren waren auf dem Wege, einem Tigerlager nachzuspüren, von dem sie Kunde bekommen hatten, und luden mich ein, wenn mich eine solche Jagd nicht zu sehr erschrecke, Theil daran zu nehmen. Ich war über diese Einladung sehr erfreut und saß bald auf einem der Elephanten in einem großen, zwei Fuß hohen Kasten, in welchem sich bereits zwei Herren und ein Eingeborner befanden — letzterer war zum Laden der Gewehre bestimmt. Mir reichte man ein großes Messer, um mich, im Falle das Thier zu hoch aufspränge und den Rand des Kastens erreichte, vertheidigen zu können.“

Gefahren einer Tigerjagd.

„So ausgerüstet zogen wir der Hügelkette zu, und waren nach einigen Stunden dem Lager des Tigerpaares schon ziemlich nahe gekommen, als plötzlich unser Diener ganz leise „Boch, Boch! (dort ist der Tiger) rief, und mit dem Finger nach einem Gesträuche wies. Glühende Augen leuchteten aus einem der Gebüsche hervor; doch hatte ich sie kaum gewahrt, als auch schon mehrere Schüsse fielen; bald war das Thier von mehreren Kugeln getroffen und stürzte nun wuthentbrannt auf uns zu. Es machte so gewaltige Sätze, daß ich dachte, jetzt und jetzt müsse es den Kasten erreichen und sich ein Opfer aus uns auswählen. Dieß Schauspiel war grausig anzusehen, und meine Furcht wurde durch den Anblick eines zweiten Tigers noch mehr gesteigert; ich hielt mich jedoch äußerlich so tapfer, daß keiner der Herren eine Ahnung hatte, was in mir vorging. Schuß folgte auf Schuß; die Elephanten vertheidigten sehr geschickt ihre Rüssel durch Aufheben oder Einziehen. Nach einem halbstündigen heißen Kampfe blieben wir Sieger, und die getödteten Thiere wurden im Triumphe ihrer schönen Felle beraubt. Die Herren waren so gütig, mir eines davon zum Geschenke anzubieten; ich nahm es aber nicht an, da

---

*) Bungalo heißen in Indien die öffentlichen Orte, welche die Stelle unserer europäischen Wirthshäuser und Gasthöfe, der arabischen Karavanserais vertreten. Der Reisende findet daselbst ein öffentliches Obdach.

ich meine Reise nicht so lange verschieben konnte, bis es in Stand gesetzt, d. h. hinlänglich trocken gewesen wäre. Man belobte meine Unerschrocken-heit und fügte hinzu, daß eine solche Jagd lebensgefährlich sei, wenn der Elephant nicht vorzüglich gut dressirt wäre; er dürfe sich vor den Tigern durchaus nicht fürchten, ja sich nicht einmal vom Flecke bewegen; denn, liefe er davon, so würde man, von den Aesten und Zweigen der Bäume hinausgeschleudert oder an selben hängen bleibend, unfehlbar das Opfer des blutlechzenden Thieres werden."

Reise der Frau Pfeiffer von Bombay nach Bassora.

Am 23. April verließ Frau Pfeiffer Bombay und begab sich nach Bassora. Das englische Dampfschiff, was sie an Bord hatte, besaß nur zwei Kajüten, die beide bereits von Passagieren übermäßig besetzt waren, und die Mannschaft des Schiffes bestand aus 45 Personen. Die Passagiere, wovon die meisten Perser und Araber waren, erreichten die Zahl von 124. Frau Pfeiffer blieb nichts übrig, als sich unter dem Eßtische des Schiffskapitäns einzuquartieren; allein sie befand sich im Moment des Einschiffens unwohl und ward am 3. Tage der Reise vom Fieber ergriffen, war aber nichts desto weniger zufrieden mit ihrem Loose, nahm aber keine Arznei. In der größeren Kajüte, wo sich 18 Frauen und 7 Kinder zu-sammendrängten, erschienen die Kinderblattern. Aus derselben drang ein pestartiger Geruch hervor, der alle an Bord Befindlichen in Schrecken setzte. Nachdem jedoch drei Personen zum Opfer gefallen waren, verlor die Krankheit ihren bösen Charakter.

Eine arabische und eine persische Stadt.

Das Dampfschiff lief zuerst die arabische Stadt Maskat, und dann die kleine persische Stadt Bandr Abbas an. Frau Pfeiffer hegte den sehnlichen Wunsch, sich nur wenige Minuten in die letztere zu begeben; man machte sie jedoch darauf aufmerksam, daß noch niemals zuvor eine europäische Frau daselbst erschienen sei, und daß, wenn sie sich dahin begebe, sie unfehlbar werde gesteinigt werden; allein sie beharrte auf ihrem Entschlusse. Das Volk strömte zwar von allen Seiten herbei und begaffte sie, machte aber nicht die geringste Miene, sie zu beleidigen. Die Straßen dieser Stadt sind enge, schmutzig und wie ausgestorben, nur der Bazar war belebt. Noch unansehnlicher fand Frau Pfeiffer den festen Hafen-platz Persiens, Buschir. Diese Stadt liegt in einer Ebene, sechs Meilen vom Gebirge entfernt, dessen höchster Gipfel über 5000 Fuß hoch ist. Frau Pfeiffer beabsichtigte, daselbst das Schiff zu verlassen, um die Ruinen von Persepolis zu besuchen und von dort die Reise zu Land nach Schiras, Ispahan, Teheran u. s. w. fortzusetzen; allein bedeutende Un-

ruhen waren in diesen Distrikten ausgebrochen und zahlreiche Räuberhorden trieben in denselben ihr Unwesen; auch sah sie alle Männer von Buschir nur bewaffnet ausgehen, gleich als fürchteten sie stündliche Angriffe.

Am 11. Mai ward ihr das Glück zu Theil, einen der berühmtesten Weltströme zu sehen und zu befahren, den Schat-el-arab, der aus der Vereinigung des Euphrat, Tigris und Kaurun entsteht, und dessen Mündung einem Meeresarme gleicht; von da bis nach Bassora breiteten sich rechts und links unübersehbare Ebenen, mit Dattelwaldungen bedeckt, an beiden Ufern aus. Es war dieß das östliche Ende der ungeheuren mesopotamischen Ebene. „Eine belustigende Scene gewährte das Ausschiffen der persischen Weiber; wären sie Schönheiten vom ersten Range, Prinzessinnen aus des Sultans Harem gewesen, so hätte man nicht vorsichtiger verfahren können, um sie jedem Männerblicke zu entziehen."

Bassora.

„Meinem Geschlechte hatte ich es zu verdanken, daß mir mancher Blick in die Kajüte vergönnt wurde; ich sah aber unter all den 18 Weibern auch keine einzige Schönheit. Ihre Männer stellten sich in zwei Reihen von der Kajüten- bis an die Schiffstreppe, hielten große Tücher ausgespannt und bildeten auf diese Art bewegliche, undurchsichtige Wände. Die Weiber kamen nach und nach aus der Kajüte hervor; sie waren mit großen Tüchern so überdeckt, daß man sie wie Blinde leiten mußte. Sie hockten zwischen den Wänden nieder und warteten bis alle versammelt waren, dann setzte sich der ganze Zug, nämlich die bewegliche Wand und die dahinter verborgenen Schönen, Schritt vor Schritt in Bewegung. Das Klettern über die schmale Schiffstreppe in das wohlverhängte Boot war wirklich erbarmungswürdig, bald stolperte die eine und bald die andere Ihre Ausschiffung währte über eine Stunde."

Ausschiffen muhamedanischer Frauen.

Frau **Pfeiffer** reiste von Bassora über Bagdad, Mossul, Erivan nach Redut-Kale am schwarzen Meere, von da nach Odessa und Konstantinopel. Von letzterem Orte aus begab sie sich durch den griechischen Archipel hindurch nach Athen und kam über Triest im Anfang des Monats November in Wien an. Es ist überflüssig, ihr dahin zu folgen, da dergleichen, als zu bekannt, mehr in ein Reisehandbuch als in ein Werk über Reisen um die Welt gehört. Wir können jedoch den Bericht über sie nicht schließen, ohne ausdrücklich zu bemerken, daß sie am Ende ihrer großen Reise nicht ein Jota die darauf verwandte Zeit bereute, und den Glauben, den sie in sich trug, bestätigt fand, daß man in der ganzen weiten Welt fast eben so sicher seine unschuldige Neugierde und den

Genuß der herrlichen Natur befriedigen könne, wie zu Hause. Sie sagt dieß zwar nicht ausdrücklich, erklärt aber, bei Gelegenheit der übeln Behandlung, welche ihr von russischen Zollbeamten bei ihrem ersten Betreten der russischen Gränze zu Theil ward. „Ich meinte am Ende wahrhaftig, jetzt erst unter Wilde gekommen zu sein.“ Auch beschreibt sie den Vorfall, der sich mit russischen Beamten ereignete, während sie sich bei einer Karavane zwischen Natschivan und Erivan befand, wie folgt:

„Meine Karavane lagerte in der Nähe der Station Sidin, ungefähr fünfzig Schritte seitwärts der Poststraße. Gegen 8 Uhr Abends ging ich bis an die Straße spazieren; als ich wieder umkehren wollte, vernahm ich den Glockenschall von Postpferden. Ich blieb an der Straße stehen, um die Reisenden zu sehen; ein Herr und neben diesem ein Kosake mit einem Gewehr saßen auf dem offenen Karren. Als der Wagen vorübergefahren war, wandte ich mich ruhig um, hörte aber zu meinem Erstaunen den Wagen halten und fühlte mich beinahe im selben Augenblick kräftig am Arme gefaßt. Es war der Kosake, der mich zum Wagen hinschleppen wollte. Ich suchte mich loszureißen, wies mit der freien Hand nach der Karavane und schrie, daß ich dazu gehöre. Der Kerl verhielt mir alsogleich mit der andern Hand den Mund und warf mich auf den Wagen, wo mich der Herr festpackte. Der Kosake sprang schnell auf und der Kutscher mußte fahren, so schnell die Pferde laufen konnten. Dieß Alles ging so rasch, daß ich eigentlich nicht wußte, was mit mir geschah. Die Männer hielten mich am Arme fest und der Mund wurde mir erst wieder freigelassen, als wir von der Karavane so weit entfernt waren, daß man mein Geschrei nicht mehr gehört hätte.“

Von Frau Pfeiffer an der russischen Gränze erlebtes Abentheuer.

„Furcht befiel mich zum Glücke nicht, ich dachte gleich, daß mich diese beiden liebenswürdigen Russen in ihrem Eifer für eine sehr gefährliche Person gehalten und gemeint haben mögen, einen gar wichtigen Fang an mir zu machen. Als man mir den Mund freiließ, begann das Register der klugen Fragen nach Namen, Vaterland u. s. w. Ich verstand zwar genug russisch, um ihnen darüber Auskunft zu geben; allein sie waren damit nicht zufrieden und verlangten meinen Paß zu sehen; ich sagte ihnen, sie sollten nach meinem Koffer schicken, dann werde ich mich zu ihrer vollsten Zufriedenheit legitimiren.“

„Wir kamen endlich nach dem Posthause, wo man mich in eine Stube brachte. Der Kosake setzte sich mit dem Gewehre unter die offene Thüre, um mich stets im Auge zu behalten, und auch der Herr, den ich der

dunkelgrünen sammtenen Aufschläge halber für einen kaiserlichen Beamten hielt, blieb eine Weile im Zimmer. Nach einer halben Stunde kam der Postmeister, oder was er sonst war, um mich in Augenschein zu nehmen, und die Heldenthat meiner Fänger erzählen zu hören, die sich beeilten, recht ausführlich und mit lachendem Munde das Geschehene mitzutheilen."

Wird die Nacht über eingesperrt.

„Ich mußte die ganze Nacht unter strenger Bewachung auf einer hölzernen Bank zubringen, hatte weder ein Tuch noch einen Mantel bei mir und fühlte Hunger und Durst. Man gab mir weder eine Decke noch ein Stück Brod, und wenn ich nur von der Bank aufstand, um im Zimmer auf und niederzugehen, sprang der Kosake gleich herzu, faßte mich am Arme und führte mich zur Bank zurück, mit dem Bedeuten, mich da ruhig zu verhalten."

Entlassung aus dem Gefängnisse.

„Gegen Morgen brachte man meine Effekten; ich wies meine Papiere und man gab mich frei. Statt sich aber zu entschuldigen, mich so behandelt zu haben, lachte man mich noch aus, und als ich in den Hof hinauskam, wiesen alle Leute mit Fingern nach mir und stimmten in das Gelächter meiner Profosen ein! O ihr guten Araber, Türken, Perser, Hindus und wie ihr sonst alle heißen mögt, ähnlich ist mir unter euch nie geschehen! Wie gut bin ich nicht in allen euren Ländern fortgekommen, wie nachsichtig behandelte man mich an der persischen Gränze, als ich nicht verstehen wollte, daß man den Paß von mir verlangte; und hier in dem christlichen Reiche, wie viel Unbilden hatte ich auf dieser kurzen Strecke schon zu erdulden!"

Damit endigt Frau Pfeiffer die Beschreibung ihrer ersten Weltreise. Die zweite trat sie, wie schon oben erwähnt, in den Jahren 1851 und 1852 über London und das Kap der guten Hoffnung (Kapstadt) an.*)

Die Kapstadt.

Frau Pfeiffer schreibt über die Kapstadt, die deßhalb eine besondere Schilderung verdient, weil sie an der Hauptverkehrsstraße nach Indien liegt. „Die Stadt ist von einer baumlosen mit spärlichem Grün bedeckten Gebirgskette umgeben, in welcher der Tafel-, Löwen- und Teufelsberg die Hauptpunkte bilden. Vom Bord des Schiffes aus entdeckte ich ein einziges Bäumchen, und nur wenig grüne Fluren, und dieß war zur Winterszeit, wo Berg und Thal im schönen Kleide prangen. Wie mag es erst im Sommer sein, wenn die glühenden, senkrecht niederfallenden Sonnenstrahlen Alles versengen und verbrennen!"

---

*) Vergleiche damit: Meine zweite Weltreise, von Ida Pfeiffer. 4 Bde. Wien bei C. Gerold und Sohn. 1856.

„Die Straßen der Stadt ziehen sich alle nach dem Strande und sind sehr breit und luftig, aber wenig mehr mit Bäumen besetzt. Zur Zeit der holländischen Herrschaft (jetzt stehen Stadt und Land unter englischer Oberhoheit), soll jede Straße mit einer schönen Allee versehen gewesen sein. Die Zahl der Einwohner wird auf 32,000 geschätzt, davon ein Drittheil Weiße, ein Drittheil Farbige und ein Drittheil Schwarze. Der Tafelberg, der hinter der Stadt aufsteigt, ist 3000 Fuß hoch."

Der mohamedanische Kultus der Malaien.

Ueber den religiösen Kultus der Malaien schreibt sie: „An einem Freitage, dem Sonntage der Malaien, besuchte ich deren Moschee, einen schönen hohen Saal in dem Hause des Oberpriesters. Obwohl Muhamedaner, sind die Malaien nicht so strenge wie ihre Glaubensbrüder im Orient; denn sie erlauben den Fremden, ihrem Gottesdienste, beizuwohnen. Ich fand die Weiber, die in dem Zimmer der Priestersfrau ihre Oberkleider abgelegt hatten, in große weiße Tücher gehüllt und mit einem Schleier auf dem Kopfe, der jedoch das Gesicht unbedeckt ließ, ganz im Hintergrunde des Saales auf dem Boden sitzend. Auch die Männer zogen in dem Vorgemache des Tempels die farbigen Beinkleider aus, unter welchen sie weiße anhatten, hüllten sich ebenfalls in lange weiße Ueberkleider und schlugen ein weißes Kopftuch über das farbige, welches sie gewöhnlich tragen. Sie warfen sich anfangs wiederholte Male zur Erde nieder; hierauf setzten sie sich in Reihen, in deren vorderster der Oberpriester seinen Platz einnahm und zwei Gebete abhielt. Nach dem ersten küßten die Männer dem Priester die Hand, nach dem zweiten drückten sie ihm dieselbe. Ein Vorsänger begann alsdann im Hintergrunde des Tempels aus voller Kehle ein Lied abzuheulen, in welches die Männer im Chore einstimmten. Nun drängte er sich durch die versammelte Menge bis an den Fuß einer kleinen Kanzel und heulte ein zweites Stück allein ab. Der Priester bestieg hierauf die Kanzel und las, gemeinschaftlich mit dem Vorsänger, halb singend und halb sprechend, während zwei voller Stunden Gebete aus dem Koran, womit sich die Zeremonie endigte."

Zweite Weltreise Frau Pfeiffers.

Die Beschreibung ihrer zweiten Weltreise umfaßt namentlich eine sehr genaue Schilderung der holländischen Insel Java, deren Inneres zu erforschen ihr durch besondere Vergünstigung der holländischen Behörden vergönnt war. Ihre Erlebnisse auf den Inseln Borneo und Java sind von der abentheuerlichsten Art, da sie weiter ins Innere derselben drang, als je ein weißer Mann oder eine weiße Frau vor ihr; so genau sie übrigens auch Sitten und Gebräuche der Wilden zu schildern weiß, so hat dieser Theil

ihrer Reisebeschreibung doch nur vom Gesichtspunkte der näheren Kunde einzelner Länder Werth.

Das holländische Regierungssystem bezüglich der holländisch-ostindischen Kolonien.

Ueber das Regierungssystem, das von den Holländern gegen ihre indischen Kolonien geübt wird, schreibt sie: „Ich fand die Regierung weniger hart, als in gar manchen Ländern. In Britischindien z. B. wird jeder Fruchtbaum einzeln besteuert, das Pachtsystem ist dort für den Kleinpächter ungemein drückend. Freilich haben auch auf den holländisch-indischen Besitzungen die Eingebornen viel zu leiden; doch bestehen ihre Leistungen meistens in Handarbeit, was weniger drückend ist, als wenn sie in Zahlungen bestände. Auch muß man andererseits zugeben, daß besonders in neuerer Zeit viel für die Verbesserung ihrer Lage gethan wird. In vielen Provinzen hat der Bauer Eigenthumsrecht; er kann seine Hütte, seinen Grund verkaufen. In andern wird der Boden patriarchalisch bearbeitet und die Ernte getheilt. In Gegenden, wo weder Kaffee, Zucker, Thee noch Gewürze gebaut werden können, oder wo diese Produkte nicht Monopol sind, muß gewöhnlich der fünfte Theil der Ernte, in einigen Distrikten auch nur der zehnte Theil in Geldeswerth an die Regierung geliefert werden. In jenen Gegenden, in welchen das erwähnte Monopol besteht, hat der Bauer für sein eigenes Besitzthum äußerst geringe, meistens gar keine Abgaben zu entrichten, muß aber dafür in den der Regierung gehörigen oder von ihr verpachteten Pflanzungen arbeiten, und erhält dafür eine Vergütung."

„Die härtesten Lasten sind für die Eingebornen die Arbeiten in den Kaffeegärten und die Bauten der Straßen, Brücken, Magazine, Gebäude der Beamten u. s. w.; bei ersteren müssen die Leute oft zwei bis drei Monate im Jahre, mitunter fünfzehn bis zwanzig Paal von ihren Wohnungen entfernt bleiben. Die Regierung zahlt ihnen dagegen für jeden Pikul gelieferten Kaffees eine bestimmte Summe. Die verschiedenen Arbeiten an den Bauten aber mußten bisher ganz unentgeltlich geleistet werden, nur die Werkführer, wie Maurer-, Zimmer- und Schlossermeister erhalten für den Tag eine angemessene Bezahlung; das Trachten des jetzigen Generalgouverneurs ist dahin gerichtet, einen genügenden Taglohn für alle der Regierung zu leistenden Dienste aufzustellen. Nach allem, was ich bisher auf meinen Reisen, nicht nur in Holländisch-Indien, sondern in allen außereuropäischen Ländern beobachtet habe, möchte ich am Ende beinahe behaupten, daß das Loos jener Völker glücklicher sei, die nicht unter die Herrschaft der Weißen gerathen sind. Sie haben zwar auch ihre

Leiden und Erpressungen zu erdulden, aber gewiß keine ärgeren, als unter den habsüchtigen Europäern."

Frau Pfeiffer wandte sich von Java nach San Francisco in Kalifornien. Die Reise von Batavia dahin geht beinahe um die Hälfte des Erdkreises: 150 Meilen durch die Javasee, 2000 durch das chinesische Meer und bei 8000 durch den stillen Ocean, im Ganzen 10,150 Meilen. Frau Pfeiffers Ankunft in Kalifornien.

Es war seit der Zeit, in welche unsere früheren Schilderungen von San Francisco und der gleichnamigen Bucht fielen*), eine gewaltige Veränderung mit diesem Lande und dessen Bewohnern vorgegangen. Kalifornien war aus dem Besitze von Mexico in den der vereinigten Staaten übergegangen, am 7. Juli 1846 zu Monterey feierlich den nordamerikanischen Freistaaten einverleibt worden. Im Jahr 1848 war zufällig das erste Goldlager entdeckt worden, obgleich man von nordamerikanischer Seite schon längst das Vorkommen von Gold gewußt haben soll. Die Bedeutung, welche Stadt und Hafen San Francisco durch beide Ereignisse seitdem für den Welthandel gewonnen haben, braucht nicht näher erwähnt zu werden. Von den Spielhäusern San Franciscos, welche hauptsächlich die öffentlichen Belustigungsorte bilden, schreibt sie: „Was mir in diesen vor allem in das Auge fiel, war die höchst gemischte Gesellschaft. Neben dem zierlichsten Dandy saß ein Matrose, ein Minenarbeiter im rothwollenen Hemde ohne Jacke, die Hände kaum vom Theer oder Schmutz gereinigt, die Stiefel bis hinauf voll Koth. Der Reiche wie der schmutzig Gekleidete hatte nur Gold und harte Thaler vor sich liegen. Noch vor zwei Jahren soll man bloß Gold gesehen haben. In keiner Miene, selbst bei dem sanguinischen Franzosen, dem lebhaften Mexicaner las man Aufregung oder Leidenschaft, obwohl ich das Gegentheil häufig behaupten hörte. Was die Einrichtung dieser Spielhäuser anbelangt, so ist sie darauf angelegt, nicht nur die Leidenschaft des Spielers, sondern auch seine Sinne zu berauschen und zu betäuben. Abscheulich verführerische Oelgemälde hängen an den Wänden, lärmende Musik durchrauscht die geräumigen Säle, schöne Mädchen sitzen hie und da als Lockvögel an den Tischen." Beschreibt die Spielhäuser San Franciscos.

Die Reiseroute der Frau Pfeiffer ging von San Francisco über Acapulco, Panama, Lima nach Quito, von letzterm Orte über Panama zurück nach Neu-Orleans.

---

*) Siehe die früheren Bogen unseres Werks.

Nachdem sie diese interessante Stadt kennen gelernt hatte, lenkte sie ihre Pfade durch das Innere Nordamerikas nach Kanada und von da nach Newyork. In letzterem Orte schiffte sie sich wieder nach Europa ein.

Ueber Land und Leute Nordamerikas schreibt sie:

„Ich hatte nun das Land gesehen, dessen Besuch schon lange einen meiner sehnlichsten Wünsche bildete. Weniger reich an Naturschönheiten als die Länder der südlichen Hemisphäre, ist es mehr durch das industrielle und geschäftige Treiben seiner Bewohner, und vor Allem durch seine Verfassung interessant.“

Frau Pfeiffers Urtheil über die staatlichen Zustände Nordamerikas.

„Manches fand ich wohl anders, als ich es mir gedacht hatte, anders als es sein sollte und sein könnte, wenig übereinstimmend mit den Grundsätzen von Freiheit und Gleichheit, die den Grundpfeiler seiner Einrichtungen bilden. So die Sclaverei in den Sclavenstaaten — so in den freien Staaten die Ausschließung des freien Negers und Farbigen von aller Gesellschaft, von jeder bürgerlichen Bildung — so das grausame Gesetz, welches entflohene Sclaven gleich wilden Thieren aufzufangen und ihren barbarischen Peinigern auszuliefern befiehlt — so die nicht zu entschuldigende Nachsicht der Richter und Jurymänner mit den weißen Verbrechern, die, wie die amerikanischen Zeitungen selbst schreiben, ohne oder nur mit höchst geringen Strafen davon kommen, sobald sie Geld oder gute Freunde haben — so die streng gebotene Feier des Sonntags, die den Armen, der die ganze Woche an seine Arbeit gefesselt ist, jeder Erheiterung beraubt.“

Ihre Rückkehr nach Europa.

„Aber bei allen diesen Gebrechen und Unvollkommenheiten kann man doch nicht umhin, zu bekennen, daß (die Sclavenstaaten ausgenommen) das Gleichgewicht durch das Gute, welches der großen Mehrzahl der Menschen aus den freien Einrichtungen und Gesetzen erwächst, nicht nur hergestellt, sondern bei Weitem überwogen wird, und daß die vereinigten Staaten als Staat bisher einzig in der Welt dastehen. Mit Recht ist der Amerikaner stolz auf sein Vaterland, in welchem der Mensch auf jener Stufe der Gleichberechtigung steht, auf die ihn Gott gestellt hat, und die in der Geschichte nirgends ihres Gleichen findet.“

Kapitel 8.

Edwards, Wilson, Fanning und Turnbull.

Veranlassung der Reise des Kapitäns Bligh. — Vorschriften, die er bezüglich der Herbeischaffung tropischer Pflanzen erhalten hatte. — Kommt bei den Gesellschaftsinseln an. — Von ihm angestellte nähere Forschungen über den Tod des Kapitäns Cook. — Wird hierin von den Eingebornen unterstützt. — Die Areois. — Begräbniß des Schiffsarztes. — Versuch, das Ankertau, woran das Schiff befestigt war, entzwei zu schneiden. — Verdachtsgründe des Kapitäns Bligh. — Empörung seiner Schiffsmannschaft. — Muthmaßliche Ursachen derselben. — Bligh vertheidigt Christian, einen der Verschworenen. — Bligh fährt mit anderen, von der empörten Mannschaft verstoßenen Gefährten in einem offenen Boote durch's Meer. — Kommt damit zu Timor an. — Die englische Regierung sendet den Kapitän Edwards mit dem Schiffe Pandora aus, um die Empörer aufzusuchen. — Wie sich Kapitän Edwards zu Otaheiti (Tahiti) benimmt. — Schlechte Behandlung, welche den Gefangenen an Bord der Fregatte zu Theil wird. — Von Christian und seinen Genossen entworfener Fluchtplan. — Die Pandora verläßt die Gesellschaftsinseln — macht verschiedene Entdeckungen — besucht die Hapai- und Fidshi-Inselgruppe. — Edwards segelt an die Küste von Neuholland. — Scheitern des von ihm befehligten Schiffes. — Dadurch erlittener Verlust an Menschenleben, die gefangenen Empörer mit inbegriffen. — Leiden der Ueberlebenden. — Kommen zu Kaupang an. — Ihre Erlebnisse zur See. — Abreise nach England. — Die Antilope. — Kapitän Wilson scheitert bei den Pelewinseln. — Die Mannschaft findet gastfreundliche Aufnahme. — Der König dieser Inseln und seine Familie. — Englische Matrosen unterstützen die Engebornen in ihrem Kampfe gegen benachbarte Feinde. — Sitten und Gebräuche der Eingebornen. — Der König vertraut seinen Sohn Li-bu dem Kapitän Wilson zur Erziehung an. — Charakter und Lebenslauf dieses jungen Fürsten. — Weltreise Fannings. — Derselbe entdeckt einige Inseln. — Dessen Fahrt in den höheren Breitegraden der Südsee. — Neu-Süd-Shetland. — Die Deceptionsinsel. — Warum solche nicht früher entdeckt wurde. — Weltreise Turnbulls. — San Salvador. — Sitten der portugiesischen Bevölkerung dieses Landes. — Neu Südwales. — Die Eingebornen von Neuholland. — Norfolkinsel. — Boden, Klima und Erzeugnisse derselben. — Sein Schiff wird von den Eingebornen zu Ulietea feindlich angegriffen. — Missionäre. — Religiöse Zweifel der eingebornen Häuptlinge. — Rückkehr.

Da die Erzählung von der Mission, welche Kapitän Edwards von der englischen Regierung in der Südsee übertragen war, unverständlich wäre, würde derselben nicht ein Bericht von einer früher von Kapitän Bligh gemachten Reise vorausgehen, so ist es nöthig, daß man dem Leser zuvor erzähle, wodurch die letztere eine so traurige Berühmtheit erlangt hat. Die englischen Kaufleute und Pflanzer, welche Besitzungen im englischen Westindien hatten, oder bei dem Handel, der dahin getrieben ward, betheiligt waren, hatten der Regierung ihres Landes vorgestellt, daß die Einfuhr des Brodbaums als Ernährungsmittel von wesentlichem Nutzen

Aussendung des Kapitäns Bligh.

für die Bewohner jener Kolonie sein müsse, und die englische Regierung zu diesem Behufe ein Schiff in die Südsee ausgesandt. Das betreffende Schiff von dem Gehalt von 215 Tonnen, stand unter dem Befehl des Kapitäns Bligh, eines Offiziers, der unter Kapitän Cook gedient hatte, mit der Schifffahrt des südlichen stillen Meeres bekannt war und die Sprachen der verschiedenen Gruppen verstund, welche das Schiff zu besuchen hatte.

Seinen Instruktionen zufolge sollte sich derselbe nach den Gesellschaftsinseln begeben, und daselbst so viele Bäume und Pflanzen, als er für nöthig halte, in Ladung nehmen; von da durch die Meerenge von Endeavour hindurch sich nach der Prinzinsel in die Meerenge von Sunda, oder wenn er es für zweckmäßig erachte, an die Ostküste von Java begeben, und daselbst einen Vorrath von Mangostins, Duriens, Tschaks, Nancas, Lansas und anderen Fruchtbäumen jener Gegenden, namentlich auch von der auf trockenem Boden wachsenden Reispflanze an Bord nehmen. Die letztere, sagte man ihm, werde auf der Prinzinsel regelmäßig gebaut. Von diesen Stationen aus sollte er sich um das Kap der guten Hoffnung nach Westindien begeben, daselbst die eine Hälfte der Pflanzen, so weit solche noch kräftig seien, in dem königlichen botanischen Garten der Insel St. Vincent, die andere aber zu Jamaica abgeben. Der ihm gewordene Befehl lautete dahin, Sorge zu tragen, daß von jeder Pflanze sorgfältig von den ihn begleitenden Gärtnern auszuwählende Exemplare für den königlichen Garten zu Kew bestimmt würden.

Lieutenant Bligh segelte am 23. Dezember von Spithead ab, und gelangte im darauffolgenden Monate nach Teneriffa, wo er einige Lecke ausbesserte, die das Schiff während eines Sturmes, der dasselbe an der Mündung des Kanals befallen hatte, erhalten hatte. Bligh fand es unmöglich, um das Kap Horn herumzufahren, da das Wetter so stürmisch geworden war, daß die Elemente nach Lord Ansons Ausdruck „blos frischen Athem geschöpft zu haben schienen, um mit erneuerter Wuth loszubrechen;“ er entschloß sich daher, eine östliche Richtung einzuschlagen, in der Hoffnung, schneller seinen Bestimmungsort um das Kap der guten Hoffnung und Neuholland zu erreichen. Am 26. Oktober warf Bligh's Schiff in Matavaibay die Anker aus, nachdem es, dem Tagebuch zufolge, nicht weniger als 27086 Seemeilen zurückgelegt hatte, was durchschnittlich auf 24 Stunden ein Hundert und acht Meilen ausmacht.

Ankunft Bligh's auf Tahiti.

Die Bewohner Tahitis erkundigten sich lebhaft bei Bligh nach

Kapitän Cook, Sir Joseph Banks und den andern Engländern, die sie früher gekannt hatten. Ein europäisches Schiff hatte an der Insel angelegt, von dessen Mannschaft die Eingebornen erfuhren, daß der berühmte Schiffskapitän nicht mehr am Leben sei; allein die näheren Umstände seines Todes waren ihnen nicht bekannt geworden, und Kapitän Bligh trug Sorge, daß sie von dessen Ermordung nichts erfuhren. Mit Bedauern erfuhr er, daß Omai und die zwei neuseeländischen Knaben, welche er bei demselben zurückgelassen hatte, todt waren, obgleich nichts errathen ließ, daß ihr früher Tod einer an ihnen verübten Gewaltthat zuzuschreiben sei. Bligh's Frage, was aus dem Vieh geworden sei, das der große englische Weltumsegler bei ihnen zurückgelassen hatte, erhielt eine ihn wenig erfreuende Antwort; überhaupt that Alles ihm kund, daß die Sitten der Eingebornen, was Aneignung fremden Guts und Unmäßigkeit betraf, sich wenig gebessert hätten. Tinah, der Vater des regierenden Fürsten, erzählte, daß 63 Monate nach Abreise der Engländer das Volk von Eimeo in Gemeinschaft mit den Kriegern von Attahuru, einem Distrikte von Tahiti, sich über Oparri ergossen habe; nach einigem Widerderstande, der viele Leute gekostet, seien er und seine Begleiter nach den Bergen geflohen und hätten all' ihr Hab' und Gut in den Händen ihrer Feinde lassen müssen, die, was sie nicht mitnehmen gekonnt, zerstört hätten. Einige Stücke Vieh seien bei dieser Gelegenheit getödtet und verzehrt, der größere Theil desselben aber nach Eimeo übergeführt worden. Seiner Erzählung zufolge hatten die Kühe acht Kälber, die Mutterschafe zehn Lämmer geboren. Enten und Gänse waren vortrefflich gerathen, alles andere Geflügel aber hatte gar nichts zur Züchtung beigetragen.

Eines Morgens erschien auf dem Verdecke des Schiffes ein Mann mit einem Bildnisse Cook's, nach einer Zeichnung, welche Webber im Jahre 1777 gemacht hatte, und die Otu verehrt worden war. Der Rahmen, in dem dieses Bild hing, war beschädigt; der Zweck des Eingebornen, indem er auf dem Schiff erschien, bestand darin, daß derselbe den Rahmen ausgebessert wünschte. Die Engländer erfuhren dadurch mit großer Genugthuung, daß die Eingebornen das Andenken des großen Seefahrers hoch hielten. Nach ihrer Versicherung hatte derselbe Otu aufgetragen, so wie sich ein englisches Schiff nähere, das Bild vorzuzeigen, es würde stets als ein Freundschaftszeichen begrüßt werden.

Bligh erhielt mit Leichtigkeit die Erlaubniß, sich auf der Insel die

verschiedenen Pflanzen liefern zu lassen, zu deren Einsammlung er befehligt war. Er sagte Tinah, einem der Häuptlinge, daß er von der englischen Regierung, um ihm und dem Volke eine Wohlthat zu erweisen, mit Uebergabe verschiedener Geschenke an dieselben beauftragt sei, und fügte hinzu: „Wollt ihr nicht Gegengeschenke geben? O ja, war die Antwort, ich will ihr von Allem senden, was ich besitze;“ und dabei zählte der Eingeborne die verschiedenen Produkte der Insel auf, worunter sich auch der Brodbaum befand.

Kapitän Bligh erhielt viele Einladungen von den angesehensten Bewohnern der Insel, deren Gastfreundschaft nicht wenig von der Hoffnung angefeuert war, ebenfalls Geschenke zu empfangen und der englischen Regierung, von deren Freigebigkeit und Macht sie den höchsten Begriff hegten, vortheilhaft bekannt zu werden. Einst lud ihn eine Anzahl Areois, deren Existenz als Kaste nicht nur ein Schandfleck für die Eingebornen, sondern den Europäern geradezu unbegreiflich ist, zu einem Feste ein. Der Zweck dieser, allen sinnlichen Ausschweifungen ergebenen Kaste scheint darin zu liegen, daß sie eine aristokratische Tendenz verfolgt, und dafür angesehen sein will, daß sie, während sie sich von allen Lasten und Sorgen des Lebens frei macht, sich ganz der Vertheidigung des Vaterlandes widmet, und vielleicht nebenher gewisse traditionelle Kenntnisse
Die Areois.
unter sich verbreitet. Um dem vorzubeugen, daß eine Menschenklasse, die auf öffentliche Kosten ernährt wird, zu zahlreich werde, und daß die Erfüllung ihrer eingebildeten Pflichten durch keine Sorge wegen Nachkommenschaft Noth leide, dürfen sie alle ihre Kinder unmittelbar nach der Geburt umbringen. Die Bewohner von Tahiti, die sich in ihren Urtheilen weniger von Gründen der Vernunft als der Herkömmlichkeit leiten lassen, wußten dieses scheußliche Vorrecht nicht anders zu erklären, als daß es einer Uebervölkerung vorbeuge. Sie suchten dasselbe stets mit den Worten zu entschuldigen: „Wir haben schon zu viele Kinder und zu viele männliche Bewohner.“ Es scheint indeß nicht, daß sie einen zu großen Anwachs der unteren Volksklassen fürchten. Aus letzteren findet niemals eine Aufnahme in die geheimnißvolle höhere Kaste statt. In gewissen Beziehungen gleichen diese Areois den Rittern des europäischen Tempelordens, die in sich die Atribute ihres religiösen und kriegerischen Amtes vereinigten. Die Areois empfangen die Opfergaben im Namen der Götter, und tragen ihre Waffen im Namen ihres Vaterlandes; die Lebensweise, welche sie

indeß führen, erwirbt ihnen keine Ehre, weder als Patrioten, noch als Glaubenshelden.

Es läßt sich leicht denken, daß die Bewohner kleiner Inseln der Südsee, welche, bevor dieselben von den Europäern entdeckt waren, wahrscheinlich von der Existenz anderer Länder keine Kenntniß hatten, sich durch die Anzeichen einer wachsenden Bevölkerung verleiten ließen, eine allgemeine Hungersnoth zu fürchten. Das Cölibat, das in europäischen Ländern sich als verderblich erwies, konnte vielleicht auf den Gesellschaftsinseln Nutzen stiften, so lange seine Zwecke nicht von absolut schlechten Mitteln begleitet waren. Allein ohne Zweifel war der an den Kindern verübte Mord häufig das Ergebniß einer eigensüchtigen oder grausamen Berechnung; denn es ist höchst auffallend, daß die Bewohner, trotz der Einfachheit ihrer Sitten, im socialen Leben so viele Ranguntersschiede beobachteten. Wahrscheinlich war hier Niemand durch keine noch so verdienstliche That im Stande, sich aus der Klasse, in der er geboren war, empor zu heben, außer er besaß Gewalt genug, um dieß aus sich selbst zu thun. Nach demselben Grundsatze durfte kein Kind, das ein Weib der unteren Klassen von einem Earee oder Häuptling gebar, am Leben bleiben. Ohne Zweifel hat die Einführung des Christenthums heilsam in dieser Beziehung eingewirkt, und die abgöttischen Vorstellungen privilegirter Kasten einigermaßen gemildert.

Kindermord als Mittel, der Uebervölkerung vorzubeugen.

Bereits am 24. Dezember waren 784 Töpfe mit kräftigen Pflanzen eingeladen. Die Eingebornen zählen acht Arten des Brodbaumes, wovon eine jede ihre besondere Benennung hat; die Frucht aller dieser Arten soll meist von gleicher Güte sein, nur macht die Jahreszeit, in welcher sie reift, hievon eine Ausnahme; auch ist alsdann die Beschaffenheit des Blattes, womit der Baum bedeckt ist, eine abweichende. Die gewöhnliche Methode der Zeiteintheilung ist eine nach Monaten, obgleich sie auch das Jahr in sechs Abschnitte eintheilen, je nach den Ernten des Brodbaumes, womit die Natur sie so reichlich gesegnet hat. In dieser Jahreseintheilung gibt es gegen Ende des Februar einen kurzen Zeitzwischenraum, Tawa geheißen, während dessen diese Frucht nicht gegessen wird. Die Bäume sind zwar im Ueberfluß davon behangen, allein sie soll sich alsdann nicht zur Nahrung eignen. Den Versicherungen der Eingebornen zufolge geschieht die Fortpflanzung des Baumes nicht durch Samen, sondern durch Schößlinge, die am untern Theile des Stammes unmittelbar über dem Boden in großen Mengen sich bilden.

Gegen Ende des Jahres starb der Schiffsarzt, wie es heißt, an den Wirkungen großer Unmäßigkeit. Bligh wirkte die Erlaubniß aus, den Leichnam desselben an's Ufer zu bringen; als er nun mit Tinah sich zu dem Platze begab, den er zum Begräbniß ersehen hatte, fand er das Grab schon gegraben. Der Häuptling fragte, ob es die Eingebornen recht machten, indem er hinzufügte: „In jener Richtung geht die Sonne auf, in der andern unter!" Ob nun die Idee, daß ein Grab die Richtung von Osten nach Westen haben müsse, ihre eigene ist, oder ob sie solche von den Spaniern bekommen haben, welche im Jahr 1774 daselbst ebenfalls ein Begräbniß hielten, konnte nicht mehr festgestellt werden; nur so viel ist gewiß, daß sie ihnen von Niemand aus der Mannschaft des englischen Schiffes beigebracht worden war. Während der Ceremonie hörten viele der angesehensten Einwohner, die es für ihre Pflicht hielten, dem Begräbnisse beizuwohnen, mit der größten Aufmerksamkeit dem Ritus der anglikanischen Kirche zu; nur einige der anwesenden Frauen machten Miene zum Lachen, als sie die Mannschaften in die allgemeinen Antworten einfallen hörten, allein ein Blick, den ihnen der befehlende Offizier zuwarf, brachte sie schnell zum Gefühl dessen zurück, was der Anstand erheischte.

Am 6. Februar begab sich ein Ereigniß, das Kapitän Bligh schwere Besorgnisse einflößte, nicht sowohl wegen der Gefahr, der das Schiff dadurch ausgesetzt wurde, als weil nothwendig das gegenseitige, zwischen ihm und den Eingebornen bisher bestandene gute Vernehmen dadurch untergraben werden mußte. Der Wind hatte die Nacht hindurch scharf geweht; Bligh entdeckte bei Tagesanbruch, daß eines der Ankertaue, an denen das Schiff befestigt war, nahe an dem Wasserrande entzwei geschnitten worden war, auf eine Weise, daß nur ein Tau unversehrt blieb.

Bligh's Schiff durch eine Unthat gefährdet.

Während die Mannschaft damit beschäftigt war, das Schiff vor möglichen Unfällen zu sichern, erschien Tinah an Bord desselben. War nun auch nicht der geringste Grund vorhanden, ihn wegen der begangenen Unthat zu verdächtigen, so hielt es Bligh dennoch für seine Pflicht, in kräftigem Ton mit ihm zu reden und darauf zu dringen, daß er den Uebelthäter entdecken und bestrafen helfe. Derselbe versprach, Alles zu diesem Zwecke aufzubieten. Den darauffolgenden Morgen kehrten der Häuptling und dessen Gattin auf das Schiff zurück, und brachten die bestimmtesten Versicherungen, daß alle ihre Forschungen nach dem oder den Schuldigen fruchtlos gewesen seien. Da diese den Kapitän Bligh nicht befriedigten,



TAMEHAMEHA.
KÖNIG DER SANDWICH INSELN.

Carlsruhe, Kunstverlag.

so behandelte er sie mit großer Kälte, was ihnen großen Kummer verursachte; schließlich ergoß sich der Schmerz der Gattin des Häuptlings in Thränen. Bligh schreibt hierüber: „Unter diesen Umständen war es mir nicht länger möglich, den Schein des Mißtrauens ihnen gegenüber beizubehalten; allein ich empfahl ihnen dringend, daß sie, in so fern sie nur immer einen Werth auf die Freundschaft des Königs von England legten, fortfahren sollten, Alles zur Entdeckung der Thäter aufzubieten, was sie getreulich zu halten versprachen.“

Bligh bemerkt bei diesem Theile seines Berichts, daß es ihm seitdem wahrscheinlich geworden, der Versuch, die Anker seines Schiffes zu kappen, möge das Werk Eines oder Mehrerer aus seiner Mannschaft gewesen sein; ihre Absicht, dadurch auf Otaheiti bleiben zu müssen, würde offenbar dadurch erreicht worden sein, daß das Schiff von dem Ankergrund, auf dem es lag, an die Küste getrieben worden wäre. Bligh gibt zu, daß damals, als diese That geschah, auch nicht der geringste derartige Verdacht, nicht einmal der Gedanke an die Möglichkeit einer solchen verbrecherischen Handlung in ihm auftauchte, da er nicht entfernt ahnte, daß die Mannschaft seines Schiffes so große Vorliebe für ein Verbleiben auf diesen Inseln empfinde, daß sie deßhalb jede Aussicht, in ihr Heimathland zurückzukehren, von sich weise.

Dieser später von Bligh gehegte Gedanke wird von anderer Seite als gänzlich grundlos und als durch die späteren Ereignisse widerlegt dargestellt. Die Beschädigung, welche das Ankertau erfahren, wird dem Umstande zugeschrieben, daß solches sich auf dem felsigen Boden aufgerieben habe. Hierauf ist zu erwiedern, daß das kundige Auge des Seemanns leicht den Unterschied wahrnehmen müsse, der zwischen den Wirkungen einer Reibung und der Anwendung eines scharfen Instrumentes, um ein starkes Ankertau zu zerschneiden, bestand. Hiernach scheint es ziemlich wahrscheinlich zu sein, daß die fragliche Beschädigung, weit entfernt davon, eine blos zufällige zu sein, einer verbrecherischen, entweder von Seite der Eingebornen oder eines der Schiffsmannschaft verübten Handlung beizumessen war. Dieser Gedanke, daß dem so sein müsse, erfüllte ganz die Seele des Befehlshabers. Derselbe schreibt: „Wir waren im Begriffe, Otaheiti zu verlassen, wo wir während 23 Wochen mit der größten Liebe und Aufmerksamkeit, die mit jedem Tage unseres Aufenthaltes zuzunehmen schienen, behandelt worden waren. Daß wir für das uns erwiesene Wohlwollen nicht unempfindlich waren, haben nach-

folgende Ereignisse mehr als hinreichend bewiesen; denn in dem entgegenkommenden und freundlichen Benehmen des tahitischen Volkes sind offenbar die Beweggründe zu suchen, die den Ruin einer Expedition zu Wege brachten, die sonst höchst wahrscheinlich eine durchaus glückliche gewesen wäre."

Mit Beginn des Monats April war das Schiff bereit, in die See auszulaufen. An Bord hatte es, außer den schon erwähnten 784 Töpfen, 39 Kübel und 24 Kisten mit Pflanzen. Die Zahl der an Bord gebrachten Brodfruchtbäume betrug 1015. Außer diesen hatte der an Bord befindliche Botanist noch eine Anzahl anderer Pflanzen gesammelt, worunter der „Avee," der eine der schönsten Früchte der ganzen Welt ist; die „Ayyah," die, obgleich weniger gut, doch äußerst wohlschmeckend ist; ferner die „Rattah," eine Frucht, die mit der Kastanie Aehnlichkeit hat, nur daß solche eben so gut roh wie gesotten gegessen werden kann; und den „Orai-ab," der eine vorzügliche Art Paradiesfeige ist.

Am 27. April, an dem Abend, der dem Ausbruch der Empörung voranging, befand sich das Schiff zwischen den Inseln Tofoaa und Kotu. Kapitän Bligh war in der heitersten Stimmung, wozu ihn das bisherige so unerwartete Gelingen aller seiner Pläne begeisterte. Als er in der Nacht das Verdeck verließ, gab er Befehle, wie das Schiff zu steuern sei; der Master hatte die erste Wache, der Stückmeister die mittlere, und Christian die Morgenwache. Allein kurz vor Sonnenaufgang drangen, während er noch schlief, der letztgenannte Offizier, der Schiffskorporal, ein Kanonier und ein Matrose in seine Kajüte ein, und ergriffen ihn, indem sie seine Hände auf seinem Rücken zusammenbanden, unter fortwährenden Drohungen, daß sein letztes Stündlein geschlagen habe, wenn er spreche, oder auch nur den leisesten Laut von sich gebe. Er rief jedoch trotz dem, so laut er konnte, um Hülfe; allein alle Offiziere, welche nicht zu den Verschworenen gehörten, waren bereits dadurch unschädlich gemacht, daß man Wachen vor ihre Thüren gestellt hatte. Christian hatte blos einen Hirschfänger in der Hand; die übrigen hatten Musketen mit Bajonetten. Sie rissen ihn aus seinem Bette heraus auf's Verdeck. „Dort", erzählt er, „litt ich heftige Schmerzen davon, daß sie meine Hände zu fest zusammengebunden hatten. Ich fragte sie zwar, was die an mir verübte Gewaltthat bezwecke, erhielt jedoch keine andere Antwort, als daß ich schweigen solle."

Bligh führt in seinem Bericht an, daß er fortwährend gesucht habe,

dem Gange der Dinge eine andere Wendung zu geben;" allein Christian ließ sich statt des Hirschfängers, den er anfänglich als einzige Waffe trug, ein Bajonettgewehr reichen und drohte mir unter vielen Schwüren und indem er an dem Stricke zog, der meine Hände zusammenhielt, mich augenblicklich umzubringen, wenn ich nicht stille sei; die Missethäter, welche ihn umgaben, spannten ihre Hahnen und pflanzten ihre Bajonette auf. Man rief nun mehrere Personen mit Namen und brachte sie außerhalb des Schiffes; hieraus schloß ich, daß ich in Gemeinschaft mit diesen Personen ausgesetzt werden solle. Ich machte daher einen weitern Versuch, eine Wendung hervorzubringen, allein mit nicht mehr Erfolg, als daß man drohte, mich vor den Kopf zu schießen. Der Hochbootsmann und diejenigen Matrosen, welche mich begleiten wollten, durften Segelgarn, Leinwand, Ketten, Segel u. s. w., nebst einem Fasse Wasser, das 28 Gallonen hielt, mitnehmen; dem Schiffsschreiber gestatteten sie die Mitnahme von 150 Pfund Brod mit etwas Rhum und Wein, ebenso von einem Quadranten und Kompaß; bei Todesstrafe mußte er jedoch Seekarten, die Ephemeris, das Buch astronomischer Beobachtungen, den Sextant u. s. w. zurücklassen.

Als die Offiziere und übrige Mannschaft in dem Boote sich befanden, trat Christian, der Hauptverschworene, auf den Gefangenen zu und sagte zu demselben: „kommt, kommt, Herr Bligh, Eure Offiziere und übrige Mannschaft befinden sich bereits in dem Boote und Ihr müßt mit ihnen gehen; leistet Ihr den geringsten Widerstand, so seid Ihr ein Kind des Todes." Ohne weitere Umstände ward er nun ins Boot geschafft, wo man die Fesseln seiner Hände löste, und ihn mit 19 seiner Gefährten dem Schicksal im offenen Ocean überließ. Er schreibt: „trotz der rauhen Behandlung, welche ich erfuhr, rief das Andenken an Wohlthaten, die ich Christian erwiesen hatte, doch Gewissensbisse in demselben hervor. Als sie mich aus dem Schiffe schleppten, fragte ich ihn, ob dieß die richtige Vergeltung für so manchen ihm erwiesenen Freundschaftsdienst sei? Diese Frage schien ihn in Verlegenheit zu setzen, denn er antwortete mit großer Aufregung: „das kommt daher, Kapitän Bligh, daß meine Seele verloren ist."

Ursachen der Empörung.

Dem Leser, dem sich von selbst die Frage nach der Ursache einer solchen Empörung ergibt, versucht Bligh durch Aufzählung der obengedachten Umstände zu antworten; die Empörer hätten sich mit der Aussicht auf ein glücklicheres, auf der Insel zu verbringendes Leben, als

dasjenige war, welches sie in England zu erwarten hatten, geschmeichelt; dies und einige mit dem weiblichen Theil der Bevölkerung angeknüpfte zarte Verhältnisse hätten die betrübende Katastrophe veranlaßt. Zur Unterstützung dieser Behauptung führt er an, daß, nachdem er mit 18 Gefährten von dem Schiffe entfernt worden sei, er vom letztern aus mehrmals den Jubelruf gehört habe: „Auf, nach Otaheiti!" Ihm zu Folge ist der weibliche Theil dieser Bevölkerung hübsch und äußerst angenehm im Umgange, sehr empfindsam und weiß sich äußerst liebenswürdig zu benehmen. Die Häuptlinge zeigten eine solche Anhänglichkeit an unsere Mannschaft, daß sie dieselbe zum Bleiben einluden, und ihr sogar die Verleihung größerer Besitzthümer in Aussicht stellten. Man darf sich also nicht wundern, wenn Leute, von denen die meisten durch keine Bande an die Heimath gefesselt waren, sich verleiten ließen; namentlich wenn man berücksichtigt, daß sie neben allem andern, was ihnen der Aufenthalt Verführerisches bot, sich dadurch auf einer der schönsten Inseln der Welt festsetzten, wo ihnen ohne alle Mühe und Arbeit ein Lebensgenuß wie nirgends sonst in Aussicht stund. In der That hatten auch mehr oder weniger stets Entweichungen von allen Schiffen, die in der Nähe der Gesellschaftsinseln waren, stattgefunden; es war aber bis dahin den Befehlshabern der Schiffe stets möglich gewesen, sich die Entwichenen zurückliefern zu lassen. Bligh schließt seinen Bericht wie folgt: „Es läßt sich daher annehmen, daß die Kenntniß von der Gefahr, welche eine Entweichung nach sich zog, die erste Veranlassung für die Mannschaft meines Schiffes war, in Betracht zu ziehen, mit welcher Leichtigkeit ein so kleines Schiff sich überraschen ließ, und daß sich nicht leicht wieder eine gleich günstige Gelegenheit bot."

Bligh fährt in einem offenen Boote durch das stille Meer.

Der merkwürdigste Vorgang in der Geschichte dieser Empörung war jedoch der Umstand, daß Bligh und seine Genossen den Wasserweg von den Freundschaftsinseln nach Timor im indischen Ocean, eine Entfernung von 4000 Seemeilen, in einem offenen Boote, mit nicht mehr Lebensmitteln, als hinreichend waren, um sie nicht vor Hunger umkommen zu lassen, zurücklegen konnten.

Am 5. Juni ward ein Seevogel mit der Hand gefangen, und sein Blut unter die schwächsten der Mannschaft vertheilt; der Vogel selbst aber für den nächsten Tag zur Mahlzeit aufbewahrt. Am 7. überschlugen die Wellen, nach einer erbärmlich regnichten und kalten Nacht, bei aufgeregter See, während des ganzen Tags das Boot. Der Schiffsarzt Ledward

und ein alter vielgeprüfter Matrose schienen dabei der Auflösung nahe zu sein. Man konnte ihnen keine andere Hülfe gewähren, als daß man ihnen einen oder zwei Theelöffel Weins eingab, den man für einen solch äußersten Fall bereit hielt. Am Morgen des 10. gab sich eine deutliche Verschlimmerung im Zustande der Mannschaft kund. Traurige Vorboten sich nahender Auflösung waren: eine sehr große Schwäche und Geschwulst der Glieder, hohle, geisterhafte Gesichtszüge; ungewöhnliche Schlaflust und zunehmende Schwäche des Verstandes. Am 11. zeigte Bligh seinen leidenden Genossen an, daß sie ohne Zweifel jetzt an dem Meridian der Ostküste von Timor angelangt seien, eine Nachricht, die allgemein große Freude hervorbrachte. In der That ward auch um 3 Uhr des folgenden Tags die Insel in der Entfernung von bloß 2 Meilen entdeckt. Bligh erzählt: „Meine Feder ist zu schwach, um die Freude zu beschreiben, die sich unsrer beim Anblick des vor uns liegenden Landes bemächtigte. Es erschien uns selbst unglaublich, daß es uns in einem offenen Boote und mit so wenig Lebensmitteln sollte gelungen seyn, in 41 Tagen, die die Ueberfahrt von Tofoaa nach Timor erforderte, 3618 Seemeilen zurückzulegen und daß, trotzdem wir äußerst schwach waren, Keiner von uns auf der Reise umkam." Die armen Leidenden waren, als sie ankamen, kaum im Stande, sich zu bewegen; ihr Zustand wird als sehr bejammernswerth geschildert. Allein man kam ihnen auf Timor mit der größten Rücksichtsnahme und Gastfreundschaft entgegen; die Wohnungen der ersten Bewohner dieser holländischen Kolonie standen ihnen zur freundlichsten Aufnahme offen. Bligh bemerkte: „Vielleicht selten stand einem Maler ein mehr kontrastirendes Bild zu Gebote, als in diesem Falle. Auf der einen Seite befanden sich Menschen, deren vom Hunger ausgehöhlte Augen vor Freude ob der sich bietenden Hülfe funkelten, und auf der andern der Schrecken derer, die ihnen zur Hülfe eilten, als sich ihnen der geisterhafte Anblick dieser Unglücklichen bot. Unsere Leiber waren bloß Haut und Knochen; unsere Glieder mit Geschwüren überfüllt; unsere Kleider zerlumpt. So boten wir dem Volke von Timor das vollständigste Bild des geisterhaftesten Elends."

Leiden Blighs und seiner Genossen.

Es konnte nicht fehlen, daß eine so schauderhafte Handlung, als die von empörter Mannschaft bewirkte Wegnahme eines Staatsschiffes die gerechte Entrüstung der englischen Regierung und des englischen Volkes erregte. Es erfolgte sofort der Befehl, die Fregatte Pandora unter dem Befehl des Kapitäns Edwards auszurüsten. Dieselbe sollte sich zuerst

Die Weltreise Edwards.

nach Otaheiti begeben, und fände sie die Entwichenen nicht auf dieser Insel, die verschiedenen Inselgruppen der Südsee besuchen. Im Monat August von England abgefahren, langte sie im darauffolgenden März in der Matavaibay an, und erfuhr daselbst, daß verschiedene Personen, welche der Mannschaft des Schiffes Bounty angehört hatten, auf der Insel sich aufhielten. Am darauffolgenden Morgen stieß ein Kahn mit einem darauf befindlichen Manne vom Ufer, der, sobald er an das Schiff herankam, sich höchst erfreut bezeigte, Herrn Hayward, einen der Offiziere, welche Bligh begleitet hatten, noch am Leben zu finden. Diese Person, welche Joseph Coleman hieß, versuchte an Bord zu kommen, noch ehe die Pandora ihre Anker ausgeworfen hatte, schien überhaupt erbötig, alle von ihr verlangte Auskunft zu ertheilen. Ihr folgten sogleich zwei andere Personen, noch ehe von dem Schiffe aus ein Boot ans Land gelangt war. Es entspann sich eine Unterhaltung zwischen diesen drei Personen und Herrn Hayward; allein Kapitän Edward gebot Schweigen und befahl, daß die 3 Personen sofort gefangen gesetzt und in Eisen geschlossen würden. Vier Andere der Entwichenen kamen kurz darauf ebenfalls heran, und von ihnen vernahm man, daß eine Anzahl der entwichenen, auf der Insel verbliebenen Mannschaft sich einen Schooner erbaut und Tags zuvor auf demselben sich auf den nordwestlichen Theil der Insel geflüchtet habe.

Als Kapitän Edwards diese Nachricht empfing, sandte er zwei Schiffslieutenante in zwei Booten aus, um sie zu fangen; dieselben kamen jedoch unverrichteter Dinge mit Anbruch der Nacht aufs Schiff zurück. Die Flüchtlinge waren nämlich aus unbekannt gebliebenen Gründen auf die Insel zurückgekommen, und, indem sie ihr Schiff im Stiche ließen, auf die benachbarten Berge geflohen. Am zweiten Tage jedoch verließen sie diesen Zufluchtsort, und ergaben sich ohne Widerstand. Die Gesammtzahl derselben betrug mit Einschluß derer, die sich, sobald die Fregatte in die Bucht einlief, freiwillig eingestellt hatten, vierzehn.

Der Schiffskapitän ließ seiner eigenen Erzählung zu Folge die Piraten, wie er sie hieß, in ein Rundhaus werfen, das er, der sicheren Bewachung wegen, auf dem Hintertheil der Schanze hatte erbauen lassen, und um zugleich zu verhüten, daß eine Verbindung derselben mit seiner Schiffsmannschaft, deren Mitgefühl leicht hätte erregt werden können, stattfände. Von anderer Seite wird (was jedoch kaum glaublich) versichert, daß zwei fortwährend auf dem Dache dieses Gebäudes postirte Wachen

den Befehl hatten, den ersten der Gefangenen niederzuschießen, der es versuchen wollte, einen andern in der tahitischen Sprache anzureden.

Unmittelbar nach seiner Ankunft hatte Edwards erfahren, daß Christian mit neun seiner Gefährten und verschiedenen Eingebornen beiderlei Geschlechts nach kurzem Aufenthalte zu Tahiti während der Nacht die Anker der Bounty gelichtet hatte und mit Zurücklassung der übrigen Entwichenen, Niemand wußte wohin, gesegelt war. Edwards fehlte es sogar an jeder Muthmaßung, wohin der Hauptübelthäter seine Richtung genommen haben möge; er erfuhr jedoch von verschiedenen Individuen und ersah auch aus von demselben zurückgelassenen Papieren, was die Entwichenen ins Werk gesetzt hatten, seit Bligh und die andern bei Tofoaa aus dem Schiffe von ihnen entfernt worden waren. Es ward festgestellt, daß die Piraten zuerst nach Tabuai steuern ließen, wo sie am 25. Mai landeten, nachdem sie unterwegs den größern Theil der Brodfruchtbäume in die See geworfen und das Eigenthum der Vertriebenen unter sich vertheilt hatten. Sie wollten auf der letztgenannten Insel sich niederlassen; allein die von den Eingebornen gegen ihre Aufnahme an den Tag gelegte Abneigung, der Mangel an hierzu geeignetem Material und die Zwietracht, welche bereits unter ihnen sich zu entspinnen begann, veranlaßten sie zur Rückkehr nach Tahiti, wo sie mit dem Nöthigen zu ihrer Niederlassung sich zu versehen Aussicht hatten.

Ihr Wiedererscheinen in der Matavaibay erregte bei Otu und den übrigen Häuptlingen der Insel einigen Argwohn. Dieselben fragten, was aus dem Befehlshaber der Bounty und der übrigen Schiffsmannschaft und den vielen Fruchtbäumen u. s. w. geworden sei, die man dem Schiffe zugeführt hatte. Die Antwort war eine schamlose Lüge; man sagte ihnen, man sei unerwartet dem Kapitän Cook in der Nähe einer Insel, Wheytutacki, begegnet. Derselbe beabsichtige, daselbst eine Kolonie zu gründen und bedürfe hierzu der zu Tahiti eingeschifften Fruchtbäume; Bligh und die andern hätten sich ans Land begeben, um den berühmten Seefahrer in seinem Vorhaben zu unterstützen. Christian sei deßhalb mit dem Kommando des Schiffs betraut worden, und sie kämen jetzt auf Befehl Blighs, um sich noch eine weitere Unterstützung an Schweinen, Ziegen, Geflügel und Fruchtbäumen zu erbitten. Diese, den unerfahrenen, freundlich gesinnten Eingebornen vorgetragene List that ihre Wirkung. Letztere bezeigten ihre große Freude darüber, daß ihr lieber alter Freund „Tuti“, wie sie Cook nannten, so nahe bei ihnen sei und vorhabe, sich unter

ihnen niederzulassen; sie strengten sich daher aufs Aeußerste an, um Alles das beizuschaffen, was er nur irgend wünschen konnte, und hatten auch in einer sehr kurzen Zeit 312 Schweine, 38 Ziegen, acht Dutzend Hühner, einen Ochsen, eine Kuh, nebst einer großen Menge Brodfrucht, Paradiesfeigen, Bananen und anderen Vegetabilien beisammen. Mit diesen Vorräthen an Bord kehrte die Bounty nach Tabuai zurück, wo die Uebelthäter sich an die Erbauung eines Forts machten, übrigens unter heftigem Widerstande der Eingebornen, die in dem Anlanden dieser Fremdlinge das Ende ihres eigenen Friedens und ihrer eigenen Unabhängigkeit sahen. Diese Abneigung der Eingebornen gegen die Eindringlinge veranlaßte Christian, der überdieß die unter seinen Gefährten ausgebrochene Zwietracht vergebens zu bannen versuchte, nochmals nach Tahiti zurückzukehren, wo alle die, welche sich ans Land begeben wollten, hierzu Gelegenheit fänden, während Diejenigen, die an Bord bleiben würden, die Wahl hätten, sich an einem Unternehmen zu betheiligen, das sie für immer dem Bereiche ihrer Feinde entziehen sollte.

Rückkehr nach Tubuai.

Auf den frühern Ankerplatz nach Matavai zurückgekehrt, gingen sechszehn der Empörer ans Land; vierzehn derselben ergaben sich, wie schon oben erzählt, der Fregatte Pandora, und zwei, Thompson und Churchhill, wurden von den Eingebornen erschlagen. Die übrigen, neun an der Zahl, entschlossen sich, auf dem geraubten Schiffe zu bleiben. In dieser Absicht lichteten dieselben in der Nacht die Anker, und schlugen eine nordwestliche Richtung ein, ohne Zweifel, um dadurch ihre gebliebenen Gefährten zu täuschen; denn es war wohlbekannt, daß sie thatsächlich die Richtung nach Osten nahmen, in einen Breitegrad, der von europäischen Schiffen selten besucht wird.

Sie nahmen 19 Eingeborne, sieben Männer und zwölf Weiber mit sich, deren Dienste oder Gesellschaft während ihres Exils, von dessen Dauer sich kein Ende absehen ließ, ihnen nöthig schien. Selbst die Schiffsmannschaft war über das eigentliche Ziel der Reise im Unklaren; ihr Anführer hatte indeß öfter verlauten lassen, seine Absicht sei, irgend einen unbekannten oder unbewohnten Fleck im Ocean zu entdecken, der ohne Ankerplatz sei, auf dessen Strand er daher das Schiff laufen lassen könne, um sich des Materials, woraus dasselbe bestund, zur Gründung einer kleinen Niederlassung zu bedienen. Dieß war, so unbestimmt und ungenügend es auch lautete, alles, was Kapitän Edwards in Erfahrung zu bringen im Stande war.

Flucht und Reiseziel Christians.

Kapitän Edwards ließ mit Beginn des Monats Mai sein Schiff die westliche Richtung einschlagen und besuchte nach einander Huaheine, Ulietea, Otaha und Bolabola. Der König der letzteren Insel, mit Namen Tatahu, konnte weiter keinen Aufschluß über den Aufenthalt der Flüchtlinge geben, als daß sich keine weißen Männer in seinem Reiche noch auf den benachbarten Inseln befänden. Am 19. Tag desselben Monats lief die Fregatte die von Bligh entdeckte Insel Wheytutaki an. Als Beweis, daß sich diese Naturkinder nicht auf der untersten Stufe der Barbarei befinden, brachten dieselben, um ihre Geschicklichkeit zu zeigen, eine schöne, 9 Fuß lange Lanze zum Verkaufe. Dieselbe war in Form eines gothischen Doms geschnitten, und aller daran angebrachte Schmuck hautreliefartig.

Als die Pandora in der Nähe der Palmerston-Inselgruppe angelangt war, sandte Kapitän Edwards einen Lieutenant mit zwei Booten ans Land, um Erkundigung nach den Flüchtlingen einzuziehen. Da solche viele Zeit wegnahm, ward unterdessen die Pandora auf die offene See getrieben; da das Wetter stürmisch blieb waren die Boote nicht im Stande zu dem Schiffe zurückzukehren, ehe dasselbe die Küste verließ. Das eine der Boote gerieth nach Samarang, auf der holländischen Insel Java, das andere, an dessen Bord sich ein Seekadet und vier Matrosen befanden, verschwand spurlos. „Es war schwer zu errathen, was das Schicksal dieser unglücklichen Männer war. Man hatte ihnen, bevor sie das Schiff verließen, ein Stück Pökelfleisch zugeworfen; auch regnete es die darauffolgende Nacht und den folgenden Tag, und sie konnten somit wenigstens ihren Durst befriedigen.“

Die Insel Herzog von York.

Im Weiterverfolg der westlichen Richtung entdeckte der Kapitän eine Insel, der er den Namen: Herzog von York gab. Zwei Schiffslieutenante wurden ans Land gesandt, um dieselbe zu untersuchen; beim Anlanden bemerkten dieselben eine hölzerne Barke, die einem ziemlich großen Schiffe gehört haben mußte. Beim Durchsuchen der Hütten fanden sie Netze verschiedener Größe und eine große Auswahl Fischergeräthe. Ebenso waren Gerüste und Werfte an verschiedenen Theilen des Landungsplatzes sichtbar, woraus sich schließen ließ, daß die Insel nur zu gewissen Zeiten des Jahres und zwar nur zu dem Zwecke besucht werde, um durch den Fischfang die Lebensmittel zu vermehren. Ihre Aufmerksamkeit erregte ein ehrwürdig aussehender, ganz von der Hand der Natur geformter Platz, der eine auffallende Aehnlichkeit mit einem Druidentempel

hatte. Eine, durch einen sehr hohen alten Baum gebildete Höhle bildete einen Bogen, durch den das Innere der Grotte sichtbar war. Dieß erhöhte die Perspektive und verlieh dem Ganzen etwas Ehrwürdiges. Am hintern Ende standen drei Altäre, wovon der mittlere höher war, als die beiden andern, und darauf waren weiße Muscheln in guter Ordnung aufgeschichtet.

Die Lord Clarence-Insel, welche sie am 12. Juni ansichtig wurden, verdient nur eine kurze Erwähnung; eine nicht weit davon entfernte andere Insel, die den Namen Chatham trägt, soll den doppelten Umfang von Tahiti haben, ihre Oberfläche die schönste Abwechslung von Hügel und Thal bieten, und einen kräftigen kriegerischen Menschenschlag beherbergen. Otutuilah, die ebenfalls besucht ward, soll nicht weniger als 40 Meilen lang und gut beholzt sein; es wachsen Bäume darauf, deren Blätterwerk dem der Eiche gleicht. Auch die Eingebornen sind auffallend hübsch, obgleich sie die Wirkung ihres guten Aeußern dadurch abschwächen, daß sie ihren Körper gelb färben. Ihre Weiber schmücken ihr Haar, ihre Nacken und Handgelenke mit Kränzen wohlriechender Blumen. Unter den Gaben, welche sie an Bord brachten, befanden sich einige sehr schöne Puddinge, die aus aromatischen Gewürzen bestanden, und an Geruch und Geschmack den besten Streukuchen übertrafen.

Am 29. Juni warf die Pandora auf Anamuka, einer der Freundschaftsinseln, ihre Anker aus; unmittelbar darauf begab sich Lieutenant Hayward in einem großen Kahne nach den Hapai- und Fidshiinseln, um sich nach der Bounty und dem fehlenden Boote zu erkundigen. Es war jedoch nichts darüber zu erfahren; nur fand sich ein Beil vor, welches einst von Kapitän Cook zurückgelassen worden war. Es entspann sich dadurch ein freundlicher Verkehr mit den Eingebornen, die, obgleich ebenso kecke Diebe als Mörder, es in diesem Falle doch gerathen hielten, ihre bösen Absichten zu vertagen. Am folgenden Tage empfieng Kapitän Edwards einen Besuch von König Potafee, der in gerader Linie von der Familie abstammen soll, die zu der Zeit regierte, als die Insel zuerst von dem holländischen Seefahrer Tasman entdeckt ward. Die Thatsache, daß derselbe die Insel mit Hunden und Schweinen versah, vernahmen die Engländer aus dem Volksmunde. Verglichen mit Tahiti,
Die Hapai- und Fidshiinseln.
bietet die Insel das Bild einer weit höheren Entwicklung. Da Grund und Boden auf derselben seltener sind, so ist das Eigenthum auch mehr geschützt und jedes Gut mit einem hübschen chinesischen Geländer einge-

faßt. Alle Haupt= und Nebenstraßen sind mit geeigneten Mauern oder Zäunen umgeben. Zu vielen Häusern führen Alleen, die mit Gesträuch bepflanzt sind. Einige derselben waren rechts und links mit Ananas bebaut; eine Fruchtart, deren Zucht und Verbesserung den Eingebornen von den Fremdlingen gelehrt ward. Um dieselben in der Kultur dieser Pflanze zu ermuthigen, fügten die Engländer als Geschenk einige Orangenbäume bei, die in diesem Klima und Boden vorzüglich gedeihen müssen.

Das Gränzriff von Australien.

Nachdem die Pandora drei Monate mit fruchtlosem Suchen zugebracht hatte, gelangte sie gegen Ende des Monats August an die Küste von Holland, in die Nähe einer Linie Korallenfelsen, die man das Gränzriff nennt. Dieselbe erstreckt sich längs des größeren Theils des östlichen Ufers, jedoch ziemlich weit von demselben entfernt. Man hatte zwar eine Oeffnung dieser Korallenbank entdeckt, groß genug, daß die Fregatte hindurch konnte; allein, sei es nun ein Mangel an Seemannskunst oder die Wirkung einer starken, den Seefahrern jener Tage unbekannten Strömung gewesen — genug, das Schiff lief an dem fatalen Riffe auf, und ging später dadurch zu Grunde. Vergebens machte man alle möglichen Anstrengungen, einen Ankergrund zu finden; der Schiffskörper war so beschädigt, daß keine Rettung blieb. Der Schiffszimmermann berichtete, daß das Wasser im Schiffsraume acht Fuß hoch stand. Obgleich das Schiff oberhalb des Riffes aufgelaufen war, und die See an dieser Stelle eine Tiefe von zehn Faden hatte, so würde doch die Lage der Schiffsmannschaft dadurch nicht gebessert.

Die Offiziere, die jetzt zur Berathung zugezogen wurden, hielten dafür, daß, da der Ruin des Schiffes nicht aufzuhalten sei, es nöthig erscheine, auf Mittel zu sinnen, wie die ihrer Obhut anvertraute Mannschaft zu retten sei. Es wurden daher am Hintertheil vier Boote, mit der nöthigen Menge von Brod, Wasser und anderm Mundvorrath bereit gehalten; zwei Kähne wurden an einander gebunden und längs dem Schiffe placirt, Flöße wurden hergerichtet; kurz, es geschah Alles, was die Gefahr erforderte. Der Kapitän berichtet: „Gegen halb sechs Uhr des Morgens war der Schiffsraum mit Wasser angefüllt, und das Wasser strömte bereits zwischen den beiden Verdecken; es waren daher alle Anzeichen vorhanden, daß das Schiff im Begriff sei zu sinken; wir begannen daher über Bord zu springen und uns in die Boote zu flüchten. Ehe alle Mannschaft im Stande war, das Schiff zu verlassen, sank es. Die Boote hielten sich am Hintertheil des Schiffes in der Richtung der Brandung,

Untergang der Pandora.

und nahmen alle Diejenigen auf, die sich an den Flößen und andern schwimmenden Gegenständen, welche zu dem Zwecke in's Wasser geworfen worden waren, damit man sich vermittelst derselben über dem Wasser halten könne, anklammerten. Der doppelte Kahn, den man für fähig gehalten hatte, eine beträchtliche Anzahl Leute zu tragen, ward mit einem einzigen, darauf befindlichen Manne fortgerissen, und auf ein Riff geworfen. So fehlte uns also auch diese Hülfe gerade in dem Augenblick, wo wir sicher darauf gerechnet hatten. Zwei der Boote wurden mit Leuten beladen, und an eine kleine, sandige, etwa vier Meilen von dem Wracke entfernte Insel entsandt; ich selbst blieb noch mit den beiden andern Booten zurück, um alle die Leute aufzunehmen, die sich noch blicken ließen, und folgte alsdann den beiden andern Booten nach der Insel. Nachdem die Leute gelandet und die Boote entleert waren, ertheilte ich den Befehl, nochmals zu dem Wracke und dem Riffe, auf dem es sich befand, zurückzukehren, falls noch Jemand gerettet werden könne; allein sie kehrten zurück, ohne auch nur eine einzige Person gefunden zu haben. Als ich Musterung über die gerettete Mannschaft hielt, zeigte es sich, daß 89 Personen der Schiffsmannschaft und 10 Gefangene gerettet waren. 31 Personen der Schiffsmannschaft und 4 Gefangene waren mit dem Schiffe versunken."

Der Leser wird bemerkt haben, daß Kapitän Edwards bei dieser Schilderung nur mit wenigen Worten der unglücklichen Gefangenen erwähnt. Eine andere Erzählung, die von einem seiner Lieutenante herrühren soll, liefert einige Einzelnheiten, die dem Herzen des Kapitän Edwards, der auch sonst in Bezug auf Leutseligkeit und feine Manieren nicht vortheilhaft bekannt war, wenig Ehre bringen.

Der eben erwähnte Gewährsmann berichtet, „daß, als das Schiff sich mit Wasser füllte, drei der Gefangenen ihrer Fesseln entledigt wurden, um an den Schiffspumpen zu arbeiten; die Uebrigen boten ebenfalls ihre Hülfe an und baten, man möge sie gleichfalls zur Rettung des Lebens ihrer Aller beitragen lassen. Statt dessen wurden zwei Wachen mehr über ihrem Gefängnisse postirt, welche den Befehl hatten, einen jeden zu erschießen, der versuchen würde, sich seiner Fesseln zu entledigen. Da sich auf diese Weise ihnen jeder Rettungsweg verschloß, so bereiteten sie sich durch Gebet auf den Tod vor, denn es war vorauszusehen, daß das Schiff in Bälde in Trümmer gehen würde, da sein Steuerruder und Hintersteven bereits von der Brandung weggerissen waren."

Der Schiffsarzt versichert zwar, daß, als die furchtbare Krise herannahte, der Befehl gegeben worden sei, die Gefangenen ihrer Fesseln zu entledigen. Allein der oben gegebene Bericht widerspricht dem vollständig, behauptet vielmehr, daß man von ihrer doppelt furchtbaren Lage keine Notiz genommen habe, obgleich der Kapitän, als er, um sich zu retten, an ihrem Gefängnisse vorüberging, wegen Gnade für sie angegangen worden war. Das Schiff lag damals auf seiner Breitseite; sein Backbord befand sich bereits vollständig unter Wasser. Glücklicherweise ließ der Exerziermeister, als er sich von dem Dach der „Pandorabüchse" in die See stürzte, sei es nun absichtlich oder zufällig, die Schlüssel in den Eingang derselben, den er bereits geöffnet hatte, fallen, und setzte sie dadurch in den Stand, sich selbst zu helfen. Ein Matrose unterstützte sie hierin mit augenscheinlicher Gefahr seines eigenen Lebens. Derselbe war ihnen behülflich, sich ihrer Fesseln zu entledigen, und rief ihnen zu, er wolle sie entweder befreien, oder mit ihnen zu Grunde gehen. Allein seine Menschenfreundlichkeit ward nicht vollständig belohnt, denn vier derselben, die noch ihre Hände in Fesseln hatten, kamen, wie oben erwähnt, in den Fluthen um. Heywood, einer derselben, war die letzte Person, welche dem Gefängnisse entkam, in welches das Wasser bereits einzuströmen begonnen hatte. Ueber Bord springend, faßte er ein Brett, und schwamm damit an die oben erwähnte Insel, wo ihn ein Boot aufnahm und in dem Zustande vollkommener Naktheit an's Land setzte. Morison versuchte das Beispiel seines jungen Gefährten nachzuahmen und hielt sich, obgleich noch gefesselt, über dem Wasser, bis Hülfe herannahte.

Die Leiden, welche die Mannschaft auf der sandigen Insel ausstand, waren wahrhaft groß, größer noch die der Gefangenen, weil dieselben von dem Kapitän mit äußerster Härte behandelt wurden. Sie mußten mehrere Tage daselbst verweilen, und hatten als Nahrung nicht mehr als zwei Unzen Brod und ein kleines Glas Wasser. Die tropische Sonne goß ihre heißesten Strahlen über sie aus. Der Kapitän hatte Zelte für sich und seine Mannschaft aufrichten lassen. Als aber die Gefangenen baten, man möge ihnen zu ihrem Schutze vor den Sonnenstrahlen den Gebrauch eines nutzlos daliegenden Segels verstatten, verweigerte er dieß. Den einzigen möglichen Schutz fanden sie darin, daß sie sich bis an den Hals in den brennenden Sand eingruben, der die Haut ihres Körpers vollständig röstete. Nichts bot ihnen eine Erleichterung ihrer furchtbaren Lage. Glücklicherweise war ein kleines Faß mit Wasser, ein zweites mit Wein, etwas

Zwieback, einige Musketen und Patrontaschen in das Boot geworfen worden; allein die Mägen der Leute waren mit Salzwasser angefüllt, da lange Zeit verstrichen war, bis sie aus dem Meere hatten aufgefischt werden können. Dieses Salzwasser machte ihren Durst fast unerträglich; allein es ward ihnen am ersten Tage nicht erlaubt, sich an süßem Wasser zu laben. Nach einer später gemachten Berechnung hätten zwei kleine Gläser mit Wasser einer jeden Person während sechszehn Tagen gereicht werden können. Mitten in der Nacht störte sie das unruhige Benehmen des einen der Schiffsmannschaft und ließ sie glauben, derselbe habe Wein gestohlen und sich damit betrunken; allein es stellte sich bald heraus, daß die unausstehliche Qual des Durstes ihn verleitet hatte, Seewasser zu trinken. Die nächste Folge davon war Wahnsinn, dann der Tod. Etwas Thee war ebenfalls gerettet worden; als er abgesotten war, nahm Jeder einen Löffel voll davon und reichte es dann seinem Nachbar. „Auf diese Weise benetzten wir nach und nach unsere Lippen und erfrischten uns dadurch." Brod war nicht in größerem Ueberfluß vorhanden als Wasser. Als sie sich auf ihre eilfhundert Meilen lange Reise nach Timor einschifften, erhielt ein jedes Boot eine hölzerne Waage, und damit ward einem Jeden das Gewicht einer Flintenkugel zugemessen.

Auf ihrer Fahrt längs der Küste von Neuholland, liefen sie verschiedene Punkte an, um Trinkwasser zu bekommen, das sie jedoch bei dem wilden Charakter der Bewohner nur selten oder nur unter großer Gefahr erhielten. Der Genuß von wilden Beeren und Austern trug hie und da wesentlich zu ihrer Mahlzeit bei, obgleich sie der Hunger bei Weitem nicht so quälte, wie der stete Durst. Die am Steuer des Schiffes saßen, waren oft dem Sonnenstiche ausgesetzt. Die Uebrigen waren stets damit beschäftigt, daß sie ihre Hemden in's Meer tauchten und sie alsdann, um sich einigermaßen vor der Alles versengenden Sonne zu schützen, über ihre Köpfe hielten. Ihren Strahlen waren sie vollständig ausgesetzt, da die meisten von ihnen ihre Hüte im Schwimmen verloren hatten, als das Schiff untergieng.

Am 13. September ward „Land!" gerufen, und der Erste, der dessen ansichtig ward, mit einem Glas Wasser belohnt. Am 15. gingen die Boote gegenüber dem Fort von Kaupang vor Anker. Der Gouverneur desselben, Mynheer Varion, war unermüdlich in Hülfleistungen jeder Art. Sie blieben hier drei Wochen und schifften sich alsdann an Bord eines holländischen Ostindienfahrers ein, der sie (am 30. Oktober)

nach Samarang, auf der Insel Java, brachte. Hier war es, wo sie zu ihrer unaussprechlichen Freude eines der früher verlorenen Boote, das größere derselben, einen Schooner, wieder fanden, das sie längst für verloren gehalten hatten; niemals drückte sich gegenseitiges Freudegefühl kräftiger aus, als bei dem Zusammentreffen beider Theile, wovon ein jeder so eben dem Tode entronnen war. Die Mannschaft dieses Bootes erzählte, daß in der ersten Nacht, die sie von der Pandora trennte, die Wilden in ihren Kähnen einen regelmäßigen und kräftigen Angriff auf sie gemacht hätten. Der Umstand, daß diese Eingebornen niemals zuvor ein europäisches Schiff gesehen hatten, und daß ihnen die europäischen Feuerwaffen völlig unbekannt waren, machte den Zusammenstoß zu einem um so heftigeren und dauernderen. Denn da sie ihre Kameraden durch keine Wurfwaffen fallen sahen, waren sie der Meinung, dieselben seien nicht verletzt, als sie ins Wasser fielen. Das Kartätschenfeuer richtete namentlich große Verheerungen unter ihnen an. Einer ihrer Anführer zeigte solchen Muth, daß er über den Bord des Schooners sprang und seine Streitkeule in demselben Momente gegen den Befehlshaber desselben schwang, als dieser ihn todt schoß. Da sie des andern Tages die Fregatte nicht mehr sahen, so steuerten sie nach Anamuka, als dem von Kapitän Edwards bestimmten Zusammenkunftsorte. Auch sie hatten den Mangel von Trinkwasser schwer entbehrt; einer der Seekadetten war davon wahnsinnig geworden. Endlich hatten sie Tofoaa erreicht, das sie jedoch irrthümlich für Anamuka hielten. Auch hier erlitten sie von den Eingebornen, welche sie ihres Schiffes zu berauben suchten, einen Angriff; allein der Vortheil der Feuerwaffen leistete auch hier für die geringe Zahl der Vertheidiger Ersatz und bald waren die Angreifer überwältigt. Nach vielen ausgestandenen Leiden und nachdem sie überall, wo sie auf Eingeborne stießen, ähnliche Angriffe abzuwehren hatten, befanden sie sich endlich an dem Korallenriffe, das zwischen Neuguinea und Neuholland sich erstreckt, und bahnten sich durch dasselbe unter vielen Beschwerden und Gefahren ihren Weg. Bald darauf, nachdem sie die Endeavourstraße passirt hatten, stießen sie mit einem kleinen holländischen Schiffe zusammen, dessen Bemannung ihnen viele Gefälligkeiten erwies, und sie in eine benachbarte, derselben Nation gehörende Kolonie verbrachte. Der sonst sehr menschenfreundliche Gouverneur derselben sah die Fremdlinge mit etwas argwöhnischen Augen an, wohl meist deßhalb, weil ihr Schiff aus fremdartigem Holze gezimmert war; ein Umstand, der ihn auf den Glauben brachte, sie seien die Ent-

wichenen der Bounty, deren Signalement von der englischen Regierung in alle Häfen der Südsee gesandt worden war. Allein er ließ sie diesen Verdacht, was ihre Beherbergung und persönliche Freiheit betraf, nicht entgelten, und sandte sie nach kurzem Aufenthalte nach Samarang, wo sie ihre Gefährten der Pandora wieder fanden.

Von Batavia, der Hauptstadt der Kolonie Java, segelte Kapitän Edwards mit seiner Mannschaft in einem holländischen Ostindienfahrer ans Kap der guten Hoffnung. Dort fand er das Kriegsschiff Gorgon, auf dem er sich, seine Mannschaft und seine Gefangenen nach Spithead einschiffte, wo er am 9. Juni des darauffolgenden Jahres ankam. Somit hatte derselbe in weniger als zwei Jahren seine Weltreise vollendet. Es gehört nicht in diese Blätter, ausführlich zu erzählen, was weiter mit den Gefangenen erfolgte; wie Heywood verurtheilt, aber nachgehends begnadigt ward, wie drei der Matrosen auf erfolgte Verurtheilung im Hafen zu Portsmouth hingerichtet wurden. Die Missethäter benahmen sich mit viel Reue und Anstand, erkannten die Gerechtigkeit der Strafe wegen des Verbrechens, dessen sie sich schuldig bekannten, und warnten ihre Kameraden, sich ein Beispiel an ihrem frühzeitigen Ende zu nehmen, niemals aber und unter keinerlei noch so schwierigen Umständen zu vergessen, was sie sich und ihrem Lande schuldig seien.

Heimreise des Kapitäns Edwards und der Gefangenen.

Die Pelewinseln.

Der Schiffbruch, den die Antilope auf einer der Pelewinseln erlitt, und der Verkehr, der als nächste Folge hiervon sich zwischen den freundlich gesinnten Eingebornen und den Fremdlingen, welche das Schicksal auf solche Weise an die Küste ihres Landes geworfen hatte, entspann, sind den meisten unserer Leser ohne Zweifel schon bekannt; die Geschichte des Prinzen Li-bu, sein liebenswürdiger Charakter und früher Tod haben stets großes Interesse erweckt. Die betreffende Inselgruppe ist den Europäern wahrscheinlich zuerst durch die Spanier bekannt geworden, die, nachdem sie sich auf den Philippinen niedergelassen, solcher den Namen Palos gaben, wegen der schlanken Palmen, die an ihren Küsten wachsen und die man in einiger Entfernung für unzählige Masten zu halten geneigt ist.

Der spanische Hof scheint in seinem Streben, sich alle Inseln des nördlichen stillen Meeres anzueignen, und der kirchlichen Souveränität dienstbar zu machen, zu verschiedenen Zeiten Missionäre dahin entsandt zu haben, die die Bewohner derselben im Christenthum und im Gehorsam, den sie der Autorität seiner katholischen Majestät schuldig seien, unter-



richten sollten. Es ist jedoch gewiß, daß die Unterthanen König Philipps keine Niederlassung auf den Pelewinseln gründeten, weder im sechszehnten, noch im siebenzehnten Jahrhundert. Vater Cantova, der sich um das Jahr 1722 zu Agadna aufhielt, gibt an, die Inselgruppe der Karolinen sei aus fünf Provinzen bestanden, von denen die Palosgruppe eine gebildet habe; allein er setzt hinzu, daß die Fremdlinge, von denen er diese Mittheilung erhielt, in keinerlei Verbindung mit den Abkömmlingen der Urbewohner gestanden, die in hohem Grade als wild und grausam geschildert werden. Beide Geschlechter, das männliche wie weibliche, gingen vollkommen nakt einher und nährten sich von Menschenfleisch, daher wurden sie auch von den Bewohnern der Philippinen nicht anders angesehen, denn als Auswurf der Menschheit und als eine Rasse, mit der jeder Verkehr Gefahr bringe. Aus diesem Grunde waren auch die Pelewinseln von der spanischen Regierung gänzlich außer Acht gelassen, die mehr nicht über dieselben gewußt zu haben scheint, als daß sie auf einem Fleck des weiten Oceans lägen, der zu gleicher Zeit die Küsten von China und Amerika bespült.

Kapitän Wilsons Reise in der Antilope.

Die Antilope, ein Paketschiff von etwa 300 Tonnen Gehalt, im Dienste der englisch-ostindischen Kompagnie, segelte von Macao im Monat Juli ab. Nachdem das Schiff zwei Monate unterwegs war, ward das Wetter so schlecht, daß dessen Befehlshaber, Kapitän Wilson, den Lauf desselben unrichtig berechnet zu haben scheint. In der That ward es in der Nacht des 10. August auf ein Riff in der Nähe einer unbekannten Insel geworfen, die in dieser östlichen Weltgegend unter dem Namen Orulong bekannt ist. Der Kapitän sandte ein Boot an's Land, sowohl in der Absicht, alles das zu landen, was sich vom Wracke retten lasse, als um den Charakter der Eingebornen kennen zu lernen, falls sich deren vorfänden. Während man jeden Augenblick gewärtig war, daß das Schiff in Trümmer ging, beschäftigte sich die Mannschaft desselben damit, ein Floß zu bauen; ihre Absicht war, sich dadurch ein Zeltlager auf der Küste zu verschaffen, bis sich Gelegenheit der Rettung biete. Erst am zweiten Tage ihres Anlandens erschienen Eingeborne. Am Morgen des 12. August näherten sich zwei Kähne, jeder mit acht Eingebornen, der Stelle, an welcher die Matrosen ihre Zelte aufgeschlagen hatten; Einer derselben, ein Bruder des Königs, wie sich später auswies, fragte, wer die Fremden seien und was der Zweck ihrer Landung. Der Kapitän gab durch einen seiner Leute, der malaisch verstund, zur Antwort, „sie seien verunglückte

Engländer, die ihr Schiff auf dem Riffe verloren hätten, und freundlich gesinnt." Diese kurze Auskunft war genügend, um die edlen Inselbewohner zur schleunigen Hülfeleistung zu vermögen. Dieselben luden die Gestrandeten in die Residenz ihres Souveräns ein, der sicher Alles für sie thun werde.

Demgemäß sandte Kapitän Wilson seinen eigenen Bruder, der sich mit unter der Schiffsmannschaft befand, nach Pelew, der Insel, auf der Seine Majestät wohnte; inzwischen blieb Raa Kook, ein Prinz aus königlichem Geblüte und Armeeoberbefehlshaber, mit drei Andern als freiwillige Geiseln zurück, ohne den geringsten Argwohn oder die leiseste Furcht zu hegen. Dieser liebenswürdige Häuptling gab überhaupt eine große Befriedigung über Alles kund, was er die Engländer thun sah; er setzte sich ganz so wie sie an den Tisch, ohne nach der Sitte des Landes auf dem Boden zu kauern. Die vertrauensvolle Art, wie er sich benahm, ward von Jedermann mit gleichem Vertrauen erwiedert. Da seine Garderobe äußerst dürftig war (er ging vollständig nakt), so schenkte man ihm Unterhosen und einen Uniformsrock. Aus einem Antriebe von Höflichkeit, der seinem angeborenen Gefühl von Anstand entsprach, zog er diese Kleidungsstücke sofort an, und es machte ihm sichtliche Freude, eben so gekleidet wie seine neuen Freunde zu erscheinen; aber bald fand er, daß diese Kleidungsweise für ihn zu unbequem sei; er verzichtete daher auf die Auszeichnung, wie ein Europäer gekleidet zu sein, und legte den gestickten Wamms in seinem kleinen Museum von Seltenheiten nieder.

König Abba Thule hatte außer Raa Kook noch einen zweiten Bruder, Namens Arra Kooker, der mit dem jüngeren Wilson von Pelew zurückkehrte. Zuletzt erschien Seine Majestät selbst mit einem kleinen Geschwader von Kähnen; er hielt es für seine Pflicht, die verunglückten Seefahrer in eigener Person auf seinem Gebiete zu bewillkommnen und ihnen jede in seinen Kräften stehende Hülfeleistung anzubieten. Er räumte dem Kapitän die volle Befugniß ein, sich ein neues Schiff zu bauen, entweder auf der Stelle, wo er sich gerade befand, oder auf einer andern Insel, indem er hinzufügte, daß Orulong für ungesund gelte, daß die Mannschaft leicht erkranken könne, wenn sie ihren Aufenthalt daselbst verlängere, so lange der Wind vorherrsche, der erst in zwei Monaten sich ändern werde; überdieß könne er leicht von den Bewohnern einer benachbarten Insel belästigt werden, die gerade Krieg mit Pelew führten, und Niemänd, der unter dessen Schutze stehe, schonen würden. Schiffskapitän

Wilson zog bei aller Anerkennung, die er der ihm gelassenen Wahl zollte, die Gegend vor, worin er sich eben befand, weil solche viel näher dem Wracke war, das ihm den Hauptbestandtheil des neu zu bauenden Schiffes und den nöthigen Mundvorrath lieferte.

Bald zeigte es sich jedoch, daß, so edelmüthig auch die Gesinnungen des Königs und die seiner Brüder waren, ihr Geist doch nicht hinlänglich gegen Eifersucht gestählt war. Der erste Minister hatte den Kapitän Wilson um ein Beil ersucht, und solches von ihm geschenkt erhalten; als er mit demselben aus dem Zelte trat, ward es von Raa Kook in seiner Hand gesehen. Von da an bewies sich dieser kalt gegen die Engländer. Als Beschwerde gegen dieselben machte er geltend, daß Wilson einen Gegenstand von Werth an Jemand verliehen habe, der fast als Fremder zu betrachten sei, während des Königs Brüder, welche die ganze Zeit ihres Aufenthaltes im Lande sich um sie bemüht hätten, nichts Aehnliches geschenkt erhalten hätten. Hieran ward daher die Erwartung geknüpft, daß er die Familie des Königs auf eine Weise beschenken werde, die im Verhältniß zu den Gaben sei, welche dieser erste Minister erhalten habe. Darauf hin bot der Kapitän einem Jeden der beiden Brüder ein Stück Tuch zum Geschenke an, was beide sehr kalt aufnahmen; später beschenkte er sie noch mit einem Stück langen weißen Tuchs und einigen Bändern; allein der Ausdruck ihrer Züge blieb noch immer ein unzufriedener. Am Nachmittage desselben Tages erhielt Wilson die Nachricht, daß der König auf der Rückkehr in seine Residenz in der Bucht ankommen werde; wolle Wilson sich von ihm verabschieden, so habe er sich zu ihm zu begeben. Wilson begab sich daher in seiner Jolle zu ihm; mit ihm waren der Dollmetscher und vier andere Personen. Zu seiner unangenehmen Ueberraschung war der in der Unterhaltung vorherrschende Ton ebenfalls nicht nur ein erzwungener, sondern der Empfang von Seiten des Souveräns sogar ein ungnädiger, ganz verschieden hierin von der offenen Freundlichkeit, die bis dahin in ihrem gegenseitigen Verkehre geherrscht hatte. Später stellte es sich übrigens heraus, daß das von Wilson geschenkte Beil nicht der einzige Grund der veränderten Stimmung des Königs war. Seine Majestät wollte sich vielmehr ihrerseits eine Gunst erbitten, und war verlegen, wie sie dieß anzubringen habe. Im Begriffe, sich mit einem furchtbaren Gegner einzulassen, bat der König den Kapitän, er möge erlauben, daß einige seiner Leute ihn mit ihren Feuerwaffen in den Kampf begleiten. Wilson gab sogleich zur Antwort, er möge die

Engländer nur als sein eigenes Volk betrachten; seine Feinde seien auch die ihrigen. Darauf hin klärte sich jedes Antlitz, das bis dahin finster und mißtrauisch d'rein gesehen hatte, auf. Fast die ganze Mannschaft bot sich freiwillig zum Kriegsdienste an; allein Wilson wählte nur fünf derselben hierzu aus. Diese rüsteten sich zur Unternehmung, und wurden mit Waffen und Munition reichlich versehen. Es fanden verschiedene Scharmützel statt, in denen die Waffenübung und Tapferkeit der neuen Alliirten dem König von Pelew einen entscheidenden Sieg verschafften und seine Feinde, das Volk von Artingall, zur Unterwerfung brachten.

Tod und Bestattung des Sohnes von Raa Kook.

In einem der Zusammenstöße verlor Raa Kook einen Sohn, einen braven jungen Mann, der in einem früheren Treffen schwer verwundet worden war. Die Bestattung desselben fand ohne alle Ceremonie statt; allein Wilson nahm den darauffolgenden Morgen den Schiffsarzt der Antilope, der dem Gestorbenen ärztlich beigestanden war, mit sich an die Stelle, wo derselbe bestattet war. Nahe dabei war eine Hütte, vor der ein altes Weib saß. Diesem ertheilte der Vater des Verstorbenen einige Befehle, worauf es verschwand, aber bald darauf mit zwei alten Kokusnüssen, einem Strauß Betelnüssen und etwas rothem Oker wieder erschien. Er nahm eine der Kokusnüsse, machte mit dem Oker Querstriche darauf, und legte sie dann neben sich auf den Boden. Nachdem er einige Zeit in tiefem Nachdenken verweilt hatte, wiederholte er mehrere Worte, die, da er während dessen sehr aufgeregt war, eine Art Gebets zu sein schienen; dann machte er es mit der zweiten Kokusnuß eben so, und überstrich dann auch den Strauß Betelnüsse. Dieser Ceremonie folgte dann wieder eine Pause tiefen Nachdenkens. Zuletzt rief er dem Weibe, und übergab demselben die zwei Kokusnüsse, ebenso den Bündel Betelnüsse, indem er ihr gleichzeitig noch einige Vorschriften ertheilte. Die beiden Engländer, die das Weib damit zu dem Grabe schreiten sahen, hatten anfänglich Lust, es dahin zu begleiten, um zu sehen, was weiter geschehe, bezähmten jedoch aus Rücksicht auf den Schmerz des Vaters ihre Neugierde.

Mittlerweile war der Monat November herangekommen, und das kleine Schiff, auf dessen Erbauung so viele Mühe verwendet worden war, seiner Vollendung nahe. Einige nicht völlig aufgeklärte Umstände ließen um diese Zeit die Mannschaft des englischen Schiffes die Besorgniß hegen, daß der König, der den Werth ihrer Mithülfe im Kriege wie im Frieden kennen gelernt hatte, sie an der Abreise werde hindern wollen. Sie gingen in dieser ihrer Besorgniß so weit, daß sie die Ermordung des Königs

und seiner Brüder beabsichtigten, in der Annahme, daß dadurch das Volk von Thule in eine Bestürzung gerathen müsse, die es unfähig mache, ihrer Abreise ein ernstliches Hinderniß entgegen zu setzen. Kapitän Wilson erzählt hierüber: „Als getreuer Berichterstatter erachte ich es als meine Pflicht, nichts zu verschweigen, obgleich sich meine Feder sträubt, dem Papiere anzuvertrauen, daß der menschenfreundliche, freisinnige König, der männliche und edelmüthige Generalissimus, Arra Kooker, als Opfer ausersehen waren." Dieser von Angst und Verzweiflung eingegebene Entschluß machte jedoch bald einer ruhigeren Ueberlegung Platz; während der darauffolgenden Nacht kehrte die frühere gute Stimmung der Engländer gegen die Eingebornen zurück; dem Kapitän war es sogar möglich, die Ruderyacht bemannen zu lassen, und darauf alles entbehrliche Eisen und die übrigen Geräthschaften nach Pelew zu verschiffen, um solche, seinem früheren Versprechen gemäß, ihrem Wohlthäter zum Geschenke zu machen. Der Schiffsarzt, der die Mannschaft dahin begleitete, war angewiesen, zu erklären, daß die Engländer Abba Thule und die andern Häuptlinge vor ihrer Abreise zu sehen wünschten, um ihnen persönlich ihren Dank abstatten zu können, und sie zu versichern, daß nach erfolgter Rückkehr nach England die so freundlich ihnen auf der Insel gewährte Aufnahme dem englischen Volke öffentlich bekannt gemacht werden solle.

Willson wird zu einem Fürsten von Pelew erhoben.

Bei der hierauf folgenden Zusammenkunft schlug der König Kapitän Willson zu einem Ritter vom Knochen, einer Art Auszeichnung, die um den Arm getragen wird. Als die Ceremonie vorüber war, hielt Seine Majestät eine förmliche Anrede an den neuen Ritter, „daß es seine Pflicht sei, diesen Knochen jeden Tag zu reiben, bis er glänze, denselben stets als ein Zeichen des ihm verliehenen hohen Ranges zu bewahren; auch dieses Zeichen seiner Würde bei jeder Gelegenheit tapfer zu vertheidigen, und es sich nur mit dem Leben nehmen zu lassen."

Mehrere Eingeborne legen den Wunsch an den Tag, die Mannschaft nach Europa zu begleiten.

Mehrere Bewohner der Insel drückten sowohl aus Achtung für die Fremden, denen sie so viele Gastfreundschaft erwiesen hatten, als auch aus Begierde, die Künste zu lernen, denen die letztern ihre Ueberlegenheit in so hohem Grade verdankten, den Wunsch aus, dieselben nach Europa begleiten zu dürfen. Allein in dem einzigen Falle des zweiten Sohnes des Königs Libu ward eine Ausnahme gemacht; und zwar aus Rücksicht auf dessen Vater, der ihm alle die Vortheile zuwenden wollte, die für ihn aus dem Besuche hochcivilisirter europäischer Länder entstehen würden. Er sei zwar nicht ohne Besorgniß, sagte er,

daß, wenn sein Sohn nach England komme, derselbe daselbst so vieler schöner Dinge werde ansichtig werden, daß er vielleicht dadurch veranlaßt werde, dem Kapitän zu entweichen und auf Abentheuer auszugehen; allein er sprach die Hoffnung aus, dieser werde den jungen Mann so wenig als möglich außer Augen lassen und bemüht sein, die von seiner Jugend unzertrennliche Neugierde zu mäßigen. „Mein Wunsch ist", fuhr der König fort, „daß Libu Alles lerne, was ihn zu einem Engländer machen kann. Der Gedanke, mich von meinem Sohne zu trennen, hat mich viel beschäftigt; ich weiß recht wohl, daß die fernen, in Klima u. s. w. so sehr von dem unserigen verschiedenen Länder, welche er besuchen soll, ihn eben so sehr Gefahren als Krankheiten aussetzen, die man hier nicht kennt, und daß ihm diese den Tod zuziehen können. Allein ich bin deßhalb fest entschlossen und weiß, daß der Tod alle Menschen ereilt, und daß es gleichgültig, ob er meinen Sohn zu Pelew befällt oder anderwärts. Ihrer Menschenliebe vertraue ich, daß Sie seiner warten lassen werden, wenn er krank wird; sollte aber das geschehen, was auch die äußerste Sorgfalt nicht zu verhindern im Stande ist, so laßt sowohl Ihr als irgend Einer der Europäer Euch dadurch nicht abhalten, hierher zurückzukehren; ich werde Euch und Jeden Eures Volkes mit der gleichen Freundlichkeit aufnehmen und mich freuen, Euch wieder zu sehen."

Der König empfiehlt Wilson seinen Sohn.

Hält man diese Anrede mit dem wohlbekannten Ende des Prinzen zusammen, der bald darauf ein Opfer der Pockenkrankheit wurde, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß sein frühes Ende gleichsam prophetisch voraus verkündigt war. Am 12. November nahm Wilson in seinem kleinen, Orolung von ihm getauften Schiffe Abschied von den freundlich gesinnten Wilden, deren Existenz er zuerst entdeckt hatte, und schiffte sich nach China ein; den nächstfolgenden Monat begab er sich mit seinem jungen Schützlinge an Bord des Schiffes Morse, Kapitän Elliot um die Ueberfahrt nach England zu machen.

Benennung der Pelewinseln.

Die Namen, durch welche die Eingebornen die verschiedenen Inseln der Palosgruppe unterscheiden, sind, wenn man an den nördlich gelegenen anfängt, folgende: Emungs, Aramalorgo, Emillague, Arragny, Cooroorraa, Caragaba, Pethnel und Orulong, oder die Insel der Engländer. Die heutige Benennung derselben weicht zwar etwas hiervon ab, doch ist anderseits nicht genau festgestellt, wie diese Namen ausgesprochen werden. Was die physische Beschaffenheit der Eingebornen betrifft, so werden sie als dunkelfarbig, mittlerer Größe, gerad gewachsen und muskulös geschildert.

Ihr Gang soll ein vorzugsweise majestätischer, ihre Haut glatt und glänzend sein, was von dem häufigen Gebrauche des Kokusnußöls herrühren mag.

Verglichen mit den andern, nördlich und südlich vom Aequator gelegenen Bewohnern des stillen Oceans, geben die Eingebornen der Pelewinseln eine entschiedene Ueberlegenheit in Sitten, Gemüthsanlagen und in moralischen Grundsätzen kund. Nichts war interessanter, als der Anstand, der sich in Dingen des gewöhnlichen Lebens in ihrem Verkehre der beiden Geschlechter wahrnehmen ließ. So z. B. heißt es, daß alle Klassen mit Tagesanbruch aufstehen, und sich alsdann in's frische Bad begeben; allein es wird hinzugefügt, daß Männer und Weiber sich in gesonderte Badhäuser begeben. Wird eine Mannsperson durch Geschäfte in die Nähe eines Badhauses für Weiber geführt, so muß dieselbe ihre Annäherung durch ein Zeichen der Stimme kund thun und lauschen, ob eine weibliche Stimme antwortet; geschieht letzteres, so muß eine andere Richtung eingeschlagen oder gewartet werden, bis die badenden Frauenspersonen aus dem Wasser gestiegen sind. In Künsten scheinen sie keine größeren Fortschritte gemacht zu haben, als die Eingebornen der Gesellschaftsinseln, seit diese von Wallis und nach diesem von Cook besucht wurden. Noch waren sie nicht im Stande, mit eisernen Werkzeugen zu arbeiten, und es läßt sich daher denken, daß ihre Hausgeräthe weder zahlreich noch vollkommen waren. Ihre Kähne und Waffen hatten große Aehnlichkeit mit denen, welche man in allen Inselreichen von Easterinsel bis an die Küsten von Neu-Caledonien antrifft; erstere bestanden aus einem einzelnen Baumstamm und letztere aus einem harten und schweren Zimmerholze (dem sogenannten Eisenholze) und waren zur Zierrath mit Muscheln ausgelegt. *Charakter der Bewohner.*

Was ihre Religion betrifft, liefert Wilson nur wenig Andeutungen, woraus sich auf den Glauben, den sie pflegen, und ihren religiösen Kultus schließen läßt. Er sah bei ihnen keine zu religiösen Uebungen dienende Oertlichkeit oder Tempel; auch schien das Volk keine Zeit auf die Verehrung unsichtbarer Wesen zu verwenden. Nur fiel dem Befehlshaber der Antilope, als derselbe seine Mannschaft am Sonntag Abend versammelte, um mit ihr zu beten, auf, daß die anwesenden Eingebornen kein Erstaunen darüber ausdrückten; sie gaben dadurch ziemlich deutlich kund, daß sie dieß als die Weise ansehen, wie die Engländer die Vorsehung um ihren Schutz anflehen. Wie verschieden auch ihre eigene religiöse Auffassung hiervon sein mag, so hörten sie sehr aufmerksam zu und schienen geneigt, sich *Ihre Religion.*

dem Gottesdienste anzuschließen, während dessen sie das anständigste Stillschweigen beobachteten. Nachdem Li=bu längere Zeit sich in England aufgehalten hatte, sagte ihm Kapitän Wilson eines Tages, daß das Beten in der Kirche die Menschen tugendhaft mache, damit sie nach ihrem Tode in ein anderes Dasein gerufen würden, wobei er auf den Himmel deutete. Der Prinz antwortete in gebrochenem Englisch mit großem Ernste: „Auf Pelew ganz gleich — schlechte Menschen hier bleiben, gute in den Himmel kommen und sehr schön werden.“ Dabei hob er seine Hand in die Höhe und machte mit seinen Fingern eine flatternde Bewegung. Offenbar wollte er dadurch seinen festen Glauben ausdrücken, daß der Geist noch fortdauere, wenn auch der Körper nicht mehr existirt. Und doch sahen die Engländer in seiner Heimath keine Menschenopfer die beleidigten Gottheiten versöhnen oder ein drohendes Unglück abwenden; kein Tabu, das einen politischen Zweck erfüllte, oder einen verdächtig gewordenen Häuptling strafte; kein Eigenthum ward zu öffentlichem Zwecke aus dem einzigen Grunde eingezogen, weil die geheiligte Person des Monarchen es berührt hatte.

Im Allgemeinen haben diese Inselbewohner einen sehr milden und besonnenen Charakter. Ihr Benehmen gegen die Mannschaft der Antilope war durchgehends höflich und aufmerksam, von einer Artigkeit, die selbst den rohesten derselben in Erstaunen setzte. Stets fürchteten sie, in dem Grade lästig zu sein, daß sie bei vielen Gelegenheiten ihre natürliche Neugierde der Rücksicht für die unglücklichen Fremdlinge zum Opfer brachten. Ihre Freigebigkeit äußerte sich bei der Abreise derselben, wenn man die geringen Mittel, welche ihnen zu Gebote standen, in Betracht zieht, auf eine wahrhaft erstaunliche Weise. Als nämlich die Matrosen, weil es ihnen an Raum zur Aufbewahrung fehlte, sich gezwungen sahen, weitere Geschenke, welche ihnen die Eingebornen machten, zurückzuweisen, gaben die flehenden Blicke, womit dieselben ihr Gesuch um Annahme begleiteten, sehr deutlich kund, wie leid es ihnen thue, daß sie mit ihren

Ihre Freigebigkeit.

geringen Freundschaftstributen zu spät gekommen seien; der einzige Zug, den sie mit den andern Bewohnern der Südsee gemein hatten, war ihr Hang zu kleinen Diebereien und die grausame Behandlung, die sie ihren Kriegsgefangenen zu Theil werden ließen. Der Unwille, dem ersterer von Seiten der höheren Klassen begegnete, veranlaßte, daß er nicht mehr zum Vorscheine kam; was aber die Behandlung der Kriegsgefangenen

betraf, so gaben sich die Häuptlinge alle Mühe, dieselbe mit dem Zwange der Umstände zu entschuldigen.

Fannings Weltreise.

Wir verlassen hiermit diese interessanten Naturkinder, und geben in Nachstehendem einen kurzen Ueberblick der Entdeckungen Edmund Fannings, eines amerikanischen Bürgers. Derselbe machte zwischen den Jahren 1792 und 1833 verschiedene Reisen um die Welt. Da derselbe hauptsächlich beim Robbenfang und andern kaufmännischen Unternehmungen betheiligt war, so lagen ihm die wissenschaftlichen Forschungen ferne, die den Werken der französischen Seefahrer und denen der Engländer: Cook, Flinders und Beechey ein so hohes Interesse verleihen. Im Jahr 1798 entdeckte er nahe am Aequator eine Inselgruppe, der er seinen eigenen Namen verlieh. Dieselbe liegt in südlicher Breite von 3°, 51', 31" und westlicher Länge von 159°, 12', 30" nach dem Meridian von Greenwich. Er fand Holz und Wasser auf derselben in Ueberfluß, aber keine Spur von Bewohnern. Später entdeckte er ebenso die Insel, welche er „Washington" benannte, und die er von einer Raçe bewohnt fand, welche man auf allen Inselgebieten des stillen Meeres antrifft. Man darf nicht übersehen, daß Fanning nicht an Allem Theil nahm, was er beschreibt, noch auch nur die Unternehmungen leitete, deren Geschichtschreiber er macht. In einigen Fällen war er nur der Eigenthümer des Schiffes, in dem die Reise gemacht ward, oder leitete die Handelsinteressen, welche unter der Flagge einer Aktiengesellschaft bei den verschiedenen Reisen im Spiele waren. So z. B. als die Brigg Union die südlichen Gegenfüßler, wie der Verfasser die Eingebornen der Norfolkinseln heißt, erreichte, stand sie unter dem Befehl des Kapitäns Isaac Pendleton, dessen tragisches Ende ein dunkles Blatt in der Geschichte des amerikanischen Unternehmungsgeistes ausfüllt. Nachdem derselbe bereits die große Anzahl von 14000 Robbenfellen an Bord hatte, ließ er sich unglücklicherweise von einem Kaufmanne aus Sydney verleiten, sich nach den Fidshiinseln zu begeben, um daselbst Sandelholz für den Markt von Kanton zu laden. Zu Tongotabu angekommen, begab sich Pendleton an's Ufer, um einen Dolmetscher zu suchen, der ihn in seinen Verhandlungen mit den benachbarten Stämmen, deren Sprache Keiner der Seinigen verstand, unterstütze; Alles, was man jedoch jemals später über ihn hörte, bestand darin, daß er, die sämmtliche Mannschaft des Bootes und ein Handelsagent aus Australien von den blutdürstigen Eingebornen ermordet worden seien. Da er auch den darauffolgenden Tag nicht zurück-

Ein amerikanischer Schiffskapitän wird auf den Fidshiinseln hinterlistiger Weise ermordet

kehrte, schöpfte der zweite Offizier, Wright, Verdacht, namentlich als die Häuptlinge, während sie es ablehnten, an Bord zu kommen, durch Zeichen zu verstehen gaben, man möge ein zweites Boot ans Ufer schicken, um die Schweine und andern für das Schiff bestimmten Mundvorrath an Bord zu nehmen. Da er diese hinterlistige Forderung ablehnte, begannen mit Kriegern gefüllte Kähne sich rasch um das Schiff zu sammeln, und die dieselben befehligenden Häuptlinge traten in dem Grade feindselig auf, daß nicht weniger als eine nachdrückliche Kanonade im Stande war, sie von der Besitzergreifung des Schiffes abzuschrecken.

Heldenmuth einer weißen Frau.

Mitten in diesem Kampfe wurden beide Theile durch den Anblick eines Kahnes, der sich mit großer Schnelligkeit von der Küste näherte, und an dessen Vordertheile eine weiße Frau aufrecht stund, in Erstaunen gesetzt. In einer gewissen Entfernung von der Brigg sprang sie in die See; wieder auf die Wasseroberfläche gekommen, unterrichtete sie Wright mit wenigen Worten davon, daß der Kapitän ermordet sei und daß eben ein Versuch gemacht werde, sich des Schiffes zu bemächtigen. Um diese unerschrockene Frauensperson vor der Wuth der Eingebornen zu schützen, ward über sie hinweg eine Gewehrsalve gegeben. Dieß erfüllte für den Augenblick den beabsichtigten Zweck; die Eingebornen hatten sich jedoch schnell von ihrem Schrecken erholt und begannen alsdann, unbekümmert um das Geschütz, das ihre Reihen lichtete, den erbittertsten Angriff. Eine fast teuflische Wuth schien sich ihrer bemächtigt zu haben, das Schiff um jeden Preis zu nehmen; der Befehlshaber ließ daher auch die Anker lichten, und die Segel beiziehen, um sich keiner weitern Einbuße an Menschenleben in einem Kampfe auszusetzen, wo der vollendetste Triumph keine Ehre bringen konnte. Die weiße Frau erzählte nun umständlich, wie Pendleton und sein Gefolge umgebracht und welch ein Plan geschmiedet ward, die ganze Mannschaft des Schiffes zu tödten und das Schiff wegzunehmen. Um fliehen und zugleich den Ueberrest desselben retten zu können, stellte sie den Häuptlingen vor, daß, wenn man sie die Männer begleiten ließe, welche den Auftrag hätten, Wright zur Sendung eines zweiten Bootes zu veranlassen, der Erfolg sicher, und Schiff und Ladung für die Eingebornen gewonnen seien. Ihrer weiteren Erzählung zufolge war sie an Bord eines Schiffes, „Herzog von Portland," auf der Insel angelangt; die Wilden hatten, auf Anstiften eines Europäers, Namens Doyle, und eines schon längere Zeit unter ihnen befindlichen Malayen, Jeden an Bord ermordet, mit Ausnahme von ihr,

einer andern Frauensperson und vier Knaben, die sie leben ließen, um damit andere Handelsschiffe, welche an die Küste herankämen, anzulocken.

Die Brigg Hersilia, unter dem Befehl von James Sheffield, begab sich im Jahre 1819 auf den Fischfang, und verband damit eine Entdeckungsreise, die nur unter dem Gesichtspunkte erwähnenswerth ist, daß der Master dieses Schiffes den Versuch machte, Fanning die Ehre der ersten Entdeckung verschiedener unter dem Namen Süd-Shetland bekannter Inseln zuzuerkennen. In der Breite von 63° und ungefähr in der Länge des Kaps Horn sah derselbe eines Morgens zu seiner großen Freude eine runde, bergige, und, obgleich man sich im Februar, also im letzten Sommermonat befand, mit Schnee bedeckte Insel. Ihrer auffallenden Form wegen gab er ihr den Namen: Pisgah. Näher an dieselbe herangekommen, sah man noch mehr Land derselben von einem felsigen, wenig einladenden Aeußern sich nach Osten ausdehnen. Dieß war die oben erwähnte Inselgruppe. Dem Amerikaner konnte nicht unbekannt geblieben sein, daß diese unwirthliche Gegend ein Jahr zuvor von einem englischen Schiffe besucht worden war; da jedoch das Vorrecht einer noch früheren Entdeckung den Holländern gehörte, die nicht einmal Gebrauch davon gemacht hatten, so maßte er sich an, zu Gunsten seines Newyorker Freundes den von den Engländern der Inselgruppe verliehenen Namen auf die angegebene Weise zu ersetzen. Reise Scheffields.

Bekanntlich war die Idee eines großen südlichen Kontinents, oder einer Terra Australis der Lieblingsgedanke der Philosophen des letzten Jahrhunderts. Da jedoch der Südpol-Ocean, so weit als das Eis dessen Befahrung erlaubte, von Cook und späteren Seefahrern erforscht worden war, ohne daß man irgend Land entdeckte, so nahm man natürlich an, daß keines dort sei. Im Jahr 1819 ward jedoch diese Schlußfolgerung durch ein unerwartetes Ereigniß theilweise widerlegt. Smith, Kapitän eines Handelsschiffes, das zwischen dem Platafluß und Chili operirte, suchte seine Reise um das Kap Horn so viel wie möglich dadurch abzukürzen, daß er seine Richtung in einer höheren Parallele nahm, als dieß bis dahin üblich war. Da er in der Breite von 60° 30′ und in westlicher Länge von 60° Land entdeckte, so entschloß er sich, dasselbe näher zu untersuchen. Er umfuhr seine Küste, oder, wie er sich ausdrückt, „entweder den Kontinent desselben oder zahlreiche Inseln, die einen Umfang von 200 bis 300 Meilen haben," und entdeckte darin weite Buchten, in denen es von Wallfischen, Robben und anderen Amphibien wimmelte. Terra Australis. Entdeckung der Neu-Süd-Shetlands-Inseln.

Er nahm hierauf zahlreiche Sondirungen und Aufnahmen des Küstengebietes vor, landete und ergriff im Namen seines Souveräns, des Königs von England, Besitz von dem Lande, dem er den Namen Neu-Süd-Shetland verlieh. Das Klima desselben soll gemäßigt und der Boden, ogleich hügelig, nicht ganz ohne Vegetation sein. An vielen Plätzen wuchsen Fichten, Tannen oder ähnliche Bäume; im Ganzen hatte die unentdeckte Gegend viel Aehnlichkeit mit norwegischen Landschaften, die letzteren von der See aus gesehen.

Die Nachricht von dieser Entdeckung, mit der weiteren, daß es an diesen Inseln von Wallfischen und Robben wimmle, regte den britischen und amerikanischen Handelsgeist mächtig auf. Im Laufe einer kurzen Zeit segelten zahlreiche Schiffe beider Nationen dahin, und es geschah auch in Folge dieser Aussichten, daß die Hersilia unter Kapitän Fanning dahin ausgerüstet ward. Schon die Holländer hatten in früheren Jahrhunderten auf diese Inseln angespielt. Dirck Gherritz, der eines der fünf Schiffe befehligte, welche im Jahr 1598 aus dem Hafen von Rotterdam ausliefen, um einen westlichen Weg nach Indien zu suchen, war von seinen Reisegefährten in der Nähe des Kaps Horn getrennt und durch Stürme in die südliche Breite von 64° verschlagen worden, wo er ein mit Schnee bedecktes Hochland entdeckte. Es waltet kein Zweifel ob, daß dieß die südshetländischen Inseln waren. Dieselben scheinen eine Fortsetzung der großen Kette südamerikanischer Berge zu sein, da sie zum größten Theil aus denselben Formationen bestehen und sich der Lage nach dahin neigen. Allein nicht die wenigst merkwürdige des südshetländischen Inselarchipels ist diejenige, welche den Namen Deceptionsinsel trägt, und die südlichste desselben sein soll. Sie ist vollständig vulkanisch, ihr zirkelrunder Krater hat eine große Aehnlichkeit mit dem auf der Insel Amsterdam, halbwegs zwischen dem Kap der guten Hoffnung und Australien gelegenen Vulkane. Die Gestalt beider gleicht in dem Grade derjenigen der Lagunen, die man in den meisten niedrigen, in der Tropengegend des stillen Meeres zerstreuten Koralleninseln antrifft, daß die Meinung dadurch bestärkt wird, diese außerordentlichen Gebilde, die Schöpfungen winziger Würmer, ruhten meist auf den Rändern unterirdischer Krater und erhöben sich hinlänglich auf der Oberfläche derselben, um diesen kleinen Thieren das nöthige Licht und die nöthige Wärme zu gewähren, daß sie ihre wunderbaren Operationen fortsetzen können.

Die Deceptionsinsel.

Die Deceptionsinsel ist von den übrigen Inseln der Gruppe gänzlich

verschieden. Die Wärme ihres Bodens und die Schwärze der daselbst überall zu Tage tretenden Kohle verleihen ihr ein eigenthümliches Aeußere, während die Felsen, von denen sie starrt, von der gewöhnlichen Schneedecke entblößt sind. Auf der südöstlichen Seite derselben befindet sich eine etwa 600 Fuß weite Oeffnung, die den Eingang zu einer Art See bildet. Dieser, man kann sagen, innerliche See ist fast zirkelrund, und 5 Meilen lang. Da nun der Durchmesser der Insel selbst nicht mehr als 8 Meilen beträgt, so bildet das Land einen hie und da engen und abschüssigen Ring um das Wasser. Der Haupttheil der Insel besteht abwechselnd aus Asche und Eis, gleich als sei der Schnee eines jeden Winters eine lange Reihe von Jahren hindurch vom Schmelzen in dem darauffolgenden Sommer dadurch bewahrt worden, daß Aschenmengen von einigen der Höhen, auf denen der vulkanische Prozeß noch thätig ist, darauf gefallen. Daß dieß wirklich geschehe, erscheint wahrscheinlich aus der Thatsache, daß man wenigstens 150 Löcher sah, aus denen Dampf mit einem lautzischenden Tone entwich. Die Tiefe des Sees betrug 597 Faden, sein Becken bestand aus einer Kohlenschichte, ebenso der Boden der Bucht, welche einen Ueberfluß an heißen Quellen von 140° bot, die man aus einer tief mit Schnee bedeckten Oberfläche hervorquellen und in die See, deren Temperatur selten über dem Gefrierpunkte war, fließen sah. Einige dieser Quellen liefern Alaun und die Leeseite des Sees war mit großen Mengen Bimsstein angefüllt. Die Hügel, die gegen 1,800 Fuß anstiegen, bestanden meist aus Schlacken, Tuff und einer andern ziegelrothen Substanz; an andern Stellen wurden Stücke von Obsidian und fester Lava bemerkt. Die auf der Nordseite des Eingangs befindlichen Klippen erheben sich senkrecht bis zur Höhe von 800 Fuß, und schienen von älterer Formation zu sein, als der Rest der Insel.

Wie es kam, daß Cook die südshetländischen Inseln nicht entdeckte.

Es scheint unbegreiflich, daß Land von solcher Ausdehnung nicht früher entdeckt wurde, namentlich wenn man an die Anstrengungen denkt, die während der Regierung Georgs des Dritten von England gemacht wurden, um das Problem eines großen, gegen Süden gelegenen Kontinents, der sich bis an den Südpol erstrecke, zu lösen. Allein dieß erklärt sich dadurch, daß, obgleich Cook viel weiter südlich als der Breite von Neushetland kam, der Meridian, auf dem er segelte, 45 Grade weiter westlich gelegen, und daß daher ein großes Seegebiet von seiner Fahrt ausgeschlossen war, und zwar die Parallele von 62° zwischen diesem Meridian und den Sandwichinseln, die in 22° westlicher Länge liegen.

Er erreichte zwar wieder die südliche Breite von 67°, allein dieß geschah in der westlichen Länge zwischen 137° und 147°. Da nun der Meridian der südshetländischen Inseln 60° westlich ist, so geht daraus hervor, daß er auf seiner ersten Reise die ganze Strecke vom 28. bis 60. Längengrade unerforscht ließ; auf seiner zweiten Reise entfernte er sich noch mehr von dem Lande, das Dirck Gherritz zuerst entdeckte, und Kapitän Smith mehrere Jahrhunderte nach ihm zuerst wieder besuchte.

Weltreise Turnbulls.

Die Weltreise Turnbulls bietet im Allgemeinen wenig Interessantes, weil die Route, welche er verfolgte, von verschiedenen späteren Seefahrern eingeschlagen wurde, deren Schilderungen uns über die gegenwärtigen Zustände jener Länder mehr aufklären. Länderentdeckung lag nicht im Zwecke seiner Reise. Das Bestreben, sich mit den Sitten und Gebräuchen ferner Nationen bekannt zu machen, war ihm fremd. Sein Hauptinteresse bestand darin, daß er an den Vortheilen Theil nehmen wollte, die den Amerikanern aus ihrem Verkehr mit China und den an dasselbe angränzenden Ländern erwuchsen. Er veranlaßte mehrere amerikanische Häuser, in eine Handelsgesellschaft mit ihm zu treten, und demgemäß ward ein Schiff ausgerüstet.

Gegen Ende des Mai trat die Margaret, so hieß das betreffende Schiff, die Reise an, und erreichte bald darauf Madeira, wo es sich vor Anker legte. Da der Wind die Fahrt durch das atlantische Meer nicht begünstigte, so hielt es der Schiffsmaster gerathen, in den Hafen von San Salvador einzulaufen, wo er sein Schiff ausbessern lassen und frischen Mundvorrath einnehmen könne. Die Stadt San Salvador, die er als ausgedehnt und stark bevölkert schildert, besteht dem Boden gemäß, auf dem sie erbaut ist, aus zwei Theilen. Die obere Stadt liegt auf einer Anhöhe, von der man eine Aussicht auf den Ocean, die Bucht und den Hafen Allerheiligen genießt. Hier befindet sich die Residenz des Vicekönigs, die Civil- und Militäranstalten und die Wohnungen der angeseheneren Kaufleute, während die untere Stadt, die die Werften und Handelsmagazine enthält, meist von Kaufleuten, Krämern und Gliedern aller fremden Nationen bewohnt wird. Die Straßen der Stadt sind meist so eng, daß man von den Balkonen der einzelnen Häuser aus den Bewohnern der gegenüberliegenden die Hände reichen kann. Wie man sich denken kann, besteht die Bevölkerung aus verschiedenen Raçen, aus Weißen, Mulatten und Schwarzen, welch letztere die zahlreichere ist.

San Salvador.

Den darauffolgenden Sonntag besuchten die zwei Amerikaner einige

Kirchen. Sie fanden solche dem Kultus des römisch-katholischen Glaubens und dem Reichthum der Kolonie entsprechend; dieselben waren prachtvoll ausgeschmückt, und die an den Heiligenbildern angebrachten Zierrathen schienen sehr werthvoll zu sein. Die Reisenden machten überdieß, und zwar, „obgleich sie Seeleute waren, nicht ohne einige Befriedigung die Wahrnehmung," daß es doch wenigstens ein Land in der Welt gebe, in dem die Religion zur Modesache geworden sei; denn alle Orte öffentlicher Anbetung seien mit Leuten aller Stände, von dem untersten bis zum vornehmsten, gefüllt gewesen. Nicht ohne Schwierigkeit sei ein Platz in der Hauptkirche zu erhalten gewesen; dort seien ihre Blicke, wie sie zugeben, von dem die Messe lesenden Priester auf ein Bild der heiligen Jungfrau abgelenkt worden. Dasselbe strotzte von Gold und Juwelen, ihm zur Rechten befand sich dasjenige des Kaisers von Brasilien in Lebensgröße. Der Bischof von San Salvador, die zweithöchste Person des Landes, hielt die Predigt, in der er sich meist an die Vornehmen des Landes richtete und sie wegen ihrer Laster auf eine Weise geiselte, die sich kein minder vornehmer Diener der Kirche erlaubt hätte. Am Schlusse des Gottesdienstes ward das Bild der heiligen Jungfrau mit dem des Kaisers in öffentlicher Prozession durch die Straßen der Stadt geführt; die Damen in Festgewändern grüßten dasselbe von den Fenstern aus und ließen sich ihre Rosenkränze über seinem Haupte weihen.

Die Kirchen San Salvadors.

Der Verfasser dieses Reiseberichts gibt zu, daß die Mißachtung, welche er gegen den Kultus der katholischen Kirche an den Tag gelegt, bei dem Volke Anstoß erregt, und daß „seine Gottlosigkeit ihm einen strengen Tadel zugezogen habe." Die Summen, welche dieser Kultus kostet, sind, nach europäischem Maßstabe, wahrhaft erstaunlich groß. Es vergeht kein Tag in San Salvador, ohne daß irgend ein dicker Pfaffe die öffentlichen Plätze und Straßen dieser Stadt abwandelt, und um eine Beisteuer für sich oder seinen Orden anhält. Dieselben thun dieß ohne Rücksicht auf Stand und Alter; sie gehen überall hin, stets mit Erfolg. Ihre Würde als Diener Gottes wird von ihnen als Drohung gebraucht, und häufig genug sprechen sie über Denjenigen, der ihnen etwas verweigert, einen feierlichen Fluch aus. Kirchen und Klöster sind hier die beliebtesten Zusammenkunftsorte des Volkes, da sie meist die einzigen Orte sind, wo Damen von Stand, ohne den Anstand zu verletzen, sich sehen lassen können: auch sollen dieselben, wo sich ihnen Gelegenheit hierzu bietet, Proselyten für den römischen Glauben zu machen suchen.

Das brasilianische Volk.

Was Turnbull vor längerer Zeit über Brasilien sagte, ist noch heute wahr, obgleich sich dasselbe unter einem Herrscherhause befindet, dessen einzelner Zweig eine ziemlich kultivirte Nation, die Portugiesen, regiert. Seine Worte sind: „Dieses schöne, von der Natur mit allen Elementen des Reichthums und der Größe ausgestattete Land besitzt alle diese Vortheile vergebens; die unbesiegliche Trägheit seiner Bewohner vereitelt sie so ziemlich alle."

Ueber Neusüdwales berichtet uns Turnbull nur wenig, was wir nicht schon aus anderer Quelle wüßten, vielleicht mit einziger Ausnahme der elenden Lage, in der die britischen Kolonisten die Eingebornen fanden. Dieselben gelten allgemein als die barbarischste Raçe, die sich auf der ganzen Erde finde; ihr Verkehr mit Europäern habe in keiner Weise vortheilhaft auf sie eingewirkt. Vergebens geben sich die englischen Beamten der Kolonie alle Mühe, die Eingebornen zu etwas Besserem, namentlich dazu anzuhalten, daß sie wenigstens ihre Blöße nothdürftig mit Kleidern decken möchten. Allein dieselben wollen ihre Freiheit nach ihrer Weise genießen und bleiben taub gegen alle ihnen gemachte Vorstellungen, so weit solche die bei ihnen üblichen Sitten und Gebräuche betreffen.

Zustände des australischen Volkes.

Diese Gleichgültigkeit gegen allen Fortschritt des Lebens rührt jedoch nicht von einer mangelhaften Erkenntniß, noch davon her, daß sie etwa ohne alle geistige Fähigkeit sind. Dieselben haben namentlich ein großes Nachahmungstalent. Sie vermögen z. B. den Gang, die Haltung und den Blick der Europäer mit solcher Genauigkeit nachzuahmen, daß sie gleichsam ein historisches Register der verschiedenen Handlungen und Charaktere aufstellen. Ist an einem Soldaten oder an einem zur Strafe Transportirten etwas Auffallendes in Blick, Gang oder Aussprache, so fassen sie es sogleich auf, und geben es so genau wieder, daß man das Original sogleich erkennen muß. Auch sind sie der Spitzbubensprache, welche sie von den Verurtheilten der niedern Klasse lernen, in hohem Grade kundig; werden sie in Händel mit denselben verwickelt, so geben sie alle Laster dieser Klasse kund. Das ist aber auch Alles, was sie aus ihrem Verkehre mit Europäern gelernt haben; denn in jeder andern Hinsicht entziehen sie sich jeder Verbesserung, ja sogar jeder Veränderung ihrer Lage. Auch heute noch wissen sie sich eben so wenig wie vor fünfzig Jahren gegen die Ungunst des Wetters und die Hungersnoth zu schützen, beides die unzertrennlichen Gefährten des Lebens eines Wilden. Körperlich sind sie sehr mager; die Haut ihres ganzen Körpers ist tatowirt. Ihr



CADU.
SÜDSEEINSULANER.

Carlsruhe, Kunstverlag.

Antlitz beschmieren sie mit Muschelleim und rothem Gummi; ihr Haar wird in Zöpfe geflochten und mit Zähnen des Haifisches besteckt; in ihren Nasenlöchern steckt ein Stück Holz wie ein Spieß. Mit einem Worte, sie gehören der niedrigsten unentwickeltsten Raçe an, welche sich auf dem ganzen Erdboden findet.

Eine Eigenschaft besitzen sie jedoch, welche für die mangelnden einigen Ersatz leistet, nämlich die des persönlichen Muthes. In ihren geordneten Schlachten wie im Zusammentreffen Einzelner zeigen sie sich äußerst tapfer, und vertheidigen sich gegen die Speere ihrer Angreifer mit einem bloßen Schilde aus Holzrinde. Ehe sie angreifen, stimmen sie einen Kriegsgesang an, und steigern nach und nach ihre Stimmen bis zu dem Grade, daß Ihre Tapferkeit. sie in einen förmlichen Paroxismus der Wuth gerathen, und durch jeden Zug ihres Antlitzes das Rachegefühl ausdrücken, von dem sie beseelt werden. Ihre Geschosse werden mit einer solchen Kraft geworfen, daß sie die ihnen entgegengehaltenen Schilde durchbohren. Obgleich sie nun die größte Mühe haben, solche aus denselben herauszuziehen, so ist doch ihre Geduld, oder besser gesagt, ihre Gefühllosigkeit so groß, daß sie Alles ertragen, ohne zu zucken, und selten von einem Schlachtfelde fliehen.

Sie schlafen unbedeckt in freier Luft oder in einer armseligen Hütte, welche gegen die unter diesem Breitegrade herrschenden furchtbaren Stürme nur dürftigen Schutz gewährt. Bei nassem Wetter ziehen sie sich in Felsenhöhlen zurück, zünden an deren Eingängen Feuer an, und halten sich so lange daselbst auf, bis die Stürme ausgerast haben. Nichts destoweniger geben sie eine solche Anhänglichkeit an ihre wilde Freiheit kund, daß alle Bemühungen fehlschlugen, sie derselben zu entwöhnen. Der Gouverneur hatte einst durch eine unschuldige List Einem der Krieger Verpflichtungen auferlegt und sich alle Mühe gegeben, ihn an ein geordnetes Leben zu gewöhnen; er erwies ihm zu diesem Zwecke alle denkbare Artigkeit, gab ihm gute Kleider und die beste Nahrung, und nahm ihn mit sich nach England, wo er von den vornehmsten Personen ausgezeichnet ward, jedoch Alles vergebens. Kaum war der Wilde wieder in seiner Heimath gelandet, so legte er Alles ab, was man ihn auf seinen Reisen gelehrt hatte, und kehrte um so lieber zu den barbarischen Sitten seiner Landsleute zurück. Die bis dahin getragenen Kleider warf er gleichsam als eine Last ab, die er nur zu lange getragen habe; sein Apetit nach rohem Fleische kehrte zurück, und auch in anderer Weise ward er wieder derselbe, der er vorher gewesen war.

Ein menschenfreundlicher Engländer machte einen andern Versuch. Derselbe verschaffte sich zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, indem er dabei von der Ansicht ausging, daß ein Anfang in so frühen Jahren den besten Erfolg verspreche. Die Kinder wurden sorgfältig erzogen und an europäische Lebensweise gewöhnt. Gekleidet wurden dieselben wie alle Kinder des Standes, den ihr Wohlthäter bekleidete, und sorgfältig an alle Formen der besseren Gesellschaft gewöhnt. Allein auch in diesem Falle schlug der Versuch fehl. Als sie das Alter von zwölf Jahren erreichten und sich selbst überlassen wurden, legten sie ohne Zögern Alles ab, wozu sie so sorgfältig erzogen worden waren, und kehrten zu ihrem Volke zurück, um Hungersnoth, Naktheit und Kälte mit demselben zu theilen. Daraus haben mehrere Schriftsteller den Schluß gezogen, daß die Neuholländer von Natur aus jeder höheren Entwicklung unfähig seien, ein Schluß, der bis jetzt noch durch keine bessere Erfahrung widerlegt worden ist.

Die Norfolkinsel

Von Port Jackson aus begab sich Turnbull nach der Norfolkinsel. Er beschreibt dieselbe als sehr reizend; die ganze Oberfläche derselben sei mit einem tiefen Grün bedeckt und bilde eine Scenerie der üppigsten Fruchtbarkeit. Er bezeichnet es als unangenehm, daß ein von der Natur so hoch begünstigter Fleck Erde von der englischen Regierung als Strafkolonie neben Botanybay verwendet werde; die unbändigsten und gefährlichsten Verbrecher würden dahin als an einen strengeren Strafort gebracht. Anfänglich glaubte man, die Flachspflanze sei hier heimisch, und war geneigt, dieß als einen unschätzbaren Umstand anzusehen. Auch in anderer Beziehung wird der Landbebauer reichlich für seine Mühe entschädigt, denn der Boden gibt ohne alle Düngung alljährlich zwei reichliche Ernten, die eine von Waizen, der im Oktober eingethan, die zweite von Mais, der im April, wenn man erstere Frucht säet, reif wird. Auch die Aloe pflanzt sich in verschiedenen Theilen der Kolonie fort, und viele der kleineren Güter sind mit der Zuckerstaude eingezäunt. Von Bäumen trifft man die Fichte am häufigsten auf der Insel an; es gibt daselbst Stämme derselben, die 100 bis 180 Fuß Höhe und einen Umfang von 18 bis 20 Fuß haben. Wäre ihr Holz eben so gut, als der Stamm in die Höhe wächst, so wären sie die geeignetsten zum Schiffbau; allein die Fichten warmer Klimate sind sehr verschieden von den in Europa wachsenden, da ihr Holz spröde ist und keinen starken Druck verträgt.

Der Seefahrer übersieht nicht, daß die Norfolkinsel eine sehr unvor-

theilhafte Lage besitzt, ganz abgesehen davon, daß sie an einer sehr stürmischen See liegt und ihre Küste fast unnahbar ist. Daß ihr ein Hafen fehlt, ist das größte Hinderniß zu ihrem Gedeihen. Der sie umgebende Meeresboden besteht aus spitzigen Korallenstücken, in dem der Anker keinen Haltpunkt findet. Aus diesem Grunde haben oft Schiffe, die aus Port Jackson dahin kommen, Monate lang vor ihr liegen müssen, ohne einlaufen oder mit dem Ufer irgend eine Verbindung unterhalten gekonnt zu haben. Diese Schwierigkeit, sich der Insel zu nähern, veranlaßte einen französischen Schiffskapitän zu der Bemerkung, daß sie sich für Niemand als Wohnort eigne, als für Adler oder Engel.

Ein weiterer Mißstand besteht darin, daß, seitdem die Oberfläche der Insel abgeholzt wurde, ein starker Ostwind häufig einen Mehlthau erzeugt, der nur zu häufig eine gänzliche Mißernte im Gefolge hat. Diese Umstände gaben dem Gouverneur derselben die Idee ein, die Kolonie vollständig aufzugeben; es geschah dieß auch theilweise im Jahr 1805 gegen billige Entschädigung an die Landeigner, welche anderwärts vollen Ersatz für den verlassenen Boden und dessen Ertrag angewiesen erhielten.

Von Neuholland aus begab sich der Kapitän der Margaret nach den Gesellschaftsinseln. Die Bewohner derselben nahmen ihn mit anscheinender Freundlichkeit auf, entwarfen aber zu gleicher Zeit Pläne, die Mannschaft zu berauben und zu ermorden. Auch zu Uliatea entging dieselbe kaum der an ihr beabsichtigten Ermordung; es war dieß ein Komplot, das die Eingebornen in Verbindung mit mehreren zu ihnen geflüchteten Sträflingen aus Sydney entworfen hatten. Einst ward während der Nacht angezeigt, daß das Schiff ans Land treibe; unmittelbar darauf nahm man wahr, daß die Ankertaue entzwei geschnitten waren, während die Eingebornen zahlreich sich bereit hielten, von dem durch sie veranlaßten Unfalle Nutzen zu ziehen. Glücklicherweise wehte kein Wind, denn sonst wäre das Schiff unfehlbar zertrümmert worden; dasselbe lag nämlich mit seiner Breitseite auf einem Korallenriffe, dessen Ränder so scharf wie Flintensteine waren, während die Seetiefe um dasselbe 12 Faden betrug. Die Matrosen, welche mit den Eingebornen Streit gehabt hatten, wußten mit Sicherheit, daß sie keine Gnade von ihnen zu erhalten hatten, und entwickelten daher den größten Eifer, sich aus dieser gefährlichen Lage herauszuhelfen. Turnbull macht hier eine ihm aus langer Erfahrung eingegebene Bemerkung hinsichtlich englischer Matrosen, indem er anführt, daß, so mißvergnügt sie sonst sein mögen, ihre Brust doch von einem

Gefühl des Edelmuths erfüllt sei, der in schwierigen und gefährlichen Lagen sie ihre Pflicht thun lasse. So habe nicht selten das Erscheinen eines Feindes die Symptome einer ausbrechenden Empörung beseitigt, wo alsdann Alle nur von der Pflicht beseelt wurden, ihre Offiziere und die Ehre ihres Landes zu vertheidigen. Verschieden hievon waren die Gefühle der Eingebornen, welche „Margaret" umgaben. Als sie sahen, daß vermittelst eines vom Langboote ins Meer gelegten Ankertaues das Schiff sieben bis acht Faden weit vom Riffe entfernt gehalten wurde, überließen sie sich der äußersten Wuth. Bis dahin hatten sie sich vollkommen still verhalten, in der Erwartung, sobald das Schiff am Riff zerschelle, die Plünderung desselben ohne allen Widerstand von Seiten der Bemannung desselben beginnen zu können; da sie aber jetzt ihre davon gehegten Erwartungen vereitelt sahen, so begannen sie einen allgemeinen Angriff, wobei sie Steine mit solcher Gewalt und in solcher Menge auf's Schiff warfen, daß es nöthig ward, die Kanonen zu lösen, um ihnen Schrecken einzujagen. Das Feuer der Haubitzen und Musketen rief von Seiten der Eingebornen, die sich an verschiedenen Stellen der Küste aufgestellt hatten, eine Salve hervor. Selbst das Dämmern des Morgens machte dem Kampfe kein Ende, da die Angreifer, welche im Besitze von Feuerwaffen waren, sich in jeder Beziehung der Bemannung eines Handelsschiffes für gewachsen hielten. Sie waren mit dem Gebrauche des Schießpulvers hinlänglich vertraut, um die Bewegungen der Amerikaner an Bord ihres Schiffes zu beobachten. So wie letztere sich zum Feuern bereit machten, suchten und fanden sie Schutz dagegen zwischen Felsen und Bäumen. Baumstümpfe und Felsenspalten waren ihnen in anderer Weise dienlich und hätten in den Händen besserer Soldaten, als sie waren, dem Feinde sehr gefährlich werden können. Indem sie ihre Musketen darauf legten, konnten sie bequem zielen, und hätten unfehlbar alle Amerikaner einen nach dem andern getödtet, wenn sie gute Schützen gewesen wären; „allein glücklicher Weise," schreibt Turnbull, „bot ihre Ungeschicklichkeit hierin ein mehr als hinreichendes Gegengewicht gegen ihre gute Position und die Art, wie sie sich derselben gegen uns bedienten." Der Ausgang des Kampfes blieb jedoch fortwährend zweifelhaft, bis am Ende des zweiten Tages der Wind sich drehte und vom Lande aus wehte, was dem Schiffe erlaubte, sich unbemerkt in der Nacht auf die hohe See zu begeben.

Die Geschichte dieses Kampfes liefert den Beweis, daß sich die Krieger der Südsee nicht mehr dadurch schrecken lassen, daß man ein Gewehr

gegen sie abfeuert, selbst nicht durch ein genährtes Musketenfeuer vom Verdecke eines Schiffes. Handelsleute haben sie mit Waffen, Pulver und Kugeln versehen; sowohl amerikanische als englische Deserteure den Gebrauch derselben gelehrt.

Wir enthalten uns absichtlich, Turnbull von einer Gruppe der Südsee nach der andern zu folgen, weil das, was er hierüber sagt, seitdem von spätern Seefahrern erschöpft worden ist. Sein Urtheil, was er über den Charakter der Eingebornen fällt, ist ein vollkommen richtiges. Indem er das Volk der Sandwichinseln mit den verschiedenen Stämmen der Gesellschafts- und Freundschaftsinseln vergleicht, gibt er mit vollem Recht den erstern den Vorzug, die durch ihre ehrgeizigen Bestrebungen und durch ihre Gewohnheit der Thätigkeit weit empfänglicher für den Fortschritt sind. Indem er auf die in dem Gebiete des Königs Pomare, welchen er für einen vollständigen Heuchler erklärt, sich aufhaltenden Missionäre anspielt, sah er nicht den Erfolg voraus, von dem ihre seitherigen Arbeiten begleitet waren. Aus dem offenbaren Vortheil, den die königliche Familie dadurch zog, daß sie die Lehrer des Christenthums unterstützte, ging deutlich hervor, daß die Beweggründe, welche dieselbe hierbei leiteten, durchaus politischer Natur waren. Die Missionäre vernachläßigten allerdings nichts, was den Erfolg ihrer Bemühungen sichern konnte, indem sie jeden Sabbath das Land in allen Richtungen einzeln oder zusammen durchstreiften.; allein obgleich die Eingebornen sie als Wohlthäter schätzten, so begriffen sie doch ihre Lehren nicht, und gaben dies auch offen kund. Eines Tages, als der König bei einer Predigt anwesend war, ließ er Turnbull rufen, und fragte denselben, nachdem der Prediger sich entfernt hatte, „ob alles das wahr sei, was so eben gepredigt worden sei?" Der Amerikaner antwortete bejahend, indem er versicherte, daß Alles seinem eigenen Glauben und dem seiner verständigsten und tugendhaftesten Landsleute zufolge vollkommen wahr sei. Hierauf fragte der König: „wo Jehova sich aufhalte?" Turnbull deutete auf den Himmel. Der König erwiederte, „er glaube es nicht." Sein Bruder war noch ungläubiger; die Königin Edrah hörte diesem Zwiegespräch mit verächtlicher Miene zu; beide wiederholten, „daß sie Alles für eitel Schnickschnack und Lüge hielten, indem sie hinzufügten, sie würden es dann glauben, wenn sie es sähen. „Da wir übrigens die Sonne und den Mond durch unsern Quadranten herabzuziehen fähig seien, warum wir nicht Gleiches mit dem Erlöser zu thun vermöchten?"

Rückkunft Turnbulls.

Vom Gesichtspunkte einer Handelsspekulation scheint der Reisezweck des Schiffes Margaret ein gänzlich verfehlter gewesen zu sein. Ihre Ladung kam auf einen überfüllten Markt, und schließlich erlitt sie an der Küste von Tahiti Schiffbruch, aus dem fast nichts gerettet ward, und die Mannschaft mit genauer Noth entkam. Turnbull schiffte sich in krankem Zustande, der durch die erlittenen Mühseligkeiten und Entbehrungen hervorgerufen war, zu Port Jackson an Bord des Kalkutta ein und gelangte bald darauf in sein Heimathland, von dem er länger als vier Jahre abwesend gewesen war.

Kapitel 9.

Vancouver.

Die britische Regierung sendet Vancouver mit einem Auftrage wegen des Nootka-Sundes aus. — Die angeblichen Meerengen de Fuca und de Fonte. — Entdeckungen an der Küste von Neu-Holland. — Zustände der Bewohner dieses Landes. — Geologische Verhältnisse. — Vancouver begibt sich nach Neu-Seeland — entdeckt die Fallstrikinseln. — Die Insel Oparo. — Die zwei Schiffe treffen zu Tahiti zusammen. — Vancouver segelt nach Neu-Albion und untersucht dessen Küste. — Seine Bemerkungen über die Meerenge de Fuca. — Die Admiralitäts-Einfahrt. — Golf von Georgien. — Ankunft zu Nootka und diplomatische, daselbst ihn erwartende Schwierigkeiten. — Hafen St. Franzisko. — Monterey. — Die spanischen Missionen daselbst. — Kolumbiafluß. — Lieutenant Hergest und das von ihm befehligte Schiff Dädalus. — Dessen Entdeckungen. — Die amerikanische Küste wird nochmals von ihnen untersucht. — Streit mit den Eingebornen. — Cooks-Einfahrt. — Prinz Wilhelm-Sund. — Hafen Konklusion. — Rückkehr nach Hause, nachdem die Reise vier Jahre gedauert hatte. — Aufzählung der von ihm gemachten Entdeckungen. — Bemerkungen über die Sandwichinseln. — Ermordung Hergests. — Schlußbemerkungen.

Weltreise Vancouvers.

Die Reise Vancouvers, welche den Gegenstand der nachfolgenden Blätter bilden soll, war zunächst durch den Zwiespalt veranlaßt, der zwischen Großbritanien und Spanien betreffs des Nootka-Sundes bestund. Diese beiden Reiche waren auf dem Punkte, einander den Krieg zu erklären, ungefähr aus denselben Gründen, die zwanzig Jahre hindurch den Streit wegen der Falklandinseln so berühmt gemacht hatten. Von beiden Seiten ward behauptet, die Nationalehre stehe auf dem Spiele,

namentlich in England würde sich die öffentliche Meinung auf's Stärkste gegen jeden Vergleich erklärt haben, den die Regierung etwa aus Besorgniß wegen der möglichen Folgen einzugehen geneigt gewesen wäre. Zuletzt behielt jedoch ruhige Ueberlegung die Oberhand, und Ansprüche, die kurz zuvor ganz Europa in einen blutigen Kampf verwickeln zu müssen schienen, wurden auf dem Wege friedlicher Uebereinkunft geschlichtet. Die englische Regierung hielt es indeß für nöthig, einen Schiffskapitän auszusenden, um Besitz von der Niederlassung zu ergreifen. Derselbe sollte gleichzeitig die geographische Frage: ob eine schiffbare Verbindung zwischen dem atlantischen und stillen Meere bestehe, zu entscheiden suchen. Zweck derselben.

Vancouver war der Mann, der hierzu erwählt ward. Die ihm ertheilten Instruktionen lauteten dahin: nachdem er seine Mission im Nootka-Sunde vollendet habe, sei es seine Aufgabe, den Theil der Inselküstenstriche, welche von den verschiedenen, mit dem Pelzhandel beschäftigten Schiffen entdeckt worden seien, näher zu untersuchen; ferner die Beschaffenheit und Ausdehnung einer jeden Wasserverbindung mit der größten Genauigkeit festzustellen, die sich dazu eigne, die Handelsverbindungen zwischen der Nordwestküste und den Bewohnern des von britischen Kolonisten innegehabten oder von Großbritanien als seinen Besitz in Anspruch genommenen östlichen Kontinents zu begünstigen, namentlich aber die Meerenge von John de Fuca zu untersuchen und zu prüfen, ob der Cooksfluß nicht in einigen der Seen entspringe, welche von kanadischen Handelsleuten oder den Angestellten der Hudsonsbaygesellschaft häufig befahren würden.

Dixon und andere englische Seefahrer, welche kurz zuvor die Westküste von Nordamerika besucht hatten, hatten den ersten Anlaß zur Stellung jener Fragen gegeben. Der Archipel des St. Lazarus, der schon früher die Phantasie so manchen Seefahrers beschäftigt hatte, war auch diesmal durch die eben genannten der Gegenstand lebhaften Streites geworden. Die Meerenge de Fuca, eine Wasserstraße, von der man indeß wenig zuverläßige Kenntniß hatte, beschäftigte in gleichem Maaße die Geister, obgleich Cook in Folge einer genauen Küstenuntersuchung die Ueberzeugung ausgesprochen hatte, daß keine Wasserverbindung, durch die der stille Ocean mit irgend einem Theile des nördlichen atlantischen zusammenhänge, in einer niedrigeren Parallele als der von 60 Graden bestehe.

Außer den bei solchen Gelegenheiten üblichen Instruktionen erhielt Vancouver die Kopie eines von dem spanischen Minister an den

Gouverneur des Hafens St. Lorenz ausgestellten Befehls, der diesen anwies, „in die Hände des Bevollmächtigten von Großbritanien alle Gebäude, Distrikte und Landestheile zu übergeben, welche die Unterthanen dieser letztern Nation im April 1789 sowohl in dem Hafen Nootka als in dem andern, sogenannten Cookshafen besessen hätten, und die ungefähr sechszehn Seemeilen von dem ersteren gegen Süden liegen.“

Die Discovery, die unter den Befehl Vancouvers gestellt ward, war ein Schiff von ungefähr 350 Tonnen Gehalt, führte 10 Kanonen verschiedenen Kalibers und hatte, die Offiziere mit inbegriffen, eine Bemannung von 130 Mann. Der Chatham, der als bewaffnetes Lichterschiff beschrieben wird, führte 10 kleine Kanonen und hatte 45 Matrosen an Bord. Den Befehl über dasselbe führte der bereits vortheilhaft bekannte Lieutenant Broughton. Nach mancherlei Verzögerungen verließen beide Schiffe im Monat April England. Am 10. Juli kamen solche am Vorgebirge der guten Hoffnung an, wo sie nothwendiger Veränderungen wegen mehr als einen Monat verweilen mußten. Um die Küste Neu-Hollands zu erreichen, schlugen sie eine bis dahin nicht übliche Richtung ein, welche zwischen der von Dampier und Marian befolgten mitten inne liegt. Am 27. September entdeckten sie Land, und kamen in südlicher Breite von 35° 3′ und in östlicher Länge von 160° 35′ 30″ an einem hohen Vorgebirge vorüber, das sie zu Ehren des Earls, der damals an der Spitze der englischen Admiralität stund, Kap Chatham nannten. Andere Punkte traten nach und nach in Sicht und erhielten die Namen: Baldhead, Breakseeinsel, Michaeliinsel und Robbeninsel. Der Mangel an Brennmaterial veranlaßte einige Offiziere, an letzterer zu landen. Sie fanden daselbst die armseligste menschliche Wohnung, welche bis dahin ihr Auge gesehen hatte; die Gestalt des Baues war die eines aus zwei gleich großen Theilen bestehenden Bienenkorbes, deren einer, ungefähr drei Fuß hoch und vier und einen halben Fuß breit, die eigentliche Hütte bildete. Dieselbe war übrigens nicht ohne eine Art Einförmigkeit erbaut, und bestand aus aneinandergereihtem Holzgeflecht, das mit Baumrinde und kleinen grünen Zweigen bedeckt war.

Die Küste Neuhollands.

Das Aeußere des Landes.

Das Aeußere des Landes, was sie so vor sich sahen, war nicht einladender. Das Ufer bestand entweder aus nakten Felsen oder aus weißem dürrem Sande; drüber hinaus schien der Boden mit ärmlichen Kräutern, die hie und da mit einigen wenigen Zwergbäumen oder Gebüsch abwechselten, bedeckt. Allein das Innere des Landes gewährte einen fruchtbareren

und angenehmeren Anblick. Im Mittelpunkte der Hafenbucht sah man eine mit dem schönsten Grase geschmückte Insel, und statt der unfruchtbaren Klippen, von denen die Ränder des Meerbusens starren, ergötzten die Hügel des Hintergrundes durch die herrlichen Wälder, welche auf ihnen wuchsen, und durch andere Anzeichen eines fruchtbaren Bodens. Die Seefahrer beschlossen daher, im Namen des Königs Besitz davon zu ergreifen, und dem eben entdeckten Hafen die Namen Georgs des Dritten und seiner ältesten Tochter, der Kronprinzessin, zu verleihen. Nicht weit von der Küste sah man einen Strom ins Meer fließen. Indem Kapitän Vancouver dessen Lauf verfolgte, fand er ein verlassenes Dorf, das aus ungefähr zwei Dutzend eben so ärmlicher Hütten bestand, wie die, deren oben gedacht ist. Dieser Fleck war wahrscheinlich von einem zahlreichen Stamme bewohnt gewesen; sowohl die Gestalt als die wenn auch noch so ärmliche Einrichtung des Innern der Wohnungen ließen schließen, daß Diejenigen, denen dieselben zur Wohnung dienten, nicht gänzlich ohne allen Rangunterschied seien.

Nicht weit von der eben beschriebenen Wohnstelle entdeckte Broughton in der Entfernung von zwei Meilen eine andere. Dieselbe war eben so dürftig, erschien jedoch neueren Baues, da die Hütten verhältnißmäßig neu waren und erst seit Kurzem bewohnt sein mußten. Broughton hätte die Wahl der Stelle auffallend finden müssen, allein es fiel ihm bei, daß Diejenigen sich am stehenden Wasser ansiedeln, die die Mühe scheuen, Wasser aus einer größeren Entfernung zu holen. Es fiel auf, daß alle größeren Bäume der Nachbarschaft beider Wohnstellen durch Feuer ausgehöhlt waren, ohne Zweifel, damit die Leute bei schlechtem Wetter den Schutz darin fänden, den ihnen außerdem nichts böte. In keiner der Hütten fand sich irgend ein Geräthe vor; die einzigen Gegenstände, welche die Spur der Bearbeitung trugen, waren Stecken in der Form von Speeren. Die Rinde derselben war abgeschält, und das dicke Ende dadurch, daß man es einige Zeit ans Feuer hielt, in eine Spitze geformt worden, die im Stande war, eine Wunde beizubringen. Auf einer dieser Waffen sah man noch Blutspuren. Feuer scheint überhaupt das einzige Mittel zu sein, das ihnen dazu dient, Grund und Boden urbar, wilde Thiere unschädlich zu machen, sich Nahrung zu verschaffen oder ihre einfachen Geräthe zu verfertigen. Es ist dieß der Weg, den alle uncivilisirten Nationen einschlagen, die zwar die Macht des von ihnen angewandten Elementes kennen, allein es nicht zu leiten wissen. Setzt man in der trockenen

Jahreszeit einen Wald in Flammen, so müssen die Verwüstungen, welche dadurch angerichtet werden, umfassende sein; in der That sahen auch unsere englischen Seefahrer auf allen von ihnen von der Küste aus gemachten Ausflügen kaum einen, noch so dürftig angebauten Fleck Erde, der nicht vorher durch periodische Feuersbrünste verheert gewesen wäre. Wo die Landschaft stark beholzt war, waren die höchsten Bäume an ihren obersten Aesten vom Feuer ergriffen worden, der untere Theil der Stämme hatte aber kaum vom Brande gelitten; aber selbst an Stellen, wo die Ueppigkeit des Bodens in dem dichteren Gebüsch der Gewalt des Feuers Eintrag that, sah man den Boden mit Resten von Baumstümpfen bedeckt, die der Feuersbrunst nicht zu widerstehen vermochten.

Vancouver erklärt das Klima, das an der südwestlichen Küste von Neu-Holland herrscht, für die Gesundheit sehr zuträglich, so weit ihm ein Urtheil darüber während der kurzen Zeit, auf die sich sein Aufenthalt daselbst beschränkte, möglich war. Fahrenheits Thermometer stund in der Jahreszeit, welche dem Beginne des April in der nördlichen Hemisphäre entspricht, auf 53 Graden und stieg später auf 64. Der Gesundheitszustand, dessen sich die gesammte Schiffsmannschaft erfreute, legte Zeugniß von der gesunden Atmosphäre, in der sie sich bewegten, ab; der hier herrschende Grad von Wärme brachte alle Erzeugnisse zur Reife, die zur Existenz nöthig sind, ja sogar diejenigen, welche dem Luxus des verfeinerten Lebensgenusses entsprechen. Was die geologischen Eigenschaften betrifft, soll das Aeußere der Küstenstriche dem Afrikas, wie solches in der Nähe des Kaps der guten Hoffnung ist, nahe kommen. Die Oberfläche derselben schien meist aus mit verfaulter Vegetation gemischtem Sande zu bestehen, und in Bezug auf Güte des Bodens sehr verschieden zu sein, im Ganzen aber die des Bodens der andern Kolonien weit zu übertreffen. Der Hauptbestandtheil der Felsen war Koralle; Vancouver zufolge scheint die Erhöhung dieser letztern Masse über dem Meere spätern Ursprungs zu sein, denn die längs dem Ufer sich erstreckende Korallenbank besteht im Allgemeinen aus derselben, und eben so findet sie sich auf den höchsten Hügeln, namentlich auf der Spitze des Baldheads (Kehlkopfs), der sich hinlänglich über die Oberfläche der See erhebt, um aus einer Entfernung von 14 Meilen sichtbar zu sein. Namentlich an dieser Stelle befand sich die Koralle in ihrem ursprünglichen Zustande, besonders an einem ebenen, ungefähr 8 Acer umfassenden Flecke, wo auch nicht das kleinste Kräutchen auf dem weißen Sande, der

Felsen und Bodenbeschaffenheit des südwestlichen Australiens.

die ganze Fläche bedeckte, wuchs. Die Korallenäste waren sogar auf der Oberfläche sichtbar, ähnlich hierin denen, die man unter den Meereswogen in allen Theilen des tropischen Oceans mit Aesten jeder Größe, die hie und da den Umfang eines Zolls, dann aber wieder den von vier oder fünf Zoll haben, antrifft. Unter diesen hochgelegenen Korallenmassen und Feldern sah man Seemuscheln in großen Mengen, von denen manche so ziemlich in ihrem ersten Zustande noch an demselben Felsen hingen, worauf sie gewachsen waren, andere aber sich in den verschiedenen Stadien der Fäulniß befanden. Diese Koralle war bis zu einem gewissen Grade bröckelig; die Enden der Aeste ließen sich leicht zu Pulver zerreiben, während bei denjenigen, welche nahe an der Oberfläche oder unter derselben sich befanden, einige Kraftanstrengung nöthig war, um sie von der Basis zu trennen, auf der sie entstanden waren.

Fahrt um Van Diemensland.

Vancouver ging in der Untersuchung der südwestlichen Küste von Australien dem französischen Seefahrer d'Entrecasteaux voran, begab sich aber nicht so weit östlich, noch machte er sich mit der Inselgruppe bekannt, welche den Namen: Inseln der Recherche tragen. Da er eben so wenig wie der eben genannte französische Weltumsegler mit dem Kanal bekannt war, der Neu-Holland von Van Diemensland scheidet, so nahm er seine Richtung in gerader Linie von König Georgs-Sund nach Duskybucht auf Neu-Seeland, indem er in einiger Entfernung südlich von der erstern Insel vorbeisegelte. Obgleich Vancouver schon früher mit Cook in dieser Weltgegend gewesen war, fand er es doch für nöthig, die Küste derselben genau zu untersuchen, namentlich den Zugang zu der Facilebucht und das ganze nördliche Wassergebiet der Bucht, an dessen Untersuchung der eben genannte große englische Weltumsegler verhindert war. Die Mühe, welche sich die Offiziere beider Schiffe deßhalb gaben, wurde durch einige Entdeckungen belohnt, welche, obgleich an und für sich nicht besonders wichtig, doch für die zahlreichen Handelsschiffe, die in jeder Jahreszeit auf ihren Reisen zwischen dem Mutterlande und den aufstrebenden Kolonien diese stürmischen Gewässer besuchen, von großem Werthe sind. Cook selbst schildert die Buchten in Duskybay als „zahlreich, sicher und bequem gelegen;" die Expedition unter Vancouver stellte fest, daß, während Mundvorrath daselbst im Ueberfluß vorhanden ist, das Klima derselben zu den gesundesten gehört. Zwar sind die nördlichen Theile von Neu-Seeland öfter starken Stürmen ausgesetzt, und der Nordwind bläst zuweilen daselbst mit unglaublicher Stärke. Dergleichen

Neu-Seeland.

Stürme sind selbst bei vorgerücktem Sommer oft von Schneefällen begleitet, die alle im Gesichtskreis liegenden Berge bis an die Vorthäler herab bedecken. Vancouver und seine Gefährten waren Zeugen eines solchen Sturmes, und er selbst versichert, daß, obgleich dieß sein fünfter Besuch der Insel war, er niemals zuvor mit einem ähnlichen Sturme zu kämpfen gehabt habe. Allein er macht zugleich die Bemerkung, daß ähnliche Schneestürme, wenn sie sich öfter ereigneten, der Vegetation sehr hinderlich sein müssen, und daß die Bodenprodukte der Insel alsdann kaum so entwickelt sein könnten, als sie es wirklich waren. Wenige Tage schönes Wetter entfernten jedoch den größeren Theil des Schnees, und was noch davon auf den hohen, entfernten und kahlen Bergen, die einige Tage hindurch ganz frei von Wolken gewesen waren, liegen blieb, war bereits stark zusammengeschmolzen.

Von Neu-Seeland begaben sich beide Schiffe, deren eigentliches Reiseziel die nordwestliche Küste Amerikas war, nach Tahiti, da die beiden Befehlshaber derselben für den Fall ihrer Trennung Matavaibay als Ort der Zusammenkunft bestimmt hatten. Am 21. Dezember sah man zu großem Erstaunen von Jedermann an Bord der Discovery in südöstlicher Richtung Land; als man näher an dasselbe herankam, sah man die Meereswogen mit großer Gewalt an seine Küste branden. Es wies sich als eine Gruppe von sieben Felseninseln aus, die sich ungefähr sechs Meilen von Nordosten nach Südwesten erstreckten. Vancouver war anfänglich erstaunt, daß sie dem wachsamen Auge Cook's hatten entgehen können; als er aber dessen Seekarten untersuchte, stellte es sich heraus, daß derselbe niemals in der Entfernung von zehn Seemeilen an denselben vorübergekommen war. Vancouver nannte sie die Fallstrickinseln (Snares), weil sie vermöge ihrer Lage und des stürmischen Wetters, was zeitweise in ihren Gewässern herrscht, den unachtsamen Seemann leicht großer Gefahr aussetzen.

Die Fallstrickinseln (Snares).

Am 22. Dezember entdeckte Vancouver auf der Fahrt nach Norden abermals Land, wo er es nicht erwartete. Dasselbe hatte die Gestalt dreier kleineren Inseln, wovon die eine mit einem segelnden Schiffe viele Aehnlichkeit hatte. Da sie von der Bahn, welche frühere Seefahrer eingeschlagen hatten, ziemlich entfernt lagen, so war Vancouver neugierig, wie sie wohl heißen möchten, von wem sie bewohnt und welches ihre geologische Beschaffenheit sei; demgemäß beschloß er, sich denselben zu nähern, selbst wenn dieß mit einigem Zeitverlust verknüpft sei. Er sah

Die australischen Inseln.

sofort mehrere mit Eingebornen bemannte Kähne sich aus einer kleinen Bucht ihm nähern; diese Eingebornen gaben ihm zu verstehen, er möge an die Küste heranfahren. Sie thaten dieß anscheinend, um einen freundlichen Verkehr einzuleiten; vielleicht auch hatten sie es auf Plünderung abgesehen. Endlich ward Einer derselben vermocht, sich an Bord der Discovery zu begeben. Kaum befand sich jedoch derselbe an Bord dieses Schiffes, als er zitterte, wie Einer, der die größte Furcht empfindet; seine Seele war von den Eindrücken, welche sich ihr daselbst aufdrängten, überwältigt; als er jedoch Geschenke erhielt, heiterten sich seine Züge etwas auf, noch schien er aber große Angst zu fühlen. Die Aufnahme, welche er gefunden und die Geschenke, welche er erhalten hatte, veranlaßten auch andere seines Stammes, an Bord zu kommen, und bald hatte das Schiffsvolk mehr Gäste, als ihm lieb war. Sie schienen Alle mit dem Gebrauche des Eisens wohl vertraut zu sein, ebenso auch mit dem Preise, den dieses Metall bei ihnen und in Europa hat. Zwei oder drei derselben blieben eine ganze Stunde hindurch an Bord; dieselben waren jedoch in ihrem Benehmen so unruhig, und ihre Aufmerksamkeit war durch alles, was sie sahen, in dem Grade in Anspruch genommen, daß über sie selbst oder die Inselgruppe, welcher ihre Familien angehörten, kein Aufschluß zu erlangen war. So viel war mit vieler Mühe von ihnen zu erfahren, daß die von ihnen bewohnte Insel Oparo, und daß der Häuptling, unter dem sie Alle zu stehen schienen, Korie hieß. Kurz, Oparo ist eine der Gruppen, die von neueren Reisenden häufiger besucht wird; auch haben sich seitdem verschiedene Missionsorden auf ihr niedergelassen.

Romantische Scenerie der Insel Oparo.

Oparo bietet, von der See aus gesehen, den Anblick einer großen Masse Felsen, die zu bedeutender Höhe ansteigen und an verschiedenen Stellen sehr romantische Gruppen mit senkrechten Klipppen bilden. Die Zwischenräume zwischen den Bergen sehen, da sie voll von Gesträuchen, sonst aber ohne jede Spur von Anbau sind, eher Kluften als Thälern ähnlich. Nicht einmal die Platane, noch sonst eine der Baumarten, die man auf den unbewohnten Inseln des stillen Meeres so häufig antrifft, war zu finden. Die Künste, welche das Leben bequem machen und den Fortschritt auf allen Gebieten des Lebens erleichtern, schienen überall daselbst zu fehlen, der Genius des Wilden vielmehr seine ganze Befriedigung darin zu finden, daß er Bögen, Speere und Kähne fertigte oder gegen den Angriff des Feindes Schanzen anlegte. Auf den höchsten Hügeln sah man befestigte Plätze, die Redouten glichen. Im Mittelpunkte derselben

befand sich eine kleine, von Palisaden eingeschlossene Barake. Diese Palisaden erstreckten sich weit über die Hügel herab und waren so ziemlich in gleichen Entfernungen von einander angelegt. Es waren dieß offenbar vorgeschobene Werke, die, von einigen wenigen entschlossenen Kriegern besetzt, leicht die Citadelle gegen ein zahlreiches Heer Angreifer vertheidigen konnten. Auf allen sah man Personen, wie Schildwachen, die einen regelmäßigen Wachdienst verrichten, auf- und abgehen, was Alles so wenig dem gewöhnlichen Kriegswesen eines rohen Volkes entspricht, daß in Bezug auf die Glaubwürdigkeit von Vancouvers Bericht billige Zweifel erlaubt sind.

Der „Chatham,“ der sich von der Discovery unmittelbar nach der Abreise von Neu-Seeland getrennt hatte, entdeckte eine Gruppe kleiner Inseln, deren kleinste heute noch seinen Namen trägt. Dieselben liegen unter 44° südlicher Breite und 176° westlicher Länge. Gegen Ende des Dezember trafen die beiden Schiffe wieder zu Tahiti zusammen. Vancouver ward schmerzlich davon berührt, daß alle die Freunde, welche er früher daselbst gekannt hatte, nicht mehr am Leben waren. Otu, der jetzt den Namen Pomare trug, hatte sich auf Eimeo zurückgezogen, und seinen ältesten Sohn auf der größeren Insel im Besitz der höchsten Gewalt und des königlichen Titels zurückgelassen. Der junge, kaum zehn Jahre alte Monarch kam den Engländern auf den Schultern eines Mannes, der ihn zu tragen hatte, entgegen, damit so dem Uebelstande vorgebeugt würde, der nothwendig daraus entstünde, wenn seine geheiligten Füße einen Boden beträten, der nicht schon zu seinem Gebiete gehörte. Die Etiquette der Gesellschaftsinseln bedingt, daß der König derselben, so lange ihm die Fremden noch nicht vollständig vorgestellt sind, eine kalte, gleichgültige, ja unfreundliche Miene zeige. Der Knabe kam diesem Gebote mit großer Beherrschung seines Gesichtsausdrucks nach. Kaum war jedoch die erste Vorstellung vorüber, so heiterten sich seine Mienen auf, und er empfing die englischen Abgesandten mit der größten Freundlichkeit. Jeder von ihnen erhielt als Geschenk eine gewisse Menge Tuch, ein gemästetes Schwein und einige Vegetabilien; die übrigen Eingebornen legten gleiche Freundlichkeit und jede Bereitwilligkeit, den Wünschen ihrer Gäste zu entsprechen, an den Tag.

König Pomare.

Am 2. Januar kam Pomare von Eimeo an, begab sich sofort an Bord der Discovery, und erklärte daselbst, Vancouver wieder zu erkennen, und sich des Wiedersehens von ihm zu freuen. Vancouver

schreibt: „Er drückte es mir wiederholt aus, daß ich, seitdem ich hier gewesen, stark gealtert habe und die Spuren davon in meinen Zügen trage.“ Vancouver erwähnt bei dieser Gelegenheit eines Umstandes, dem er keine Wichtigkeit zu schenken scheint, der aber mit den bigotten Vorstellungen der Bewohner der Südsee eng verwebt ist. Als mehrere Glieder der königlichen Familie die beiden Schiffskapitäne mit ihrer Gesellschaft beim Mittagessen beehrten, setzten sich auch die Gemahlinnen Pomares und Mahaus zur Tafel und aßen mit. Vancouver bemerkt allerdings, daß so etwas ungewöhnlich sei, und daß vielleicht diese beiden Frauen die einzige Ausnahme von dem Verbote gemacht hätten. Allein sicherlich hätte in einer späteren Zeit eine solche Abweichung von der Regel alle Priester der Gesellschaftsinseln in Unruhe versetzt und wahrscheinlich eine allgemeine Empörung hervorgerufen. Der ältere Häuptling war allerdings sowohl in seinen Ansichten, wie im geselligen Verkehre wenig streng. Der Befehlshaber der Discovery fährt fort: „Unsere Aufmerksamkeit war hauptsächlich davon in Anspruch genommen, daß sie, sowohl Männer als Frauen, unsere Sitten nachzuahmen sich bestrebten, und besonders davon, daß sie geistige Getränke so begierig zu sich nahmen. Pomare trank während des Essens und nach demselben eine ganze Flasche Brandy, ohne einen Tropfen davon zu verschütten. Dieß zog ihm heftige Krämpfe zu. Vergeblich stellte ich ihm vor, daß Unmäßigkeit im Trinken sehr schädlich sei und seine Gesundheit untergrabe. Als Antwort auf meine Vorstellungen hieß er mich einen Geizhals, dem es nur darum zu thun sei, sein Getränke zu sparen. Erst nachdem die Erfahrung ihn über die Gefahren, welchen er dadurch seine Gesundheit aussetze, belehrt hatte, gab er zu, daß Alles, was ihm über das englische „Ava“ gesagt worden, wirklich wahr sei.“

Der Großvater des regierenden Fürsten.

Der Großvater des regierenden Fürsten, den Seefahrern von früher unter dem Namen Happi bekannt, machte zuletzt seine Aufwartung, um, wie er sagte, den Gefährten Cooks seine Verehrung zu bezeigen. Die Bemerkung ist hier am Platze, daß der Souverän der Gesellschaftsinseln, der herkömmlichen Sitte gemäß, sich der obersten Gewalt entkleidet, so wie ihm der älteste Sohn geboren wird; von diesem Zeitpunkte an handelt der Vater nur noch als Regent Namens und zu Gunsten seines Nachfolgers. Bei dem eben erwähnten Anlasse schickte sich der ehrwürdige Happi an, seinem Enkel, an dessen Person alle mit dem königlichen Hause von Tahiti verbundenen Ehren und göttlichen Rechte hafteten, seine Huldigung darzubringen. Als man ihm sagte, daß Otu in der Nähe sei,

suchte sich der alte Mann ein Ferkel und ein Platanusblatt zu verschaffen, streifte sein Gewand bis an die Lenden zurück, und ging dem Kinde mit wankenden Gliedern entgegen. Zum Zeichen seiner Unterwürfigkeit brachte er auf seinen Knieen diese beiden Gegenstände dar, die zugleich als Embleme seiner tiefen Verehrung und väterlichen Anhänglichkeit dienen sollten. Diese, alle Umstehenden tief rührende Ceremonie schien auf den jungen Herrscher selbst wenig Eindruck zu machen; derselbe würdigte vielmehr seinen Großvater kaum eines Blickes; offenbar war die Erziehung, welche er erhalten hatte, darauf berechnet, daß der Besitz der Macht für alle zärteren Gefühle des Menschen unempfindlich mache.

Der Tod der Königin Mahau war die Veranlassung, daß die Seefahrer die Trauerceremonien sahen, welche bei den Südseebewohnern üblich waren, ehe das Christenthum bei ihnen eingeführt ward. Die Hauptceremonie bestand darin, daß man den Leichnam einbalsamirte, was sehr geheim und mit großer religiöser Verehrung geschah. Die Priester lehren nämlich, daß die Eingeweide des Menschen dasjenige Organ seien, das zuerst alle Eindrücke empfange, und durch das alle Verrichtungen der Seele stattfinden. Daraus ergibt sich für sie die weitere Lehre, daß die Eingeweide den unsterblichen Theil des Menschen bilden. Die englischen Offiziere suchten in den Unterredungen, welche sie mit Gliedern der herrschenden Familie hatten, dieselbe im Gegensatze zu dieser Lehre zu überzeugen, daß alle geistigen Verrichtungen durch das Hirn stattfänden. Ihre gewöhnliche Antwort war ein ungläubiges Lächeln; sie führten an, sie hätten oft Menschen sich erholen sehen, deren Schädel gebrochen gewesen, und deren Häupter auch sonstige Beschädigungen erlitten hatten; in allen Fällen aber, in denen die Eingeweide verletzt gewesen, sei der Patient, trotz aller dagegen angewandten Mittel, gestorben. Sie führten noch andere Gründe für sich an, namentlich aber die Wirkungen der Angst oder einer heftigen Leidenschaft, welche große Störungen im Herzen und Magen des Menschen hervorbrächten. Der Leser wird sich jedoch erinnern, daß eine solche Lehre, wie die der Priester der Südsee, allen Völkern, welche in den westlichen Theilen von Asien wohnen, eigenthümlich ist, und daß sich sogar Spuren derselben in den heiligen Schriften finden.

Trauerceremonien der Südseeinsulaner.

Aus dem stillen Ocean, wo Vancouver sich durch ausgedehnte Ausbesserungen seines Schiffes länger aufgehalten sah, als er anfänglich beabsichtigt hatte, begab sich derselbe gegen Ende des Januars nach den Sandwichinseln, von wo aus er eine schnelle Fahrt nach der Küste von

Die Sandwichinseln.

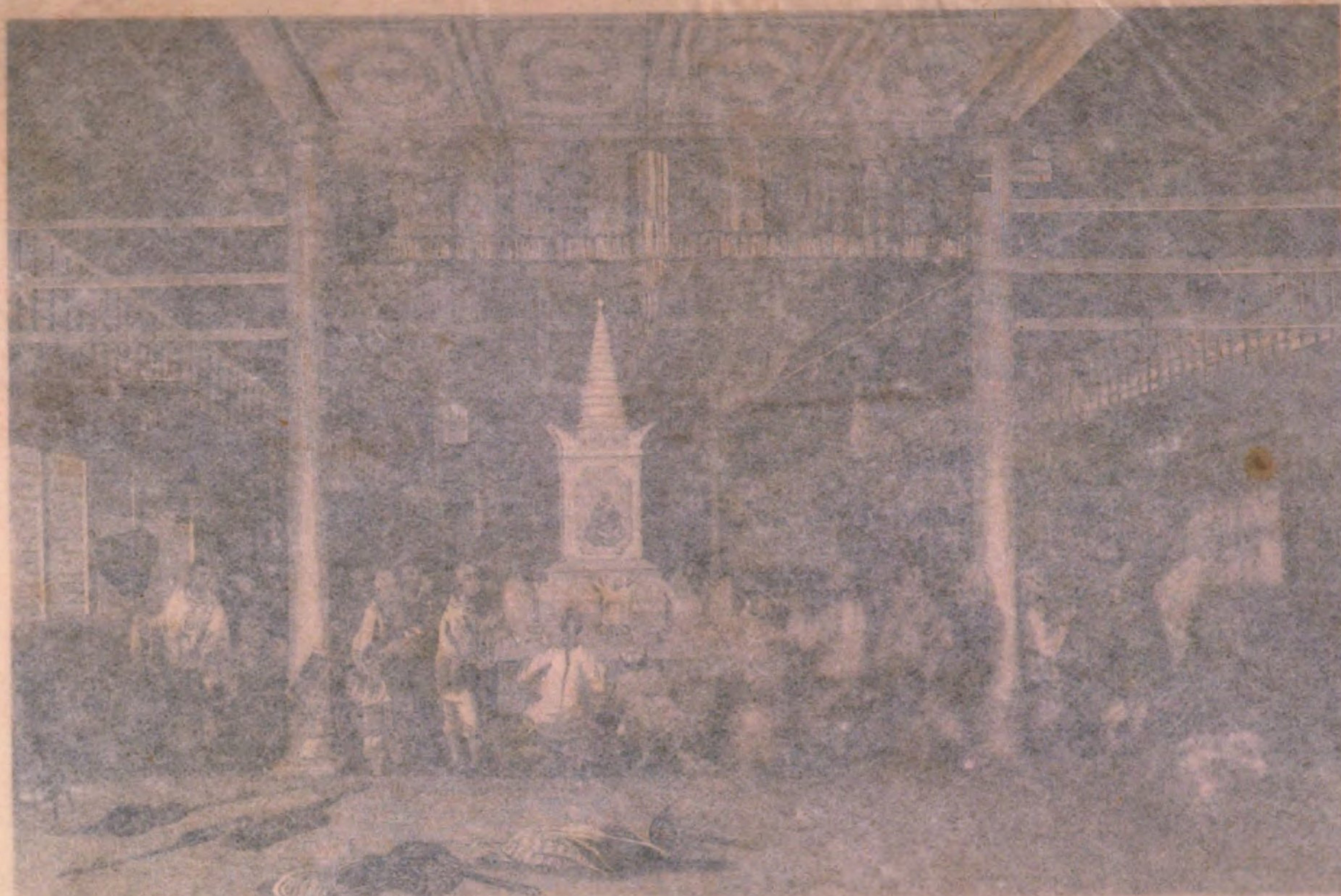


Thümling sc.

TEMPEL DES BUDDHA IN CANTON.

[illegible] machen [illegible]. Wir folgen ihm sogleich [illegible] Küsten von [illegible], da wir es für [illegible] erachten, [illegible], die [illegible] gelegentlich [illegible] auf dem Gebiete [illegible] ge- [illegible] Gesuche ausdringen, [illegible] zusammenzustellen, als sie in getrennter [illegible] außer allem [illegible] wiedergegeben. Was die ihm [illegible] Instruktion [illegible] des großen Kontinents, [illegible] so mag folgender [illegible]. Als er sich [illegible] näherte, be- [illegible] Sloops [illegible] haben [illegible] über [illegible] daß [illegible] von [illegible] die [illegible] bay [illegible] haben, so [illegible] er durch dieselbe gefahren sein [illegible] sogleich als unwahrscheinlich sich [illegible], so weit es ihn betraf, gänzlich grund- [illegible] dieselbe, daß er nur fünfzig Meilen tief in die [illegible] sei; dort habe er von den Eingebornen [illegible] sich ziemlich weit gegen Norden; in den [illegible], auf dem er ihn verlassen, auch wieder [illegible] Einfahrt für diejenige, welche man [illegible] Fucas in Verbindung brachte; eine An- [illegible] Seefahrern, welche an dieser Küste gewesen [illegible] erzählte er, daß er in der nördlichen Breite [illegible] Mündung eines Flusses befunden habe, dessen [illegible], wo der Einfluß der Fluth so stark gewesen sei, [illegible] vergebliche Anstrengungen gemacht habe, in [illegible]. Ihm zufolge befand sich nordwärts in der [illegible] eine andere Einfahrt, in der er mehr als 100 Meilen [illegible] ohne ihre Gränze zu finden. Er schloß damit, daß er [illegible] der Meerenge de Fucas in die Breite von 48°, 24′ [illegible] befinde sich nur ungefähr 8 Meilen davon entfernt.

[illegible], nahm Vancouver eine Insel [illegible] Berge- [illegible], die schon Kapitän Cook entdeckt hatte. [illegible] dem



TEMPEL DES BUDDHA IN CANTON.

Amerika zu machen hoffte. Wir folgen ihm sogleich nach den Küsten von Neu-Albion, da wir es für zweckmäßiger erachten, die Bemerkungen, die sich ihm gelegentlich seiner mehrmals auf dem Gebiete Tamehamehas gemachten Besuche aufdringen, später zusammenzustellen, als sie in getrennter Form und außer allem Zusammenhang wiederzugeben. Was die ihm ertheilte Instruktion betraf, daß er den Rand des großen Kontinents, wohin er eben seine Richtung nahm untersuchen sollte, so mag folgender Umstand als ein eigenthümliches Zusammentreffen gelten. Als er sich nämlich dem Eingange der angeblichen Meerenge de Fuca näherte, begegnete er dem Schiffskapitän Gray, der als Befehlshaber des Sloops Washington eine interessante Reise über Nootka hinaus gemacht haben soll. Derselbe theilte den englischen Offizieren freimüthig mit, was er über die angebliche Entdeckung wußte, und bald stellte es sich heraus, daß seine Erzählung sehr wesentlich von dem abwich, was man ihm in London nacherzählt hatte. Sein Erstaunen war groß, als er hörte, daß er die Existenz eines Binnenmeeres, welches das stille Meer mit der Hudsonsbay verbinden sollte, behauptet haben, ja daß er durch dasselbe gefahren sein solle. Im Widerspruche mit dieser sogleich als unwahrscheinlich sich ergebenden, und vollends, so weit es ihn betraf, gänzlich grundlosen Angabe, versicherte derselbe, daß er nur fünfzig Meilen tief in die fragliche Meerenge eingefahren sei; dort habe er von den Eingebornen erfahren, diese Oeffnung erstrecke sich ziemlich weit gegen Norden; in den Ocean sei er auf demselben Wege, auf dem er ihn verlassen, auch wieder zurückgekehrt. Allerdings hielt er die Einfahrt für diejenige, welche man gewöhnlich mit dem Namen de Fucas in Verbindung brachte; eine Annahme, welche auch von allen Seefahrern, welche an dieser Küste gewesen waren, getheilt ward. Auch erzählte er, daß er in der nördlichen Breite von 46°, 10′ sich an der Mündung eines Flusses befunden habe, dessen Strömung, oder vielmehr, wo der Einfluß der Fluth so stark gewesen sei, daß er neun Tage hindurch vergebliche Anstrengungen gemacht habe, in seine Mündung einzudringen. Ihm zufolge befand sich nordwärts in der Breite von 54°, 30′ eine andere Einfahrt, in der er mehr als 100 Meilen weit gesegelt sei, ohne ihre Gränze zu finden. Er schloß damit, daß er den südlichen Punkt der Meerenge de Fucas in die Breite von 48°, 24′ verlegte; man befinde sich nur ungefähr 8 Meilen davon entfernt.

Näher gekommen, nahm Vancouver eine Insel und ein Vorgebirge wahr, die schon Kapitän Cook entdeckt hatte. Letzterer hatte dem

Der Meerbusen von Georgien.

Vorgebirge, weil es ihm fälschlicher Weise einen sichern Hafen verhieß, den Namen Vorgebirg der Täuschung (Kap Flattery) gegeben. Bei der Einfahrt in die Bucht bemerkten die beiden Schiffskapitäne, daß das Aeußere der zu beiden Seiten liegenden Küsten entweder eine fortlaufende Strecke Landes oder eine Inselgruppe andeute. Ein günstiger Wind verhieß ein schnelles Ende der Untersuchung; denn je mehr die Schiffe in die Bucht einfuhren, desto mehr schienen die Hügel, indem sie stets höher am Horizonte aufstiegen, den Hintergrund zu schließen, ohne daß sich die berühmte Meerenge entdecken ließ. Jeder neue Gegenstand, der sich dem Auge bot, lieh den Stoff zu weiteren Muthmaßungen; vielleicht war Alles, was man sah, kein zusammenhängendes Ganzes; vielleicht bildete es nur eine Folge von Inseln, die durch große Seearme getrennt waren, oder hing es auch blos durch Gründe zusammen, die zu niedrig waren, als daß man sie vom Verdecke eines Schiffes aus sehen konnte. Als das Schiff weiter in die Bucht einlief als Gray, der amerikanische Seefahrer, oder als irgend sonst Jemand der civilisirten Welt in derselben je vorgerückt war, da stand es fest, daß die auf die Untersuchungen des griechischen Piloten de Fuca und auf die des spanischen Admirals de Fonte sich gründende Ueberlieferung gänzlich ohne thatsächlichen Grund sei, mit andern Worten, daß die westliche Gränze des nordamerikanischen Kontinents durch kein Binnenmeer mit der östlichen Gränze desselben verbunden ist.

Die Enttäuschung der Seefahrer, wenn man es so nennen kann, daß sie nicht fanden, was sie nicht suchten, ward reichlich dadurch belohnt, daß sie in eine schöne Bucht einliefen, welcher Vancouver den Namen Port Discovery verlieh. Die umliegende Gegend war ausnehmend schön; einige Theile derselben standen den reizendsten Landschaften Europas nicht nach. Auf der einen Seite befand sich ein großer, mit dem üppigsten Grase bedeckter Wiesengrund; auf der andern ein Unterholz von Fichtenbäumen und Strauchwerk verschiedener Art, das fast nur vorhanden zu sein schien, um die reizende, eben genannte Wiese vor dem Nordwinde zu schützen. Das Ganze hätte von künstlerischer Hand nicht schöner angelegt werden können. Während Alle in Betrachtung dieser Naturreize versunken waren, die für so lange an die Einförmigkeit des Oceans gewöhnte Männer besonders angenehm sein mußten, sah man fast gereifte Stachelbeeren und Rosen. Nichts als frisches Wasser schien zu fehlen, um Port Discovery zu einem der angenehmsten Orte der Welt zu machen; und

Hafen Discovery.

das Glück wollte, daß die Seefahrer im Verfolg ihrer deßfallsigen Bemühungen eine vorzügliche Quelle entdeckten, die so reichlich floß, daß ein ganzes Geschwader damit hätte versorgt werden können.

In der Nähe dieser Landschaft bot sich ihnen ein fast unerklärlicher Anblick. Auf einer der Stellen, die in's Meer ausliefen, sah man zwei, ungefähr 15 Fuß hohe, in dem Boden befestigte und roh behauene Stangen. Auf jeder derselben stack ein Menschenkopf mit noch fast ganz erhaltenen Haaren und Fleisch. Wuth oder Rachegefühl schien sich an ihnen versucht zu haben, denn man hatte die Spitzen der Stangen durch den Hals in die Hirnschaale getrieben, und mit einem Theile der Kopfhaut einige Zoll über den übrigen Kopf hervorschauen lassen. Zwischen diesen Stangen war ein Feuer angezündet gewesen, und einige verkohlte Knochen noch darin zu bemerken; nichts ließ aber errathen, was mit den Körpern selbst vorgegangen war. Weiter wird erzählt, daß man in der Nähe des Hafens Menschenschädel, Rippen und Rückgrate in großer Menge gefunden habe. Einige dieser Reste der Sterblichkeit waren auf eigenthümliche Weise aufbewahrt. Kähne hingen etwa zwölf Fuß über dem Boden zwischen Bäumen, und darin befanden sich Skelette von zwei oder drei Personen nebst Resten von Bogen und Pfeilen. Auch hingen Körbe an hohen Aesten, von denen ein jeder die Reste eines Kindes enthielt. Neben diesen Körben hingen meist einige kleinere, in denen sich eine Art weißen Teigs befand, von dem die Eingebornen sich zu nähren pflegen.

Charakter der Bewohner.

Es würde ungerecht sein, wollte man aus dem, was eben erzählt wurde, auf den Charakter der Eingebornen, die keine besonders grausamen Neigungen an den Tag legten, schließen, daß dieselben Menschenfresser seien, obgleich sie mit der Idee des Menschenfleischessens vertraut zu sein schienen. Einst war ein Dutzend derselben beim Mittagessen auf dem Schiffe anwesend, als neben andern Fleischspeisen auch eine Wildpretpastete aufgetragen ward. Sie aßen unbedenklich das Brod und den Fisch, die ihnen servirt wurden; als man ihnen aber von der Pastete anbot, waren sie nicht zum Kosten derselben zu vermögen, obgleich sie die Engländer mit Wohlbehagen dieselbe verzehren sahen. Sie äußerten offen ihren Abschen, unterwarfen die Pastete einer genauen Untersuchung, und gaben sie entweder zurück oder legten sie auf die Seite. Ohne allen Zweifel waren sie der Meinung, dieselbe enthalte Menschenfleisch, und es war schwer, sie davon abzubringen. Um sie zu überzeugen, daß die Pastete in der That Wildpret enthielt, deuteten die Seefahrer auf die Häute des Thiers,

welche einen Theil der Bekleidung der Eingebornen ausmachten; allein als Antwort hierauf wies ein Jeder derselben auf den Andern, und gab deutlich zu verstehen, daß er es für nichts als Menschenfleisch halte. Schließlich schoben sie es mit großem Widerwillen von sich. Offenbar sind dergleichen Barbareien bei einigen der Stämme, die an den Küsten des nordwestlichen Amerikas wohnen, üblich; nach dem Obengesagten scheint aber wenigstens eine Familie dieser großen Race von der furchtbaren Anklage frei zu sein. Vancouver ist so edelmüthig, anzuführen, daß, da die Stammesverwandtschaft zwischen ihnen, den Bewohnern von Nootka, und den südlicher wohnenden Völkern nachgewiesen sei, auch diese von der scheußlichen Gewohnheit des Menschenfleischessens frei sein müßten. Er bemerkt jedoch gleichzeitig, daß sie mit dem, allen Wilden eigenen Fehler des Stehlens behaftet waren. „Einer von ihnen hatte ein Messer und eine Gabel gestohlen, um unsere Art des Essens damit nachzuahmen, und Mittel gefunden, sie unter seinem Gewande zu verstecken; als man ihn davon überwies, gab er sie mit dem besten Humor wieder zurück."

Die Admiralitätseinfahrt.

Die Entdeckung und Untersuchung der Admiralitätseinfahrt war für den Seefahrer mit ungemein interessanten Umständen verbunden. Fand er auch keinen Eingang zu einem Binnenmeere, so lernte er doch eine Menge von Buchten kennen, die seitdem Handelsschiffen von großem Nutzen waren, und in einer nicht zu fernen Zeit der Schauplatz großen Wohlstandes, Handels und Kultur sein werden. Gleich der ganzen Scenerie von Port Discovery gewährten die Küsten der Bucht einen reizenden Anblick; dieselben bestanden meist aus großen, von Baumgruppen unterbrochenen Wiesengründen. Einige der daselbst wachsenden Bäume waren prachtvolle Eichen. Auf diesen Wiesengründen, die an ein so ausgedehntes Wassergebiet gränzten, tummelte sich Wild in großer Zahl. Die Natur hatte sich hier ihren eigenen Wildpark geschaffen, und es bedurfte weiter nichts, als etwas Geschmack von Seiten des Menschen, um hier ein reizendes, allen Ansprüchen an Lebensgenuß entsprechendes Eden zu schaffen.

Vancouver nimmt Besitz von Georgien im Namen der Krone von England.

Am 4. Juni, dem Geburtstag des Königs, nahm Vancouver im Namen seiner britischen Majestät, deren Erben und Nachfolgern, förmlich Besitz von allen den Ländern, die er erforscht hatte. Zu diesem Zweck begab sich derselbe um 1 Uhr ans Ufer und verrichtete die in solchen Fällen üblichen Ceremonien unter Salutschüssen von beiden Schiffen. Die ganze Küste dieses Theils von Neu-Albion, von 39°, 20′ nördlicher Breite und 123°, 34′ westlicher Länge bis zu dem Eingang der angeblichen

Meerenge Juan de Fucas, nebst allen den innerhalb der besagten Meerenge gelegenen Küstenstrichen und Inseln kam auf diese Weise in den Besitz der englischen Krone. Diesem inneren Seegebiete gab Vancouver den Namen Meerbusen von Georgien, und das an den Meerbusen gränzende und sich bis zu dem 45sten Grade nördlicher Breite erstreckende Festland nannte er zu Ehren des regierenden Monarchen Neu-Georgien.

Kurze Zeit, nachdem diese Ceremonie stattgefunden hatte, trafen die englischen Schiffe mit zwei spanischen, einer Brigg und einem Schooner, welche zu gleichem Zwecke ausgelaufen waren, zusammen. Don Galiano, der solche befehligte, unterrichtete die Engländer davon, daß Melaspina, der Gouverneur der Philippinen, im verflossenen Jahr diese Küstenstriche besucht habe; er (Galiano) selbst sei von ihm befehligt gewesen, die Küstenstriche, welche an der Meerenge de Fucas lägen, zu untersuchen; die spanischen Schiffe kämen eben von Nootka, wo man Anstalten treffe, diese Niederlassung den Engländern zu übergeben. Als Galiano die aus den Untersuchungen des vorangegangenen Jahres entstandene Karte vorlegte, fand Vancouver zu seinem großen Verdrusse, daß der Golf von Georgien bereits vor ihm erforscht war; daß die spanischen Offiziere Licht über Manches verbreitet hatten, was ihm selbst noch dunkel war, und daß sie sogar in demselben Hafen vor Anker gelegen hatten, den er in der Voraussetzung, daß kein europäisches Schiff jemals darin gewesen, nach seinem eigenen Schiffe benannt hatte. Obgleich diese Kunde geeignet war, den Eifer Vancouvers abzukühlen, verwandte dieser den größern Theil des Sommers darauf, daß er in die verschiedenen Einfahrten drang, die sich von dem Hauptkanal abzweigen, und kehrte schließlich über die Nordseite der großen Insel, auf der Nootka liegt, und die man bis dahin als einen Theil des amerikanischen Kontinents betrachtet hatte, ins stille Meer zurück. Auf den älteren Karten wird derselbe als das Gebiet des Volkes Waksah bezeichnet, auf neueren heißt es die Quadra- und Vancouvers-Insel. Der englische Kapitän weihte die Entdeckung der nördlichen Durchfahrt dadurch ein, daß er ihr den Namen Johnstone, als desjenigen Offiziers, der solche zuerst bekannt machte, verlieh, heut zu Tage heißt der ganze obere Theil des Meerbusens auf den Karten gewöhnlich Königin Charlottes-Sund.

Als die Seefahrer zu Nootka ankamen, fand es sich, daß die diplomatischen Schwierigkeiten durch die zwischen den Kabineten von London und Madrid geführte Korrespondenz nicht vollständig ausgeglichen waren.

Der von der spanischen Regierung erst im letzten Monate April mit der Oberaufsicht der Kolonie betraute Gouverneur, Quadra, hatte alle verfügbaren Schiffe mit der Erforschung der Küste beauftragt, damit das zur Ausfolgung an die Krone Englands sich eignende Gebiet sich bestimmen lasse, und die verschiedenen Beamten angewiesen, genaue Erkundigungen über die Umstände einzuziehen, welche die Wegnahme zweier britischen Handelsschiffe veranlaßt hatten. Auf die erhaltenen Notizen hin hielt sich der spanische Diplomat für befugt, zu erklären, daß sein Land nicht nöthig habe, an England Landgebiet abzutreten oder Geldentschädigung zu leisten; derselbe erklärte aber nichts desto weniger, daß er, um jedes Hinderniß zu beseitigen, das der Gründung eines festen, dauerhaften Friedens entgegen stehe, bereit sei, alle Wohnungen, Amtslokale und Gärten, deren Herstellung so große Kosten verursacht habe, abzutreten, und sich ans nördliche Ende zurückzuziehen, „unbeschadet jedoch der legitimen Rechte seines Souveräns."

Es konnte jedoch kein rechtmäßiger Grund mehr bestehen, die Ansprüche der Krone Englands zurückzuweisen. Vancouver weigerte sich daher nach reiflicher Ueberlegung, die Vorschläge Quadras anzunehmen; ihm zufolge mußte die Abtretung das ganze Gebiet Nootkas in sich begreifen, das der englischen Krone rechtmäßig zukomme, und von dem die britischen Handelsleute unter Wegnahme deren Schiffsladungen gewaltthätig vertrieben worden seien. Es ward daher das beiderseitige Uebereinkommen getroffen, die Streitpunkte nochmals den obersten Behörden in Europa zur Entscheidung vorzulegen. Vancouver sandte zu diesem Behufe den ersten Lieutenant seines Schiffes, Mudge, nach England, nachdem er ihm zuvor einen Passagierplatz auf einem nach China bestimmten Schiffe verschafft hatte.

Als die beiden Schiffe Neu-Georgien verließen, segelten dieselben längs der Küste in südlicher Richtung, indem sie während ihrer Fahrt auf's Genaueste jede Bucht und jedes Vorgebirge untersuchten, welche der von ihnen Neu-Albion benannten Provinz eine so große Abwechslung verleihen. Am 14. November erreichten sie Port San Franzisko, wo die Spanier eine militärische und kirchliche Hauptstation unterhielten. Vancouver ward daselbst mit den seinem Range gebührenden Ehren empfangen und fand bei dem Gouverneur der Provinz eine freundliche Aufnahme, obgleich derselbe die Hoffnungen seines Besuchers und die Anstrengungen einer so großen Reise bitter vereitelt hatte. Vancouver

zollt der Handlungsweise Quadras in jeder Beziehung die wärmste Anerkennung.

Zu Franzisko und Monterey befriedigten die Seefahrer ihre Neugierde durch eine Untersuchung über die Zustände des Landes. Es handelte sich zunächst um den Stand der Missionen, den Charakter der Priester und die Lage des Volkes. Was die ersteren betraf, so fanden sie statt eines verhältnißmäßig bevölkerten und in der Kultur vorgeschrittenen Landes nicht einen Gegenstand, der, mit Ausnahme der Schaf- und Rindviehheerden, im entferntesten auf eine Verbindung mit einem europäischen oder überhaupt einem civilisirten Volke schließen ließ. Es wird zwar gern zugegeben, daß die mit dem Unterricht des Volkes betrauten religiösen Orden sich mit großer Sanftmuth benahmen, und daß in dessen Folge das Volk, das die großen Vortheile, welche es aus ihrem Unterricht entnahm, gehörig zu schätzen wußte, große Anhänglichkeit an dieselben bezeigt habe; nichts desto weniger blieb es vollkommen gegen die Lehren taub, welche es an ein thätigeres Leben zu gewöhnen suchten, und zog vor, im Zustande vollständiger Barbarei zu verbleiben; mit Ausnahme der Bewohner der Terra del Fuego (des Feuerlandes) und der Abkömmlinge der Urbewohner von Van Dimensland erschienen sie daher als eine Race der niedrigsten Geschöpfe, die jemals die menschliche Gestalt und geistige Anlagen besessen hatten. Im Allgemeinen waren die Kalifornier unter mittlerer Größe, ihre Gesichtszüge häßlich und ohne jeden geistigen Ausdruck. Sowohl an ihrem Körper als in ihren Wohnungen trugen sie die größte Unreinlichkeit zur Schau; letztere waren noch in dem Zustande, in dem sie dieselben von ihren Voreltern ererbt hatten. Sie wären allerdings ohne heftige Leidenschaften, selbst sogar ohne lebhafte Neigungen. Vollkommen gleichgiltig gegen Alles, was um sie vorging, suchten sie keinerlei Auszeichnung, weder in den Künsten des Friedens, noch in denen des Krieges; eine Auszeichnung, die selbst von den Begabteren der indianischen Racen erstrebt wird. Zu der Zeit, als Vancouver sich in die spanischen Niederlassungen begab, machte sich Broughton mit seinem Schiffe an die Untersuchung des Kolumbiaflusses, auch sonst das Oregongebiet genannt. Die Landstrecken, aus denen dasselbe besteht, haben heut zu Tage eine Bedeutung erlangt, welche die Regierungen diesseits und jenseits des atlantischen Meeres in hohem Grade in Anspruch nimmt. Broughton fuhr etwa 100 Meilen den Strom hinauf, sondirte seine Tiefe, untersuchte die Anzahl und den Lauf seiner Nebenflüsse und die Bodenbeschaffenheit

Der Kolumbiafluß (das Oregongebiet).

der Länder, durch welche sie ihren Lauf nehmen. Ueber diesen Punkt hinaus fand er den Hauptfluß nicht schiffbar. Da sein Mundvorrath zu Ende ging, so kehrte Broughton zu seinem Schiffe zurück das er an der Mündung der Bucht, wo sich die Strömung mit dem Ocean vermählt, zurückgelassen hatte. Ehe er jedoch Point Vancouver, als den Punkt, der die Gränze seiner Reise ins Binnenland bezeichnet, verließ, nahm er im Namen seines Souveräns förmlich Besitz von dem Flußgebiet und den angränzenden Länderstrecken. Es leitete ihn hierbei der Gedanke, daß keine Unterthanen eines andern civilisirten Staates jemals dieselben betreten hätten. Von einem Häuptling, der sich sehr freundschaftlich gegen ihn benahm, und der ihm viele Gefälligkeiten erwies, erfuhr er, daß der Hauptarm des Oregon noch weit entfernt sei, und daß eine Reihe von Wasserfällen dessen Befahrung mit Booten unmöglich mache.

Um den Entdeckern Mundvorrath zuzuführen, war ein kleines Schiff, der Dädalus, ausgerüstet worden. Lieutenant Hergest, der es befehligte, segelte von Neu-Georgien nach den Marquesas- und von da nach den Sandwich-Inseln. Auf dem Wege dahin entdeckte er die kleine Inselgruppe, welche seinen Namen trägt, ebenso die größere Insel, welche Nukahiva oder Sir Henry Martin heißt. Dieselben liegen zwischen dem 7ten und 9ten Grade südlicher Breite, und einen Grad westlich von der größeren Insel des Mendana-Archipels. Auf der Karte, welche der Reisebeschreibung Vancouver's beigegeben ist, sind die von Hergest aufgeführten Inseln, als: die Martins-, Trevenens- und Rius-Insel bezeichnet. Die erste derselben besitzt eine sehr schöne Hafenbucht, die sich tief ins Innere erstreckt und von einer reizenden Gegend umschlossen ist. Man gab ihr den Namen: Port Anna Maria; die Einfahrt zu ihr bewerkstelligt sich sehr leicht, da das Wasser derselben 24 Faden Tiefe hat; ausgezeichnet klares Wasser fließt in dieselbe. Grund und Boden schien vortrefflich angebaut zu sein und die zahlreichen Einwohner geneigt, Alles abzutreten, was ihr Boden hervorbringt. Noch eine Anzahl kleinerer Inseln, die kaum aus der See hervorragten, ward entdeckt. Hergest machte eine genaue Aufnahme derselben, hauptsächlich, damit Derjenige, welcher diese einsamen tropischen Gegenden befährt, solche vermeiden lerne. Hergest ging jedoch einem traurigen Ende entgegen. Nachdem er mit dem Astronomen Gooch zu Woahu ans Land gegangen war, griffen die Eingebornen beide an und ermordeten sie.

Der nächste Sommer ward damit zugebracht, daß man die Küste

Amerikas vom 52sten bis zum 57sten Grade nördlicher Breite untersuchte. Der größere Theil derselben besteht aus Inseln, die durch enge Gewässer von einander getrennt werden, und zu zahlreichen Buchten führen. Einige der letztern schneiden tief in das Land ein, und zwar in einer solchen Anzahl verschiedener Aeste, daß es hie und da sehr schwierig ist, festzustellen, welches die Hauptarterie ist, aus der die andern entspringen. Da das Wasser zu seicht war, um die Annäherung eines Kriegsschiffes zu gestatten, so gingen die Untersuchungen meist in Booten vor sich, die sich, je nach den Umständen, mit Mundvorrath auf acht bis zehn Tage versehen hatten. Im Monat Juli unternahm Vancouver selbst einen größeren Ausflug, um zu erforschen, ob einer der in der Nähe der gewöhnlich als Meerenge des Admirals Fuentes bezeichneten Parallele befindlichen Sunde vielleicht einen Arm gegen das Polarmeer aussende.

Die Küste von Russisch-Amerika.

Indem beide Seefahrer die Einfahrt des Observatoriums am 24. des oben genannten Monats verließen, nahmen sie ihre Richtung gegen Nordosten bis zum 55° 32′ nördlicher Breite. Die Eingebornen, welche später die Mannschaften beider Schiffe angriffen, ließen sich jetzt sehen und näherten sich auf kecke Weise. Vancouver erzählt, daß sich in ihren Mienen ein Grad von Wildheit ausgedrückt habe, wie er solchen in dieser Stärke niemals bei andern Stämmen, mit denen er jemals in Berührung gewesen, gefunden habe. Viele der letztern hatten allerdings ihre Gesichter auf ziemlich grelle Weise bemalt, allein diese hatten roth, weiß und schwarz so angebracht, daß ihre angeborene Häßlichkeit dadurch nur noch abschreckender wurde. Auch schien diese abscheuliche Maske nicht erst seit Kurzem Mode bei ihnen geworden zu sein; sie schienen solche vielmehr längst angenommen zu haben, da sie nicht nur ihre grausamen Anlagen kennzeichnete, sondern ihnen auch ein abschreckendes Aeußere verlieh. Die Art ihrer Waffen schien ebenfalls ihren kriegerischen Neigungen zu entsprechen. Ihre 16 Fuß langen Speere hatten eiserne, mit Widerhaken versehene Spitzen, ihre Bögen waren gut gebaut und in ihren Köchern trugen sie eine Menge scharfer Pfeile. Ein Jeder war überdieß mit einem Dolche versehen, der von seinem Halse in einer ledernen Scheide herabhing. Gingen sie zur Schlacht aus, so bedienten sie sich eines aus den stärksten Häuten gefalteten Gewandes. In der Mitte desselben befand sich ein Loch, um Kopf und linken Arm durchzustecken, und das ganze Gewicht des Gewandes lag auf der rechten Schulter. Als weiteren Schutz brachten sie auf der innern Seite desselben, um die Brust zu decken

dünne Holzstücke an. Im kecken Vertrauen auf ihre Angriffs- und Vertheidungsmittel machten sie einen Angriff auf die Boote, obgleich ohne Erfolg, da sie bereits den Verdacht der Mannschaft durch ihr feindseliges Benehmen erregt hatten. Zwei der Matrosen wurden verwundet; allein der Verlust, den die Eingebornen erlitten, läßt sich nicht angeben. Man sah allerdings einige derselben wie todt oder schwer verwundet fallen, und lautes Wehklagen war hörbar, als sie in einem nahen Walde Schutz gefunden hatten. Von da an legten sie keine Neigung mehr zu kriegerischen Bewegungen oder auch nur zu einem Waarenaustausch an den Tag.

Die Meerenge Fuentes.

Vancouver überzeugte sich mit Hülfe einer spanischen Seekarte, daß eine ausgedehnte Bucht, in die er bald darauf einlief, die Meerenge des Fuentes sei, obgleich die Gegenden, welche vor ihm lagen, in dieser Karte nur sehr ungenau dargestellt waren. Thatsächlich war die benannte Meerenge, welche den Namen dieses Admirals trug, nichts als einer der Kanäle, welche die Insel Revillagigedo von dem amerikanischen Festlande trennen.

Den Ueberrest der Jahreszeit brachten die Seefahrer damit zu, daß sie die Küsten von Neu-Albion besuchten, als einen Theil des amerikanischen Kontinents, den Sir Francis Drake entdeckt oder erforscht hatte, und den man daher gewissermaßen als bereits der Krone Englands gehörig ansah. Vancouver gibt noch einen kurzen Bericht über die spanischen Missionen zu Buena Ventura, Santa Barbara, so wie von den Presidios St. Diego, St. Loretto und St. Joseph. Was er darüber sagt, gereicht der Klugheit und dem Eifer der Spanier keineswegs zum Lobe. Die Art des Landbaues und das ganze seitdem befolgte Regierungssystem waren nicht geeignet, die weiße Bevölkerung beträchtlich zu vermehren; denn sie bringen ihr Leben in vollständiger Trägheit hin, die Mönche in ihren Klöstern, die Soldaten in ihren Zelten. Die letztern thun buchstäblich gar nichts; sie säen nicht und ernten nicht, lassen sich vielmehr von den Eingebornen vollständig ernähren. Damit sie ihr Ansehen vor dem Volke nicht einbüßen, hielt man es für durchaus unschicklich, daß die Beamten der Krone irgend eine Arbeit verrichten; man sieht sie daher niemals ihr Schwert ablegen, um besser die Arbeit des Landmanns oder Weinbauern verrichten zu können. Die Zahl aller Christenbekehrten in Neu-Albion und in ganz Kalifornien ward damals auf 20,000 geschätzt, also ungefähr auf ein Achtel der ganzen Bevölkerung. In letzterem Lande war ebenso, wie in den nördlicher gelegenen Distrikten, ihr Fortschritt zur

Kultur ein sehr langsamer, da sie ohne allen Sporn sind, die in ihnen schlummernde Thatkraft zu wecken und den Unternehmungsgeist zu entfalten, der niemals ganz in der menschlichen Brust schlummert. Sie besitzen keinen Handel, und keine Waaren, in Austausch gegen welche sie die Erzeugnisse anderer Zonen erwerben könnten, kein Verlangen nach ihnen unbekannt gebliebenen geistigen oder körperlichen Genüssen, die in besser entwickelten Gegenden der Welt sogar für die niedrigste Menschenklasse Reiz haben. Im ganzen nordwestlichen Amerika gab es damals keine volkreichen Städte, wo sich der Geschmack für Besseres entwickeln konnte, und die mit der Zeit durch Entwicklung von Künsten und Gewerben mit Paris, Madrid oder London wetteifern konnten.

Nachdem die Seefahrer auf den Sandwichinseln überwintert hatten, begaben sie sich mit dem Frühjahre nochmals an die Küsten von Amerika, welche sie in 56° 30′ nördlicher Breite erreichten; dieser Theil derselben war von Kapitän Cook besucht worden, dessen Name heute noch eine Bucht trägt, die er für einen Fluß hielt, während sie nach einer genaueren Erforschung sich als nichts denn als einen Seearm darstellte. Um allen Zweifel hierüber zu beseitigen, stellte sich Vancouver an die Spitze einer Abtheilung, die auf Booten so weit vordrang, als es ihr das nach und nach sich mehr verengende Wassergebiet erlaubte. Der Meerbusen endigte sich kreisförmig und war von Sandbänken eingeschlossen. Gegen Norden, Osten und gegen Südosten waren die näheren Berge, obgleich niedriger als die westlichen, mit Schnee bedeckt und schienen eine ununterbrochene Gränze zu bilden; die Ebenen, die sich unter denselben befanden, ließen aus ihrer anscheinenden Einförmigkeit schließen, daß sie an keiner Stelle von Seen oder großen Strömen unterbrochen seien. Das Wasser des Meerbusens hatte selbst in beträchtlicher Entfernung von dem Ocean den gewöhnlichen Salzgeschmack, ein klarer Beweis, daß kein größerer Strom sich auf diesem Wege ins Meer ergoß. Nach geographischen Begriffen konnte dieses Wassergebiet also nicht länger als Fluß angesehen werden. „Hätte Cook nur einen Tag weiter auf die Untersuchung verwendet, so würde er, wie sein Nachfolger bemerkt, den Theoretikern unter den Seefahrern, die seine Fahrt von ihren Stuben aus verfolgten, den Versuch erspart haben, sich mit diesem Arme des Oceans eine Wasserstraße verbunden zu denken, durch die eine nordwestliche Durchfahrt, die ihnen zufolge existirte, schließlich entdeckt werden mußte.“ Die nördliche Gränze dieses Meerbusens, die in der ganzen Welt unter dem Namen: Cooks Einfahrt.

Cooks Einfahrt bekannt ist, wurde in nördlicher Breite von 61° 29′ und westlicher Länge von 148° 43′ nachgewiesen.

Prinz Wilhelms-Sund.

Der nächste Gegenstand der Untersuchung war Prinz Wilhelms-Sund, der, obgleich europäischen Seeleuten nicht unbekannt, und sogar als russische Kolonie betrachtet, niemals wissenschaftlich untersucht worden war. Die Einzelnheiten einer solchen Untersuchung vermögen außer einem Fachmanne nicht leicht Jemand zu interessiren. Die Eingebornen dieser unwirthlichen Gegenden, in denen der Winter fast das ganze Jahr durch herrscht, scheinen emsiger und weniger roh zu sein, als die Bewohner der balsamischen Gegenden des Südens. Vierhundert derselben schaarten sich in Kähnen, die aus Häuten bestanden, und von denen ein jeder zwei Mann enthielt, um die englischen Schiffe. Es entspann sich sogleich ein Handel mit ihnen. Willig gaben dieselben ihre Jagd- und Fischergeräthe, welche nebst etwas Salmen und niedlich gearbeiteten Modellen ihrer ärmlichen Fahrzeuge die Hauptartikel ihres Handels bildeten, in Tausch ab. Die Russen, welche unter ihnen leben, haben sich ihre einfache Lebensweise angewöhnt; sie genießen dieselbe ekelhafte Kost und wohnen in denselben ärmlichen Hütten, in denen die Reinlichkeit nicht zu Hause und von denen frische Luft streng ausgeschlossen ist. Durch einen zwischen Großbritanien und Rußland im Jahr 1825 abgeschlossenen Vertrag ist das ganze westlich vom 141sten Längegrade, nach dem Meridian von Greenwich gelegene Land der Botmäßigkeit des Czars übergeben, der in Folge dieser Bedingungen eine unbestrittene Souveränität über beide Seiten der Behringsstraße ausübt, und sich mit England in die unwirthlichen Berge und Sumpfebenen theilt, aus denen der nördliche Theil des amerikanischen Kontinents besteht.

Vancouver, der jetzt eine südliche Richtung einschlug, verlor, trotz dem daß seine Gesundheit von den Anstrengungen der Reise und dem steten Klimawechsel angegriffen war, keine Zeit, um sich mit der Küste, ihren vielen Inseln, Krümmungen, zahllosen Buchten, Meerbusen und Einfahrten bekannt zu machen. Eine der wichtigsten war der Kreutzsund, nicht allein als Hafen, in dem Schiffe Zuflucht finden können, sondern als Punkt, an dem der Seefahrer seine indischen oder europäischen Produkte gegen andere austauschen kann. Da dieser Küstenstrich während des vorhergegangenen Jahres bis zum 56sten Grade nördlicher Breite untersucht worden war, so blieb Vancouver wenig mehr zu thun übrig. In der That nannte er auch, als er sich in einem Hafen nicht weit von

dem Archipel König Georgs des III. befand, diesen den Schlußhafen (Port Conclusion), als beendige er damit seine Arbeiten, welche nun schon vier Jahre gedauert hatten. Von Kap Mendocino unter der Breite von 41° erforschte er die ganze Seeküste bis zur Cooks-Einfahrt unter 63°, was mehr als 1,500 Meilen in gerader Linie beträgt, ungerechnet eine dreimal größere Erforschungsreise, welche entweder er oder seine Lieutenante gemacht hatten. Im Verfolg dieser kühnen Reise verlor er niemals die Brandung aus dem Auge, die ans Ufer schlägt, noch versäumte er auch nur einmal Mittags die Sonnenhöhe ein- oder zweimal zu bestimmen, indem er stets mit der größten Genauigkeit die Lage der hervorragendsten Punkte feststellte. Das Resultat dieser Arbeiten, das die theoretischen Ansichten vieler geistreichen Schriftsteller bezüglich einer nordöstlichen Durchfahrt ins atlantische Meer widerlegt, ward zuerst mit thörichtem Mißtrauen aufgenommen, und er hatte volle Ursache, sich über die gegen ihn von Männern, die Allem entgegen sind, was ihren vorgefaßten Ideen nicht entspricht, gerichteten Angriffe zu beklagen. Allein solch grundlose Feindseligkeit hat seitdem längst aufgehört, ihre Waffen gegen die Sache der Wahrheit geltend zu machen. Spätere Seefahrer haben übrigens die Richtigkeit der von ihm über das Lieblingsthema einer schiffbaren Wasserstraße durch das amerikanische Festland gezogenen Schlüsse bestätigt.

Nachdem Vancouver den Hauptzweck seiner Mission auf solche Weise erreicht hatte, entschloß er sich zur Rückkehr nach England um das Kap Horn; in der That schlug er auch die Richtung südlich längs der Küste ein. Als er in Monterey ankam, erfuhr er, daß die Hindernisse, welche dem Vollzuge des Vertrags wegen Nootka entgegengestanden waren, gänzlich beseitigt seien, wenigstens so weit dieselben die Ansichten der beiden Regierungen betrafen; allein, wie es hieß, habe ein Schreiben des spanischen Ministers die Nachricht gebracht, daß das Kabinet von St. James einen neuen Bevollmächtigten aufgestellt habe, um den Vollzug unabhängig von Vancouver zu überwachen. Diese mit den übrigen Schritten des britischen Kabinets schwer zu vereinbarende Nachricht rechtfertigte den Entschluß Vancouvers, seine Heimreise zu beschleunigen. Zuvor gab er, zur Stärkung seiner sehr geschwächten Gesundheit, dem Rath seiner Freunde, die ihn zu einem Ausfluge ins Innere zu bereden suchten, nach und nahm ihre Einladung an. Dort sah er einen sehr ungewöhnlichen Berg, den er mit einiger Genauigkeit als der Aufmerksamkeit

des wissenschaftlich gebildeten Lesers in hohem Grade würdig beschreibt. Von der einen Seite gesehen schien es ein prachtvolles, in Trümmer gefallenes Gebäude zu sein; die Säulen, auf denen es ruhte, sahen aus, als seien sie mit großer Mühe und Anstrengung aufgerichtet. Dieselben waren von großer Schönheit, elegant in der Form und schienen aus milchweißem Steine zu sein. Zwischen diesen gewaltigen Säulen waren tiefe Aushöhlungen, die eben so vielen Eingängen in das geräumige Innere zu entsprechen schienen. Dessen Dach, das zugleich der Gipfel des Berges war, schien gänzlich auf diesen Säulen, die senkrecht mit der größten mathematischen Genauigkeit in die Höhe stunden, zu ruhen. Als ein Ganzes betrachtet, stellte es sich in der Nähe dem Auge als ein wunderbares, mit herkulischer Anstrengung geschaffenes Gebilde dar. Vancouver hielt es, wenn er den anscheinenden Bau mit den geringen Mitteln und der Ungeschicklichkeit der Eingebornen verglich, für ein Werk der Natur, statt eines solchen der Kunst, knüpfte aber an diesen Meinungsausspruch die Bemerkung, der Mensch möge aus derartigen Phänomenen gelernt haben, diejenigen architektonischen Gebilde zu schaffen, die zu allen Zeiten Bewunderung erregt hätten. Man kann nur wünschen, daß der Kapitän seinen Forschungen eine größere Ausdehnung gegeben hätte; denn den neuesten im Innern Amerikas angestellten Forschungen zufolge, erscheint das Vorhandensein derartiger Gebäude in einem jetzt von Wilden bewohnten Theile dieses Landes nicht als unwahrscheinlich *).

Ein tempelähnlicher Berg.

Vancouver fügt für seine nautischen Leser eine Beschreibung der Inseln: die drei Marien, die Kokusinsel und die Galopagos bei, und beschreibt dann seine Rückreise durch die tropischen Meere über Mas-a Fuera, Juan Fernandez, Valparaiso, St. Jago, Kap Horn, St. Helena bis zur Ankunft in der Themse. Den Rest seines Lebens brachte er damit zu, daß er eine Beschreibung seiner ganzen Fahrt für die Presse vorbereitete; da sein Ende frühzeitig erfolgte, so ward solche von seinem Bruder ausgegeben. Vancouver hielt es bis zum letzten Athemzuge für nöthig, die Meinung gewisser Geographen zu bekämpfen, die selbst nicht vor den klaren, von ihm erlebten Thatsachen ihre vorgefaßten Ideen über die Verbindung der westlichen und östlichen Küste Amerikas aufgeben wollten. Er gab zwar in so fern nach, als er ein nachträgliches Auffinden dieser

*) Siehe Reisen in Centralamerika, Chiapas und Yukatan, von John L. Stephens. 2 Bände. 8°. London 1842.

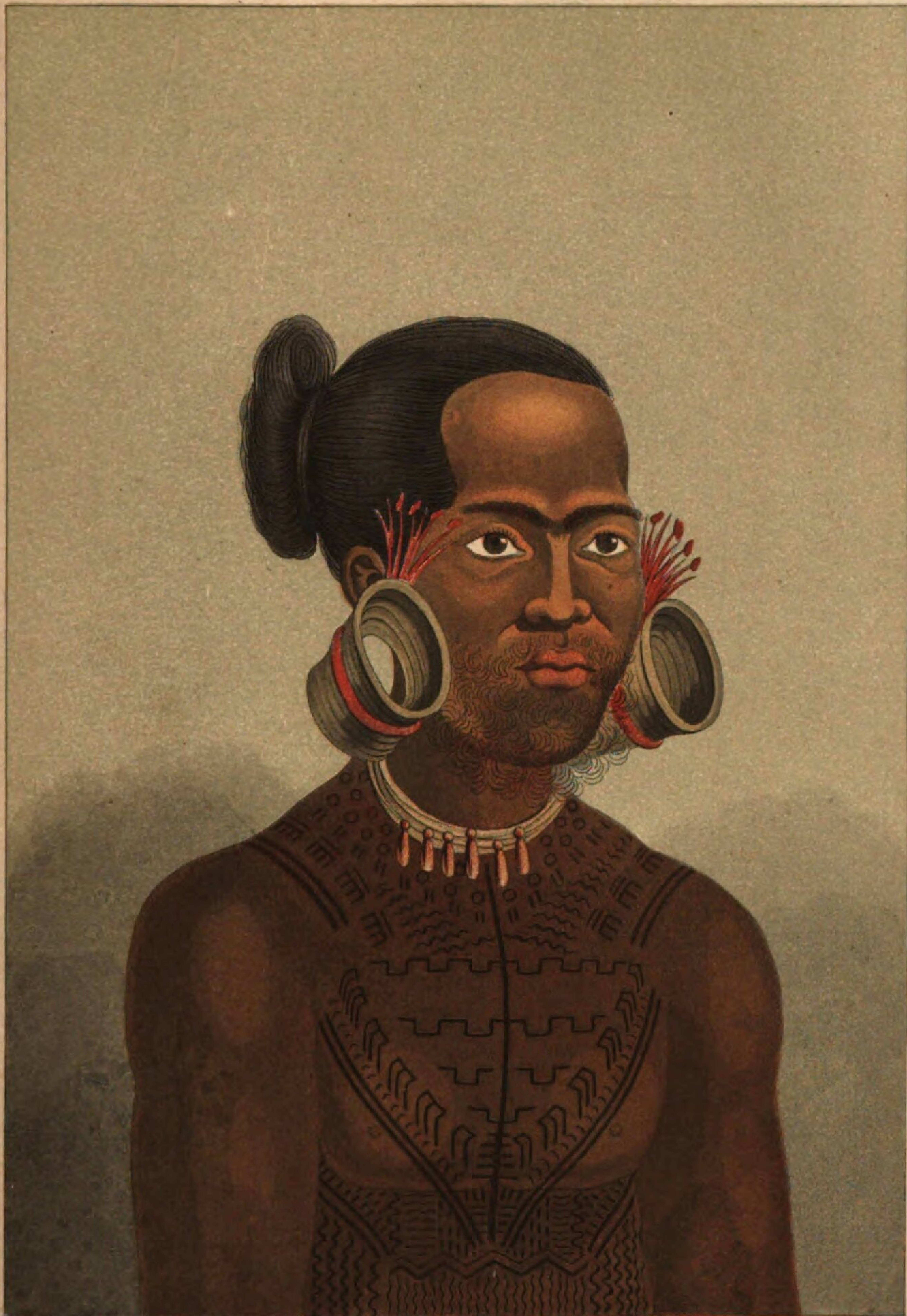
Verbindung nicht geradezu für unmöglich erklärte, da die Küste noch nicht bis zu ihrem äußersten Ende erforscht worden sei, und die französischen Seefahrer den Archipel von St. Lazarus in den 63sten Grad nördlicher Breite verlegt hätten. Er gestand ferner zu, daß die Kette der hohen nördlich von Cooks Einfahrt gelegenen Berge sich nicht so fortlaufend erstrecke, wie die südliche Kette derselben, und daß hierin die Möglichkeit eines Gebirgswegs nach Osten liege. Diese Idee gewinnt dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß die an den Küsten der Hudsonsbay wohnende Menschenraçe viel Aehnlichkeit mit den Eingebornen des Nordwestens von Nordamerika besitzt; allein er fügt hinzu, daß überall, wo sie gelandet seien, von Kalifornien bis in die Nähe des Nordpols, nirgends Wege oder Verbindungen durch die Wälder bestünden, welche auf einen Verkehr der Indianer mit den Bewohnern des Innern schließen ließen; auch habe man keine Waaren, die gewöhnlich von den Bewohnern der Hudsonsbay in den Handel kämen, jemals bei den Stämmen gefunden, deren Wohnungen sich längs der Küste des stillen Meeres erstrecken. Uebrigens haben alle neueren Reisenden die Richtigkeit der von Vancouver gezogenen Schlüsse auf's Vollständigste bestätigt.

Wir haben absichtlich der verschiedenen Vorfälle nicht gedacht, die in die Zeit der mehrmaligen Besuche, welche Vancouver den Sandwichinseln abstattete, fielen, da wir solche am Schlusse des Kapitels zusammenstellen wollten. Vancouver befand sich zu Owaihi, als Cook ermordet ward, und entging den Händen der Mörder nur mit knapper Noth; als er aber später in seiner Eigenschaft als Befehlshaber der Discovery abermals diese Inselgruppe besuchte, fand er, daß die Civilisation unter den Eingebornen rasche Fortschritte gemacht hatte. Dieselben hatten bereits verschiedene Reisen in entfernte Theile der Welt unternommen; dieß machte sie in dem Grade begierig, eine Handelsmarine zu gründen, daß sie öfter sich in den Besitz von Schiffen zu setzen suchten, welche, durch Stürme verschlagen oder um Handel zu treiben, an ihre Küste kamen. Endlich bemächtigten sie sich in der That eines amerikanischen Schooners, dessen gesammte Mannschaft sie ermordeten, mit einziger Ausnahme des Steuermanns desselben, der, weil er sich am Lande befand, sich zu dem ersten Häuptling flüchten konnte, in dessen Dienste er später trat. Viele Europäer, die aus verschiedenen Ursachen von ihren Schiffen desertirt waren, unterrichteten ebenfalls das Inselvolk im Gebrauche der Artillerie und in den einfacheren Prinzipien der Befestigung. Ein Theil

der Häuptlinge hatte mittlerweile schöne Häuser von Stein erbaut, sich europäisch gekleidet und sogar in ihre dürftigen Wörterbücher englische Kunstausdrücke für neue Ideen und Sachen aufgenommen. Vancouver hatte es diesen Gründen zu verdanken, daß, als er auf seiner letzten Reise dahin kam, er nicht nur Mittel fand, sich mit den Häuptlingen der verschiedenen Inseln verständigen zu können, sondern auch auf ihrer Seite dem lebhaften Wunsche begegnete, aus seinem besseren Wissen Nutzen zu ziehen und sich den guten Willen der mächtigen Nation zu sichern, der er angehörte.

Der Eroberer Tamehameha.

Zur Zeit von Cooks Besuch wurden die vier größeren Inseln der Gruppe von eben so vielen unterthänigen Königen beherrscht, die, weil sie fortwährend Krieg unter sich führten, große Verwüstungen auf ihren gegenseitigen Gebieten anrichteten. Allein vier Jahre später verschwor sich Tamehameha, ein Mann von niedriger Herkunft, gegen seinen Souverän, den König von Owaihi, und setzte sich vermöge seiner höheren Geistesgaben zuerst in den Besitz der Insel, und bald darauf in den der ganzen Gruppe. Als die Discovery und der Chatham das erste mal an der Küste derselben erschienen, war dieser Krieg noch nicht zu Ende. Anerkannten auch die Bewohner von Owaihi und Mowi die Herrschaft des Usurpators, so wurden doch Towi und Woahu noch von ihren angestammten Fürsten beherrscht, die sich gegen ihn im Felde zu behaupten wußten. Einer ansteckenden Krankheit wegen, die sich über den ganzen Archipel ausgebreitet hatte, war ein Waffenstillstand abgeschlossen worden, und zwar in demselben Augenblicke, als die beiden englischen Schiffe an der Küste erschienen. Beide Partheien baten Vancouver um Unterstützung, in der Ueberzeugung, daß diejenige, welcher er dieselbe angedeihen lasse, dadurch die Oberhand erlange. Allein er lehnte entschieden jede Dazwischenkunft in einem Bürgerkriege ab, der nothwendig, wie er wußte, von großem Einflusse auf die Zukunft des Landes sein mußte, und verweigerte jeder Seite die militärische Hülfe, um welche beide ihn angegangen hatten. Er verlieh ihnen dagegen eine Gabe von weit höherem Werthe, nämlich einige Stücke Hornvieh und Schafe, die Tamehameha sogleich für Tabu, d. i. unverletzlich auf die Dauer von zehn Jahren erklärte. Da das Klima dieser Inseln diesen Thieren sehr zuträglich ist, so sind diese Inseln jetzt reichlich damit versehen und können Schiffen gutes Fleisch nebst den Vegetabilien, welche sie in reichlichem Maaße hervorbringen, liefern. Die in den verschiedenen Häfen wohnenden Fremden hatten über-



RARICK
KÖNIG DER SÜDSEEINSEL RADACK.

Carlsruhe, Kunstverlag.

dieß die Kultur vieler europäischen Pflanzen verbreitet, und auch dadurch die Ernährungsmittel der Eingebornen wesentlich vermehrt.

Tamehameha besaß Scharfsinn genug, um zu ahnen, daß im Verhältniß, wie sein Gebiet größern Werth in den Augen der Europäer erlange, diese die Unabhängigkeit seiner Regierung gefährden würden. Bereits war der Verdacht in ihm rege, daß die Russen und die Amerikaner sich mit dem Gedanken trügen, auf der einen oder andern seiner Inseln Niederlassungen zu begründen; er beschloß daher, sich in den Schutz einer mächtigen Nation zu begeben, die, als erste Seemacht, Mittel genug besitze, die Absichten der andern zu vereiteln. Im Einklange mit dieser politischen Maxime übertrug er auf Vancouver, als den Repräsentanten der britischen Krone, die Souveränität über sein eigenes Land und thatsächlich über die ganze Sandwichgruppe, welch letztere er noch nicht einmal selbst erworben hatte. Als Gegenleistung stand ihm Vancouver darin bei, sich ein kleines Kriegsschiff zu erbauen, das sich ihm bei seinen späteren Unternehmungen in dem Grade nützlich erwies, daß er im Laufe weniger Monate durch den Tod des Fürsten von Woahu, der in der Schlacht fiel, Herr des gesammten Inselgebiets wurde. Bald darauf erklärte sich der Häuptling von Nohau und Towi, eingeschüchtert durch die Nachricht von dem über den Fürsten von Woahu erlangten Triumphe, als seinen Vasallen, der die Regierung seines angestammten Gebiets vermöge eines dem Herrscher von Owaihi zu zahlenden Tributs führe.

Die Erfolge Tamehamehas, der eben so klug als tapfer war, und den Verkehr seiner Unterthanen mit civilisirteren Nationen auf jede nur mögliche Weise begünstigte, öffneten die Häfen seines Landes Schiffen aller Nationen, namentlich aber englischen und amerikanischen. In der That luden auch die ausgezeichneten Häfen der Insel Woahu, die selbst Vancouver bei Untersuchung des Küstengebiets derselben entgangen waren, Schiffe, welche der Ausbesserung oder frischen Wassers und Mundvorraths auf ihren langen Reisen durch das nördliche stille Meer bedurften, zu Besuchen derselben ein. Sandelholz, ein sehr werthvoller Artikel des chinesischen Marktes, ward auf den Bergen der Inseln gefunden und war bald Gegenstand lebhaften Handels geworden. Als Tauschmittel gegen dasselbe nahmen die Eingebornen anfänglich Eisenstücke, Nägel und grobes Tuch an; später, als sie bezüglich des Handelswerths der eingetauschten Waaren mehr aufgeklärt wurden, verlangten sie Beile,

Flinten, Musketen, Pulver und Kugeln oder andere Produkte amerikanischer oder britischer Fabriken; zuletzt erwarben sie sich, in ihrem Streben nach einer Handelsmarine, Schooner und Briggs vom Gehalte mehrerer Hundert Tonnen als Gegenwerth für ihre Erzeugnisse.

Hinrichtung von Mördern.

In dem darauffolgenden Sommer lag Vancouver die traurige Pflicht ob, die Individuen zu bestrafen, welche Lieutenant Hergest und den Astronomen Gooch ermordet hatten. Ein Augenzeuge hatte ausgesagt, daß er diese Herren ans Land fahren sah, um frisches Wasser zu holen, und daß sich ein Streit zwischen den Eingebornen und einigen zu dem Boote der Engländer gehörigen Matrosen entspann. Um nun zu verhüten, daß die Engländer deßhalb eine Beschwerde an den König richteten, hatten die Eingebornen beschlossen, die zwei Offiziere zu ermorden; in Folge dessen war Gooch durch einen ihm vermittelst einer Pahua ins Herz beigebrachten Stich getödtet worden. Hergest war blos verwundet, auf dem Wege zu seinem Boote aber mit einem großen Steine niedergeschlagen und dann vollends auf die barbarischste Weise ermordet worden.

Bei der deßhalb geführten Untersuchung ergab es sich, daß die drei bei dieser That hauptsächlich betheiligten Individuen noch in der Nähe wohnten; sie wurden der That überwiesen und zur öffentlichen Hinrichtung verurtheilt. Um diese Ceremonie so feierlich als möglich zu machen, stellten die Engländer auf der Seite des Schiffes nächst dem Ufer eine Wache von Matrosen und Seesoldaten auf, während der Rest der Schiffsmannschaft sich für den Fall einer unruhigen Bewegung an den Stückpforten postirte.

Dem Häuptling, in dessen Bezirk die Schuldigen lebten, lag ob, dem Gesetze Achtung zu verschaffen. Derselbe schnitt die Haare der Verbrecher ab, um sie dem Könige der Insel zu widmen, und schoß ihnen dann Kugeln vor die Köpfe. Dieß Amt verrichtete er auf so geschickte Weise, daß das Leben mit dem Schalle des Schusses entfloh, und jede Muskelbewegung gleichzeitig aufhörte.

Die Offiziere der unter Vancouver gemachten Expedition betrachteten Cook als den ersten Entdecker der Sandwichinseln, da sie nicht wußten, daß dieselben identisch seien mit den Los Majos oder Islas de la Mesa, welche die Spanier hundert Jahre früher kannten, ehe der berühmte englische Seefahrer diesen Theil des nördlichen stillen Meers besuchte. Die Spanier hatten auf ihren Karten die Lage derselben

falsch bezeichnet. Vancouver wie die älteren Seefahrer: Dixon, Maurelle, La Perouse suchten emsig nach der von dem Spanier Mendana beschriebenen Inselgruppe, aber natürlich vergebens. Heut zu Tage läßt sich der Seefahrer nicht mehr durch die Berechnungen des spanischen Admirals irre führen, dessen Eifer größer als sein Wissen war und der noch nicht die Mittel besaß, welche die vorgeschrittene Kunst heute an die Hand gibt, um richtig astronomisch zu rechnen.

Zustand der Fidschi-Inseln im Jahre 1860.

Berthold Seemann, ein Deutscher, der sich im Laufe des dießjährigen Sommers (1860) in offizieller Mission der englischen Regierung nach den Fidshi-Inseln begab, schreibt über dieselben: „Am 12. Mai gelangten wir in Sicht der Fidshi-Inseln, allein erst am 14. ward es möglich, auf Lakeba zu landen, wo sich nahe dem Ufer, unter Kokospalmen, Citronen-, Bananen- und Brodfruchtbäumen, das Missionshaus erhebt. Das Christenthum hat hier in den letzten Jahren bedeutende Fortschritte gemacht, und fast alle Bewohner der kleineren Inseln, so wie die der Küsten der größeren Inseln haben wenigstens dem Namen nach sich dazu bekehrt, und die wenigen kleineren Häuptlinge, die noch dem Heidenthume zugethan sind, haben in den letzten zwei Jahren keine Menschen mehr gefressen. Im Innern der beiden großen Inseln sind frühere Gewohnheiten jedoch noch im besten Gange, und weder die weißen Missionäre noch deren braune Vorläufer (meistens bekehrte heidnische Priester der Fidshi-Inseln oder Tonga-Leute) haben sich bis jetzt in jene Gegenden wagen können."

„Von Lakeba ging ich nach der Insel Taviuna, wo ich vier Wochen blieb, um die Insel zu durchforschen. Sie war für mich wichtig, da sie an 3000 Fuß hoch ist und daher eine sehr mannigfaltige Pflanzendecke zeigt. Wie alle diese Inseln, ist sie aus vulkanischem Gestein und Korallen gebildet, und der Gipfel ist schwer zu erklimmen. Als ich das erste Mal hinauf stieg, erzeigte mir die Königin von Somosomo, dem Distrikte, in welchem ich mich befand, die große Ehre, mich mit ihrem Gefolge von zwölf Hofdamen zu begleiten. Sie ist die Schwester des Königs der Fidshi-Inseln und füllt einen höheren Rang als ihr Mann, der nur ein Häuptling ist, und sich gerade auf einer kriegerischen Expedition gegen die gegenüberliegende große Insel befand, wo man vor einigen Jahren seinen Bruder todt geschlagen hatte. Sie ist ein ansehnliches großes Weib, mit lebhaftem, intelligentem Auge. Ihr Anzug bestand ganz einfach aus zwei Yards Kattun, die sie sich um den Leib geschürzt hatte. An den Armen trug sie große Ringe, aus Muscheln gearbeitet, um den Kopf frische

Farnkräuter und in den durchlöcherten Ohren feurige Hibiscusblüthen, die zu ihrer gelblichbraunen Hautfarbe herrlich paßten. Ihre Hofdamen darf man sich ebenfalls nicht in reichen Schleppkleidern vorstellen. Sie hatten nebst der Bekränzung mit Blumen und Farnblättern weiter nichts als ihre Jugend und ein halbes Kokospalmenblatt, das franzenartig von der Taille herabhing. Klettern konnten aber diese Hofdamen mit ihren nackten Gliedern wie die Steinböcke, und sie waren stets, Wege bahnend, geraume Strecken voran. — Nur hier und da bot sich eine Aussicht auf das Meer und die Inseln. Der größte Theil unseres Weges führte durch dichte Urwälder, in denen Palmen, Farnbäume und Schlingpflanzen mit riesigen Myrten um den Rang stritten. Oben angekommen, erblickten wir einen großen, mehrere englische Meilen langen, erloschenen Krater, dessen eine Hälfte ein See bildete, während die andere von einem eigenthümlichen Sumpfe in Beschlag genommen war. Um nach dem See zu kommen, wo wir unser Mahl zu uns nehmen wollten, war es nöthig, den Sumpf zu durchschreiten. Und das war wirklich eine Arbeit. Man befand sich stets bis an die Kniee, oft bis an den Leib, in einer Masse, die ganz das Aussehen und Gefühl des grünen Fettes der Schildkröte hatte, und von der die Eingebornen fest glauben, sie sei das Fett aller auf den Inseln gegessenen Schildkröten, vom Teufel aus dem Magen der Leute dorthin geführt. Ich untersuchte diese Masse und fand sie aus sehr kleinen einzelligen Algen bestehend, die nur durch ihre gallertartige Natur mit einander zusammenhingen. Die Seiten des Kraters waren mit einer Vegetation bewachsen, die Anklänge an die Neuhollands zeigte. Das Wasser im See war klar und kühl und stürzte sich in brausenden Strömen in die Thäler. Der Rückweg war ein höchst beschwerlicher, und es war Nacht, ehe wir in unserer Wohnung unten ankamen."

„Am folgenden Tage kehrte der Gemahl unserer Königin aus dem Kriege zurück. Gegen Mittag kam eine ganze Flotte von doppelten Kanoes unter vollen Segeln in Sicht, — mit einem Gebrumme, das anfänglich an einen starken Bienenschwarm erinnerte, was von den vielen geblasenen Muscheln herrührte. Außer einem etwa zwei Zoll breiten und einige Ellen langen Streifen gebleichter Baumrinde hatten die Krieger am Körper keine Bekleidung. Ihre Gesichter waren alle schwarz gefärbt, um ihnen ein kriegerisches Aussehen zu geben. Das Schreien und Toben war groß. Am Lande führten die Weiber einen Tanz aus, und ein zurückgebliebener Buckeliger kam eilend nach uns gelaufen, um uns zu bitten, eine Lärm-

kanone abzufeuern, die er den Muth gehabt, zu laden, aber nicht, sie anzuzünden. Eine halbe Stunde nach seiner Ankunft machte uns der sieggekrönte Häuptling einen Besuch. Er ist kaum zwanzig Jahre alt, sieht aber älter und männlicher aus. Er ist über sechs Fuß hoch, schön gebaut, mit einnehmenden Gesichtszügen und einer höchst wohlklingenden Stimme. Er erzählte uns, wie er neun Städte verbrannt und seine Feinde gedemüthigt habe. Wie wir jedoch nachher hörten, sollen die Einwohner geflüchtet sein und das Anstecken der aus Bambusrohr und Palmenblättern bestehenden Hütten leicht gemacht haben. Es sollen nur zwei Mann gefallen sein; einer derselben war eine Frau, wie der Irländer sagen würde. Die Geschichte dieses Häuptlings gibt eine gute Idee von hiesigen Zuständen. Sein Vater war ein mächtiger Fürst, der viele Söhne hatte und den beiden älteren zu lange lebte, wie weiland der alte Moor in Schillers Räubern. Eines schönen Tages ward daher der alte Mann von seinen beiden Erstgeborenen mit Keulen erschlagen, und die Mörder bemächtigten sich der Regierung. Es dauerte jedoch nicht lange, und sie fielen durch die Hand zweier jüngeren Brüder, wovon der eine wieder erschlagen wurde, wodurch der eben erwähnte, aus dem Kriege zurückgekehrte, an die Regierung von Somosomo gelangte. Er heißt Solier und hält noch am Heidenthume fest, während seine Brüder und seine Sultana (die Königin) Christen sind. Ich fragte ihn, wann er sich bekehren wolle, worauf er erwiederte, seine Religion sei der Krieg, und denke er vorläufig noch nicht daran, was auch wohl so schien, da er sich noch zwei neue Frauen mitgebracht hatte, und zwar zum großen Aerger der Königin, die viel von ihm zu halten scheint. — Ich bin beim Schreiben des Vorstehenden häufig unterbrochen worden, da der König der Fidshi-Inseln hier im Konsulate mit vielen Kanoes ankam und ich eine längere Unterredung mit ihm hatte, auch sein Gefolge sich keineswegs so ruhig verhielt, daß ich ungestört hätte schreiben können. Dieser Mann spielt in den diplomatischen Unterhandlungen mit England, hinsichtlich der Uebergabe der Inseln an die britische Regierung, eine große Rolle. Die Sache verhält sich nämlich so: Die Fidshi sind eine Gruppe von über zweihundert Inseln verschiedener Größe, welche bis vor Kurzem von unabhängigen Häuptlingen regiert wurden, die höchstens einen geringen Tribut nach Bau, einer der Inseln, schickten Krieg war der normale Zustand, und bald war der eine, bald der andere Häuptling der mächtigste. Endlich gelang es Cakebau, einem Häuptling von Bau, ein bedeutendes Uebergewicht

über seine Kollegen zu erlangen. Um diese Zeit kam ein Brief von dem englischen Konsul in den Sandwich-Inseln hieher, der an den „König der Fidschi-Inseln" adressirt war und worin über die grausame Behandlung mehrerer Engländer Klage geführt wurde. Der Brief wurde von Cakebau, als dem mächtigsten Häuptling in Fidschi, angenommen, und seit der Zeit galt er als König der Fidschi-Inseln. Cakebau hatte jedoch die Verantwortlichkeit, die ihm sein neuer Titel bringen könne, nicht weiter bedacht. Die Amerikaner, die lange vor den Engländern in der Gruppe durch ihren Konsul offiziel vertreten waren, hatten einige Zeit später Ursache, für erlittenen Schaden Geldvergütung zu beanspruchen, und wandten sich an den „König", der sich vergebens abmühte, zu beweisen, daß sein Titel nur in geringer Beziehung zu seiner eigentlichen Macht stehe. Doch die Amerikaner ließen sich auf nichts ein. Cakebau ward an Bord eines amerikanischen Kriegsschiffes die Wahl gelassen, entweder die Richtigkeit seiner Schulden anzuerkennen, oder seinen Kopf in die fatale Schlinge zu stecken, welche ihn am Mastbaume vom Leben zum Tode bringen sollte. Er wählte das Erstere und hatte so eine Schuld auf dem Halse, die sich durch die hier üblichen 12½ Prozent Zinsen gegenwärtig auf 10,000 Pfund Sterling beläuft. Diese Summe abzuzahlen, war dem Könige wie den Häuptlingen reine Unmöglichkeit, da weder direkte noch indirekte Steuern existiren, auch bis jetzt keine Münze im Lande, sondern aller Handel reiner Tauschhandel ist, und Arbeit mit Gütern bezahlt wird. Man entschloß sich daher, die Inseln an England mit der Bedingung abzutreten, daß diese Schulden übernommen würden, und England dafür als Ersatz entsprechende Strecken Landes, von zwei Eingebornen und von zwei durch England zu ernennenden Kommissarien zu wählen, erhalte. Vor zwei Jahren ward dieses Anerbieten durch den englischen Konsul hierselbst, Herrn Pritchard, offiziel gemacht. Ehe die englische Regierung sich jedoch entschließen wollte, auf dieses Anerbieten einzugehen, sandte sie den Obersten Smythe und mich ab, um über die Gruppe genauere Nachrichten einzuziehen. Der englische Konsul und ich machten gemeinschaftlich eine Fahrt von Ovalau nach Rewa, das auf Groß-Fidschi liegt, und wir gingen noch eine geraume Strecke an der Küste entlang, um zu sehen, ob sich das Land gut zu Baumwoll-Pflanzungen eignet, und um die Sagopalme zu entdecken, die hier wachsen soll, ohne daß ihre nützlichen Eigenschaften gekannt wären. Ich befinde mich augenblicklich im Missionshause zu Rewa, wo wir den Sonntag zubringen. Hier in

der Nähe sind seit einigen Tagen Unruhen ausgebrochen, und das Missionsboot, das den Fluß hinauffuhr, um Yams zu holen, hat unverrichteter Sache wieder zurückkommen müssen, da die kriegführenden Parteien auf dasselbe gefeuert haben. Der hiesige Missionär erzählte mir, daß die Gegend noch ziemlich unsicher, und daß keine vier englische Meilen von hier erst ganz kürzlich wieder ein Mann gegessen worden sei. Es wird jedoch nicht lange dauern, und es werden so viele Weiße einwandern, daß dergleichen Dinge aufhören müssen. Schon jetzt haben sich einzelne Vordringler eingestellt, namentlich Engländer und Deutsche. Das Land eignet sich gut zu Anlagen von Zucker=, Kaffee= und Baumwoll=Plantagen, besonders zu letzteren."

Kapitel 10.

Reise des Grafen Karl von Görtz in den Jahren 1844—1847.

Ein Indianerdorf an der nordamerikanischen Gränze gegen Kanada hin. — Negersklaven. — Die Insel Haiti. — Die Inseln St. Thomas und Santa Cruz. — Der Urwald in Mittelamerika. — Graf von Görtz besucht China. — Kanton. — Religion der Chinesen. — Chinesische Prozessionen. — Chinesische Luxusgärten. — Chinesische Sitte der Verstümmelung der Frauenfüße. — Chinesischer Volkscharakter. — Chinesische Auswanderung. — Fleiß und Genügsamkeit der Chinesen. — Makao. — Singapore. — Batavia. — Solo, die Hauptstadt des Kaiserthums Solo oder Surocarta. — Tracht der Javaner. — Kultus Javas. — Dschocdschocarta. — Ceylon. — Point de Galle. — Die Bewohner Ceylons. — Kolombo. — Die Elephanten Ceylons. — Kandy. — Der heilige Buddhazahn. — Madras. — Indische Schlangenbeschwörer. — Pondichery. — Kalkutta. — Die heilige Stadt Benares.

Graf von Görtz reiste zunächst über London und Liverpool nach Nordamerika.

Was er über die Zustände dieses Landes sagt, ist von Andern theils erschöpfend behandelt worden, theils haben sich solche in dem Grade in den wenigen seitdem verflossenen Jahren verändert, daß seine Schilderung

denselben nicht mehr entspricht. Nur möge seine Beschreibung eines an der Gränze von Kanada gelegenen Indianerdorfes hier eine Stelle finden *).

Ein Indianerdorf an der nordamerikanischen Gränze gegen Kanada hin.

„Von besonderem Interesse ist ein auf der amerikanischen Seite gelegenes Indianerdorf, Tuscarora, wo einige armselige Reste des einst großen so benannten Stammes angesiedelt, ich möchte sagen, zahm gemacht sind. Es sind, wie man mir sagte, alle schon Mischlinge, deren Anblick mir den peinlichsten Eindruck machte. Man muß den Eifer der Missionäre preisen, die die Bekehrung dieses Häufchens betreiben und wenigstens das Heil ihrer Seelen zu sichern bestrebt sind, in diese Welt aber und ihre Civilisation sind sie nicht passend, und dieses Indianerdorf wird so wenig eine Zukunft haben, wie die ganze Raçe, wenn auch dieser Weg der Absorption der mildere und christlichere ist. Wirklich zähmbar ist der Indianer nicht; von unserer Kultur weiß er nur die Schattenseiten sich anzueignen, und die Laster, die wir ihm mittheilen, sind die stärksten Waffen in dem Vernichtungskampfe gegen dieses, dem Untergang geweihte Geschlecht. Ob das vielfache Unrecht der Weißen gegen die Indianer oder die vielfachen lobenswerthen Bestrebungen, sie zu friedlichen Genossen europäischer Kultur und Sitte zu machen, überwiegen, darüber enthalte ich mich des Urtheils; das gerechte Mitleiden würde aber in unklare Sentimentalität ausarten, wenn wir ein haltbares Recht der Indianer auf den Besitz ihrer alten Jagdgründe gegen den weißen Eindringling vertheidigen und nicht das höhere Recht der Civilisation über den Zustand des Wilden anerkennen wollten; denn das ist gerade die Charakteristik dieses Zustandes, daß der Begriff des Eigenthums, und insbesondere des Grundeigenthums ihm fremd bleibt. Gegenwärtig, wo unter dem Schutz der Centralregierung alle Stämme jenseits des Missisippi angesiedelt und den Konflikten mit den Einwanderern entrückt sind, sind jedenfalls beide Theile besser daran, als in der letzten Zeit zuvor."

„Ich hatte den Besuch in Tuscarora auf den Sonntag verlegt und wohnte dem Gottesdienste in der Missionskapelle bei; ein Missionär predigte und ein neben ihm stehender Indianer verdolmetschte Satz für Satz in die höchst unmelodische Indianersprache, in der ich in der That jene wohlklingenden Worte nicht wieder fand, welche so manchen Fluß, See und Ort in Amerika noch von der Indianerzeit her zieren. Der

*) Siehe Graf von Görtz, Reise um die Welt in den Jahren 1844 — 1847. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag. 1853. 3 Bände.

Gesang wurde von einer Baßgeige in Ermanglung einer Orgel begleitet; die weinerliche Weise der englischen Hymnen erhöhte den melancholischen Eindruck des Ganzen. Natürlich folgten die armen Indianer der Predigt mit nur geringer Aufmerksamkeit, namentlich die alten Leute legten sich während derselben auf die Bänke und schliefen. Nach der Kirche besuchten wir einige ihrer europäischen Hütten und kauften Kleinigkeiten von ihnen; ihre Haltung war in hohem Grade apathisch, die armen Menschen waren offenbar mit ihrer ganzen Existenz sich selbst zur Last. Die Gesichtszüge hatten wenig Edles und nicht den scharfen Schnitt, der nach den vorhandenen Abbildungen die reine Raçe kennzeichnen soll; besonders entstellte sie die niedrige Stirn, in die das lange schlichte Haar hineinhing. Die Männer trugen meist Ueberröcke, die Weiber hatten noch die nationellen Hosen und mittelkurze Röcke. Der Eigenthümer von Clifton House erzählte mir bei diesem Anlasse, wie er einmal im Westen bei einer Auszahlung Seitens der Regierung an 3000 Indianer beisammen gesehen, von denen 2000 betrunken gewesen. Es ist schon traurig, diese Stämme vom schnöden Gelde abhängig zu sehen, und darum machten mir auch immer die Waaren einen melancholischen Eindruck, welche sie von weiter Ferne her nach dem Stäpelplatz am Niagara bringen; es sind meist Lederschuhe (Mocassins), Körbchen u. s. w. von Baumrinden, die künstlich bearbeitet und mit feingespaltenen Stachelschweinborsten gestickt sind."

Ueber Habana, die Hauptstadt der spanischen Insel Kuba, schreibt er:

„Ein erster Ausgang in den Straßen von Habana ist höchst anziehend, und an neuen exotischen Bildern reich. Durch die engen und winkeligen Straßen, die nach südlicher Art den Anwohnern wie ein Vorplatz ihrer Häuser dienen, treibt sich eine bunte Menge; neben den stattlichen Figuren der Spanier die Neger in abenteuerlichem, dem Klima entsprechenden Aufzuge; Reiter auf Pferden und Maulthieren, die meist in raschem Galopp daher sprengen, bedrängen unablässig den Fußgänger, und gar das landesübliche Fuhrwerk der Volante, welches auf den Fremden einen mächtigen Eindruck zu machen pflegt. Die Volante ist zweisitzig mit Verdeck, hat zwei Räder von sechs Fuß, und eine unmäßig lange Gabeldeichsel, dergestalt, daß das Pferd wohl zehn Fuß von der Achse entfernt ist; das Auffallendste aber ist, daß der Sitzkasten nicht über der Achse, sondern in der Gabeldeichsel hängt und gleichmäßig auf Achse und Pferd lastet. Die Stadt verläuft weithin in Vorstädte mit sehr unansehnlichen Gebäuden, während die innere Stadt meist große, weitläufige Häuser enthält, nach

Nürnberger Art um einen großen Hof herumgebaut, aber freilich weit luftiger. Das Innere der Wohnungen zeichnet sich durch große Einfachheit der Ausstattung, selbst bei den Reichsten aus, vor Allem sind weite, luftige Räume geschätzt, die man durch Tapeten, Teppiche oder schwere Möbel nicht beengen mag."

„Kuba als letzter größerer Rest des einst unermeßlichen spanisch-indischen Reiches, aber immer noch „ein Königreich werth," reizt um so mehr die Habgier und die Vergrößerungssucht der Nachbarn, und wenn England durch die Durchführung der Negeremancipation faktisch darauf verzichtet hat, Reichthum und Macht aus Westindien zu schöpfen, also auch auf Kuba nur einen bedingten Werth legen kann, so ist dessen Erwerbung um so lockender für nordamerikanischen Unternehmungsgeist, und schon strategisch sehr werthvoll, da Kuba den Golf von Mexiko in einer den Anliegern sehr bedenklichen Weise beherrscht. Nicht minder reizt der unendliche Reichthum der Natur, die großen noch unbebauten Strecken und die Lage dicht am Wendekreise, so wie die Frische des gebirgigen Theils, welche die Einwanderung von Weißen, freilich nicht zur Feldarbeit, erleichtert. Erwägt man dabei die ansehnliche Menge von Amerikanern, welche sich in den verschiedensten Berufsarten bereits dort angesiedelt, so wie das Vorhandensein einer mißvergnügten Parthei unter den Kolonisten, die nirgends fehlt, so bedarf es kaum des Hinblicks auf die jüngsten Anfälle auf Kuba, um die scharfe Wachsamkeit der spanischen Regierung gerechtfertigt zu finden. Allerdings macht dieselbe im Kontrast zu der laxen Regierungsform der vereinigten Staaten einen eigenthümlichen Eindruck; zehntausend Mann spanischer Truppen bildeten schon damals die Besatzung von Habana, und weitere zehntausend waren in andere Garnisonen vertheilt; die martialische Haltung dieser eingebornen spanischen Mannschaft, die von drei zu drei Jahren wechselt, fällt neben dem schlaffen, weichlichen Wesen des Kreolen *) hinlänglich in die Augen, um es begreiflich zu finden, daß die Regierung Jenen lieber als den Letztern die Sicherheit eines so beneideten Besitzes anvertraut; sie folgt dabei ihren alten Traditionen, welche die Autorität in den Kolonien stets in die Hände von Angehörigen des Mutterlandes gelegt, die eingebornen Kreolen

*) Kreole ist jeder in einer tropischen Kolonie von weißen Eltern Geborne, im engern Sinne namentlich der Abkömmling der romanischen Völkerstämme, Franzosen, Spanier, Portugiesen.

aber von wirklichem Machtbesitz ausgeschlossen erblicken läßt. Der Kreole, sinnlich und indolent, ist mehr zum Beherrschtwerden als zum Herrschen geschaffen. Daß aber ein Stand, welchen man systematisch vom Antheil an der Herrschaft ausschließt, damit ein Herd der Unzufriedenheit wird, ist natürlich genug. Verhängnißvoll ist darum die Phrase, welche einst im Senate der vereinigten Staaten fiel: „Wir achten die Rechte Spaniens, aber wir wissen, daß die Frucht, wenn sie reif ist, uns von selbst in den Schooß fallen wird.“ Wird England es wagen, den Ruf seiner Unbezwinglichkeit zur See in einem verzweifelten Kampfe um Kuba auf's Spiel zu setzen, wenn es so weit ist?“

Der Umstand, daß auf Kuba die Negersklaverei eingeführt ist, flößt dem Grafen von Görtz einige Betrachtungen über die Negerstaaten ein, die er einem von der englischen Regierung mit einer Mission in dieselben betrauten Manne verdankte: Negersklaven.

„Die Neger sind alle Menschenfresser, wenigstens insgeheim *). Namentlich ein Stamm derselben, die Krumans, hat obendrein die Liebhaberei, das Fleisch der Weißen besonders wohlschmeckend zu finden. Dieselben hatten vor einiger Zeit die Mannschaft von zwei Booten eines Kriegsschiffes rein aufgefressen; in der Regel verzehren sie jedoch nur Kriegsgefangene und die Leichen der im Kampfe gefallenen Feinde. Die meisten Stämme sind Teufelanbeter, da sie sagen: „Gott ist gut, und will uns nichts Uebles, aber den Teufel müssen wir zu besänftigen suchen.“ Jeder König hat seinen Teufelsmann, d. h. Priester und Beschwörer; der Oberpriester heißt der große Teufel, und wohnt im Teufelsbusch, der ein großes Heiligthum ist, zu dem die Neger weit und breit wallfahrten. Da gerade während der Anwesenheit dieses Engländers ein großer Festtag und Konsultation des Orakels einfiel, wünschte derselbe ebenfalls dahin zu reisen, wurde aber durch das schlechte Wetter gezwungen, jemand Andern an seiner Statt, und zwar einen König mit der Mission an den großen Teufel zu betrauen. Mit einem wahrhaft königlichen Geschenke von einem Pfund Tabak und einer großen Flasche Rum machte sich die schwarze Majestät auf den Weg, nachdem der Engländer in listiger Weise vorgebeugt hatte, daß der König die Geschenke nicht selbst aufzehre, indem er ihm einschärfte, dieselben ausdrücklich in seinem,

---

*) Die Delikatesse ist, wie auch auf Sumatra bei den dortigen Menschenfressern, das Innere der Hände.

des Engländers Namen, zu überreichen; werde er sie berühren oder sie für sich selbst opfern, so werde der Teufel doch merken, von wem sie kommen und ihn bestrafen. Der Teufel war billiger Weise sehr entzückt von solcher Freigebigkeit, und gab folgenden Bescheid: „Der Geber dieser Geschenke ist ein großer weißer Teufel und ein Freund der Schwarzen. Was er beginnt, wird ihm gelingen, und wehe dem, der ihn oder sein Eigenthum beschädigt." Von diesem Augenblicke war seine Habe vollkommen sicher, da Niemand mehr sich getraute, ihn auch nur um eines Strohhalms Werth zu bestehlen. Während des Orakels ruhen alle Fehden der Stämme; wird dennoch Blut vergossen, so schließt der große Teufel alsbald sein Heiligthum, und öffnet es nicht eher wieder, als bis der Kopf des Thäters an einem gewissen heiligen Baume in einem Kübel mit Palmwein zur Sühne aufgehängt ist."

„Das Duell der Neger besteht im Trinken von vergiftetem Wasser; die Duellanten bekommen Bauchgrimmen, und Derjenige, welcher den Andern überlebt, hat Recht."

„Höchst originell ist die Art und Weise, wie in den Negerstaaten Neuigkeiten durch's Land gesendet werden. Während der König in der Versammlung sitzt, kniet ein Läufer hinter ihm und lauscht. So wie der König meint, daß derselbe für seine Fassungsgabe genug gehört, gibt er ihm einen Fußtritt, und fort stürmt dieser in vollster Eile, wohl zehn englische Meilen weit, bis er erschöpft hinsinkt, und einem Andern seine Botschaft vertraut, der eben so fortrennt. So geht die Nachricht an einem Tage bis 180 englische Meilen weit, und unterdessen hat der König schon wieder einem Andern und Dritten einen Fußtritt zur Fortsetzung der Depesche gegeben."

Die gesetzlich auf Kuba verbotene Einfuhr von Sklaven wird schwerlich ganz zu unterdrücken sein, so lange der Handel so einträglich und es dem Händler der Mühe werth ist, die Nachsicht der Küstenwächter und Anderer zu erkaufen, so lange insbesondere der dringende Bedarf nach Sklaven die Kolonisten wenigstens indirekt in ein Bündniß mit den Sklavenhändlern bringt. Es scheint, daß im Allgemeinen die Sklavenbevölkerung der Kolonien sich auf natürlichem Wege eher vermindert als vermehrt, und jedenfalls den durch neue Plantagenanlagen gesteigerten Bedarf nicht deckt, während die der freien Schwarzen in den englischen Kolonien bei dem behaglichen Zustande, in dem sie leben, entschieden im Zunehmen ist."

Graf von Görtz besuchte hierauf die Insel Haiti. Er entwirft von dem Klima, der Vegetation, den politischen Zuständen derselben ein groteskes Bild. Ihm zufolge sind die Schwarzen, da sie sieben Achtel der Bevölkerung von 850,000 Seelen bilden, das wesentliche Element derselben. Wenn die Geschichte der Insel an Zügen von Niederträchtigkeit, Treulosigkeit und Grausamkeit reich ist, so erklärt sich diese Erscheinung theils aus der Schule blutiger Empörung, durch welche eine Generation gegangen, theils aus den Anreizungen zum Bösen, welche entfesselter Ehrgeiz und Herrschsucht mit sich bringen, theils aber dadurch, daß in einem zerrütteten Lande gerade die Schlimmsten hervortreten, und eine Rolle zu spielen trachten. Dieser blutige Charakter, wenn er gleich durch die Todfeindschaft zwischen Farbigen und Schwarzen stets in Anregung gehalten wird, hat sich doch in den Zeiten vieljährigen friedlichen Regiments sehr beruhigt und die natürliche Gutmüthigkeit der Neger tritt im Allgemeinen stark hervor. Die Insel Haiti.

Begünstigt durch die unendliche Fruchtbarkeit des Bodens und das glücklichste Klima, dann durch die geringe Zahl der Bevölkerung (nur 650 auf die Quadratmeile), findet der Haitier seinen Lebensunterhalt leicht genug, und er ergibt sich in der glücklichen Sicherheit der Befriedigung seiner ersten Bedürfnisse ganz der Trägheit, welche die Grundanlage seiner Raçe ist. Der Neger, welcher sich auf dieser Insel, vielleicht auf dem üppigen Boden einer zerstörten Pflanzung niedergelassen hat, bedarf nur einer luftigen, leichten Hütte, die er sich schnell und ohne Kosten aufrichtet; ein Paar Beete mit Bananen und Yamswurzeln und ein Paar Fruchtbäume ernähren ihn und seine ganze Familie Jahr aus Jahr ein, und schlimmsten Falls, wenn das Erdreich mit der Zeit ausgesogen ist, rückt er mit seinem Gärtchen ein Paar Ruthen weiter. Andere Bedürfnisse hat er nicht, denn die Kleidung ist ihm nicht sowohl Bedürfniß als Putz, und um diese in der Stadt zu erkaufen, pflückt er sich in der Zeit der Kaffeereife einen Sack mit Bohnen von den Bäumen, die in seiner Nachbarschaft noch von alter Zeit herrühren; denn selbst anzupflanzen oder auch nur Alles zu pflücken, was neben ihm ungepflanzt reif wird, ist ihm zu unbequem, und wie die Lilie auf dem Felde, zieht er nur eben so viel Nahrung an sich, als er zu seinem physischen Behagen bedarf; von dem Trieb, sich mit raffinirteren Genüssen zu umgeben, sich zu bereichern, die Natur sich dienstbar zu machen, ist keine Rede. Sein höchster Luxus ist ein Spiegel, allenfalls etwas englisches Fayence-

geschirr, das der poetische Reisende zu seinem Aerger in mancher Hütte findet, wo er aus Kalabassen und Kokusschalen zu speisen hoffte."

Die Inseln St. Thomas und Santa Cruz.

Graf von Görtz begab sich von Haiti nach der dänischen Insel St. Thomas und fand sie so reizend, und in ihrem ersten Anblick so bestechend, daß er wünschen mochte, daselbst zu leben.

Die dänische Regierung hat, indem sie St. Thomas als Freihafen erhält, der kleinen, nicht einmal sehr fruchtbaren Insel, einen hohen Grad von Wichtigkeit und Blüthe gesichert. Dadurch ist dieselbe, höchst günstig dazu gelegen, ein Emporium für den ganzen Umkreis der westindischen Inseln und des südamerikanischen Festlandes geworden, und an 1800 bis 2000 Schiffe jährlich vermitteln den Zwischenhandel dieser Kolonien mit Europa.

Die gleichfalls dänische Insel St. Croix, gemeinhin Santa Kruz genannt, liegt St. Thomas so nahe, daß man sie bei gutem Wetter über die Bay hinüber aus dem Fenster erblicken kann, obgleich sie keine Häfen von Bedeutung hat. Graf von Görtz schreibt über dieselbe: „Die Insel wird von Einigen für die schönste Westindiens erklärt, was man jedoch nicht mißverstehen muß; sie ist allerdings die am vollständigsten kultivirte, und, obgleich sie wohl zwanzig englische Meilen lang ist, bis auf das kleinste Fleckchen bebaut. Um so mehr ist aber die jungfräuliche Natur zurückgedrängt, und auch die kühnen Bergformen fehlen. In der That liegt Santa Kruz außerhalb des großen Felsenriffs, als welches wir Westindien betrachten können, dafür ist es verschont von Erdbeben und Orkanen, und ebenso noch von dem Gewühl der Menschen und Reisenden. Das Land ist hügelig, die höchsten Berge, etwa 1000 Fuß hoch, sind eine starke Stunde von der Stadt; die ganze Gegend ist von ausgezeichneten Landstraßen durchschnitten, welche von den Pflanzern unterhalten werden; an den Seiten stehen schöne Königs- oder Kokospalmen, welche allein der Gegend ein exotisches Aussehen verleihen, denn das Ganze ist so vollkommen angebaut, daß man sich in die Wetterau oder die Bergstraße versetzt glaubt. Nahe der Stadt sind hübsche Gärten, dann kommen Grasgärten, welche ebenfalls ein Abzeichen höchster Kultur, und deßhalb in ganz Amerika etwas Seltenes sind, weiterhin die Zuckerplantagen, deren Grün das schönste Getreide oder Grasgrün übertrifft. Auch die Bäume sind im Allgemeinen den europäischen aus der Entfernung gleich, nur die Palmen und hin und wieder ein großblätteriger Kaktus mit rother Blüthe stören die heimathliche Illusion."

Graf von Görtz besuchte nun nach einander die verschiedenen Inseln Westindiens, ohne daß wir nöthig finden, hierbei länger zu verweilen. Auf dem Essequibo besuchte er den Urwald, der schon längst der Gegenstand seiner Sehnsucht war. Die nächste Veranlassung bot ihm die Einladung, welche er von einem in dem Urwald angesiedelten Engländer erhalten hatte. Er beschreibt die Reise dahin wie folgt:

Der Urwald in Mittelamerika.

„Nach einer halbstündigen Fahrt am linken Ufer des Stromes gelangten wir an die Mündung des Supiname oder Supenaam Creek, an welchem, etwa 25 englische Meilen oberhalb, die englische Niederlassung liegt. Es war ein prachtvoller Morgen, ganz geeignet, die Schönheit der Scenen zu erhöhen, die sich vor unsern Augen alsbald entfalten sollten. Der Fluß ist an der Mündung 200 Fuß breit, und bis weit hinauf über 20 Fuß tief. Bis auf wenige Negerhütten, die sich hie und da am Ufer zeigen, sind dieselben völlig unangebaut, und wir hatten auf unserer Seite nichts als die riesenhaften, uralten Bäume, umgeben von jungem Nachwuchs und durch Schling= und Schmarotzerpflanzen zu einem undurchdringlichen Dickicht verbunden. Die herrlichsten Gruppen bieten sich dem Auge dar, und namentlich machen sich die verschiedenen Palmenarten als Mittelpunkt solcher Gruppen geltend, indem sie mit ihren schönen, meist schlanken Formen über das üppige Grün stolz hervorragen; daneben glänzen besonders die reichen Blüthen der Schmarotzerpflanzen in allen Farben. Wenn ein Urwald, besonders der heißen Zone, dem Fuße undurchdringlich ist, so war es nun hier eine besondere Gunst, daß wir diesen Reichthum von Formen sich zum Wasser hin abdachen sahen und ihren Anblick ohne alle Beschwerde genießen konnten; ja das Wasser selbst gewährte die Hauptzierde des Ganzen, denn in seiner von mir nie in ähnlicher Weise erblickten Glätte und Klarheit spiegelten sich die Baumgruppen so vollkommen, daß es in einiger Ferne schwer war, die Gränze zwischen dem wirklichen Spiegelbilde zu bestimmen. Eine Menge Vögel belebte die sonst so einsamen Ufer, namentlich die Papageien, welche in Schaaren, aber in diesen immer paarweise fliegend, und mit großem Geschrei über uns wegzogen, oder sich auf den Bäumen niederließen; so sehr leicht ihnen anzukommen sein soll, wenn sie bei ihrem Fraße sind, so scheu fand ich sie auf der Wanderschaft. Bald verstummten auch die Stimmen der Vögel, denen die schwüle Hitze in dem abgeschlossenen, von keinem kühlenden Winde bestrichenen Flußthal eben so drückend werden mochte, als uns. Als wir an die zweite Hälfte unseres Weges gelangt

waren, wo die Ufer des Flusses allmählig sich erheben, und das Wasser reißender zu werden beginnt, zogen sich Gewitterwolken zusammen; der Donner, ohnehin stärker in den Tropen, machte in dieser einsamen Gegend einen gewaltigen Eindruck."

Unweit Limas besuchte Graf von Görtz die merkwürdigen Ruinen von Pachacamac. Gareilasa dela Vega, der Chronikenschreiber Perus, erzählt von diesem Orte und dem Stamm der Yuncas, die ihn bewohnten, sie hätten den Weltenschöpfer Pachacamac (etymologisch „Seele der Welt"), angebetet, und demselben Opfer aller Art, selbst Menschenopfer gebracht, daneben aber das Meer, wegen der Nahrung, die es ihnen bot, und auch die Füchse wegen ihrer bewunderungswürdigen Schlauheit verehrt, und im Tempel des obersten Gottes Idole von Fischen und Füchsen aufgestellt; daneben stand noch das Orakel von Rimac in großem Ansehen. Die Yncas dagegen erkannten zwar auch den Pachacamac an, aber sie weihten ihm weder Tempel noch Opfer, und betrachteten ihn als den „unbekannten Gott" mit so scheuer Ehrfurcht, daß sie kaum seinen Namen auszusprechen wagten; dagegen war ihnen die Sonne das sichtbar mächtige und belebende Wesen. Der große Ynca Pachacutae richtete an die Yuncas die Aufforderung, seine Herrschaft und die Göttlichkeit der Sonne anzuerkennen; die Antwort war jedoch anfangs eine störrische: sie hätten Pachacamac, das Meer, welches durch seine Fische ihnen Nahrung spende, und das Idol von Rimac, das ihnen die Zukunft prophezeie; die Sonne dagegen sei geringer, als der Schöpfer der Welt; sie könne nicht reden, wie das Orakel, und ihre Strahlen würden ihnen nur beschwerlich fallen, wenn sie stärker auf sie scheinen sollten, als bisher. Diese Verhandlung gewann jedoch ein friedliches Ende durch den merkwürdigen Vergleich, wodurch der König der Yuncas die Oberhoheit des Ynca anerkannte und den Sonnendienst annahm, dagegen die Befugniß erhielt, den Pachacamac zu verehren, nur sollten die Götzen aus dem Tempel geworfen, die Menschenopfer abgeschafft und keine Bilder des Pachacamac aufgestellt werden, „denn da er nicht wie die Sonne sichtbar sei, so wisse man nicht, wie man ihn darstellen solle, und müsse sich begnügen, ihn im Herzen anzubeten." Dafür erhielten die Yuncas auch ein Kloster heiliger Sonnenjungfrauen, und der Ynca seiner Seits versprach das Orakel von Rimac hoch zu halten, und dessen Kultus seinen Völkern anzuempfehlen. Der Geldgier der spanischen Eroberer verfielen die Schätze



Hesslöhl sc.

ZIMMER IN DEM HAUSE EINES MANDARINEN.

Graf von Görtz besucht China.

Canton.

Religion der Chinesen.



ZIMMER IN DEM HAUSE EINES MANDARINEN.

auch dieses Tempels, die heiligen Jungfrauen wurden entehrt und umgebracht.

Graf von Görtz reiste über die Landenge von Panama, wo er sich einschiffte, nach China. Er landete auf Hongkong. Ueber diese in neuester Zeit so merkwürdig gewordene englische Kolonie sagt er: „Dieselbe ist weit mehr wegen ihrer für politische Zwecke günstigen Lage, als wegen ihrer Anmuth oder Fruchtbarkeit gewählt worden. Die Bay, an welcher die junge Stadt Viktoria liegt, ist von trostlosen kahlen Hügeln und schroffen Bergen umgeben, und da die Berge den Südwestwind auffangen, von außerordentlicher Hitze im Sommer heimgesucht; doch der Kaufmann und Soldat, die einzigen Ansiedler, fragen darnach wenig. Der äußere Hafen, durch einen Kreis von Inseln im Umfange von mehreren englischen Meilen gebildet, erinnert lebhaft an den westindischen Kriegshafen von Tortola, welcher der größten Flotte Schutz zu gewähren vermag; auch diese Insel ist sonst werthlos und von geringer Fruchtbarkeit, und wird von England nur um des genannten Vortheils willen behauptet. Unterwegs nach Kanton unterhielt sich die Schiffsgesellschaft mit einer Menge lächerlicher Anekdoten auf Kosten der armen Chinesen und deren kriegerischer Taktik. So erzählte man, wie sie im letzten Kriege mit England (1842) ein Fort bei Nacht in größter Heimlichkeit zu räumen vorhatten; aber da jeder Soldat, wie allgemein üblich, seine Laterne trug und das darin brennende Licht nicht zu löschen für gut fand, so zeigte sich den Blicken der verwunderten Engländer bald eine feurige Schlangenlinie an dem Bergabhang, durch die bunten Laternen der abziehenden Feinde gebildet, und jene sollen über diese Naivität sich so belustigt haben, daß sie es nicht über's Herz bringen konnten, den armen Fliehenden die Schüsse nachzusenden, welche dieselbe so ängstlich zu vermeiden bestrebt waren."

Graf von Görtz besucht China.

Kanton.

Umgekehrt wie es theokratische Staaten gegeben hat, in denen die religiöse Vorschrift der Staatsordnung als Grund dient, wie noch heute für die Mahomedaner der Koran zugleich das oberste Gesetzbuch ist, so ist in dem rein büreaukratischen China auch die Religion eine durch Reskript verordnete Staatseinrichtung, und man könnte dem herrschenden System des Konfucius, da es keine Offenbarung als die in der Natur und dem Menschengeiste kennt, selbst den Namen einer Religion abstreiten. Die philosophische Idee eines höchsten Wesens ist demselben nicht fremd, aber eben so wie dem „Himmel," erweisen sie der Erde und den Gestirnen, dem Wasser und allen großen Naturkräften, nicht minder den mythischen

Religion der Chinesen.

Heldenkönigen und verklärten hervorragenden Menschen, selbst den eigenen Ahnen, Anbetung und Opfer. Der Glaube des Chinesen ist kalt und todt, und nur der gemeine Mann schafft sich das innerste Bedürfniß, nämlich eine Befriedigung im förmlichen Götzendienst, zu dem die große Zahl geheiligter Personen reichlichen Anlaß gibt. Sehr ausgebreitet ist neben der Staatsreligion der Buddhismus, mehr unter dem niedern Volke; im Buddha oder Fo findet der Glaube an eine Menschwerdung der Gottheit dunkeln Wiederhall, während zugleich ein Wust von abgeschmackten Legenden, auch der Glaube an die Seelenwanderung hinzutritt. Diese Religion, welche, mit Ausnahme des brahminischen Indiens, aus dem sie hervorgegangen, aber als ketzerisch vertrieben ist, fast das ganze mittlere und südliche Asien beherrscht, ist in China tief gesunken, und in den Händen eines armseligen, trägen und unwissenden Priesterstandes aufbewahrt, während der Kultus der Staatsreligion mit der ganzen Regierungsordnung Eins ist, und alle religiösen Handlungen eben so pünktlich beobachtet werden, als nur irgend ein politischer Akt. So begeben sich z. B. Alle, die in Amt und Würden stehen, zu bestimmten Zeiten in die verschiedenen Tempel, und besondere Priester gibt es nicht, sondern der allgewaltige Mandarin ist auch Priester.

Chinesische Prozessionen.

Graf von Görtz schildert besonders ansprechend die in China so häufigen Prozessionen. Er schreibt hierüber: „Viele Hundert Menschen zogen paarweise durch die engen Straßen, in vielen Abtheilungen, deren jede immer eine Hauptperson hatte, ein Frauenzimmer zu Pferde oder einen Knaben, als Mandarin gekleidet, einen Götzen mit seiner ganzen Familie, Träger mit Spanferkeln und andern Eßwaaren für den Götzen; alle Figuren in den reichsten seidenen Aufzügen, dazwischen ein Trupp Kinder in schönen Kleidern auf Flöten blasend, ganz athemlos. Dazu ein betäubender Lärm von Gongs, Becken und Trommeln, die ohne alle Abwechslung so rasch als möglich geschlagen wurden. Namentlich hämmerten sie auf kleinen grell tönenden Becken so laut und arg, daß es kaum auszuhalten war; dazwischen die Tausende von Schwärmern und der Jubel der Menge, wenn ein solcher einem Zuschauer ins Gesicht sprang. Auch hier fehlten die Polizeidiener und Henker nicht, durch geflochtene Drathhüte und rothe Kokarden daran kenntlich; sie erhielten die Ordnung, indem sie auf die einhieben, die sich in den Zug eindringen wollten. Ein andermal gab es eine Prozession bei Nacht, welche sich durch die Laternen, wegen deren die Chinesen mit Recht so berühmt sind, auszeichnete. An

langen Stangen werden Fische, Krebse, Vögel, Ungeheuer, riesenhafte Insekten getragen, alles transparent und oft beweglich, wozu sie ein durch die warme Luft in Umlauf gesetztes Flugrad benützen, mit dem das Uebrige durch Dräthe geschickt verbunden ist; den Beschluß machte ein großer Drache auf den Schultern von etwa zwanzig Kindern, und durchaus erleuchtet. Kopf und Schweif desselben bewegten sich in kraußen Windungen und das Ganze brachte einen sehr hübschen Effekt hervor; zu Allem natürlich die sinnverwirrende Musik. Das große Laternenfest, welches später im Jahr fällt, zeichnet sich neben allgemeiner Illumination besonders durch jene künstlichen Figuren aus.

Graf von Görtz fand Gelegenheit, den hochberühmten Garten eines reichen Kaufmanns zu besuchen. Derselbe lag am Flusse. Die Liebhaberei des Besitzers, überall kleine Wasserbehälter oder vielmehr Teiche anzulegen, um allen Arten Brücken zum Vorwand zu dienen, verdirbt das Ganze, welches überdieß stark überladen ist. Häuschen, Denkmäler, Pagoden, Vogelhäuser sind überall zerstreut; die Blüthe des Geschmacks aber ist, daß man diese verschiedenen Merkwürdigkeiten in einer gewissen Reihenfolge bewundern kann; denn das Ganze stellt eine Art Irrgarten dar, durch den sich der eine Pfad in vielfachen Windungen schlängelt. Prachtvolle Kraniche mit rothem Barett, die jeden Fremden trompetend begrüßen, Pfauen und Schwäne dienen sehr zur Zierde. Im Sommer sind alle jene Wasserbehälter mit der röthlichen Blume des Lotos bedeckt, was einen prachtvollen Anblick gewährt. Die eigentliche Gärtnerei gefällt sich ebenfalls im Kleinlichen; ein verkrüppeltes Bäumchen, das durch künstliche Behandlung, Beschneiden und magern Boden zum Miniaturbild seiner Art geworden ist, ein Busch, zur Gestalt eines Hundes oder Hirsches verstümmelt, sind große Zierden, und werden theuer bezahlt; ebenso bemüht man sich, aus den verschiedenartigsten thönernen Thierfiguren Blumen herauswachsen zu lassen, z. B. Gras aus dem Maul eines Stieres, was noch eine der hübschesten Spielereien ist. Auch künstliche Ruinen werden mit Grün überzogen.

Chinesische Luxusgärten.

Eigenthümlich ist die in China heimische Sitte, die Füße des weiblichen Theils der Bevölkerung in frühester Jugend zu verkrüppeln. Der Gang dieser Unglücklichen nimmt sich aus, als gingen sie auf Stelzen; der nationalen Anschauung zufolge gleicht er jedoch „dem Schwanken der Wasserlilie" und das Vorurtheil zu Gunsten dieser Verstümmelung ist so stark, daß ein Mädchen mit gesunden Füßen keine anständige Heirath

Chinesische Sitte der Verstümmelung der Frauenfüße.

machen würde, und daß sich mithin selbst vernünftige Eltern schwer entschließen, eine Unsitte abzuthun, welche nicht nur bleibende Verunstaltung bezweckt, sondern auch den unglücklichen Kindern mehrere Jahre hindurch unaufhörliche Schmerzen bereitet. Ein vorurtheilsfreier Chinese vertraute einem Engländer, daß in einem Hause, in dem junge Mädchen aufwachsen, Tag und Nacht vor ihrem Weinen und Klagen keine Ruhe sei. Der eigentliche Grund jener Unnatürlichkeit, welche jedoch nicht wie die Landestracht tartarisch, sondern ächt und uralt chinesisch ist, scheint die Versinnlichung des ausschließlich häuslichen Berufes des chinesischen Weibes zu sein, wenn wir nicht gar den Stolz, nicht der Nahrung nachgehen zu müssen, darin erblicken dürfen. Dieser wenig edle Stolz spricht sich jedenfalls unverkennbar in der Sitte aller einigermaßen wohlhabenden Männer aus, die Nägel der rechten Hand zolllang wachsen zu lassen; damit das kostbare Gewächs nicht abbricht, wird es von einem kleinen Bambusstäbchen förmlich gestützt. Auch in einem stattlichen Wanste liegt das ehrende Zeugniß, daß man zu leben habe; ein magerer Mensch wird gering geschätzt; dagegen lieben sie schlanke Frauen.

Chinesischer Volkscharakter.

Graf von Görtz schreibt über den chinesischen Volkscharakter: Seit Jahrhunderten in starre Formen gebannt, ist das chinesische Volk der Vermischung mit der übrigen Welt nicht nur fremd geblieben, sondern derselben unfähig geworden, und nur ein mächtiges Agens vermag jene Erstarrung zu lösen, die Elemente dieser Nationalität dem Weltverkehre zurückzugeben. Dieses Agens hat bereits seine Wirkung begonnen.

Die Lehren des Confucius, welche noch heute und zwar seit 2,400 Jahren die Grundlage des chinesischen Reiches bilden, führen Alles auf die *väterliche Gewalt* zurück. Dieses Lehrgebäude ist unhaltbar geworden, je mehr die Kinder heranwuchsen. Jetzt ist das ganze Volk denn wirklich in der zweiten Kindheit angelangt, seine lebendigen und fruchtbringenden Institutionen sind abgestorben, in der ganzen Nation ist kein thatkräftiger Entschluß, keine großartige Idee mehr vorhanden, der Charakter des Ganzen wie der Einzelnen zum Kleinlichen, Kindischen herabgesunken. Dieser letztere Zug geht von den bombastischen Albernheiten in den Dekreten des Hofes bis hinab zu den kleinlichen Zierrathen ihrer Wohnungen, und zu den Laternen und Drachen, an denen sie sich ergötzen. Wenn in diesem Zustande der Altersschwäche die Individualität des Einzelnen nothwendig sich verwischen muß, so ist damit eben auch dem Despotismus die Bahn geebnet, und dieser vollendet dann die Gleichheit und Uniformität

in desto widrigerer Weise, als er nicht ein Despotismus der Kraft und Größe, sondern der gemeinsten und selbstsüchtigsten Neigungen ist. Der Chinese ist leicht zu beherrschen, weil das Volk, wie Jemand geistreich gesagt hat, aus Individuen zu Atomen geworden ist, und weil es leicht zu beherrschen ist, hat sich die Nichtswürdigkeit der Herrschaft bemächtigt.

Die über die Maaßen große Uebervölkerung, durch unreife Verbote der Auswanderung befördert, trägt nicht wenig dazu bei, die Einzelnen zu Sklaven des kümmerlichsten Erwerbs zu machen und noch mehr zu erniedrigen. Der Strom der Auswanderung fließt jedoch, trotz den Verboten, gegenwärtig reichlicher, und Kalifornien scheint den mächtigsten Reiz auf eine Bevölkerung zu üben, die sich zu lebenslanger Armuth verdammt glaubte. Indeß waren auch früher schon viele Tausende nach dem malayischen Archipel ausgewandert, aber stets behalten sie die alten Sitten bei und haben die Rückkehr in ihre unvergleichliche Heimath im Auge. Oefter gegen die Auswanderung erlassene Proklamationen belehren über die eigentlichen Gründe, weßhalb Gesetz und Landessitte sich dagegen erklären: die Unmöglichkeit, den Gräbern der Vorfahren fortan die hergebrachte Verehrung zu weihen, ein Ritus, zu dem allerdings die Lehren des Confucius auf's Eindringlichste auffordern. Chinesische Auswanderung

Der Chinese besitzt eine unermüdliche emsige Thätigkeit, mit der höchsten Genügsamkeit und immer gutem Muthe gepaart. Die wenigen Ausflüge, welche dem Europäer ins innere China verstattet sind, zeigen unter der ländlichen Bevölkerung dieselbe Emsigkeit und ängstliche Benutzung jeder Gelegenheit zum Erwerbe, wie bei den Stadtbewohnern und den Schiffern und Fischern auf dem Wasser; die Sorgsamkeit der Bodenkultur ist sprichwörtlich geworden, allein es theilen sich zu viele in einen Besitz, der seiner Natur nach keine Ausdehnung zuläßt, und mit dem Läppchen Land vererbt sich Armuth und Neid. Einzelne Beispiele zeigen, wie sehr man im Volke selbst der Ueberzahl an Menschen sich bewußt ist, z. B. die ausgesprochene Abneigung gegen arbeitsparende Maschinen, seien sie auch noch so einfacher Natur wie der Schleifstein; daher mag es kommen, daß die Chinesen bei aller Anstelligkeit im Fach solcher Vervollkommnungen überaus wenig leisten, und, bei der Anfertigung ihrer oft unnachahmlich genauen Arbeit, durch Geduld die Unzulänglichkeit ihrer Werkzeuge ersetzen. Fleiß und Genügsamkeit der Chinesen.

Graf von Görtz besuchte auch Makao. Dasselbe ist ungemein hübsch gelegen, und ohne gerade großartig zu sein, macht es doch einen sehr angenehmen Eindruck. Portugiesische Besitzung kann man es nicht Makao.

nennen, sondern nur eine Faktorei, da der Grund und Boden der chinesischen Regierung nur abgemiethet ist, und chinesische Mandarine dort neben den portugiesischen Behörden Autorität üben. Die Halbinsel Makao ist durch Befestigungen und Wächter abgesperrt, und die Ueberschreitung der Gränze wird so streng geahndet, als in Kanton.

An einer halbrunden, von mäßigen Hügeln eingeschlossenen Bucht erstreckt sich die Hauptstraße der Stadt, die Praya granda, eine lange Reihe schöner massiver Gebäude. Hinter der Praya erhebt sich die Stadt und steigt über die Hügel bis zur andern Seite der Landzunge, auf der Makao liegt, hinab; die meisten Häuser sind im spanischen Geschmack, hoch und massiv, mit Verandahs versehen. Dazwischen liegen aber auch wieder chinesische Stadttheile, wie denn die arbeitenden Klassen hauptsächlich aus Chinesen bestehen. Daneben sieht man portugiesische Gestalten, zum bei weitem größten Theile sehr gemischtes Blut, welches keineswegs einen veredelnden Einfluß geübt hat.

Singapur. Die jetzt englische Kolonie Singapur ward sodann vom Grafen Görtz besucht. Diese kleine Insel an der Südspitze der Halbinsel von Malakka und somit südlicher als irgend ein Punkt des Festlandes von Asien, liegt unter 1° 17′ nördlicher Breite, erfreut sich aber trotz dieser Nähe am Aequator eines herrlichen Klimas. Täglich fallende Regen und frische Seewinde gereichen zur großen Labung, und das Thermometer zeigt fast stets 25° Reaumur. Von der Seeseite nimmt sich die Bay sehr freundlich wiewohl gar nicht großartig aus; die Küste ist flach oder hügelig, aber mit reichem Grün bedeckt und durch hübsche Häuser geziert. Eine Menge chinesischer Dschonken, die sich über das chinesische Meer herüber mit den regelmäßigen Monsun-Winden unbedenklich hierher wagen, pflegen den Hafen zu füllen, und der Reisende glaubt sich daher in China. Singapur liegt an der großen Seehandelsstraße vom indischen ins chinesische und stille Meer. Sein Hafen, vor kurzer Zeit noch ein Schlupfwinkel der Piraten, wimmelt jetzt von Kauffahrern aller Nationen, aller Flaggen und aller Formen, denn chinesische Dschonken und malayische Praus liegen friedlich neben den solideren Bauwerken europäischer Nationen.

In zwei großen Vorstädten enthält Singapur eine ansehnliche malayische und chinesische Bevölkerung. Die ersteren sind aus allen Stämmen der benachbarten Inselgruppen zusammengewürfelt; man sieht aber unter ihnen prachtvolle Köpfe und Figuren, edle Gesichtszüge und anmuthsvolle Bewegung. Ein buntes Tuch ersetzt den Turban, und um ihren Leib

schlingen sich mehrere verschiedenfarbige Tücher und Shawls, deren Toilettengeheimniß schwer zu ergründen ist; öfters tragen sie lange Hosen. Die niedern Klassen haben meist gar keine Bedeckung des Oberkörpers, und desto vortheilhafter stellt sich ihr muskulöser Bau dar; die Leute sehen aus wie Bronzestatuen. Auch Hindus finden sich hier, ferner Araber, Armenier, Juden und Parsis. Es herrscht hier vollständige Religionsfreiheit, wie in allen englischen Kolonien; neben einem sehr niedlichen chinesischen Götzentempel, deren es viele auf der Insel gibt, steht eine Moschee und ein Hindutempel mit hoher Pagode.

Batavia.

Wenige Tage darauf ging Graf von Görtz an Bord eines holländischen Dampfschiffes vor Batavia vor Anker. Einen langen Kanal hinauf, der die offene Rhede mit dem Landungsplatz verbindet, erreicht man zuerst die eigentliche Stadt, nur Geschäftshäuser und Waarenlager der europäischen Kaufleute, so wie die Wohnungen der Malayen und Chinesen enthaltend. Diese alte Stadt ist es, der Batavia den furchtbaren Ruf, das Grab der Europäer zu sein, in so hohem und jetzt ungerechten Maaße verdankt. Allerdings gab es Zeiten um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo Jahr aus Jahr ein an 50,000 Menschen dem bösen Klima und der sumpfigen Lage zum Opfer fielen; aber nicht nur ist diese große Sterblichkeit längst überwunden, sondern es bringt auch kein Europäer auch nur eine Nacht in der alten Stadt zu, welche namentlich während der Regenzeit immer ungesund bleibt. In kurzer Fahrt von kaum einer halben Stunde gelangt der Geschäftsmann Abends in die reizend gelegene europäische Stadt, eine Ansiedlung, die ohne Widerrede die zweckmäßigste und schönste Niederlassung von Europäern in der heißen Zone ist. Jedes Haus steht für sich in der Mitte von Bäumen und Anlagen, ist mit einer breiten Verandah umgeben, und besitzt nach der Straße zu einen zierlichen Blumengarten. So reiht sich Wohnung an Wohnung an breiten, schattigen und wohl chaussirten Straßen, in deren Mitte übrigens die Kanäle eine dem Nichtholländer stets auffallende Zugabe bilden. Hier erwirkte Graf von Görtz von der Kolonialregierung die Erlaubniß zur Reise, namentlich in die Mediatbezirke der javanischen Häuptlinge, und trat solche nach einer Rast von wenigen Tagen an.

Solo, die Hauptstadt des Kaiserthums Solo oder Surocarta.

Solo ist die Hauptstadt des Kaiserthums Solo oder Surocarta, welches ebenso wie das benachbarte und verwandte Sultanat Dschokdschocarta (meist Dschokdscha oder Yugga genannt), dem Namen nach unabhängig, aber von allen Seiten durch direkten und indirekten holländischen

Einfluß eingeengt, seine Existenz behauptet. Der Susuhunan (dieß ist der unrichtig mit Kaiser übersetzte Titel des Herrschers dieses Landes), unterhält einen zahlreichen und glänzenden Hof, in dessen Bereich zu gelangen für den Grafen ein Gegenstand des höchsten Interesses war. Er beschreibt den Besuch, den er diesem Potentaten abstattete, wie folgt: „Außer bei den großen Festlichkeiten, welche in die Zeit unseres Besuches fielen, sahen wir ihn zweimal, das eine Mal, als wir ihm in seinem Palaste oder Kraton vorgestellt wurden. Dieses vielfach ummauerte, im Ganzen wohl von 30,000 Menschen erfüllte Gebäude ist vielmehr ein Dorf, in welchem die zahlreichen Prinzen des Hauses sammt ihrem Hofstaat und ihrem Anhange sich niedergelassen haben. Die Wanderung durch dieses nichts weniger als palastähnliche Labyrinth von Höfen, Gängen und Bambushütten ist nicht sehr lohnend, und Pracht der Gebäude muß man an einem rein tropischen Hofe, sei derselbe auch in seiner Weise glänzend, nicht suchen, da dort die solid geschlossene Wohnung nordischer Art kein Bedürfniß ist. Eine Anzahl javanischer Hofleute empfing uns, alle in Gala, d. h. mit naktem Oberkörper, im Gürtel prachtvolle Waffen.“

„Bevor wir vor den Kaiser gelassen wurden, mußten wir einige Zeit im Hofe warten. Wir fanden daselbst den Bruder des Kaisers, Pangerang Bey, vor ihm seine Kinder und seine Lielingszwerge. Wir setzten uns zu ihm und unterhielten uns an der Betrachtung dieser kleinen Gruppe. Die schwarzgebeizten Zähne des einen Knaben fielen mir auf, doch das ist Landessitte, da der Malaye es für gemein hält, weiße Zähne zu haben, wie jeder Hund auch. Endlich erschienen zwei Hofdamen, um uns nach dem sogenannten europäischen Hause zu geleiten. Hier saß Seine Hoheit auf einem Lehnstuhl vor einem kleinen Tischchen allein; sein Gefolge lag außerhalb des Hauses vor den drei Eingängen desselben im Staube, mit zusammengeschlagenen Beinen und vorgebeugtem Körper, in anbetender Stellung. Der Kaiser Pakoe Boewono Senopati Ingalago Ugabdur Pachman Saydin Panotogomo VII. ist etwa ein Vierziger, von sehr gutmüthigem Charakter, feinen Manieren und ausnehmender Artigkeit gegen die Europäer; er war sehr einfach in malayische Tracht gekleidet, aber mit Diamanten bedeckt. Zu Ehren des holländischen Residenten und der europäischen Besucher fanden wenige Tage darauf große Festlichkeiten statt, und es ward ein öffentlicher Kampf zwischen einem Tiger und einem Büffel veranstaltet.

Der Javane, ungemein empfänglich für symbolische und abergläubische

Beziehungen, will, daß der Büffel das Feld behaupte, da er unter diesem seine eigene Nation, unter dem Tiger den europäischen Eindringling sich vorstellt; und als ein früherer Resident einen weiten Käfig hatte herrichten lassen, in dem ein Tiger drei Büffel nach einander überwand, geriethen die Eingebornen in große Aufregung, und baten um Erlaubniß, auch den Tiger zu tödten, worauf sie ihn aufhenkten. Dagegen wird der siegreiche Büffel um das Dreifache seines Werthes verkauft, und ist ein sehr gesuchtes hohes Ehrengeschenk eines javanischen Bräutigams an seine Geliebte."

„Nachdem von einem und demselben Büffel unter dem Jubel der Javanen ein Tiger getödtet und ein anderer übel zugerichtet worden war, erfolgten wieder Ceremonien, und nun begab man sich auf ein Gerüst, von dem aus man den großen Platz des Kraton, auf dem das Kampfspiel des Rampok vor sich gehen sollte, überschauen konnte. Hier hatte man ein großes Viereck von etwa 150 Schritten im Quadrat gebildet, welches 3 bis 4000 Lanzenträger in vierfachen Reihen umstanden. In der Mitte befanden sich fünf enge Kästen, jeder einen Tiger enthaltend, und auf ein gegebenes Zeichen betraten drei Männer das Viereck, um den ersten dieser Käfige zu öffnen. Der erste unter ihnen stieg auf den Kasten, und salutirte den Kaiser mit seinem Kriß oder Dolch; hierauf häufte man verbrennliche Stoffe auf, steckte sie an, und öffnete den Käfig nach dem Rücken des Tigers zu. Nur ein leichtes Geflecht hält ihn noch, welches er selbst durchbrechen kann, und welches jedenfalls vom Feuer bald verzehrt wird. Nun ertönen die langsamen und feierlichen Akkorde des Gamelan, nach deren Takt sich die Männer mit gravitätischen und tanzenden Schritten hinwegbegeben, um zuletzt kniend von dem Kaiser den Wink zur Entlassung abzuwarten. Obgleich der Tiger hinter ihnen ist, dürfen sie sich nicht umschauen, noch ihre Schritte beschleunigen; diese Männer, deren drei für jeden Käfig bestimmt sind, erhalten am Vorabend der Spiele eine religiöse Weihe, welche sie mit dem blinden Muth des Fatalismus erfüllt. Freilich ist ihr Rückzug nicht so gefährlich, als er aussieht, denn der Tiger, eine ganze Nacht hindurch in einem Kasten gefangen gehalten, der kaum zwei Fuß weit ist, während seine Länge der des Thieres entspricht, außerdem durch Gefangenschaft und schmale Kost gebändigt, zeigt wenig Lust, seinen Behälter zu verlassen. Die Menge erwartet mit äußerster Spannung den Moment; Männer, durch einen Käfig von Geflecht ohne Boden geschützt, nähern sich, um ihm durch Hinwegräumung der Holzspäne den Austritt

zu erleichtern. Endlich wird die Hitze des um seinen Käfig brennenden Scheiterhaufens zu empfindlich, und er kommt hervor, selten mit einem Sprung, aber sofort eilt er nach dem Ende des Vierecks, einen Ausweg suchend. Kaum nähert er sich dem Rande, so strecken sich die Lanzen ihm entgegen; er steht unschlüssig, rennt weiter und setzt mit großen Sprüngen in den Reihen der Lanzen hin, die, von Ferne gesehen, sich wellenförmig senken und wieder heben, je nachdem der Tiger nahe kommt. Endlich erwählt er sich einen schwachen Punkt, springt, und fällt auch sofort von hundert Lanzen durchbohrt nieder. Die Musik, welche vom Augenblicke des Erscheinens des Tigers ein lebhafteres Tempo angenommen hatte, bricht hier plötzlich aber melodisch ab."

Tracht der Javaner.

Der javanische Anzug ist einer der malerischsten, die man sehen kann. Die Hauptkleidungsstücke aller Stände, die niedersten ausgenommen, sind ein Frauenunterrock, Sarong genannt, und eine Jacke; gewöhnlich tragen sie einen Gürtel, der die Gestalt hervorhebt, und in diesem steckt die von allen freien Javanen getragene Waffe, der Kriß, ein Dolch von ungewöhnlicher Gestalt. Die Reicheren tragen schöne damascirte Klingen, deren Affektionswerth oft in die Hunderte und Tausende, ja bei alten Familienstücken ins Unschätzbare steigt; der aus schönem Holze geschnittene Griff so wie die Scheide sind oft mit Diamanten besetzt. Auf dem Kopfe trägt der Javane, dem sein mahomedanischer Glaube die Kopfbedeckung gebietet, ein zu einer Art anliegendem Turban geschlungenes Tuch, das sein langes schwarzes Haar verbirgt; oft setzt er darüber noch einen Schirm zum Schutz gegen die Sonne. Im Allgemeinen ist die Tracht sehr einfach, und in der That erfordert dieß das ewige Niederkauern vor jedem Vornehmeren. Die Tracht des Kaisers selbst war wenige Gulden Werth an Baumwollenstoffen, dafür strahlte er aber von Diamanten, und der Javane ist der Ansicht, daß diese sich überall gut ausnehmen. Eine besondere, jedoch nicht bei allen Gelegenheiten übliche Hoftracht läßt den ganzen Oberkörper blos; selbst die Hofdamen des Kaisers tragen Arme und Schultern völlig entblößt. Bei festlichen Gelegenheiten setzt der Kaiser, gleich andern Vornehmen, eine steife konische Mütze von weißem durchsichtigem Stoffe auf, die sehr gut kleidet. Die Tracht der Frauen ist weniger malerisch, auch kommen die der besseren Klassen wenig zum Vorschein.

Im Allgemeinen ist der Javane schön gebaut, von nicht allzudunkler olivenfarbener Hautfarbe, und von edeln Zügen, wiewohl man an dem

breiten Gesicht und der dicken Nase die malerisch schönen Formen der Hindus vermißt. Er ist von mittlerer Größe, und es scheint fast, als ob bei allen Orientalen, die Chinesen auch mit eingeschlossen, die Frauen ungleich kleiner wären, als in demselben Verhältniß in Europa. Die Haltung des Javanen ist aufrecht und edel, ebenso ist sein Benehmen fein, würdevoll und angeboren höflich.

Viele Europäer sind verleitet, Java ohne weiteres für das Paradies und die schönste Kolonie der Welt zu erklären. Dieß bedarf jedoch einer Einschränkung; Java ist außerordentlich gut kultivirt, es enthält neun Millionen Einwohner, also neunfach die Einwohnerzahl des nicht viel kleineren Kuba. Während man in Westindien und Südamerika oft die freie Aussicht auf bebaute Strecken vermißt, hat man hier sowohl eine reiche und ewig grüne Kultur, als auch die natürliche Vegetation der heißen Zone. Java besitzt zugleich die köstliche Abwechslung des Klimas und die unvergleichlich schönen vulkanischen Kegelberge, die unter den Gebirgen das sind, was die tropischen Palmenformen in der Pflanzenwelt. Herrlich grüne Reisfelder wechseln fortwährend mit Feldgehölzen ab, welche meist aus Kokuspalmen und andern schönen tropischen Baumformen bestehen; die Wohnungen der Javaner, ja ihre ganzen Deissas oder Dörfer suchen den Schatten des Dickichts, und wenn die elenden Bambushütten je zum Vorschein kommen, so ist es hinter einer reizenden Gruppe von Gebüsch, hinter Palmen und der Hauptzierde tropischer Ansiedlungen, Bananen. Kultur Javas.

Der Hof von Dschokdschocarta ist im Ganzen reinlicher, würdevoller, aber auch altjavanischer, und europäischen Anschauungen fremder, als der von Solo. Dschokdschocarta hält sich für den eigentlichen Repräsentanten des altehrwürdigen Reiches von Matarem, welches in die zwei jetzigen Reiche seit einem Jahrhundert zerfallen ist. Der Kraton des Sultans von Dschokdschocarta hat sehr viel Aehnlichkeit mit dem von Solo, und fast gleichen Umfang; statt des ritterlichen Glanzes eines geräuschvollen und stattlichen Gefolges, von dem man sich den Sultan umgeben denkt, sieht man jedoch nur ein Heer von Hofdamen, welche den Dienst um ihn versehen, und das einzige Geräusch ist das Gurren von Turteltauben, die in wohl zwanzig Käfigen das ganze Saalgebäude umgeben, ein passendes Symbol für einen Fürsten, der seinen Tag in schlaffer Trägheit und Thatlosigkeit unter seinen Frauen verbringt. Dschokdschocarta.

Graf von Görtz besuchte hierauf die englische Kolonie Ceylon. Ceylon.

Ceylon gilt bekanntlich als das irdische Paradies, und verdient diesen Ruf mit vollem Recht.

Point de Galle.

Graf von Görtz besuchte zuerst den Hafen „Point de Galle" und schreibt über denselben:

„Point de Galle, ein an sich unbedeutender Platz, ist seit der Einrichtung der regelmäßigen Dampfschifffahrtsverbindung ein wahrer Taubenschlag geworden; die Schiffe, welche von Suez nach Kalkutta fahren, legen nämlich hier an, und von dieser Hauptlinie zweigt sich hier die von Singapur und Hongkong ab. Die Stadt ist enge und heiß; die Bauart der früheren Besitzer, der Portugiesen und der Holländer, welch letztere die Insel bis 1796 besaßen, herrscht vor. Die schwarze Stadt, d. h. der von den Eingebornen bewohnte Theil ist schmutzig und elend, aber die Kokuswälder, die sich bis in die Straßen erstrecken, sind schön und üppig."

Die Bewohner Ceylons.

Die Eingebornen Ceylons, die Cingalesen, von denen jedoch die Bergbewohner sich namhaft unterscheiden, sind eine keineswegs anziehende Raçe; träge, habgierig und weit entfernt von der Thätigkeit der Hindus, welche zwar auch das Geld über Alles lieben, aber auch zu jedem Dienste, der Geld einbringt, willig sind. Die natürliche Ursache ist, daß Ceylon nicht übervölkert ist wie andere Länder dieses Welttheils; ihr kleiner Grundbesitz mit ein Paar Kokusbäumen ernährt sie, und macht sie unabhängig von der Arbeit. Ihr Aeußeres ist weibisch, wozu freilich ihre Tracht viel beiträgt; sie haben lange Gewänder, wie die Javanen, aber von weißem Stoffe; ihre Haare sind in einen Knäuel geschlungen und mit einem Kamm befestigt; anfangs glaubt man wirklich lauter Weiber vor sich zu sehen. Neben den Cingalesen sieht man viele Hindus, besonders von der Malabarküste, welche letzteren von wirklich kohlschwarzer Hautfarbe sind, die schwärzesten Menschen, die man kennt; der weiße Turban und das weiße Tuch, das sie um die Lenden schlagen, sticht eigenthümlich aber malerisch dagegen ab. Außerdem findet man hier eine Menge sogenannter Mohren, einen mahomedanischen Völkerstamm ohne Heimath, wie die Juden. Sie finden sich zerstreut an den verschiedensten Orten und sind handeltreibend wie jene; ihre Tracht, mehr bunt als selbst die der indischen Mahomedaner, und ihre scharf geschnittenen Gesichtszüge machen sie sehr kenntlich. In eigenthümlicher Weise beladen sie sich mit Schmuck und Juwelen.

Kolombo.

Eine hübsche Straße verbindet Point de Galle mit der Hauptstadt

Kolombo. Man fährt die ganze Strecke bis Kolombo der Meeresküste entlang, beschattet von einem endlosen Hain von Kokuspalmen; denn dieser überaus nützliche Baum verschmäht selbst den unfruchtbaren Sand der Seeküste nicht, der ihm im Gegentheil sehr zusagt. Abgesehen von der kühlenden Frucht liefert die Kokuspalme eine Menge nützlicher Produkte. Die harte Schale der Nuß wird verarbeitet, die äußere faserige Umhüllung, nachdem sie dem Flachse ähnlich einige Zeit im Wasser gelegen und geröstet worden ist, zu Seilen und Tauen versponnen; die Nuß liefert ein Oel, welches, in Westindien kaum gekannt, im Orient den fast ausschließlichen Stoff zur Beleuchtung abgibt.

Kolombo als Hauptstadt ist der Sitz des Gouverneurs und der königlichen Behörden.

Unweit der Stadt liegen die Zimmetgärten. Die Zimmetkultur ist sehr einfach. Der Zimmetbaum gedeiht in dem ödesten, sandigsten Boden; man pflanzt ihn in geraden Linien einige Fuß von einander, und schneidet vor der Regenzeit die jungen, nicht ganz daumensdicken Schößlinge an der Wurzel ab; diese werden mit einem stumpfen Messer geschält und die Schale etwa acht Tage lang getrocknet, worauf sie zur Versendung fertig ist. Unter dem Einflusse der Regenzeit schießt der verstümmelte Stock neue Zweige, welche die Ernte für das nächste Jahr liefern. — Die wichtige Kaffeekultur Ceylons ist in den Gebirgen, da sie an der heißen Küste nicht gedeiht.

Die Elephanten Ceylons.

Bekanntlich sind nirgends sonst die Elephanten so häufig, als auf Ceylon, dem eigentlichen Vaterlande dieses Thieres. Der Bedarf an denselben wird jährlich in den Wäldern südöstlich von Kolombo eingefangen. Dieser Fang geschieht auf folgende Weise: In einem engen Thale bereitet man eine starke Einzäunung, etwa sechs Morgen Landes umfassend; schon Monate lang, ehe der Kraal (das ist das klassische Wort) beginnt, werden die Elephanten der Umgegend langsam auf diese Stelle zu getrieben, und wenn sie endlich nahe genug beisammen sind, beginnt das eigentliche Treiben mit Schüssen, Trommeln, angezündeten Feuern und Aehnlichem. Die erschreckten Thiere drängen sich nach der Falle, und so wie eine hinreichende Anzahl eingetreten ist, schließt man die Oeffnungen. Nun werden einige zahme Elephanten sammt ihren Mahouts oder Führern in die Umzäunung eingelassen; sie nähern sich den Elephanten, nehmen sie in die Mitte, und die Mahouts binden sie unter Beistand der zahmen Thiere an letztere und später an Bäume fest, wo sie etwa drei Tage lang

durch Hunger und Schläge in die Freuden der Civilisation eingeweiht werden.

Die Jagd auf den wilden Elephanten gilt auf Ceylon für nicht sehr gefährlich; das Thier ist an sich schüchtern und harmlos, und, selbst verwundet, soll es unter zehn Fällen neunmal die Flucht ergreifen. Bösartig und gefährlich sind nur die einzelnen wegen ihrer Unverträglichkeit aus der Heerde verstoßenen Thiere. Tödtlich ist ein Schuß unter das Ohr oder zwischen die Augen, und man nimmt in der Regel Gewehre von großem Kaliber und eiserne oder besser kupferne Kugeln. Der größte Elephantenschütze der Insel war Major Rogers, der nach glaubwürdigen Zeugnissen ihrer 1100 erlegt haben soll. Eine sinnreiche Methode haben die Eingebornen: sie lauern dem Elephanten auf und schießen einen Pfeil in seine Fußsohlen, wenn er die Vorderfüße aufhebt; die Wunde macht ihn bald lahm, und bringt ihn früher oder später in die Gewalt des Jägers.

Kandy.

Kandy ist die ältere, einst von eingebornen Kaisern bewohnte Hauptstadt. Dieselbe ist gegenwärtig nur ein ärmlicher Ort, der nichts mehr von dem Glanze der alten Herrscherfamilie aufweist. Noch in diesem Jahrhundert besaß Kandy seinen unabhängigen Kaiser, den letzten der Reihe. Derselbe, ein abscheulicher Tyrann mit unaussprechlichem Namen, wurde von seinem eigenen Vezir, der englische Hülfe anrief, im Jahre 1818 entthront, und endete sein Leben in Gefangenschaft im Fort von Vellore bei Madras. Seitdem ist nun auch dieser Theil der Insel unmittelbar englisch geworden; der Palast des Kaisers ist zerfallen, der der Kaiserin zum Wohnsitz eines englischen Beamten umgeändert, der Tempel vernachläßigt.

Der heilige Buddhazahn.

Gegenüber und am obersten Ende der Stadt liegt der berühmte Tempel Buddhas, der heiligste Ort dieses in Ceylon angeblich entsproßenen Glaubens, da er nichts Geringeres enthält, als einen Zahn der Gottheit. Diese Reliquie zu sehen, bedarf der Erlaubniß des englischen Regierungsagenten, unter dessen Aufsicht dieselbe sich jetzt befindet. Die Cingalesen verbinden mit diesem Zahne den Glauben, daß Derjenige, welcher ihn besitzt, das Recht der Herrschaft über sie habe *). Der Eingang des Tempels ist massiv und wohlgebaut. Zwei Reliefs von gelungener Arbeit, zwei Ele-

---

*) Vergleiche damit: „Die außereuropäische Welt," 1r Band, Englisch-Ostindien, Karlsruhe, Kunstverlag 1859, die Rubrik: Das Neueste aus der Länder- und Völkerkunde, S. 47 u. folg.

phanten darstellend, verzieren ihn. Dann steigt man eine Treppe hinauf und befindet sich in einer Gallerie, von der man eine Uebersicht des Thals, in dem Kandy liegt, genießt. In der Gallerie befinden sich sehr rohe Fresken, die Scenen der buddhistischen Hölle, die mir von China aus bekannt waren, darstellend; darunter, bemerkenswerth, die Figur eines Gekreuzigten. Der eigentliche Tempel ist ein kleines Gebäude im Hofe und hier wird der köstliche Zahn aufbewahrt. Graf von Görtz schreibt hierüber: „Wir fanden bereits die Wache von vier Mann des in Ceylon stationirten malayischen Schützenregimentes, welche jeden Abend hier aufzieht und bald ertönten auch die Trommeln und die fatalen Klarinetten der Pfaffen; Pfaffen wie Musik alte Bekannte von China. Es waren ihrer etwa ein Dutzend in gelben Röcken, welche die Hälfte des Oberleibs unbedeckt ließen. Nach einigen Umzügen nahten sie der Thüre, welche mit großen Stoßzähnen von Elephanten verziert und vergoldet ist. Wir zogen nun hinein; das Heiligthum ist im obern Stock, den wir auf einer engen schmutzigen Treppe erreichten. Oben ist eine Reihe von drei in einander gehenden Zimmern, von denen das dritte den Schatz selbst enthält; dieser letztere ist wirklich sehr sehenswerth. Auf einem, mit schwerem Silberblech bedeckten Tische von etwa sechs Fuß im Gevierte stand ein großer glockenförmiger, somit charakteristisch buddhistischer Behälter von Gold, fünf Fuß hoch und drei Fuß im Durchmesser an der Basis, mit Edelsteinen übersäet und verziert mit Ketten, die von der Spitze herabhingen. Es ist dieß der äußerste Verschluß, welcher noch sechs (nach Andern vier) solche Glocken, eine in der andern und eine schöner als die andere, und endlich den Zahn enthält. Leute, die ihn gesehen haben, meinen, es sei weder eines Menschen noch eines Thieres Zahn, sondern ein geschnitztes Stück Elfenbein.

Es ist hier der Ort, des Adams Piks zu gedenken, der einer der höchsten Berge in Ceylon, 7400 Fuß über dem Meere ist. Seine große Merkwürdigkeit ist eine kolossale in Felsen abgedrückte Fußstapfe, fünf Fuß lang, welche vollkommen die Verhältnisse eines nakten menschlichen Fußes mit seinen Zehen enthält. Nach der Aussage Derer, die ihn gesehen, soll es durchaus nicht das Ansehen haben, als wäre sie in den Stein gehauen, und es ist also ein weites Feld für den Wunderglauben offen. Diese Fußstapfe gilt den Buddhisten als Spur von Buddhas Fuß, den Mahomedanern als die Adams, und diese verlegen nach Ceylon die Stätte des Paradieses, während sie zugleich eine Reihe von Inselchen und Riffen zwischen dem Festlande und dem nordwestlichen Ende für

Adams Brücke erklären, über die das erste Menschenpaar aus dem Paradiese in die Welt hinaus getrieben worden.

Ein eigenthümlicher Gebrauch besteht auf Ceylon, nämlich, daß eine Frau sämmtliche Brüder ihres Mannes als Gatten annimmt. Sind nämlich in einer Familie mehrere Brüder, und einer derselben heirathet, so wird seine Frau auch die Frau seiner Brüder, mögen dieselben auch nur Halbbrüder (Kinder einer Mutter von verschiedenen Vätern) sein. Der Zweck dieser ungewöhnlichen und entsittlichenden Gemeinschaft besteht darin, daß man den Besitz ungetheilt in der Familie zu erhalten sucht, bis er nach Aussterben des Stammes, dem er ursprünglich gehörte, auf Andere übergeht. Hie und da nimmt auch das Weib, das solchergestalt mehrere Brüder zu Gatten hat, einen andern aus der Familie zu ihrem Gatten, unter der Bedingung, daß derselbe sein Eigenthum mit dem der bisherigen Ehegemeinschaft vereinigt. Ist dasselbe bedeutend, so geschieht eine solche Verschmelzung in der Regel nur mit Einwilligung des bisherigen Ehemannes *).

Madras. Das nächste Reiseziel des Grafen von Görtz war Hindustan und er landete, wenige Tage, nachdem er Point de Galle verlassen hatte, zu Madras, dem Sitze der Präsidentschaft gleichen Namens.

Die völlig offene Rhede von Madras gilt als sehr gefährlich, und ihre Brandung als eine der schlimmsten der Welt, so daß es immer ein kleines Abentheuer ist, daselbst zu landen. Es ist ein für allemal untersagt, mit den Booten der Schiffe oder überhaupt Booten europäischer Bauart dem Andrang dieser Brandung zu trotzen; man bedient sich statt dieser der sogenannten Massulahboote, großer und besonders tiefer Kähne, deren Planken und Rippen durch keinen Nagel zusammen gehalten, sondern mit Seilen aus Kokusfasern förmlich zusammengenäht sind, ein plumpes und gebrechliches Werk, das aber durch seine Elastizität besser besteht, als das festeste Boot.

Madras ist eine sehr große Stadt, und theilt sich, wie alle Plätze Asiens, in die schwarze Stadt und in die der Europäer, welch letztere wieder in den Theil, wo die großen Geschäftshäuser sich befinden, und in die Vorstädte zerfällt, wo die Reichen und Vornehmen wohnen.

Graf von Görtz sah hier eine Festlichkeit, welche in einem Heiligthum der Hindus von der Malabarküste statt fand. Die hohen Mauern

---

*) Siehe das oben citirte Werk: Englisch-Ostindien, S. 283 und 284.



BEWOHNER DES KOTZEBUE SUNDES.

Carlsruhe, Kunstverlag.

dieses Tempels verstecken die innern Gebäude, aber am östlichen Ende erhebt sich eine vielstöckige Pagode in dem bekannten südindischen Styl, jeder Stock hinter dem nächst untern von allen Seiten zurücktretend, so daß eine Art steiler Pyramide entsteht. Das Gebäude nahm sich in der vollen Beleuchtung des eben aufgegangenen Vollmonds großartig aus, und die heiligen Affen, welche auf den Zinnen der Pagode herumspazierten, erschienen im Mondlicht fast von menschlicher Größe. Gegenüber dem Tempel war eine große ummauerte Zisterne; der Mond spiegelte sich in dem klaren Wasserbecken. Das Ganze gewährte eine wahrhaft feenhafte Scenerie. Eine Prozession näherte sich aus dem Thor der Pagode; Fakeln begleiteten sie und gaben einen neuen abentheuerlichen Lichteffekt. Drei Trommler auf Stieren ritten voraus, dann folgten Trompeten, Rasseln und Castagnetten, gräuliche Mißtöne hervorbringend, und darauf ein Heiliges, was nicht leicht zu erkennen war, von Priestern unter drei großen Sonnenschirmen getragen. Bayaderen gaben von Zeit zu Zeit ihre gemessenen Bewegungen zum Besten, und eine Schaar von Gläubigen folgte, die weißen Male ihrer Kaste auf der Stirne. Ein phantastischeres Nachtstück war kaum möglich.

Graf von Görtz sah hier die Kunststücke einer Bande Schlangenbeschwörer; sie hatten schöne 4 bis 5 Fuß lange Brillenschlangen, Cobra Capello oder Cobra schlechtweg. Diese Thiere, zu den giftigsten ihrer Ordnung gehörend, lagen in flachen Körben zusammengeringelt. Einer der Gaukler nahm jede einzelne beim Kopfe und zog sie hervor. Kaum berührt, richtete eine jede derselben Kopf und Leib etwa einen Fuß in die Höhe und starrte den Beschwörer, der jene wunderliche Art von Flöte blies, an welcher vorn ein kleiner Kürbis oder etwas der Art angebracht ist, an. Der Anblick war höchst seltsam: mit ausgespannter Haut des Halses, welcher wohl drei Zoll breit und ganz flach erschien, und auf dem sich die Brille nun schön deutlich zeigte, ohne Bewegung, aber in jener drohenden Stellung, waren sie offenbar in gereiztem Zustande; der Beschwörer hielt ihnen gelegentlich die Faust vor die Augen, und von Zeit zu Zeit fuhren sie nach ihm zu, ohne indeß ernstlich zuzubeißen oder auch nur den Rachen zu öffnen; der Mann ging in seiner Verwegenheit so weit, daß er die Nasenspitze, dann gar die Zunge in dichte Berührung mit ihrem Kopfe brachte, ohne daß sie zubissen; tanzende Bewegungen machten sie nicht. All' die Bosheit und Wuth ihrer Art, und anderseits Furcht vor dem Beschwörer sprachen sich deutlich aus und

Indische Schlangenbeschwörer.

es war leicht zu errathen, daß die Zähmung in der Weise vor sich geht, daß man sie oft vergeblich in harte oder etwa heiß gemachte Gegenstände beißen läßt; dazu mag unter Anderm das Ende jener Flöte dienen. Die Giftzähne waren ausgerissen, wie ich mich selbst überzeugte, und wie sie auch willig zugestanden; bei allem dem ist aber die Gefahr vorhanden, daß das immer vorräthige Gift, welches sich mit dem Speichel vermischt, in die Wunde dringt, welche selbst die kleinen Zähnchen einer Schlange immer verursachen, und außerdem wachsen die Reservezähne nach; es ist mithin sehr nöthig, daß das Unthier vom Beißen überhaupt abgeschreckt sei. Uebrigens widmete der Beschwörer seinen Schlangen keineswegs die angespannte Aufmerksamkeit, die man zu einer Bezauberung durch festen Blick nöthig erachten möchte, er griff oft nachläßig an den Thieren vorüber, nach diesem oder jenem Apparat seines Gauklerhandwerks, und schlang sie zuletzt gar um seinen Hals.

Ein anderer Reisender *) beschreibt die Eindrücke, welche ein Besuch der schwarzen Stadt auf ihn machte:

„Des andern Tages machte ich vor Aufgang der Sonne einen Ausflug in den schwarzen (von Schwarzen, d. h. von Hindus bewohnten) Stadttheil. Ich hatte großes Verlangen, dieses große Menschengewimmel näher zu betrachten, das ich den vorhergehenden Tag nur vorübergehend gesehen hatte, sein vertrautes Leben wahrzunehmen, es bei seinem Aufstehen zu überraschen."

„In dieser frühen Stunde schlief noch ein großer Theil der Bevölkerung, die Armen aller Klassen, Künstler, Handarbeiter, Taglöhner, in der freien Luft auf Matten, meist aber auf dem bloßen Boden, jeder an der Schwelle seines Hauses. Der Turban diente den Männern, der Haarwuchs den Frauen zum Kopfkissen. Jeder lag so da, das Gesicht mit einem Zipfel seines Gewandes bedeckt, um sich vor dem Thau und den Insekten zu schützen. Mann und Frau sind in dasselbe Stück Zeug eingewickelt, das den Tag über der letztern zum Unterrock, während der Nacht aber beiden als Decke dient. Oft liegen zwei bis drei Paare der beiden Geschlechter, von verschiedenen Generationen einer Familie, auf solche Weise neben einander. Mit dem Nahen des Tages richten sich diese Leiber auf, wickeln sich aus den sie bedeckenden Tüchern und die Toilette beginnt, abermals in freier Luft. Die verheirathete Frau holt Wasser herbei, womit sie Kopf und Schultern des kauernden Gatten begießt; sie

*) Siehe Außereuropäische Welt: Englisch-Ostindien, 1r Band, S. 127 u. 128.

wascht und reibt ihn, ölt oft auch seinen ganzen Körper ein, oder kämmt und flicht seine sehr langen Haare, die aber häufig nur einen Büschel auf dem Kopfscheitel bilden; dann bemalt sie, je nachdem er Bekenner von Brahma, Wischnu oder Schiva ist, seine Stirne mit verschiedenen senkrechten oder horizontalen, weißen, gelben und rothen Linien in glänzenden Farben, womit seine Kaste bezeichnet werden soll."

„Ist diese Operation beendet, so kauert sich der Herr und Gebieter wie ein Affe auf der Schwelle seines Hauses nieder, und raucht seinen Hukah. Die Frau oder vielmehr die Frauen, da er meist mehrere hat, reinigen das Haus, bevor sie an ihre eigene Toilette gehen, und den Theil der Straße, der die Nacht über zum Schlafgemache gedient hat, dann besprengen und bestreichen sie die Wände mit Kuhmist, der in Wasser aufgelöst ist. Dazu sind zwei Gründe vorhanden. Die Kuh ist dem Hindu geheiligt, dieses Wasser ist also sein Weihwasser, und dann aus dem weiteren Grunde der Gesundheit, da eine solche Auflösung üble Gerüche und Insekten zerstört."

Graf von Görtz besuchte von Madras aus die ungefähr 100 (englische) Meilen davon entfernte französische Kolonie Pondichery. Er machte die Reise dahin zu Lande in einer Sänfte, und erfuhr dabei die in ganz Indien (wo es keine Gasthäuser und Herbergen gibt) getroffene Einrichtung der Bungalows, Rasthäuser, die den Reisenden aufnehmen. Alle zehn bis fünfzehn Meilen findet man einen solchen Bungalow, bestehend aus einem oder zwei geräumigen Hauptzimmern und mehreren Kammern. Ihre Benutzung steht jedem Reisenden für zwei Tage frei; in Süd-Indien unentgeltlich, in Nord-Indien für einen kleinen Betrag, den man herzlich gerne zahlt. Ein invalider Sepoy oder ein ähnliches Individuum führt die Aufsicht über das Gebäude und ist angewiesen, jedem Ankömmling zur Beschaffung von Lebensmitteln behülflich zu sein; gegen eine kleine Vergütung bereitet der Mann auch ein einfaches Mahl, und was das Beste ist, jedes Zimmer hat Zurichtungen für ein Schauerbad im indischen Styl, d. h. einen Platz mit Abzugsröhren in einem Winkel des Zimmers, wo man sich mit kaltem Wasser begießen läßt, um den Staub der Palankinreise, der meist kein geringer ist, abzuspülen. Pondichery.

Pondichery ist der Sitz des französischen Gouverneurs über die kläglichen Trümmer französisch-indischer Kolonien, die nach langen Wechselfällen bald großen Glanz und commercielle Bedeutung, bald Krieg und Belagerung gesehen haben, bald ganz in feindliche Hände geriethen, und

nun seit Napoleon's I. Sturz wieder in der Gewalt der Franzosen sind. Pondichery ist eine kleine freundliche Stadt an der Seeküste, mit äußerst wenig Handel, so wie sich überhaupt diese Kolonie im Zustande des Verfalls befindet.

Kalkutta.

Von Pondichery nach Madras zurück ging die Reise nach Kalkutta. Wir schalten hier die Worte ein, welche sich, den Gegenstand erschöpfend, in einem Werke finden, das wir bereits mehrmals angezogen haben *).

„Die Hauptstadt von Indien, der Sitz der obersten Regierung, wie der der Verwaltung von Bengalen, ist Kalkutta, eine der größten und malerischsten Städte der Welt, die den Beinamen „Stadt der Paläste," welchen man ihr in Europa und Amerika gibt, wohl verdient. Der Anblick der Stadt ist wahrhaft prachtvoll, ihre Bevölkerung, Reichthum, die Zahl und Größe ihrer öffentlichen Gebäude, die Schifffahrt im Flusse, die Zunahme des Handels, der großartige Luxus reicher Eingeborner, der Europäer und der Regierung — alles dieß zusammen stellt eine Sphäre von Glanz dar, deren Wirkung für Jeden, der die Stadt betritt, unwiderstehlich ist."

Indem wir über das, was Graf von Görtz über die anderen größeren, von ihm besuchten Städte Indiens schreibt, als für unser Werk zu weitläufig, hinweggehen, bleibt uns nur noch übrig, seiner Schilderung der „heiligen" Stadt Benares zu gedenken.

„Nach einer 115stündigen Reise erreichte ich die Ufer des hochheiligen Ganges gegenüber Benares, dessen emporstrebende Gebäude und Tempel auf dem hohen linken Flußufer sich plötzlich in einem höchst überraschenden Gesammtbilde darstellten, als ich, aus einem Hain von Mangobäumen hervorkommend, das Ufer erreichte. Schon auf der letzten Hälfte des Weges hatte ich bemerkt, wie die Größe und Menge der Hindutempel zunahm, je mehr ich mich dem alten Mittelpunkte des Brahmanismus näherte; nun sah ich eine Stadt von Tempeln und Palästen vor mir, die mich mit Staunen erfüllte und jede Erwartung übertraf. Bei der Ueberfahrt über den heiligen Strom sah ich mehrere Leichname vorüberschwimmen; sie sind das beschiedene Theil des Ganges, so lange er dem Hindu das höchste Heiligthum ist, und so lange es als ein untrügliches

---

*) Siehe das Werk: Die Außereuropäische Welt, 1r Band, Englisch-Ostindien, Seite 96 und folg.

Mittel zur Seligkeit gilt, den Tod oder doch die Bestattung in seinen Fluthen zu finden."

„Die heilige Stadt Kassi oder Benares ist dem Himmel um 80,000, oder, wie Andere sagen, um 300,000 Stufen näher, als irgend ein Ort der Welt; in ihrem Bereich zu leben und zu sterben ist Seligkeit, und sie ist von lauterem Golde erbaut, obwohl unsere blöden Augen es nicht erkennen. Den Ungläubigen ist sie die Stadt des Staubes vor allen in dem staubigen Indien, und das Interesse an ihren Merkwürdigkeiten wird beinahe aufgewogen durch den Ekel an dem Schmutze, der Aermlichkeit und dem Fanatismus ihrer blinden Bevölkerung, und an der schamlosen Naktheit, in der der Brahmanismus sich hier enthüllt." Die heilige Stadt Benares.

„Bald standen wir vor dem Thore des Tempels, des heiligsten Tempels der heiligen Stadt, zu dem Hunderttausende jährlich aus allen Theilen Indiens wallfahrten. Es ist dieß der Tempel Vesheeshas, eines an sich unbedeutenden Individuums, obgleich eine Incarnation (Menschwerdung) Schiwas. Dieser Vortreffliche lebte zur Zeit der mahomedanischen Eroberung, und sprang, von Feinden verfolgt, in einen Brunnen, in dem er, trotz seiner Göttlichkeit, ertrank. So weit die Legende; der Brunnen existirt noch heute im Hinterbaue des Tempels. Das Gebäude selbst ist niedrig, schmutzig und durch nichts ausgezeichnet, als durch die Menge von Götzenbildern, obscönen Symbolen Schiwas, des Zerstörers und Wiedererzeugers, und die gläubige Schaar von Hindus, die vor diesen scheußlichen Götzen Reis, Blumen und das heilige Brunnenwasser opfern. Ohne Unterlaß ertönt die Glocke, welche im Tempel aufgehängt ist, und von jedem Andächtigen bei seinem Eintritt geschlagen wird; dazwischen fallen die Opfergaben."

„Die Ghauts von Benares sind berühmt; das Wort bezeichnet die Treppen, welche oft mehrere Hundert Stufen von den hohen Ufern, von den Tempeln, Palästen und Privathäusern bis zum Strome führen. Die hohe Wichtigkeit, welche der Brahmanismus dem Gangeswasser und seinem Gebrauche zuschreibt, macht dasselbe zu einem unerläßlichen Erforderniß nicht nur leiblicher, sondern auch geistiger Sauberkeit und Wohlfahrt; jeder gute Hindu, der dem Ganges nahe wohnt, wird suchen, wenigstens einmal jeden Tag Zeit zur Abwaschung zu finden. Um jene Ghauts drängt sich nun das ganze Interesse der merkwürdigen alten Stadt; reizende Paläste der Hindufürsten erheben sich auf schweren steinernen Unterbauten, gekrönt mit leichteren Gallerien. Jeder Radschah (Edle)

hat hier seinen Palast, so wie viele reiche Hindus im ganzen Lande einen Wohnsitz in Benares als Ziel ihres Ehrgeizes ansehen. Am Flusse selbst sieht man die kleinen Nischen, in denen man Leichname zu verbrennen pflegt, um die Asche sofort den heiligen Fluthen zu übergeben. Bald sahen wir die große Musjid (Moschee) von Benares vor uns. Dieses Gebäude erhebt sich auf der Höhe des Ufers; seine durch die Richtung nach Mekka bedingte Lage, quer zwischen den übrigen Gebäuden, macht es zu einem sehr hervorstechenden Punkte in der langen Reihe des bebauten Ufers. Aurengzeb ließ diese Moschee an der Stelle des heiligsten Tempels von Benares errichten, im vollen Uebermuthe des siegreichen Moslem und zur Verhöhnung der bigotten Hauptstadt."

Nachdem Graf von Görtz noch Bombay, den Sitz der Präsidentschaft gleichen Namens, besucht hatte, kehrte er über Aden und Aegypten in seine Heimath zurück. Seine Abwesenheit von derselben hatte drei Jahre und zehn Tage gedauert.

Kapitel 11.

Reise des amerikanischen Schiffs-Kapitäns Pendleton in Oceanien.

Der amerikanische Schiffskapitän Pendleton. — Die Bonin-Sima-Inseln. — Die Insel Owaihi. — Insel Oahu. — Die Einwohner von Honolulu. — Audienz bei dem Könige der Sandwichinseln. — Königliche Residenz zu Honolulu. — Owaihi. — Der Morai von Honauno. — Ankunft Cooks in der Bucht von Weimea. — Zweite Reise Cooks. — Die Eingeborenen werden den Engländern gegenüber schwierig. — Cooks Ermordung. — Wiederherstellung des Friedens zwischen den Eingeborenen und den Engländern. — Von den Sandwichanern an zwei amerikanischen Schiffen verübte Gewaltthätigkeiten. — Tamehameha läßt zwei Europäer gefangen nehmen und zwingt sie, seinen Völkern als Lehrer zu dienen. — Tod Tamehamehas. — Große öffentliche Trauer um Tamehameha. — Abschaffung des Tabu und des Götzendienstes unter seinem Nachfolger.

Wir haben oben schon (Seite 233 und 234) des amerikanischen Schiffskapitäns Pendleton gedacht, der auf den Fidshiinseln ermordet ward.

Ein Reisegefährte von ihm beschreibt diese Reise auf eine höchst anziehende Weise; wir lassen sie daher ausführlich folgen:

Im Begriffe Yeddo zu verlassen, nahm ich (es war am 5. November 1830) nicht ohne einige Ungeduld wahr, daß meine bisherigen Reisegefährten, die holländischen Gelehrten, sich noch zu einigem längeren Aufenthalte in dieser Stadt einrichteten. Allein ich behalf mich ohne sie. Mein japanesischer Dolmetscher ward auf die Polizei gesandt, um daselbst einen neuen Paß für mich zu fordern; auf dem Wege dahin unterhandelte derselbe wegen der Ueberfahrt für mich mit dem Kapitän einer Dschonke, welche auf dem Wege nach Corea vor Nagasaki die Anker auswerfen sollte.

Früh Morgens am 7. November fand die Abfahrt statt. Dießmal sollte die Fahrt nicht längs der Küste statthaben, um in die Meerenge von Sikokf zu gelangen, sondern die hohe See sollte gewonnen werden, um in südlicher Richtung Kiusiu zu umfahren. Der Wind blies aus Nord-Nordost; die See war ruhig, der Himmel heiter. Vier Tage lang dauerte so unsere Fahrt, nur hie und da lagen kleine Inseln auf unserm Wege. Ich war, offen gestanden, damals ziemlich unruhig und keineswegs mit meiner Reise zufrieden. Als angehender Weltfahrer hatte ich mich nach Japan verleiten lassen, einem Lande, wo ich leicht drei, vier bis fünf Monate vergebens nach einer Gelegenheit suchen konnte, um von da nach der eigentlichen Gegend meiner Sehnsucht, dem stillen Meere, weiter zu gelangen.

In diesem Zustande befand ich mich, als am 12. gegen Mittag das Signal gegeben ward, daß ein Segel und zwar in der Richtung nach uns in Sicht sei. Diese Nachricht wirkte blitzartig auf mich; alle die wirren Gedanken, denen ich mich bis dahin hingegeben hatte, waren mit einem Male zerstreut, als sei eine Offenbarung, ein Gedanke von oben über mich gekommen. Meine erste Bewegung war, zu dem Kapitän der Dschonke hinzutreten, ihm den bedungenen Ueberfahrtspreis zu zahlen, und ihm ungefähr Folgendes vorzustellen: „Er möge mich auf das uns entgegenkommende Schiff bringen und zu diesem Zwecke seinen Nachen in's Meer setzen lassen.“ Die See war glatt wie ein Binnenwasser; die Jolle der Dschonke hieng träge an ihrer Backseite, und war leicht ins Meer herabzulassen.

Das uns entgegenkommende Schiff, ein Schooner, hatte das Herablassen des Bootes bemerkt. Anfänglich schien es Mißtrauen zu schöpfen — Der amerikanische Schiffskapitän Pendleton.

und ausweichen zu wollen; als es aber das von fünf Mann geruderte Boot auf sich zukommen sah, legte es bei und erwartete uns. Meine Ungeduld war nun auf das Höchste gestiegen. Wird man mich aufnehmen oder nicht? Welcher Nation, der holländischen, englischen oder portugiesischen, gehört das vor uns befindliche Schiff an? Was ist der Bestimmungsort seiner Reise? Während ich die Schiffsleiter hinaufstieg, dauerte noch meine Unentschlossenheit fort. Allein mit einem Male wich sie. Der Freimuth verfehlt selten sein Ziel, namentlich auf dem Meere. Eine Stimme rief mir auf Englisch zu, was mein Begehren sei. Ich verlangte den Kapitän zu sprechen. Kaum befand ich mich auf dem Verdecke, als derselbe erschien. Es war dieß der Typ eines Seemanns, wie er mir noch nie erschienen war. Seine Gesichtsfarbe war ohne Zweifel einst weiß gewesen, denn wenn er seine Aermel aufstreifte, so zeigte sich die stark von Adern durchzogene Haut seiner Arme matt weiß; allein seine Hände und sein Gesicht waren lichtbraun, namentlich seine Stirne, auf deren Mitte ein langer Streifen deutlich erkennen ließ, wie weit der Hut solche deckte. Außerdem besaß Pendleton, der Befehlshaber des amerikanischen Schooners Oceanic, starke Züge, lebhafte, wenn auch von der Stirn etwas überschattete, Augen, einen herkulischen Wuchs und eine kräftige Stimme.

Meine Frage an ihn lautete, ob er mir die Fahrt auf seinem Schiffe gestatte.

„Wie, die Fahrt, war seine Anrede, etwa nach dem Vorgebirge des Teufels?" — „Meinetwegen, antwortete ich, wenn dieß eure Bestimmung ist!" — „Schon gut," rief er! — „Höret mich an, Kapitän, sagte nun ich. Ich komme von einer japanesischen Dschonke, die dahin bestimmt ist, wohin ich wenig Lust trage, mich zu begeben; wohin Ihr auch bestimmt sein mögt, ich ziehe Euren Weg vor. Wollt Ihr mich aufnehmen, ja oder nein? Den Fahrpreis überlasse ich Euch, Ihr mögt ihn ganz nach Eurem Belieben festsetzen, per Tag, Monat oder für die ganze Fahrt. Nun, wollt Ihr?" — Er seinerseits erwiederte: „Höret mich zuvor! Mein Schooner ist kein gewöhnliches Handelsschiff; es ist so was von einem Seefische, eine Art ewiger Jude, es muß stets unterwegs sein. Jetzt sind es vier Jahre, seitdem wir Boston verließen; vor zwei Jahren wird an keine Rückkehr gedacht. Wir sind Abentheurer, die nach allen Ländern und mit Waaren jeder Art handeln. Vor drei Monaten kreuzten wir an den Küsten der Tartarei, um Pelzwerk einzuthun; es sind noch keine 25 Tage her, befanden wir

uns in einem Hafen des gelben Meeres. Gegenwärtig steuern wir nach Owaihi, wo wir zwischen heute und zwei Monaten ankommen müssen; allein wer sagt voraus, wo wir uns in 6 — 8 Monaten, oder in einem Jahre befinden werden.“ — „Ihr geht also nach Owaihi, auf den Sandwichinseln?“ — „Allerdings!“ war seine Antwort. — „Nun so nehmt mich dahin mit! wollt Ihr als Ueberfahrtspreis hundert Piaster?“ — „Eingeschlagen!“ —

Damit schüttelte er mir kräftig die Hand. Mit einem Male war er ein Anderer geworden; hatten seine Züge einen Ausdruck von Güte und Wohlwollen angenommen. In fließendem Englisch sagte er zu mir: „Euch leuchtet ein guter Stern, daß Ihr Euch uns beigesellt; wir sind nicht so schlimm als wir vielleicht aussehen; die Reise mit uns wird Euch nicht gereuen!“ — braver Pendleton! wie sehr hast du Wort gehalten!

Es war ungefähr unter dem 30. Breitegrade, daß ich mich auf dem Oceanic einschiffte. Die mir angewiesene Kajüte war sehr sauber; die Tafel des Kapitäns, an der ich speiste, eine vorzügliche, und zwei Matrosen fortwährend zu meiner Bedienung bereit; es war dieß mehr Glück, als ich gehofft hatte. Ich richtete mich schnell ein, während der Schooner seine Segel umsetzte.

Zunächst war unsere Bestimmung nach den Bonin-Sima-Inseln, um frisches Wasser und einige Schildkröten einzuthun. Bonin-Sima mußte, meinen in der Heimath gemachten geographischen Studien zufolge, ein höchst angenehmer Hafenplatz sein. Unser Lehrer Remusat hatte, durch japanesische Berichte irre geführt, uns diese Inseln als bedeckt mit Städten, Dörfern und Tempeln dargestellt; ihm zufolge wären sie eine japanesische Kolonie wie Liu-Tschiu, das Volk, das sie bewohne, ein eben so sanfter, gastfreundlicher Menschenschlag, wie derjenige der letztern Inseln. Als ich dieß dem Kapitän Pendleton sagte, brach er in lautes Lachen aus. „Was, rief er, sprecht Ihr da von Dörfern und Städten und Japanesen auf Bonin-Sima! wenn nicht Feen innerhalb der letzten Monate sie auferbaut haben, oder der Sturm vor Kurzem Kolonisten dahin verschlagen hat, ist von alledem nicht das Mindeste anzutreffen! Ehemals mögen allerdings Japanesen dahin eingewandert sein, aber heutigen Tags ist keiner mehr daselbst zu finden. Als ich vor zwei Jahren daselbst meine Anker auswarf, waren allerdings drei lebende Wesen, Engländer, daselbst zu finden, die ein Wallfischfahrer aus einem Schiffbruche gerettet hatte.

Die Bonin-Simainseln.

Diese drei Bursche waren zufrieden wie Könige, es fehlte ihnen nichts als Frauen.

Am 15. sahen wir zwei oder drei Meilen vor uns gegen Morgen die drei mittleren Inseln der Bonin=Simagruppe, und gegen Mittag warfen wir unsere Anker auf der Westseite der Insel Peel im Lloyd=hafen aus.

Kaum hatte der Oceanic sein Boot ins Meer gesetzt, als ich solches bestieg, um der Insel einen Besuch abzustatten. Trotz der herbstlichen Jahreszeit waren die darauf wachsenden Bäume noch grün, die Wälder noch dicht belaubt wie der Urwald Amerikas. Als ich gelandet war, sah ich, daß der Boden sich zu jeder Art Kultur eigne. Ueberall wuchsen neben den Vegetabilien der gemäßigten Zone Pflanzenarten, die an den Aequator erinnerten, wie z. B. der Lorbeer, Pandanus u. s. w.

Das Gestade der Insel Peel war verlassen; trotz der Mühe, die wir uns gaben, nach allen Seiten mit lauter Stimme zu rufen, war kein lebendes Wesen zu sehen. Keine Stimme antwortete der unsrigen. Bloß auf der Südseite des Hafens zeigten einige Trümmer von Hütten die Stellen an, auf denen die Engländer gewohnt hatten. Eine Gartenein=fassung umgab noch das Gebäude, allein die Mehrzahl der von den Schiff=brüchigen mit Erfolg gebauten Pflanzen war nicht mehr vorhanden; die Schweine, welche man auf der Insel zurückgelassen hatte, und welche daselbst sich stark vermehrt und verwildert hatten, waren die Ursachen der Verwüstung gewesen. Nicht weit davon zog eine an einen Baum genagelte Kupferplatte meine Aufmerksamkeit auf sich. Es war dies eine Erklärung des englischen Seefahrers Bechey, vermittelst welcher er im Namen seines Souverains Besitz von der Insel ergriff. Wie viele See= und Landgebiete sind nach und nach portugiesisch, spanisch, englisch, französisch und holländisch gewesen, da stets der letztgekommene die vorangegangenen verläugnete, jeder die Flaggenstange seines Vorgängers umstieß, um die seinige an ihre Stelle zu setzen. Eitle Ruhmsucht, der die Menschen überall und zu allen Zeiten unterworfen sind!

Pendleton war nicht deßhalb im Lloydhafen vor Anker gegangen, um die malerischen Reize der Peelsinsel zu bewundern. Da süßes Wasser und frische Lebensmittel zu mangeln anfiengen, war sein Bestreben dahin gerichtet, seine Wasserfässer wieder zu füllen, und den Bedarf von Schild=kröten einzuthun. Jeden Morgen brachte uns die Schaluppe an die Küste heran, wo wir in einem Wasserbecken, das man das Zehnfadenloch

(the ten fathom hole) nennt, die Schildkröten auf gewöhnliche Weise fiengen. Zehn oder zwölf Schildkröten, wovon hie und da eine bis zu 300 Pfund wog, wurden jeden Tag gefangen und an Bord geschafft. Im Wettkampf mit uns um diese Beute stritten ungeheure Haifische; während wir die Beute an uns heranzogen, ward sie noch von denselben verfolgt. Ja selbst die Schildkröten, welche sich vor uns zu retten suchten, entgingen nur selten ihrem schlimmeren Feinde, wie sich aus den Wunden erkennen ließ, die sie aus dem Kampfe mit ihm davontrugen. Die Schildkröten mußten indeß für diese Haifische eine köstliche Nahrung sein; denn wir gelangten selten an Bord, ohne daß wir 30 bis 40 derselben zur Begleitung hatten.

Die Insel Peel war von uns erforscht, unser Bedarf an süßem Wasser und Schildkröten an Bord; es hielt uns also nichts mehr im Hafen von Lloyd zurück und der Oceanic verließ die Küste. Pendleton ließ es sich aus bloßer Liebhaberei angelegen sein, eine im Jahr 1773 von Magie, Kapitän des Schiffes Margaret unteren 27° 20′ nördlicher Breite und 143° 25′ östlicher Länge gesehene Inselgruppe aufzusuchen. Allein vergebens! aller deßhalb gegebenen Mühe unerachtet war wegen eines starken Nebels, der jede Fernsicht unmöglich machte, nichts davon zu entdecken; überdieß eine 60 Jahr früher gemachte Beobachtung doch im Ganzen zu unsicher. Die angeblichen Margaretinseln waren wahrscheinlich nichts weiter als eine Gruppe der Bonin-Simainseln, nur von ihrem Entdecker anders geheißen.

Pendleton gab sich diesen hydrographischen Forschungen fortwährend hin. Obgleich bloßer Kapitän eines Handelsschiffes, und ohne alles Interesse bei dem Auffinden unbekannter Inseln, ergab er sich doch dieser seiner Neigung zu Entdeckungen mit einer solchen Leidenschaftlichkeit und einer solchen aufs Einzelne gerichteten Neugierde, daß sein Lieutenant Philips darüber häufig die Geduld verlor. Dieser Philips war ein guter, muthiger, muntrer Geselle von ungefähr 40 Jahren, dick, bausbäckig. Sein Auge war hellgrau; seine Backen stark geröthet und seine Nase ließ auf Unmäßigkeit schließen. Im Uebrigen war derselbe ein ausgezeichneter Seemann, der sich seit dem Alter von 12 Jahren zur See befand, und auch nirgends sonst als an Bord sterben wollte. Kapitän Pendleton und der Oceanic, das waren für ihn die einzigen Neigungen, allein Neigungen launiger und wechselnder Art. Sah er, wie der Kapitän bei gutem Winde von der eingeschlagenen Richtung abweichen ließ, um Inseln zu suchen, die dem

Lieutenant zufolge nur in der Einbildungskraft vorhanden waren, so grollte er, verließ das Verdeck und tröstete sich mit der Branntweinflasche des untern Raums. Er hätte es aus gewohnter Ergebenheit gegen seinen Vorgesetzten niemals gewagt, sich über ihn zu beklagen, wenigstens nicht gegen Jemand aus dem Schiffsvolke; er verbarg seinen Grimm im Busen. Als er mich auf dem Schiffe sah und wahrnahm, daß ich an den Freuden und Leiden eines Jeden Antheil zu nehmen schien, warf er sein Auge auf mich, als auf den geheimen Vertrauten aller seiner Leiden. Zum erstenmal machte er seinem Kummer uns gegenüber beim Aufsuchen der Margaretgruppe Luft. Statt sich auf der hohen See zu halten, blieb der Oceanic mehr in der Nähe des Landes, und unser Philips schien mit gekreuzten Armen und matten Augen die Zeit zu zählen, welche uns diese Entdeckungsfahrt kostete. Ich hörte ihn sagen: „Suche nur deine Margaret. Sie liegt seit einer Woche unter der Seeoberfläche, ein Haifisch hat sie verschlungen. Die Engländer haben sie zerstückelt und als Rarität nach Bengalen gebracht, und das Ganze war doch nichts weiter als ein elendes Felsstück. Weil Harper in Newyork auf den Verlag deiner Entdeckungsfahrten wartet, müssen wir Andere unsere Zeit verlieren und kommen auf Owaihi zehn Tage später an. Dafür zählst du, großer Pendleton, darauf, den Namen eines berühmten Seefahrers zu erhalten.“ Dieser Monolog ward mit jedem Satze heftiger; ich unterbrach ihn mit den Worten: „Sie scheinen bekümmert, Herr Philips?“ „Ach, mein Herr, war seine Antwort, sehen Sie nur auf den Kompaß; wir haben die Richtung nach Nordosten. Pendleton ist wahrlich ein Narr!“ — Ich entgegnete: „Bald werden wir wieder die richtige einschlagen und im Ganzen nicht mehr als eine oder zwei Stunden verloren haben!“ — „Beim T — —, ist es denn die Aufgabe armer Handelsleute, wie wir sind, den Staatskorvetten den Rang abzulaufen? Die vereinigten Staaten haben wahrlich deren genug, um sie hierher zu senden. Stößt Pendleton an einem Korallenriffe seine Nase ein, und müssen wir wie kleine Jonasse in den Bäuchen der Haifische untersuchen, ob es warm darin ist, wer ernährt alsdann unsere Familien in der Heimath und zahlt das Schulgeld für unsere Knaben? Goddam! Schuster, bleib' bei deinen Leisten!“

Nachdem Philips einmal auf diese Weise mir sein Herz geöffnet hatte, weihte er mich in alle seine Anliegen ein, um seinem gepreßten Herzen Luft zu machen. Man mußte seinen Groll beobachten, als mich 8 Tage später Pendleton beim ersten Grauen des Morgens aufs

Verdeck berief, um Zeuge eines merkwürdigen Schauspiels zu sein. Das Schiff fuhr eben längs einer mehr als 300 Fuß hohen Felswand dahin, und zwar so nahe, daß man glaubte, die Basaltmasse könne über uns zusammenfallen. Die Masten schienen fast an den Felssprüngen anzustoßen. „Nun so scheitre denn, brummte Philips, damit wir Gelegenheit erhalten, auf diesem verdammten Vogelneste unser Nachtmahl verzehren zu können!" Pendleton, der den Humor seines Lieutenants kannte, achtete nicht weiter darauf. „Dieser Felsen, sagte er, zu mir gewandt, hat den Namen „Loths Weib" und ich habe ihn ganz mit Muse betrachten wollen. Auf den spanischen Charten hat er den Namen Roca de oro; Sie sehen selbst, welcher Art dieses Gold ist, purer Basalt. Wie schade, daß wir nicht le Crespo weiter nördlich suchen können, ebenfalls ein Felsen im Meere, den ein Spanier gleichen Namens im Jahre 1801 entdeckte!" „Das fehlte noch, brummte Philips, deßhalb auf 200 Meilen unsre Richtung zu ändern!" und damit verließ derselbe im höchsten Grade ärgerlich das Verdeck. Dießmal begnügte sich jedoch Pendleton mit der bloßen Drohung. Tagelang sah man ihn über eine große Seekarte gelehnt, wie er die Entfernungen nach dem Kompaß berechnete, die Lage der einzelnen Inseln und Felsen mit den Andeutungen der berühmtesten Seefahrer verglich, bald zum Zeichen des Zweifels den Kopf schüttelte, bald zustimmend lächelte.

„Wie viel hat man nicht auf dieser alten Karte vergessen, rief er aus, wie viel mehr darauf gesetzt als in Wirklichkeit existirt! Man sieht wohl, daß die von den Admiralitäten angestellten Herrn Seefahrer lieber mit Menschen als mit solchen Felseninseln sich zu thun machen. Sie liegen lieber zwei Monate hindurch in Tahiti oder Owaihi in Audienz bei polynesischen Herrschern, statt daß sie geographische Fragen lösen. Diese vornehmen Herren sind keine Robinsone; sie meiden öde Inseln." „Wie! rief ich, indem ich ihn unterbrach; alle diese Inseln sollten öde sein?" — „Ja, mein Herr, war seine Antwort, alle mit Ausnahme Owaihis, und keine derselben scheint bis auf Bonin-Sima nur kulturfähig zu sein. Im nördlichen Theile des oceanischen Beckens ist allein die Gruppe der Sandwichinseln bevölkert. Sonst überall über den 15. Parallellgrad hinaus ist der Mensch verschwunden. Es scheint fast, als haben unterirdische Vulkane hie und da über das Niveau des Oceans Basaltberge aufgeworfen, die zu ewiger Unfruchtbarkeit verdammt sind." Erstaunt über diesen Ausspruch, schwieg ich, als Pendleton fortfuhr: „Trösten Sie sich jedoch hierüber; die

Tropenzone wird Sie für Alles dieß entschädigen! Es gibt daselbst Inselgruppen in Fülle und alle sind bewohnt."

In diesem Augenblick schlugen wir unsre Richtung in so gerader Linie Owaihi zu ein, daß sich die Züge unseres Philips mit jedem Tage mehr aufheiterten. Für das Vergnügen, den Oceanic den geraden Weg einschlagen zu sehen, gab er Alles in der Welt hin. Seine Leiden hatte ich alle mitgefühlt, er wollte mir nun auch einen Theil seiner Freuden gönnen. Er erwies mir von da an Aufmerksamkeiten aller Art. Bald war es ein Wallfisch, der Wasser ausblies; bald irgend ein Seevogel, der sich auf unsere Segel gesetzt hatte, und auf den er mich aufmerksam machte. Diese Periode kleiner Freuden, wie sie Philips liebte, ward eines Tages (es war am 12. Dezember) durch den Ruf: Land! unterbrochen. Pendleton trat nun mit seiner ganzen Persönlichkeit hervor, sein Lieutenant zurück. „Wo?" fragte er lakonisch. „In Südosten," antwortete die Wache aus dem Mastkorbe. — „Wie! da müßte man ja drei Tage lang um dasselbe herum laviren! das geht nicht!" Pendleton wollte sich wenigstens das Vergnügen machen, dieses Land aus der Ferne zu sehen; er kletterte daher in den Mastkorb. Als er wieder herabkam, sah er verstimmt aus; er nahm seine Karte etwas ärgerlich zur Hand. „Jetzt" „sagte er," konnte ich endlich hoffen, eine Insel gefunden zu haben, der ich meinen Namen gab, und erlebe abermals eine Täuschung!" Es war ihm nämlich beigefallen, daß ein anderer amerikanischer Seefahrer Namens Morrell am 12. Juli 1825 in diesem Breitegrade eine sehr schöne Insel entdeckt hatte, die unter seinem Namen später auf der Seekarte verzeichnet ward.

Nachdem diese Episode vorüber war, war unser Aller Sehnsucht darauf gerichtet, endlich den so lange gesuchten Archipel der Sandwichinseln zu erreichen. Allein Pendleton bereitete mir vorher eine Ueberraschung. Um die Mittagszeit zeigte die Wache im Mastkorbe an, daß wir uns vor einer Brandung befanden. „So haben wir solche also doch nicht verfehlt," rief der Kapitän aus, indem er sich selbstzufrieden die Hände rieb. „Richtig! sagte Philips, er wird erst dann zufrieden sein, wenn die Spitzen dieser Korallen in unser armes Schiff gedrungen sind!" — „Seht diese Schaumlinie, fuhr Pendleton fort; hier auf dieser Stelle hätte der berühmte Weltumsegler Laperouse fast sein Leben gelassen. Es war im Jahre 1786. Er hatte mehrere Felseninseln der Gegend erforscht und wollte eben seine Fahrt in westlicher Richtung fortsetzen, als sich um ein Uhr des Morgens ein langes Felsenriff dicht vor seinen beiden Fregatten zeigte.

Wäre der Wind in diesem Augenblick ihnen nicht günstig gewesen, so waren sie beide verloren."

Als wir diese gefährliche Stelle näher besahen, sahen wir in der That vor uns an der Oberfläche des Wassers ein großes Felsenriff von 2—3 Meilen Durchmesser, ohne daß etwas weiter daraus hervortrat, als ein steiler Fels, dem Laperouse den Namen Piton gab. Nur hie und da standen einzelne mit Sand oder Kieselsteinen bedeckte kleine Stellen drei bis vier Fuß aus dem Meere hervor. Ehe der französische Weltumsegler seinen schauderhaften Tod auf Wanikoro fand, hatte er diese Felsenriffe genau erforscht und ihre Lage auf 23° 48′, nördlicher Breite und 168° 10′ östlicher Länge bestimmt. Endlich nahten wir uns unserm Ziele, die Höhen von Tauai wurden sichtbar. Philips hatte sie zuerst entdeckt; seit vier Stunden befand er sich im Mastkorbe. Von da herabgekommen strahlte sein Antlitz vor Freude. „Endlich haben wir sie erreicht, die ächte," rief er. Ein günstiger Wind trieb uns dem Hafen von Honolulu zu, und schon um Mittag lag der Oceanic unweit des Forts vor Anker. Der übliche Salutschuß ward auf europäische Weise mit einer gleichen Anzahl Schüsse erwiedert.

Ich befand mich also jetzt Angesichts der Sandwichinseln, und zwar derjenigen, welche von den Seefahrern der Garten der Gruppe, das „üppige" Oahu, genannt wird. In der That gilt Oahu als eine durch ihre üppige Vegetation und ihre prachtvollen Landschaften ausgezeichnete Gegend. Allein wir befanden uns eben am 31. Jänner 1831, also in einer Jahreszeit, in der die Natur in der nördlichen Hemisphäre schlummert und auf die Erweckung durch die wiederkehrende Sonne wartet. Die Küste machte daher für den ersten Augenblick den Eindruck der Unfruchtbarkeit; ich hegte jedoch die Hoffnung, daß eine nähere Besichtigung bessern Eindruck auf mich machen werde. Die Insel Owaihi. Oahu.

Sobald der Oceanic seine Anker ausgeworfen hatte, ließ Pendleton das Schiffsboot ins Meer setzen, und lud mich zur Begleitung ein. „Gehen wir zu Herrn Jones, dem anerikanischen Konsul", sprach er; „Sie müssen den braven Mann kennen lernen." Wir fuhren über die Rhede, auf welcher grosse Lebhaftigkeit des Verkehrs herrschte.

Zwölf bis fünfzehn Schiffe mit der Flagge von Owaihi luden theils Waaren ein, theils aus; Küstenfahrer, Piroguen, die auf den Fischfang ausgingen, durchkreuzten einander in allen Richtungen mit ihren dreieckigen Segeln und ihrer eingeborenen Bemannung; unmittelbar vor uns

am Gestade lagen unter hohen Kokusbäumen die bescheidenen Wohnungen von Honolulu.

Die Einwohner von Honolulu.

Auf dem aus Steinen errichteten Hafendamm unweit des Landungsplatzes trafen wir den Konsul Jones, der bereits den Oceanic erkannt hatte, und herbeigeeilt war, seinen alten Freund Pendleton zu umarmen. Mir selbst widerfuhr von ihm die herzlichste Aufnahme.

Auf unserm Spaziergange durch die uneigentlich so genannte Stadt begegneten uns nur wenige Eingeborene; allein je mehr wir uns dem Theile der Küste näherten, wo ihre Hütten liegen, sahen wir sie in großer Zahl, sowohl Männer wie Weiber. An den Anblick Fremder gewöhnt, schenkten sie uns nur geringe Aufmerksamkeit. Entweder ging jeder derselben seinen Geschäften nach oder lag, die Pfeife rauchend oder Kava, das polynesische Lieblingsgetränk, schlürfend, vor seiner Hütte. Hie und da begrüßten uns diese phlegmatischen Eingebornen mit einem Good by (guten Tag) oder mit einem How d'ye do? (wie geht es Ihnen?), vielleicht mehr, um uns zu zeigen, daß sie Englisch verstanden, als um uns eine Artigkeit zu erweisen. Die englische Sprache ist dasjenige europäische Idiom, an welches sich die Polynesier am meisten gewöhnt haben, sowohl in Folge ihrer geistigen Beziehungen zu den englischen Missionären, als auch des Handelsverkehrs, den sie mit englischen und amerikanischen Schiffen pflegen.

Die Inselbewohner, welche ich zu Gesichte bekam, waren meist hohe Gestalten; einige von ihnen hatten die Größe von sechs Fuß. Gut gewachsen, obwohl sich zur Beleibtheit hinneigend, hatten sie breite Nasen. Ihre Gesichtsform war oval, Ihre Augen klein und schwarz, ihre Lippen scharf gezeichnet, die Zähne schön, das Haar schwarz, meist glatt gekämmt oder leicht frisirt. Ihre Hautfarbe war mehr oder weniger dunkelbraun, je nach dem Range und Vermögen, hie und da auch nur sonnverbrannt. Hie und da sah ich Gesichter von europäischer Bildung. Was die Weiber betraf, so hatten sie sanfte Züge und hübsche Gesichtsformen, wenn auch ihr Typus dem der Männer verhältnißmäßig nachstund. Ihre Körperformen hatten nicht das Müde an sich, das so manchen wilden Völkern eigenthümlich ist. Gefallsüchtig, wie sie ihr Kopfputz und Anzug erkennen ließ, machten sie im Ganzen genommen einen guten Eindruck und hatten nichts an sich, was Widerwillen erregen konnte.

Was nun die Tracht der Männer und Frauen betraf, so war dieselbe für einen Europäer zum Todtlachen. An die Stelle des einheimischen



Thümling sc.

BAUMWOLLENPFLANZUNG ZU NING-PO.

Carlsruhe im Kunstverlag.

am Gestade lagen unter hohen Kokusbäumen die bescheidenen Wohnungen von Honolulu.

Die Einwohner von Honolulu.

Auf dem aus Steinen errichteten Hafendamm unweit des Landungsplatzes trafen wir den Konsul Jones, der bereits den Oceanic erkannt hatte, und herbeigeeilt war, seinen alten Freund Pendleton zu umarmen. Mir selbst widerfuhr von ihm die herzlichste Aufnahme.

Auf unserm Spaziergange durch die uneigentlich so genannte Stadt begegneten uns nur wenige Eingeborene; allein je mehr wir uns dem Theile der Küste näherten, wo ihre Hütten liegen, sahen wir sie in großer Zahl, sowohl Männer wie Weiber. An den Anblick Fremder gewöhnt, schenkten sie uns nur geringe Aufmerksamkeit. Entweder ging jeder derselben seinen Geschäften nach oder lag, die Pfeife rauchend oder Kava, das polynesische Lieblingsgetränk, schlürfend, vor seiner Hütte. Hie und da begrüßten uns diese phlegmatischen Eingebornen mit einem Good by (guten Tag) oder mit einem How d'ye do? (wie geht es Ihnen?), vielleicht mehr, um uns zu zeigen, daß sie Englisch verstanden, als um uns eine Artigkeit zu erweisen. Die englische Sprache ist dasjenige europäische Idiom, an welches sich die Polynesier am meisten gewöhnt haben, sowohl in Folge ihrer geistigen Beziehungen zu den englischen Missionären, als auch des Handelsverkehrs, den sie mit englischen und amerikanischen Schiffen pflegen.

Die Inselbewohner, welche ich zu Gesichte bekam, waren meist hohe Gestalten; einige von ihnen hatten die Größe von sechs Fuß. Gut gewachsen, [illegible] zur Beleibtheit hinneigend, hatten sie breite Nasen. Ihre Gesichtsform war oval, Ihre Augen klein und schwarz, ihre Lippen [illegible] gezeichnet, die Zähne schön, das Haar schwarz, meist glatt gekämmt [illegible] leicht frisirt. Ihre Hautfarbe war mehr oder weniger dunkelbraun, je nach dem Range und Vermögen, hie und da auch nur sonnverbrannt. Hie und da sah ich Gesichter von europäischer Bildung. Was die [illegible] betraf, so hatten sie sanfte Züge und hübsche Gesichtsformen, wenn auch ihr Typus dem der Männer verhältnißmäßig nachstund. Ihre Körperformen hatten nicht das Müde an sich, das so manchen wilden Völkern eigenthümlich ist. Gefallsüchtig, wie sie ihr Kopfputz und Anzug erkennen ließ, machten sie im Ganzen genommen einen guten Eindruck und hatten nichts an sich, was Widerwillen erregen konnte.

Was nun die Tracht der Männer und Frauen betraf, so war die[illegible] [illegible] einen Europäer zum Todtlachen. An die Stelle des einheimischen



Thümling sc.

BAUMWOLLENPFLANZUNG ZU NING-PO.

Carlsruhe im Kunstverlag.



Thümling sc

HOF EINES MANDARINENPALASTES.

Owaihier
uf Hono=
und ein=
auf einem
nur eines,
en hochge=
einen Hut
örper mit
avon trug
theil aber
gieng mit
uxus ent=
en Gürtel
iform an=
der Säbel
nur We=
s bunten

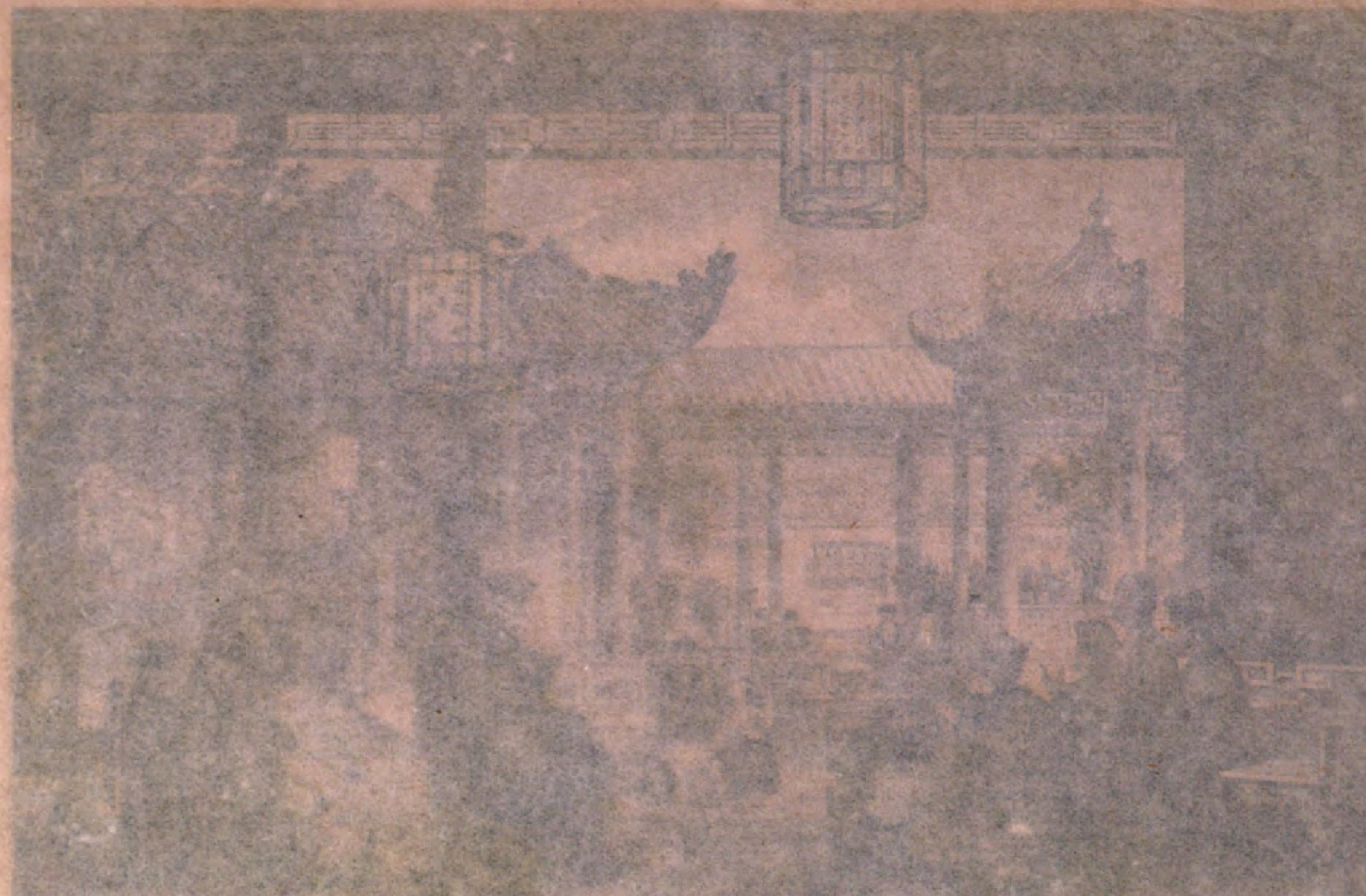
werde ich
des Archi=
hat mir
umgäng=
Ich stehe

ouverneur

ir uns in
miralschiff
sich auch
königlichen

Eingang
uns, und
en wollte.
arbe unter
Soldaten
weiße Uniform mit scharlachrothem Besatz und

Audienz bei dem Könige der Sandwichinseln.



HOF EINES MANDARINENPALASTES.

Maro und des Mantels aus Baumrinde, welche die alten Owaihier trugen und die noch heute die Tracht Einzelner sind, fand ich auf Honolulu die groteskeste und komischste Mischung von europäischen und einheimischen Trachten. Man konnte glauben, man befinde sich auf einem Maskenballe. Jeder trug ein Stück europäischer Tracht, aber nur eines, jedoch ohne alles das, was dazu gehörte. Hier sah man einen hochgewachsenen Burschen mit dem Wuchse eines Tambourmajors, einen Hut mit großem Federbusche auf dem Kopfe, während sein übriger Körper mit Ausnahme der Geschlechtstheile völlig bloß war. Nicht weit davon trug Einer eine rothe Weste mit Goldknöpfen, sein unterer Körpertheil aber stack in Lumpen. Ein Anderer hatte nichts als Hosen an oder gieng mit großen Kappenstiefeln einher. Oder es ward auch ein großer Luxus entfaltet, wie z. B. daß Jemand seidene Strümpfe trug, um den Gürtel aber nur mit einer Matte bekleidet war, oder eine Generalsuniform anhatte, d. h. den bloßen Frack, und im Gürtel einen Dolch oder Säbel trug. Unter allen diesen sonderbaren Verkleidungen befanden sich nur Wenige, die sich mit der einheimischen Tracht begnügten, die aus bunten biegsamen Matten bestund.

Pendleton begegnete mir, und rief mir zu: „Morgen werde ich Sie einem meiner Freunde vorstellen, dem jetzigen Beherrscher des Archipels, Kau-iki-uli. Er befindet sich gegenwärtig zu Honolulu und hat mir für Morgen eine Audienz gewährt. Die Könige Oceaniens sind umgängliche Herren, zugleich Schiffsrheder, Schiffsbauer und Kaufleute. Ich stehe mit ihm in Rechnung, er wird uns gnädig empfangen."

In der That holte uns den darauffolgenden Tag der Gouverneur von Honolulu zu dieser Audienz ab.

Als die Etiquette der Audienz festgestellt war, schifften wir uns in der Jolle ein, die im Vorüberfahren von Tameha-meha, dem Admiralschiff der Owaihischen Flotte, salutirt ward. Bald war unser Zug, dem sich auch der Konsul Jones angeschlossen hatte, auf dem Wege nach der königlichen Residenz.

Wir gelangten bald an ein großes weißes Thor, das den Eingang zu der königlichen Residenz bildete. Es öffnete sich bloß für uns, und bald war es klar, daß Kau-iki-uli uns eine Ueberraschung bereiten wollte. Auf dem Platze, der seinen Palast umgab, befand sich seine Garde unter den Waffen und in zwei Reihen, jede von 100 Mann. Seine Soldaten trugen eine vollständig weiße Uniform mit scharlachrothem Besatz und

Audienz bei dem Könige der Sandwichinseln.

Aufschlägen. Die Hüte, welche sie auf dem Kopfe hatten, waren sämmtlich schwarz; den sie befehligenden Kapitän, den alten Kahuhu, zierte ein prachtvoller rother mit goldenen Litzen verbrämter Frack; seinen Degen schwang er mit martialischer Miene; als wir vor diesen zwei Reihen vorübergiengen, wurden die Gewehre präsentirt. Einige Schritte von da und am Eingange des Thors selbst trafen wir den Oberbefehlshaber der Owaihischen Armee, den General Ki-kua-noa, in einer prachtvollen englischen Generalsuniform mit kostbaren Epauletten. Er war es, der Pendleton an der Hand ergriff, und ihn so ins Schloß einführte. Jones, Philips und ich folgten; letzterer stieß mich mit den Worten an: „Sieht nicht dieser schwarzbraune General wie ein Krebs aus, den man am Feuer gebraten hat?"

Das Audienzgemach war mit wahrhaft europäischem Luxus ausgestattet; scharlachrothe Vorhänge von Damast, große Spiegel und Gemälde in Goldrahmen zierten dasselbe.

Auf Owaihi dauern derartige Empfangsfeierlichkeiten weder so lange, noch sind sie so lächerlich wie in Europa. Kaum waren wir eingetreten, so erschien der König. Seine Majestät Tamehameha III., bekannter noch unter dem Namen Kau-iki-uli, setzte sich auf den Thron, der mit gelben Federn prachtvoll ausgeschmückt war. Er trug die große Uniform von Windsor mit goldenen Epauletten, die er von Georg IV. zum Geschenk erhalten hatte, und darüber Weste, Hosen und Strümpfe von weißer Seide. Es war dieß ein Empfang, wie er sonst nur von den mächtigsten Königen Europas stattfindet. Zur Rechten von Kau-iki-uli zeigte sich in aller Pracht die Regentin Kaohumanu, die beiden Exköniginnen, Kinau, jetzt Gemahlin des Generals Ki-kua-non, und Kikaunusch, Gemahlin Kanainas; etwas von ihnen entfernt sah man in langen Reihen und in respektvoller Haltung die verschiedenen Häuptlinge des Landes und Palastoffiziere, alle in ihrem prachtvollsten Anzuge.

Eine doppelte Reihe Stühle stand für uns und die übrigen Europäer, die ebenfalls des königlichen Empfangs theilhaftig geworden waren, bereit. Kaum hatte Kau-iki-uli Pendleton bemerkt, als er ihn nahe zu sich heran beschied, ihm freundschaftlich die Hand drückte und ihn über den Erfolg seiner letzten Reise befragte.

Kau-iki-uli war ein hübscher junger Mann, von angenehmen gewinnenden Manieren; in seiner Unterhaltung ließ er Verstand und viel Wissen blicken.

Die Unterhaltung, welche allgemein geworden war, ward von dem Könige selbst unterbrochen. Derselbe nahm Pendleton bei der Hand und führte ihn auf ein Büffet zu, auf dem sich eine große Auswahl von Kristallflaschen befand. Alle anwesenden Fremden folgten dem Fürsten, der Jedem von uns aus einer Flasche Madera einzuschenken im Begriff war. Die Anwesenheit Pendletons war es ohne Zweifel, welche uns diese Auszeichnung verschaffte. Kau-iki-uli war demselben sehr gewogen; er hatte seinen zuverläßigen Charakter und männlichen Sinn erkannt. Die Liebe zu den Wissenschaften, welche den Amerikaner beseelte, hatte die Bewunderung des Monarchen erregt. Schon mehrmals hatte er demselben glänzende Anerbietungen gemacht. Eines Tages war er sogar sehr ärgerlich, weil sein Freund (er nannte Pendleton nie anders) entschieden seine Weigerung aussprach, den Posten des Großadmirals der owaihischen Flotte zu bekleiden.

Nachdem die Audienz eine Stunde gedauert hatte, giengen wir weg; Pendleton allein blieb; man hielt ihn zurück. Dieselben Ehren, welche man uns bei der Ankunft erwiesen hatte, wurden uns auch beim Weggehen zu Theil. Die im Hofe des Palastes aufgestellte Garde präsentirte abermals ihre Gewehre vor uns.

Und doch war es dasselbe Volk, das Cook vor kaum sechzig Jahren noch wild gefunden hatte. Welcher erstaunliche Wechsel war mit demselben in dieser verhältnißmäßig kurzen Zeit vorgegangen! Wie sehr zeigte sich nicht seine Neigung, das alte Leben zu verlassen und ein neues zu beginnen! Wie groß war nicht sein Nachahmungstalent! Statt der Hütte sah man nun einen Palast; statt mit Pfeil und Bogen bewaffneter Wilder eine regelmäßige Miliz; ferner einen königlichen Hof, mit prachtvoll meublirtem Saale. Es war zum Verwundern. Eine Frage blieb dabei unbeantwortet. Genügen die Einkünfte des Landes zur Bezahlung dieses europäischen Luxus? Wird England, das Alles auf Owaihi einführt, seine Sitten, Sprache und Religion, Hülfsquellen genug in seinem Handelsverkehre mit diesem Lande auffinden, die seinen Eifer rege erhalten? Wird das Interesse, welches es bis jetzt darin gefunden hat, seine Meubles und Trachten aus Europa dahin einzuführen, lange genug wach bleiben und was wird ihm Owaihi dagegen bieten?

Als wir in die Wohnung des Konsuls zurückkamen, fanden wir daselbst den Gouverneur bereits auf uns wartend; derselbe war im Auftrag des Königs gekommen, uns auf den nächsten Tag zu einer Landparthie

einzuladen, bei der wir alle Hofdamen anwesend finden sollten. Der Zusammenkunftsort lag in dem herrlichen Thal Nuuanu, wo Kau-iki-uli ein schönes Landhaus besaß. Wir alle nahmen die Einladung an; selbst Philips, der sich ungern dazu entschloß, ward auf eine Weise genöthigt, daß jeder Widerstand von seiner Seite vergeblich war.

Den darauf folgenden Tag wartete unsrer eine Anzahl hübscher Pferde, welche der Hof zu unserer Verfügung gestellt hatte. Wir bestiegen sie und schlossen uns dem Hofe an, der theils zu Pferde saß, theils in Sänften getragen ward. Der König selbst erschien auf einem grauen Pferde, umgeben von etwa dreißig jungen Cavalieren, die sämmtlich zu seinem Hofstaate gehörten und Gefährten seiner Vergnügungen waren. Unsere Karavane bestand so aus etwa 100 Personen.

Sobald Kau-iki-uli uns bemerkte, kam er auf uns zu, schüttelte Pendleton freundlich die Hand, und wandte sich dann in verbindlichen Worten an Jeden von uns. Hierauf setzte sich der Zug in Bewegung.

Vor uns lag ein Weg, der steil über Schluchten und Bergströme führte; derselbe hatte die Länge mehrerer Stunden. Je weiter wir auf demselben kamen, desto mehr zeigte sich die hinter uns befindliche Gegend in ihrer Großartigkeit, die Niederung von Honolulu mit ihren Pflanzungen, die Stadt selbst mit ihren Hütten, die Bucht mit den dieselbe durchfurchenden Schiffen, und weiter hinaus das Meer, das alles umgürtet; fürwahr ein prachtvolles Panorama! Kau-iki-uli seiner Seits fand Vergnügen an den Reizen, welche mir dieses Schauspiel gewährte. Als er mich an jedem Flecke, wo die Landschaft einen für mich neuen Anblick bot, in Extase sah, schloß er sich mir an, machte mich auf Dieß und Jenes aufmerksam und unterstützte mich dabei mit unendlicher Güte. Es war mir gelungen, ihn dadurch, daß ich meine Verwunderung für das Land aussprach, dessen Herrscher er war, mir günstig zu stimmen. Von da an hielt er sich an meiner Seite. Als wir auf einer Hochebene angekommen waren, die mitten in diesen Bergschlünden lag, gab er mir durch Zeichen zu verstehen, daß hier eine denkwürdige Schlacht stattgefunden habe. Aber welche Schlacht? dieß war nicht zu verstehen. Pendleton, der sich in unserer Nähe befand, half aus. Es war dieß die entscheidende Schlacht, durch welche sich der große Tameha-meha zum Alleinherrscher über die Sandwichinseln machte. An dieser Stelle hatte er seinen Nebenbuhler, den Herrscher von Oahu, besiegt und vernichtet. Sechsunddreißig Jahre waren seitdem verflossen, seit dieser, in den Annalen der Inseln denkwürdigen

Schlacht, welche den für die gegenwärtig regierende Dynastie so günstigen Ausgang nahm.

In dem königlichen Landhause angekommen, wartete unserer eine glänzende Bewirthung; ihr folgte ein eben solches Nachtmahl, als wir gegen Abend in die königliche Residenz zu Honolulu zurückkamen

Von Oahu begab ich mich nach Owaihi, der größten Insel der Gruppe.

Owaihi ist die Insel, auf der Tameha=meha geboren ward, und seine Jugendjahre verlebte. Man führte mich daselbst in den Familientempel des großen Königs. Derselbe war dem Gotte Tairi geweiht, und weiter nichts als ein auf der Spitze eines Felsens aufgebauter Steinhaufen; diese Stelle war übrigens, so lange Tameha=meha lebte, die am meisten geheiligte (Tabu) der ganzen Insel. Der Steinhaufen galt in dem Grade für heilig, daß man Jeden mit dem Tode bestrafte, der in das Innere dieses Steinhaufens trat, oder auch nur einen Stein desselben aufhob. Alle, die dagegen frevelten, wurden zur Strafe auf einem benachbarten Berge lebendig verbrannt. Der Glaube Tameha=mehas an den Schutz, den die Götter seiner Familie angedeihen ließen, scheint ein tiefgenährter gewesen zu sein, vielleicht hatte sein Kultus auch nur in einer politischen Berechnung ihren Grund. Owaihi.

Ich machte zahlreiche Ausflüge auf der Insel und ward durch einen Reiz der Landschaften und Fernsichten belohnt, wie ich ihn nirgends sonst gefunden habe.

Das Merkwürdigste, was ich auf der Insel sah, war der königliche Morai (Götzentempel) von Honauno, in dem zugleich die Könige und andere Große der Insel seit 8 oder 9 Generationen ihre Begräbnißstätte haben. Dieser jetzt in Trümmern liegende Morai war ursprünglich ein sorgfältig errichteter Bau von 24 Fuß Länge und 16 Fuß Breite und stand auf einem Unterbau von Lava, der sich weit in die See erstreckt. Gedeckt war er mit Blättern des Ti oder Dracaeno; eine enge Holzwand schloß das Gebäude und einen ziemlich großen Hof ein. Außerhalb dieser Umzäunung befanden sich entweder auf kleinen Fußgestellen oder auf Pfosten roh geschnitzte, groteske Bilder, Mißgestalten beiderlei Geschlechts, welche die Schutzgötter des Orts vorstellten. Andere Schnitzwerke derselben Art füllten den inneren Hof. Es waren dieß Figuren mit struppigen Haaren, die ihre Arme an die Hüften stemmten, oder ihre Beine in einander schlugen, wie Tänzer, die sich in der Gymnastik üben. Es war mir, Der Morai von Honauno.

wie allen Laien, verboten, näher an dieselben heranzutreten; ich mußte vielmehr auf der Schwelle stehen bleiben, von wo ich eine Anzahl hölzerne oder aus rothen Federn bestehende Figuren sah, die Augen von Perlen und weit geöffnete Mäuler hatten, in denen Reihen von Wallfischzähnen glänzten.

Mein Führer zu diesem Morai war der Wächter dieses Heiligthums, ein Priester, dessen Großvater den berühmten Weltumsegler Cook begrüßte, als dieser diese königliche Grabstätte besuchte. Derselbe erzählte mir eine Anekdote, die ihm auch der englische Seefahrer Byron nacherzählt. Sein Vater hatte eines Tages vor dem Nui-Akua oder großen Geiste die gewöhnliche Nahrung aufgestellt, die in Fischen und Poe bestand. Der Sohn befand sich hungrig vor dieser Schaustellung von Speisen; denn sein Fischfang war an diesem Tage völlig unergiebig gewesen. Ihn verlangte nach den Speisen, welche den Götzen vorgesetzt waren. Ehe er sich an denselben verging, wollte er sich zuvor versichern, welche Mittel des Widerstandes und der Ahndung den Götzenbildern verblieben. Er fuhr mit der Hand über ihre Augen und sie blinzten nicht; er steckte den Finger in ihre Mäuler, und sie bissen nicht. Sein Entschluß war nun gereift. Er warf ihnen einen Mantel über die Köpfe, und als er sie trotzdem keine Bewegung machen sah, nahm er die Speisen und verzehrte sie. Sein Vater überraschte ihn dabei und machte ihm Vorwürfe, er aber antwortete ihm: „Ich redete sie an, und sie antworteten nicht; ich steckte ihnen den Finger in die Mäuler und sie bissen nicht; ich warf ihnen das Tuch über die Köpfe und sie sahen es nicht, ich kehrte mich daher nicht weiter an sie und griff zu." — „Mein Sohn, mein Sohn," bemerkte der Vater, „deine Handlung war eine lasterhafte; denn wenn auch das Holz, aus dem sie bestehen, nichts sieht noch hört, so sieht und weiß doch der große Geist im Himmel Alles."

Ankunft Cooks in der Bucht von Waimea.

Das wichtigste Ereigniß, das sich auf den Sandwichinseln ereignete, war die Ankunft Cooks am 20 Januar 1778. Beim Anblick der großen von ihm befehligten Schiffe bemächtigte sich großes Staunen, mit Furcht gemischt, der Eingebornen. Sie näherten sich denselben nur zaghaft mit ihren Piroguen, bestiegen nur in kleiner Anzahl die fremden Schiffe und waren stumm vor Erstaunen über Alles, was sie sahen. Allein eine ihrer ersten verständlichen Fragen war nach Eisen, was sie hama-iti nannten, woraus sich schließen läßt, daß schon vorher Europäer an ihrer Küste gelandet haben mußten.

Trotz der freundlichen Aufnahme, welche die Insulaner den Fremdlingen angedeihen ließen, schienen sie doch nicht besonders über deren Ankunft erfreut zu sein. Sie giengen sogar so weit, daß sie sich deren Landung widersetzten, was die Engländer nöthigte, einen der heftigsten Widersacher zu erschießen, um die übrigen einzuschüchtern. Dieß wirkte und es hörte damit aller Widerstand von Seiten der Eingeborenen auf. Cook traf vielmehr überall, wo er landete, die tiefste Unterwürfigkeit. Die Eingeborenen warfen sich vor ihm zur Erde; man bot ihm allerlei Geschenke an und ein Priester der Insel hielt an ihn eine Anrede, als wäre er ein Gott. Von diesem Augenblicke an wurden zwischen den Eingeborenen und den Schiffen alle möglichen Gegenstände getauscht. Nach einem Aufenthalte weniger Tage verließ Cook mit seinen Schiffen die Insel, um nach seiner eigentlichen Bestimmung, dem Nordosten von Amerika, abzusegeln, nachdem er zuvor der Gruppe den Namen: Die Sandwichinseln beigelegt hatte.

Im folgenden Jahre kehrte er mit seinen Schiffen wieder und warf in der Bucht von Ki-ara-Kakua an der Ostküste von Owaihi die Anker aus. Zweite Reise Cooks.

Die Ankunft der schönen europäischen Schiffe brachte an der Küste eine unbeschreibliche Aufregung hervor. Der Oberpriester Kau und dessen Sohn One-La, Priester des Gottes Rono, erklärten feierlich, es sei ihr Gott selbst, der auf Owaihi erscheine; Cook galt daher für Rono, und somit als Gott. Erschien er vor Eingeborenen, so nannte man ihn den großen, den mächtigen Rono; man warf sich ihm zu Füßen und verrichtete in den Tempeln Opfer ihm zu Ehren. Sowohl er wie die Mannschaft seiner Schiffe erhielten, was sie nur immer verlangten, dagegen sah er sich auch hie und da genöthigt, an bizarren Ceremonien Theil zu nehmen, die ihm unverständlich waren. Cook mußte allerdings aus dem Empfang, der ihm auf der Insel geworden war, schließen, daß ihn die Eingeborenen für mehr als einen Menschen hielten, allein die göttliche Verehrung gieng ihm doch zu weit, wenn er sich dieselbe auch gefallen ließ.

Am 24. Januar kündigte ein feierliches, am Gestade von Ki-ara-kakua abgehaltenes Tabu die bevorstehende Ankunft des Arii-raki (obersten Häuptlings) Tarai-Opu an, der von einem kriegerischen Auszuge nach einer benachbarten Insel zurückkehrte. Als derselbe angekommen war, machte er zuerst incognito einen Gang um das Zelt des Fremdlings, dann ließ er diesem sagen, er werde ihm einen feierlichen Besuch abstatten und ihm Geschenke wie einem Gotte darbringen.

In der That schiffte sich an dem für die Zusammenkunft bezeichneten

Tage Tarai=Opu gegen Mittag in einer großen Pirogue, welche von zwei andern mit Lebensmitteln begleitet war, ein, und ließ die Richtung gegen das englische Schiff zu einschlagen. Die ersten Beamten des Hofes begleiteten den König in ihren Helmen und prachtvollen Mänteln und mit Piken und Säbeln bewaffnet; ihnen folgten in einer zweiten Pirogue die Priester unter Anführung des ehrwürdigen Kahu mit ihren Götzenbildern, welche in rothe Stoffe gekleidet waren Diese, eine Art Gliederpuppen aus Weidengeflecht, waren mit bunten Federn geschmückt wie die Mäntel der Großen; ihre Augen bestanden aus großen Perlen; ihr Gebiß aus Hundszähnen; ihre Züge waren ungemein grotesk und karikaturartig. Eine dritte Pirogue enthielt Schweine und Gemüse. Während der Ueberfahrt vom Ufer an die englischen Schiffe erschallten religiöse Gesänge. Vor den Schiffen angekommen, fuhren die Piroguen um dieselben herum, dann gab der König, statt auf das Verdeck des einen derselben sich zu begeben, dem englischen Kapitän ein Zeichen, er möge sich zur Zusammenkunft mit ihm ans Land begeben. Beide Theile begaben sich dahin; die Engländer ihrerseits bezogen ein Zelt, das sie vorher am Landungsplatze aufgeschlagen hatten. Der König erhob sich alsdann unter tiefem Stillschweigen aller Anwesenden und ging auf Cook, der am äußersten Ende des Audienzzeltes saß, zu. Er hieng ihm daselbst auf anmuthige Weise seinen eigenen Mantel um, setzte einen Helm mit Federn auf sein Haupt, gab einen Fächer in seine Hand und legte schließlich noch sechs andere sehr werthvolle Mäntel ihm zu Füßen. Während der König ihn auf solche Weise beschenkte, brachten seine Diener vier gemästete Schweine, Zuckerrohr, Kokosnüsse und Brodfrüchte herbei, und legten sie ebenfalls Cook zu Füßen. Die ganze Feierlichkeit schloß damit, daß Cook und Tarai=Opu gegenseitig ihre Namen wechselten, was in Polynesien ein allgemeiner, werthgehaltener Gebrauch ist. Kaum hatte der König geendigt, so kamen die Priester herbei, um ebenfalls ihrem Gotte ihre Verehrung zu bezeigen; hinter ihnen erschienen Lastträger mit Früchten jeder Art, welche die Inseln hervorbringen.

Tarai=Opu, damals schon stark bejahrt und hinfällig, war an jenem Tage von seinen zwei jüngern Söhnen und seinem, später unter dem Namen Tameha=meha so berühmt gewordenen Neffen begleitet. King, der den letztern bei diesem Anlasse sah, sagt von ihm, der junge Häuptling habe ein sonderbares und wildes Aussehen gehabt; seine Haare seien mit einem Kleister und einem braunen Pulver bedeckt gewesen, die solche keineswegs als Schmuck für ihn darstellten.

Auf diese Weise verlief dießmal der Aufenthalt der Engländer. Die zwischen ihnen und den Eingeborenen bisher bestandene Harmonie ward nicht einmal gestört. Tarai=Opu allein empfand Unruhe wegen der großen Menge Lebensmittel, welche die Ernährung der Schiffsmannschaft erforderte. „Diese Leute,“ pflegte er zu sagen, „kommen aus einem Lande, das sie nicht zu ernähren vermag; bleiben sie noch lange unter uns, so werden sie alles aufessen, was wir haben.“ Er erkundigte sich alsdann eifrig nach dem Tage ihrer Abreise und schöpfte erst wieder Athem, als er erfuhr, daß deren Abreise auf den 4. Februar festgesetzt sei. Nichts desto weniger war er unerschöpflich in Anerbietungen aller Art, und versah Cook reichlich mit Lebensmitteln. Cook vergalt sie durch mehr oder weniger werthvolle Gegengeschenke. Als Alles zur Abreise bereit war, machten die Priester noch einen Versuch, ihren Gott Rono, oder wenigstens den Offizier King, den sie für dessen Sohn hielten, zurückzuhalten; allein vergebens, sie mußten die beiden Schiffe ihren Gott entführen sehen.

Bis dahin war Owaihi für den großen Weltumsegler eine gastfreie Erde gewesen; allein das Unglück wollte, daß, ehe seine Erforschung der Inseln beendigt war, ein Seesturm eines seiner Schiffe beschädigte.

Die Eingeborenen werden den Engländern gegenüber schwierig.

Um seine Masten wieder auszubessern, erschien er daher nochmals auf der Rhede von Ki=ara=kakua am 11. Februar 1779. Man errichtete zur Unterbringung der Schiffszimmerleute an der Küste unweit des Morais Zelte und war mit den nöthigen Arbeiten beschäftigt. Ein bis zwei Tage verliefen, ohne daß an der freundlichen Stimmung der Eingeborenen etwas geändert schien. Mittlerweile war der König von einem ins Innere gemachten Ausfluge zurückgekehrt, und empfing nun den englischen Schiffskapitän auf die bisherige freundliche Weise; aber bald und je mehr sich der Aufenthalt der Engländer verlängerte, änderte sich die Haltung des Volkes auf beunruhigende Weise. An die Stelle des bisherigen freundschaftlichen Entgegenkommens und der bewiesenen Verehrung trat Mißtrauen und Kälte. Die allen wilden Völkern eigenthümliche Leidenschaft des Stehlens erwachte bei den Eingeborenen, und jeder Gegenstand von Eisen ward zur unwiderstehlichen Versuchung. Ihr wildes ungestümes Betragen rief bald von Seiten der englischen Schiffsmannschaft Erbitterung und Widerstand hervor. Schon am 13. entspann sich zwischen beiden Theilen ein heftiger Streit; die Eingeborenen begannen bereits in Masse die Europäer mit Steinen anzugreifen, als das Dazwischentreten Cooks für dießmal Ruhe stiftete. Fast zu gleicher Zeit sah sich die Mannschaft des

einen englischen Schiffes genöthigt, Feuer auf freche Diebe zu geben, die sich auf das Verdeck desselben geschlichen hatten. Dieser unangenehme Vorfall und einige Mißverständnisse, zu denen er Veranlassung gab, waren der Anlaß für die Engländer, gewaltthätig gegen einen Häuptling Namens Paria zu verfahren, mit dessen Benehmen gegen sie sie bis dahin alle Ursache gehabt hatten, zufrieden zu sein. Wüthend über diesen Undank warfen sich die Insulaner jetzt auf die Angreifer; eine Niedermetzelung wäre die unmittelbare Folge gewesen, wenn nicht Paria, der beleidigte Häuptling selbst, alles aufgeboten hätte, die Engländer vor der Rache seiner Freunde zu schützen.

Damit schien der Friede hergestellt zu sein; allein die darauf folgende Nacht mußte auf mehrere Eingeborene, die sich heimlich in die Nähe der Zelte geschlichen hatten, geschossen werden, sowohl um dieselben dadurch zum Rückzuge zu nöthigen, als um die übrigen Eingeborenen einzuschüchtern. Den darauf folgenden Tag, am 14. Morgens nahm man wahr, daß ein bedeutender Diebstahl in der verflossenen Nacht stattgefunden hatte Die am Ufer befestigte Schaluppe des einen Schiffes war verschwunden.

Auf diese Nachricht gerieth Cook in den heftigsten Zorn, er ließ zwei von Eingeborenen bemannte Piroguen, welche sich auf der Rhede befanden, mit Kanonen beschießen. Dadurch nicht befriedigt, trieb ihn sein entschlossener kecker Charakter an, sich ans Land zu begeben, den König mit seinen ersten Häuptlingen aufzuheben und sie so lange an Bord seiner Schiffe festzuhalten, bis man ihm seine Schaluppe zurückgeliefert habe. Diese Maßregel war gewaltthätig, und verfehlte gänzlich ihren Zweck; auch entsprach sie nur wenig der bis dahin den Engländern bewiesenen freundlichen Gesinnung der Insulaner, so wie dem Wohlwollen, was der König und die Priester der Insel so lange den Engländern gezeigt hatten. Allein der unerschütterliche heldenmüthige Cook hatte bei ähnlichen Gelegenheiten stets auf gleiche Weise gehandelt; er wollte auch heute das System des Schreckens nicht aufgeben, dessen Anwendung bis dahin so gute Früchte für ihn getragen hatte. Am 14. um 8 Uhr des Morgens schiffte er sich, nachdem vorher alle Vorsichtsmaßregeln von ihm angeordnet waren, in einem Boote, das bloß mit 9 Seesoldaten und ihrem Offizier bemannt war, ein, und ließ auf das Dorf Kaara-Roa zurudern. Dort stieg er mit seiner Begleitung ans Land und begab sich mit derselben in die Residenz des Königs, den er im Bette und schlafend fand. Er gebot ihm aufzustehen. Der bejahrte Monarch widerstand nicht, erhob sich, und überlieferte

sich, nachdem er seine zwei Söhne, welche abwesend waren, zuvor hatte rufen lassen, den Händen Cooks, der ihn ans Ufer geleitete. Bis diesen Augenblick ließ nichts im Benehmen der Eingeborenen auf deren feindselige Gesinnung schließen. Die den Tag vorher unter ihnen geherrschte Erbitterung schien vollkommen gewichen; der englische Kapitän ward sogar auf seinem ganzen Wege von dem Volke ehrfurchtsvoll begrüßt.

Als das Volk ihn aus der königlichen Residenz treten sah, und den König nebst dessen zwei Söhnen von ihm geleitet erblickte, wußte es anfänglich nicht, was es hiervon zu halten habe. Schon waren die Söhne ins Boot gestiegen, als die Lieblingsfrau Tarai-Opus, Namens Kanona, dem Ufer zueilte, und den Monarchen mit Bitten und Thränen beschwor, nicht an Bord der Schiffe sich zu begeben. Dieß ermuthigte einige um den König versammelte Häuptlinge, ihm ebenfalls davon abzurathen, daß er sich auf solche Weise den Fremdlingen überliefere. Dem Allem sah die Volksmenge, welche mit jedem Augenblick zunahm, mit einer unruhigen, unentschlossenen Neugierde zu. Tarai-Opu schwankte zwischen dem unerschütterlichen Willen Cooks und der Sorge um sein eigenes persönliches Wohl. Es blieb nichts als Widerstand übrig, den er jedoch nicht zu leisten wagte. Mit dem Ausdruck der Angst und Unentschlossenheit in den Zügen saß er bleich am Meeresufer. In diesem Augenblick stürzte sich ein Eingeborner, der von der andern Seite der Bucht herkam, unter die Gruppe, welche Cook umgab. „Krieg!" rief er, „Krieg! die Fremdlinge haben ihn zuerst begonnen, als sie auf eine Pirogue schossen und den darin befindlichen Hauptmann tödteten!" Als dies die Volksmenge hörte, nahm sie eine gänzlich veränderte Haltung an. Bis dahin schweigend und unentschlossen, griff sie jetzt zu Steinen und begann den Angriff.

Die kleine Abtheilung englischer Soldaten bereitete sich auf den Widerstand vor; in Schlachtordnung, wenige Schritte von der Stelle entfernt, an der sich Cook und Tarai-Opu befanden, war sie schußfertig. Cook schien in diesem Augenblick den Umfang der Gefahr, in der er und die Seinigen schwebten, zu erwägen; er stieg, ohne, wie es schien, sich weiter um den König zu bekümmern, in das Boot. In demselben Augenblick drohte ihm ein Eingeborner mit der Lanze. Der Kapitän schoß sein doppelläufiges Gewehr auf ihn ab, und streckte ihn todt zu Boden. Die Eingebornen antworteten hierauf mit einem Steinhagel, was von Seiten der Engländer Gewehrfeuer zur Folge hatte. Cook gab den Befehl, nicht zu schießen, allein seine Stimme verlor sich im Gedränge und dem Lärmen.

Cooks Ermordung.

Auch machte er einen Versuch, die Insulaner anzureden und dadurch dem ungleichen Kampfe vorzubeugen. Allein in dem Augenblick, in dem er sich zu diesem Zwecke umwandte, drang ein Pahoastich ihm in den Rücken, während ihm von vorn eine Lanze in den Leib gestochen wurde. In demselben Augenblick fiel er todt zu Boden. So starb Cook, ein Mann, dessen hohe Verdienste um die Wissenschaft stets ihre Anerkennung finden werden.

Mit dem Falle Cooks begann das Handgemenge. Die Insulaner hatten sich nicht vor dem Musketenfeuer gescheut; statt vor demselben zurückzuweichen, hatten sie sich auf ihre Gegner gestürzt. Vier Mann der Begleitung Cooks fielen am Ufer; drei andere wurden stark verwundet; der Offizier, welcher sie befehligte, erhielt ebenfalls den Stich einer Pahoa. Diesen letztern gelang es indeß, ihr Boot zu erreichen, doch mußten sie in den Händen der Eingeborenen den Leichnam Cooks und die der vier ermordeten Soldaten lassen.

Diesem ersten Kampfe folgte bald an dem Morai, bei dem die Engländer ihre Zelte und Werkstätten aufgeschlagen hatten, ein zweiter. Die Insulaner schlugen sich daselbst tapfer und mit Nachdruck, und wichen nicht eher, als bis sie einige ihrer tapfersten Krieger verloren hatten. Den Engländern ward durch den Ausgang dieses Zusammentreffens klar, daß sie das Feld räumen müßten, sie schlugen daher ihre Zelte ab und zogen sich an Bord zurück. Daselbst angekommen und vor jedem Angriffe sicher, suchten sie wegen Rückgabe des Leichnams von Cook zu unterhandeln. Ihr Gesuch ward jedoch abgeschlagen und schon bereiteten sie sich darauf vor, demselben durch Waffengewalt Nachdruck zu verschaffen, als zwei Priester ein Stück Menschenfleisch im Gewicht von 9 bis 10 Pfund, in Stoffe eingewickelt, zurückbrachten. Es sei dieß alles, sagten sie, was noch von Cook übrig sei; sein Leib sei nach dem Gebrauche ihres Landes verbrannt und die Gebeine unter die verschiedenen Häuptlinge vertheilt worden.

Als die englischen Mannschaften die verstümmelten Reste ihres Kommandanten ansichtig wurden, entbrannte ihr Zorn von Neuem. Ihrerseits hatten die Eingeborenen den Tod von fünf ihrer ersten Häuptlinge und von dreißig der Ihrigen zu rächen. Die wechselseitigen Aufreizungen nahmen zu. Wo immer Europäer und Eingeborene zusammentrafen, entspannen sich Kämpfe. Kamen die Engländer an die Küste, um frisches Wasser zu holen, so waren sie sicher, eine Schaar Eingeborener vorzufinden

die sie mit Pahoas, Steinen oder Stöcken empfing. Das Musketenfeuer zerstreute sie zwar jedesmal; allein sie kehrten eben so unverdrossen zum Angriffe zurück. Dieß veranlaßte den Offizier, der an Cooks Stelle getreten war, das Dorf, wo die Priester wohnten, anzünden und alle die, welche sich diesem Akt der Rache widersetzten, umbringen zu lassen.

Wiederherstellung des Friedens zwischen den Eingeborenen und den Engländern.

Dieser entscheidende Schritt führte den Frieden herbei. Man trat von beiden Seiten zusammen, machte sich gegenseitig einige Zugeständnisse und am 19. Februar kam der Friede zu Stande. Den darauf folgenden Tag übergab der Häuptling Ea-po, in Begleitung mehrerer tausend Insulaner, die in beiden Händen, einem Armknochen, dem fleischlosen Kopfe, und kleinen Stücken Arm und Schenkel bestehenden Reste Cooks. Am 21. erhielt man von den Häuptlingen seine Gebeine, den Lauf seines Gewehrs, seine Schuhe und einige andere Gegenstände zurück. Am 22. erwiesen die Engländer diesen Ueberbleibseln die letzten Ehren, und von da an war das frühere friedliche Verhältniß zwischen beiden Theilen wieder hergestellt. Die Rhede Ki-ara-kakua bedeckte sich wieder jeden Tag mit Segel- und Ruderpiroguen, die theils Mundvorrath brachten, theils Neugierige enthielten, welche die Schiffe anzusehen kamen.

Man muß übrigens zum Lobe der Häuptlinge und der Priester sagen, daß sie über die Ermordung Cooks tief betrübt waren. Sie glaubten an seine Göttlichkeit in dem Grade, daß sie sogar seinen Resten göttliche Ehre erwiesen. Sein Andenken galt bei ihnen als unsterblich; ehe sie zum Christenthum bekehrt wurden, war es der allgemeine Volksglaube, daß Rono einst von den Todten auferstehen, von Neuem auf Owaihi erscheinen und seinen Tod an seinen Mördern rächen werde.

Die Engländer waren übrigens trotz des abgeschlossenen Friedens nicht im Stande, wieder in den Besitz der gestohlenen Schaluppe zu gelangen; kaum hatten die Eingebornen sie in ihrer Gewalt, als sie solche auseinanderschlugen, der Nägel wegen, aus denen sie Fischangeln machten. Unerachtet ihres besten Willens war es den Häuptlingen nicht möglich, mehr als Holzstücke davon zurückzuliefern. Die so verderbliche Rückkehr der Engländer auf die Insel hatte kaum zehn Tage gedauert, als die beiden Schiffe wieder unter Segel giengen.

Zehn Jahre später war der Archipel der Sandwichinseln von den Schiffen aller Handelsnationen befahren. Man verschaffte sich daselbst den Bedarf an Lebensmitteln; einige Flinten und etwas Pulver war alles, was man für die Verproviantirung eines ganzen Schiffes gab. Je mehr

die Eingebornen sich Flinten verschaffen konnten, desto größer ward ihre Sehnsucht nach denselben, denn deren Besitz war für die Eigenthümer zugleich eine Garantie der Uebermacht im Verhältniß zu ihren alten Waffen. Fehlte ihnen die Gelegenheit, solche zu erwerben, so giengen sie hie und da so weit, solche zu stehlen, und dies führte alsdann zu manchem blutigen Ereignisse. Wir lassen hier einige Beispiele folgen. Ein Amerikaner, Namens Metcalf, hatte zum Zwecke des Pelzhandels zwei kleine Schiffe ausgerüstet. Das eine derselben, das er selbst befehligte, war die Brigg Leonore von zehn Kanonen mit einer Mannschaft von zehn Amekanern und vierzig Chinesen, unter dem Schiffmaster John Young; das andere, die Goelette, die schöne Amerikanerin, hatte seinen Sohn mit dem Schiffsmaster Isaac Davis und nur fünf Seeleuten zur Bemannung. Aus China begaben sich beide Schiffe im Jahr 1789, das eine Schiff nach Owaihi, das andere auf die Fahrt in ein anderes Meer, um sich erst im Monat Februar dem ersten wieder anzuschließen. Beide lagen alsdann zu Mawi vor Anker. Auf diesem Ankerplatze ward der Nachen des einen Schiffes während einer Nacht mit dem Manne, der ihn zu bewachen hatte, gestohlen. Als der Kapitän des andern Tages den Diebstahl entdeckte, schwur er Rache. Allein er ließ nichts davon merken, sogar dann nicht, als man ihm nach Umfluß dreier Tage die Gebeine der Wache und einige Stücke des Bootes zurückbrachte. Er fuhr fort seinen Proviant einzuthun, und alle Piroguen, die sich zu diesem Zwecke bei ihm einfanden, freundlich zu behandeln. Die Eingeborenen glaubten nicht anders, als er verzeihe die That, und kamen in großer Zahl aufs Schiff. Eines Morgens jedoch ertheilte Metcalf den Befehl, die Kanonen beider Schiffe mit Kartätschen, und alle Flinten scharf zu laden. In dem Augenblick, als die Piroguen ans Schiff kamen, hieß man alle sich auf die Seite begeben, welche der Küste zugewandt war, und begrüßte sie alsdann mit einer vollen Breitseite und einem Pelotonfeuer. Die Wirkung war eine furchtbare; mehr als 100 Eingeborene blieben todt; eine noch größere Anzahl ward verwundet.

Von den Sandwichanern an zwei amerikanischen Schiffen verübte Gewaltthätigkeiten.

Nach dieser That begab sich Metcalf nach Owaihi, wo er die ersten Tage, seitdem er seine Anker daselbst ausgeworfen hatte, gänzlich unbehelligt verbrachte. Allein am 18. März fand sich Tamehamotu, einer der Häuptlinge des Distrikts, auf der Goelette, der schönen Amerikanerin, mit einigen seiner Freunde ein. Da er erklärt hatte, daß er für den Sohn Metcalfs Geschenke überbringe, so nahm man ihn, ohne Mißtrauen zu hegen, auf. Kaum aber

war er auf dem Verdeck angekommen, so bemächtigte er sich des jungen Mannes und warf ihn in die See, in der derselbe schnell untersank; darauf legte er seine Hand auf den Schiffsmaster Davis. Dieser jedoch wußte sich trotz einiger Wunden als guter Schwimmer auf dem Wasser zu erhalten und ward endlich von einer Pirogue aufgenommen. Zu gleicher Zeit ward auf Befehl Tameha-mehas der Master der Leonore, Young, auf dem Lande zurückgehalten und ins Gefängniß geführt.

Die schöne Amerikanerin war somit in der Gewalt des Owaihischen Häuptlings. Der Brigg Leonore, welche unweit derselben vor Anker lag, konnte der an dem andern Schiffe verübte Handstreich nicht lange verborgen bleiben; statt indeß ihrer Gefährtin zur Hülfe zu kommen, gieng sie sogleich unter Segel und kam nicht mehr zum Vorschein.

Es ist sogar heute noch schwierig, nachzuweisen, wer den Befehl zu diesen Gewaltthaten gab, oder sie veranlaßte. Die Festnehmung des Schiffsmasters Young ward ohne Zweifel von Tameha-meha selbst veranlaßt, der dadurch, indem er Young als Geisel in seine Gewalt bekam, gleichsam eine friedliche Sühne der von Metcalf begangenen Gewaltthat erhalten wollte; allein der an der schönen Amerikanerin verübte Handstreich war so wenig auf seinen Befehl verübt, daß er vielmehr das Schiff dem Amerikaner Metcalf wieder überliefern lassen wollte, und zwar gerade in dem Augenblick, als dieser aus übertriebener Aengstlichkeit die Segel beisetzen ließ. Somit muß der Plan der Ueberraschung und dessen Ausführung vollständig auf Rechnung Tameha-motus gesetzt werden. Derselbe, wie noch andere owaihische Häuptlinge waren der Meinung, die owaihische Macht sei erst von dem Augenblick an gesichert, wo sie durch den Besitz von Kanonen und kleiner Schiffsgeschwader in den Stand gesetzt sei, sich den ganzen Archipel zu unterwerfen.

Tameha-meha läßt zwei Europäer gefangen nehmen und zwingt sie, seinen Völkern als Lehrer zu dienen.

In Betreff der schönen Amerikanerin war das Bestreben Tamehamehas einzig auf die Gefangennahme der beiden Europäer, der Schiffsmaster Young und Davis, gerichtet. Er betrachtete dieselben für sich und für die unter ihm stehenden Völker als zwei werthvolle Werkzeuge der Civilisation, und nahm keinen Anstand, ein schlechtes Mittel zur Erreichung eines guten Zweckes zu gebrauchen. Die beiden Engländer wurden gefangen gehalten und ihnen feierlich erklärt, daß einer für den andern verantwortlich sei, in der Art, daß keiner entweichen könne, ohne daß das Gewicht der Flucht des einen den andern vollständig belaste. Allein zu gleicher Zeit, während er ihnen auf solche Weise den Archipel zum

Gefängniß anwies, überhäufte sie Tameha-meha mit Beweisen seiner Freundschaft und seines Wohlwollens. Young und Davis waren gefaßt gewesen, lebendig von den Eingeborenen aufgezehrt zu werden, und zwar um so mehr, da die Opfer von Mawi eine Sühne verlangten. Man denke sich daher ihr Erstaunen, als sie sich eine sehr schöne Wohnung in der Nähe der des Königs angewiesen, sich mit Geschenken und Lebensmitteln überschwemmt sahen, und man ihnen unter den schönsten Frauen des Landes die Wahl ließ. Man wird es alsdann begreiflich finden, daß ihr Entschluß, in dem Lande zu bleiben, bald gefaßt war, und sie nicht müde wurden, die Ideen ihrer Civilisation auf jede Weise den Insulanern bekannt zu machen. Sie machten sich rüstig ans Werk, sowohl des Vergnügens wegen, was sie selbst dabei empfanden, als aus Pflichtgefühl und Erkenntlichkeit; sie verbreiteten eine Menge nützlicher Ideen auf der Insel, und führten Arbeiten aus, welche schnelle und glückliche Nachahmung unter den Insulanern fanden, wußten sich mit einem Worte solche Verdienste zu erwerben, daß Tameha-meha nur ungern sich mit dem Gedanken beschäftigte, sie jemals zu verlieren. Kamen europäische Schiffe in die Häfen der Inseln, so wurden Young und Davis als Dollmetscher bei ihnen verwendet; sie machten auf diejenigen Waaren aufmerksam, deren Erwerbung im Tauschwege dem Lande am meisten Vortheil brachte; sie waren überhaupt wegen der Dienste, welche sie leisteten, dem Könige überaus werthvoll. Allein um zu verhüten, daß sie nicht vom Heimweh ergriffen wurden, und daß sie nicht eines Tages sich ihren Landsleuten zur Heimkehr anschlössen, ließ man niemals beide zugleich die vor Anker liegenden Schiffe besteigen, sondern nur einen nach dem andern. Uebrigens erwiesen sich alle diese Vorsichtsmaßregeln als überflüssig. Die beiden Europäer fühlten sich zu Owaihi heimisch; sie hatten daselbst ein Loos gefunden, besser als es ihrer in Europa wartete; der Gedanke einer heimlichen Flucht kam ihnen daher nicht. Ihr Beispiel fand vielmehr bei einer Anzahl Europäer und Amerikaner, die ihre Schiffe heimlich verließen, und sich auf den Inseln niederließen, Nachahmung.

Tod Tameha-mehas.

Tameha-meha starb am 8. Mai 1819. Während des Monats, der seiner Auflösung vorhergieng, hielt der ganze Archipel sein Auge auf ihn gerichtet und die Ohren weit offen, um zu hören, ob er noch lebe. Zu jeder Stunde des Tages vertheilten sich Eilboten in allen Richtungen, um auch in die entlegensten Hütten die Nachricht zu verbreiten, wie es um dieses theure Haupt stehe. Aus allen Theilen der Inseln kamen Priester



Grugeler sc.

VORDERSEITE DES GROSSEN TEMPELS ZU MACAO.

Carlsruhe im Kunstverlag.

[illegible] aller Art herbei; allein nichts war im Stande, das Uebel [illegible]. Tameha-meha begriff gleich Anfangs seinen Zustand; er [illegible] Sohn an sein Lager treten, und sagte zu ihm: „Ich hinter- [illegible] Gebiet, das groß genug ist, deinen Ehrgeiz zu befriedigen; [illegible], so wirst du es erhalten; suchst du es aber zu erweitern, [illegible] es verlieren. Die Häuptlinge, welche mich umgeben, werden [illegible], so lange du [illegible] walten lassen wirst. Begehen [illegible] etwas Unrechtes, [illegible] lasse sie [illegible] zweiten Mal unrecht [illegible] gegen sie ein, [illegible] dritten Mal sich [illegible] wohl, grüße meine [illegible] Mutter.“

Große öffentliche Trauer um Tameha-meha.

[illegible] seinen [illegible] über [illegible]. Jedermann, sowohl [illegible] e [illegible], wälzte sich [illegible] an den [illegible] Schmerz sich einen [illegible] e, [illegible] tödten lassen; [illegible], [illegible] einreißen ließ [illegible] h [illegible] schwere Wunden. [illegible] [illegible] gegenseitig das [illegible] t [illegible] Schmerz auf [illegible]. [illegible] der königlichen [illegible] d [illegible] Tage und drei Nächte [illegible] s [illegible] beschäftigt; man aß und [illegible] r [illegible] war stets auf den Beinen, und [illegible] r [illegible] Verlust.

Abschaffung des Tabu und des Götzendienstes unter seinem Nachfolger.

[illegible] seinem Sohne und [illegible] g [illegible] und des Götzendienstes [illegible] n [illegible], und die Häuptlinge [illegible] t [illegible] hierüber zu. [illegible] habe; nur mußte [illegible] g [illegible] Kio-puo-lani erhalten, [illegible] e [illegible] war. Als man ihr zum [illegible], [illegible] Widerstand. „Was haben Euch die [illegible]“ [illegible] Darauf antwortete man ihr: [illegible] s [illegible] sie thun uns auch nichts [illegible]? Ist ihr Cultus nicht [illegible] Menschenopfer? und belehrt uns der Umgang mit unsern [illegible]



[illegible] DES GROSSEN TEMPELS ZU MACAO.

und Zauberer aller Art herbei; allein nichts war im Stande, das Uebel zu beschwören. Tameha-meha begriff gleich Anfangs seinen Zustand; er ließ seinen Sohn an sein Lager treten, und sagte zu ihm: „Ich hinterlasse dir ein Gebiet, das groß genug ist, deinen Ehrgeiz zu befriedigen; bist du weise, so wirst du es erhalten; suchst du es aber zu erweitern, so wirst du es verlieren. Die Häuptlinge, welche mich umgeben, werden dir treu bleiben, so lange du Gerechtigkeit walten lassen wirst. Begehen die Fremdlinge etwas Unrechtes, so strafe sie nicht vorschnell, lasse sie lieber zum zweiten Mal unrecht thun und schreite erst dann gegen sie ein, wenn sie zum dritten Mal sich vergangen haben. Lebe wohl; grüße meine Frauen und deine Mutter."

Große öffentliche Trauer um Tameha-meha.

Als man im Lande seinen Tod vernahm, war die Trauer darüber unermeßlich. Jedermann, sowohl Männer wie Frauen, weinte, zerraufte seine Haare, wälzte sich im Staube. Jeder wollte zum Andenken an den erlittenen Schmerz sich einen oder zwei Zähne ausziehen, alle Hausthiere, die er besaß, tödten lassen; der Eine oder Andere gieng sogar so weit, daß er sein Haus einreißen ließ. Die Frauen entstellten ihre Leiber durch Brand- und andere Wunden. Die einander begegnenden Männer verunstalteten sich gegenseitig das Antlitz und beklagten nur, daß es ihnen nicht möglich sei, ihren Schmerz auf bezeichnendere Weise an den Tag zu legen. In der Umgebung der königlichen Residenz, zu Towaihai, Kai-Rua, blieb das Volk drei Tage und drei Nächte auf den Straßen, mit nichts als seinem Schmerze beschäftigt; man aß und trank nicht, noch pflog man der Ruhe, sondern war stets auf den Beinen, und beklagte mit lautem Jammer den allgemeinen Verlust.

Abschaffung des Tabu und des Götzendienstes unter seinem Nachfolger.

Unter seinem Sohne und Nachfolger Rio-Rio erfolgte die Abschaffung des Tabu und des Götzendienstes. Eine Art Congreß fand zu diesem Behufe statt, und die Häuptlinge der Insel brachten einen ganzen Monat mit Berathungen hierüber zu. Endlich ward beschlossen, daß der alte Cultus aufzuhören habe; nur mußte dieser Beschluß zuvor die Gutheißung der Königin-Mutter Kio-puo-lani erhalten, welche Rio-Rio durch ihre Geburt überlegen war. Als man ihr zum ersten Mal hiervon sprach, leistete sie Widerstand. „Was haben Euch die Götter Uebles gethan?" fragte sie. Darauf antwortete man ihr: „Sie haben uns nichts Uebles gethan, allein sie thun uns auch nichts Gutes, weßhalb sollten wir sie daher beibehalten? Ist ihr Cultus nicht ein lästiger? Verlangt er nicht Menschenopfer? und belehrt uns der Umgang mit andern Nationen nicht,

daß die Götter des Kriegs nicht im Stande, uns zu beschützen, und daß die Opfer, welche man ihnen bringt, grausame und vergebliche sind?" — „Wohlan denn," erwiederte die Königin, „so thut, wie euch gefällt." Von diesem Tage an hörten die Morais und Heions auf, heilig zu sein. Man behielt nichts bei, als die Orte, wo die Gebeine der Häuptlinge aufbewahrt sind, und einige alte Priester, die darüber zu wachen hatten.

Gleichzeitig ward auch das Tabu, dieses alte, so wichtige Symbol der Unverletzlichkeit, abgeschafft. Das Tabu, das die Frauen betraf, verschwand zuerst. Früher war es ihnen nicht nur verboten gewesen, in Gegenwart von Männern zu essen, sondern sogar gewisse Speisen zu genießen. Die Zuwiderhandelnden wurden mit dem Tode bestraft. Als die öffentliche Abschaffung des Tabu erfolgte, war darüber ein großes Geschrei bei dem Volke. Dasselbe lief in die Morais und holte die Priester daraus, da der Himmel so kecke Eingriffe rächen müsse. Allein die Priester waren bereits von Allem unterrichtet, und führten ihre Rollen gut durch. „Allerdings, sagten sie, ist es ein starker Eingriff in's Tabu. Allein warum rächen ihn die Götter nicht? Warum lassen sie sich auf solche Weise vor allen Gläubigen beschimpfen? Sie sind also unmächtig, diese Götter, daß sie diesen Schimpf nicht rächen. Man muß sich ihrer entledigen; kommet herbei, ihr Einwohner von Owaihi, und befreien wir uns von ihnen!" Und mit seiner eigenen Hand setzte der Oberpriester den Hauptmorai in Brand, was sicher von einem Götzendiener noch selten geschehen ist. Das Volk ahmte das gegebene Beispiel nach, und so fiel der alte Cultus Owaihis mit seinen Tempeln. Die übrigen Inseln des Archipels folgten bald dem Beispiele der Hauptinsel.

Kapitel 12.

Ueberfahrt von Owaihi nach Nukahiwa. — Aufenthalt zu Nukahiwa. — Die Bewohner Nukahiwas als Menschenfresser. — Der König und der Regent von Nukahiwa. — Uebereinkommen zwischen den Nukahiwiern und Pendleton. — Abfahrt des Oceanic nach der Bucht von Umi. — Der Volksstamm der Tai-Pii. — Der Volksstamm der Hapas. — Tempel, in dem Menschenopfer gebracht werden. — Menschenraub, der durch amerikanische Schiffe verübt ward. — Die Eingeborenen greifen die Schiffsmannschaft an.

Pendleton ließ die Segel aufziehen, um unsere Fahrt fortzusetzen und bald lag die Rhede hinter uns; der Archipel Owaihi verschwand stets mehr aus unserem Gesichtskreise. Kaum hatte ich Zeit gehabt, mich nach so langem Aufenthalte auf dem Lande wieder auf dem Schiffe umzusehen, so hatte uns der Schooner auf die hohe See entführt, und bald sahen wir nichts mehr als Luft und Wasser.

Philips war der Erste, der meine Gedanken zerstreute, indem er über den Spekulationsgeist der Insulaner in seiner Art Klage führte. „Diese Insulaner," rief er, „sind noch räuberischer als Europäer. Ich wollte gegen einige chinesische Porzellansachen Sandelholz von ihnen eintauschen. Vergebens! Sie forderten für ihr Inselprodukt solch' wahnsinnige Preise, daß nichts zu machen war. Da suche ich mir dagegen Inseln auf, wo man den Werth der Waaren noch nicht kennt, wo man zehn Schweine für ein Trinkglas erhält! In den Zeiten Cooks war es auch hier so; seitdem hat es sich aber verteufelt geändert. In früheren Zeiten, wenn man aus Oceanien zurückkehrte, trat man mit Geld gespickt und vor Freude strahlend in sein Haus; man hatte alle Kisten voll mit Spielereien für Frau und Kinder: Bogen, Pfeile, Federmäntel, seltsamen Kopfputz aller Art! Heut zu Tage gibt es nichts mehr dieser Art zu ernten; man kommt leer an und die ganze Familie sieht sauer drein. Nicht einmal Doublonen gewinnt man; das eigene Geld bleibt dabei sitzen. Wenn uns der Wallfischfang nicht bessere Rechnung gibt, so geht die Ladung sammt dem Schiffe darauf und die Rheder müssen bankerott machen."

Dieses Klaglied war nicht ganz ohne Grund. Der Handel Owaihis bietet den europäischen Schiffen stets weniger; Tauschartikel werden in diesem Archipel von Tag' zu Tage seltener und theurer.

Bald entdeckten wir die Bergspitzen Nukahiwas, der Königin der Gruppe. Dieser Archipel ist wenig gefahrvoll; die Korallenklippen, die sich Nukahiwa.

an der Küste desselben finden, erstrecken sich nicht weiter als eine Kabellänge von derselben, ein Umstand, der in den oceanischen Gegenden eine große Seltenheit ist. Als wir den folgenden Tag vor Nukahiwa unsre Anker auswarfen, konnten wir uns der Insel sehr nähern und eine Strecke an ihrer Küste hinfahren. Auf meiner ganzen Reise traf ich wenig Gegenden, die, was ihre Reize betraf, mit Nukahiwa wetteifern konnten. Kaum war der Oceanic an der Spitze der Bucht sichtbar geworden, so giengen fünf oder sechs Piroguen mit Eingeborenen unter Segel, und fuhren ihm entgegen. Diese Eingeborenen hielten sich nicht lange damit auf, daß sie Unterhandlungen pflogen, sie schwangen sich vielmehr auf jede ihnen mögliche Weise an Bord, und bald waren ihrer zwanzig unter uns. Es waren dieß wirklich Wilde, wahrhafte Urmenschen, noch von keiner europäischen Civilisation berührt. Fast gänzlich nakt, war ihr Organ kreischend, ihr Mienenspiel ein äußerst lebhaftes, kurz sie hatten mehr vom Affen als vom Menschen an sich, wie alle Raçen, ehe sie von der Civilisation erreicht werden. Sie stellten Pendleton vor, daß sie im Kriege mit einem benachbarten Volksstamm begriffen seien und verlangten die Hülfe der Männer des Westens, um ihre Feinde zu besiegen und auszurotten. „Wir werden uns," hieß es, „nach der Schlacht an ihrem Fleische erholen." Um Pendleton ihren Absichten günstig zu stimmen, erzählten sie ihm, wie siegreich sie in einem letzten Treffen gewesen, wie viel Gefangene von ihnen verzehrt worden seien, indem sie ihm zugleich deutlich machten, welchen Genuß ihnen dieses Fest bereitet habe. Für mich war es das erste Mal, daß ich Menschenfresser kennen lernte, die sich dieser Barbarei rühmten; ich empfand daher einen Schauder in allen meinen Gliedern. Heute unsre Freunde, morgen unsre Feinde, konnten diese Leute uns bekriegen und für ihre Feste aufbewahren. Mit einer Art Schrecken betrachtete ich ihre weißen scharfen Zähne, und ich verhehlte mir nicht, daß leicht eines Tages ein Stück von meinem Fleische nach ihrem Geschmack sein könnte. Pendleton und Philips blieben gleichgültig; ihnen waren diese Kanibalen nichts Neues; sie hatten bereits viermal die Reise um die Welt gemacht. Pendleton sagte, zu mir gewandt, „wenn Sie dieser Anblick staunen macht, wie wird es erst sein, wenn Sie Neu-Seeland sehen werden?"

Die Einwohner Nukahiwas als Menschenfresser.

Da die an Bord gekommenen Eingeborenen von Pendleton verlangten, daß er in ihrer Bucht vor Anker gehe, so erklärte ihnen dieser, daß er auf der Rhede von Taio-Hoe, einem der sichersten Punkte der

Insel, vor Anker gehen wolle. Er glaubte damit ihre Entfernung zu erzielen. Allein sie weigerten sich dessen; ihr Volksstamm lebe gegenwärtig in Frieden mit den Taiis, und sie wollten uns die Freude machen, uns zu ihnen zu begleiten. Dahin gieng also unsere Fahrt.

Daselbst angekommen, warf der Oceanic seine Anker aus. Kaum war dieß geschehen, so sammelten sich mehrere hundert Piroguen um das Schiff, während tausende braune Köpfe auf dem Wasser sichtbar wurden, und schwimmend das Schiff erreichen zu wollen schienen. In wenigen Minuten war das Verdeck mit Eingeborenen bedeckt; sie waren auf allen Seiten an dem Schiffe hinaufgeklettert, die einen am Kabel, die andern am Steuerruder u. s. w. Es war ein förmliches Sturmlaufen, mit Ausnahme, daß keine Gewaltthat dabei vorkam. Es waren ihrer bald mehr als 200 an Bord, lauter muntre, lebhafte Leute, die nichts Schlimmes vorzuhaben schienen, allein bereits zu zahlreich waren, um beaufsichtigt werden zu können. „Teufel," sagte Pendleton für sich, „das kann nicht so dauern, wir laufen bereits in unserem eigenen Hause Gefahr mit diesen Burschen, man muß dieß ändern!" Da er keine Gewalt gegen sie gebrauchen wollte, so verlangte er ihre oberste Behörde zu sprechen. In der Zwischenzeit, bis diese herankam, ward dafür gesorgt, daß kein weiterer Zuwachs an Besuchern statt habe.

Das Schiffsvolk war bereits durch die vielen Anwesenden in seinen Bewegungen gehemmt. Jeder von uns hatte einen Schwarm Eingeborener, sowohl Männer wie Frauen, um sich, die von allen Seiten auf ihn eindrangen und uns mit Fragen bestürmten, die wir nicht verstunden.

Die Männer hielten sich bei jeder Kleinigkeit am Bord auf, und verlangten hauptsächlich Gewehre und Flinten, um ihre Feinde damit zu vertilgen, wie sie sagten. Sie wollten alles besitzen, was sie sahen, eine Uhr, ein Kleid, einen Stoff, ein Stück Strick; alles war nach ihrem Geschmacke. Mit Wenigem konnte man viele glücklich machen; allein man war, des Drängens müde, bald genöthigt, jegliches zu verweigern.

Es kam kein Vorgesetzter, und Pendleton war eben im Begriff, sich auf gewaltsame Weise Luft zu verschaffen, als man ihm das Nahen einer Barke ankündigte, welche Personen von Stand heranbringe. Es war dieß das Haupt des Stammes, ein hübscher, zehn Jahre alter Knabe Namens Moana, der von seinem Vormund, dem Regenten während seiner Minderjährigkeit, Namens Haape, begleitet war. In ihrer Begleitung befand sich Tena, Sohn des Regenten, und von gleichem Alter wie der

König, ferner Pia-Roro, ein angesehener Häuptling des Stammes der Hapas. Diese Personen unterschieden sich durch kein äußerliches Zeichen von den übrigen Insulanern; ihre ganze Bekleidung bestand in einem Gürtel, oder Tschiabu, von grobem Stoffe.

Der König und der Regent von Nukahiwa.

Diese beiden Kinder waren allerliebste Geschöpfe. Der schon bejahrte Regent Haape, ein Mann von ruhigem und friedlichem Wesen, schien die besten Gesinnungen für Pendleton zu hegen. Er sprach ihm seine Freude aus, in der Bucht ein Schiff Potas (er meinte damit Porter, einen amerikanischen Seefahrer) zu wissen, und erklärte sich bereit, ihm auf jede Weise gefällig zu sein. Der Wuchs dieses bejahrten Häuptlings war etwas über der mittleren Größe; seine hellgrauen Haare waren großentheils rasirt; es war davon nichts übrig gelassen als ein Büschel auf der Krone des Hauptes, der an der Wurzel mit einem Bande von weißem Stoffe umwickelt war. Der ganze Schmuck, den er trug, bestand in einem kunstvoll gearbeiteten Ohrgehänge aus Wallfischzähnen.

Pendleton kannte diese Personen bereits. Schon mehrmals hatte er auf der Insel gelandet, und sich niemals einer Gewaltthat gegen die Eingeborenen schuldig gemacht. Sobald er süßes Wasser und frische Lebensmtitel verlangte, ward daher die Versicherung ertheilt, daß man es ihm daran nicht fehlen lassen werde. Dann war man bestrebt, die Art der Beziehungen zwischen den Eingeborenen und der Schiffsmannschaft festzustellen. Pendleton verwahrte sich dagegen, daß sein Verdeck zu jeder Stunde von ihnen belagert werde, und wollte sich gegen den Andrang dieser Besucher geschützt wissen. Es ward daher zwischen ihm und den Häuptlingen der Insel bestimmt, daß, so wie die weiße Flagge auf dem Schiffsmaste aufgezogen werde, der Zutritt den Insulanern gestattet sein solle; so wie aber statt dessen die rothe Flagge aufgepflanzt werde, das Schiff als Tabu anzusehen sei, d. h. als unzugänglich für alle Küstenbewohner, mit Ausnahme des Königs und seiner Minister. Das Tabu hatte auf Nukahiwa dieselbe heilige Bedeutung wie zu Owaihi. Weiter ward bestimmt, daß ein junger Häuptling der königlichen Familie, Namens Tai-Manu, an Bord des Oceanic zu verweilen habe, als Geißel und als Sicherheit für die Matrosen, Offiziere und Passagiere, welche sich ans Land begeben würden. Diese Vorsicht erschien übrigens damals als ziemlich überflüssig, da zwischen uns und den Eingeborenen das beste Einverständniß herrschte, und uns die letzteren nur Dank zu wissen schienen, daß wir ihre Rhede der ihrer Nachbarn vorgezogen hatten.

Als diese Bedingungen festgestellt waren, galt es, dieselben der Menge, welche das Verdeck füllte, begreiflich zu machen. Um Stillschweigen zu gebieten, ließ man zweimal trommeln, worauf die beiden Häuptlinge Haape und Pia-Roro nach einander das Wort ergriffen. Sie setzten den anwesenden Insulanern auseinander, auf welche entscheidende Weise die Beziehungen zwischen der Schiffsmannschaft und den Eingeborenen geordnet seien, erklärten ihnen die Bedeutung der beiden Flaggen — der weißen und rothen — betonten mehrmals das Wort Tabu, um dem Oceanic dadurch innerhalb der festgesetzten Bedingungen den Charakter der Unverletzlichkeit zu geben. Seinerseits ließ Pendleton am großen Maste die rothe Flagge aufhissen, um so den eben abgeschlossenen Vertrag verständlicher zu machen. Es ward darauf das Zeichen zum Rückzuge gegeben. Die Menge gehorchte übrigens nicht sogleich. Sie that dergleichen, als sehe sie dieses Zeichen nicht, suchte Zuflucht im Zwischendecke und hörte kaum auf ihre Häuptlinge, die keinen großen Einfluß auf sie auszuüben schienen. Einige derselben zogen sich allerdings zurück, allein die Mehrzahl blieb. Dieß veranlaßte Pendleton zu entscheidenderen Maßregeln; 12 Mann wurden angewiesen, ebenso viele Musketen zu ergreifen. In zwei Reihen machten dieselben verschiedene Uebungen; es erfolgte ein abermaliger Trommelschlag, worauf Pendleton den Eingeborenen mit dem Finger die Küste, und dann die Musketen wies. Diese bezeichnende Hindeutung ward besser verstanden, als die rothe Flagge; die Besucher stürzten sich sofort in ihre Piroguen, indem einer den andern drängte oder überschlug. Einzelne warfen sich sogar ins Meer, um so schneller die Küste zu erreichen. Alle Männer waren im Nu verschwunden, nur die ungefähr 30 betragenden Weiber wollten den Befehl des Kapitäns nicht auf sich beziehen und blieben. Dieselben hatten offenbar das Bewußtsein, wie sehr uns ihre Schwäche imponiren müsse, wir mußten sie daher aus Rücksicht auf ihr Geschlecht verschonen. Da sie keine Piroguen mehr zur Verfügung hatten, so warf sich die Mehrzahl derselben ins Meer; wie Sirenen umgaben sie das Schiff noch einige Zeit, dann aber schwammen sie schaarenweise dem Ufer zu.

Uebereinkommen zwischen den Nukahiwiern und Pendleton.

Als das Verdeck gesäubert und die Schönen von Nukahiwa heimgekehrt waren, stiegen wir in das Eßzimmer des Oceanic herab. Wir saßen kaum zu Tische um das Mittagessen, zu dem Pendleton die Häuptlinge eingeladen hatte, als eine Pirogue sich dem Schiffe näherte. Pia-Roro hatte sie kaum bemerkt, als er „Bretane!" (Engländer) rief. Diese Pirogue

enthielt in der That einen Europäer, den wir von Weitem für einen Wilden hielten, von dem er ganz das Aeußere hatte: Bekleidung, Tätowirung, die braune und von der Sonne broncirte Gesichtsfarbe. Es war dieß ein Engländer, Namens Morrison, der sich schon seit einer Reihe von Jahren unter den Wilden aufhielt. Da derselbe die Sprache des Landes inne hatte, so nahm ihn Pendleton zum Dollmetscher und ließ ihm auf diese Stellung hin die Schiffskost reichen, so lange das Schiff vor Anker lag.

Dann giengs zu Tische. Ohne sich an ihr Tabu zu kehren, erwiesen die Häuptlinge unsrer Küche, unserm Wein und unserm Rhum alle Ehre. Sie waren sogar im Zuge, das letztere Getränk übermäßig zu genießen, als Pendleton dieß zu verhindern suchte. Als wir ihnen unser Erstaunen bezeigten, daß sie das Verbot der europäischen Speisen auf solche Weise verletzten, antwortete Pia-Roro: „nur am Lande, nicht an Bord gilt das Tabu. Unsere Götter üben bloß zu Nukahiwa ihre Gewalt aus, außerhalb Nukahiwas ist sie auf unsere Piroguen beschränkt, auf den Schiffen der Weißen gilt sie nicht.“

Des andern Tages folgten wir der Einladung des Königs an's Land. Er empfieng uns, umgeben von zweihundert der schönsten Frauen der Insel. Dieselben waren in weiße Stoffe gekleidet und trugen auf ihren mit Sandelöl getränkten Haaren Turbane aus demselben Stoffe, aus dem ihre Gewänder bestanden.

Der Regent Haape hielt zuerst eine Anrede an uns. So sehr ich mir auch Mühe gab, solche zu verstehen, so gelang mir dieß, die Worte: Opote, Taii, Hapa und Tai-Pii abgerechnet, nicht. Morrison kam mir zu Hilfe, indem er mir die Worte des Häuptlings übersetzte. Ihm zufolge berührte Haape den Aufenthalt, den Porter auf der Insel nahm, und seine Allianz mit den Taiis, und knüpfte daran die Bemerkung, daß er hoffe, Pendleton werde wie Porter als ein Freund und Bundesgenosse seines Stammes anzusehen sein. Es erfolgte alsdann der Austausch der Geschenke. Ein seltsamer Vorfall störte den Empfang: Es erschien nämlich ein Schwein, das so laut schrie, daß alle Stimmen der Versammlung davon übertönt wurden. Eine alte Frau führte es am Stricke, zwei Diener suchten es gegen seinen Willen in die Nähe der Versammlung vorzuschieben. Endlich gelangte es mit seiner Begleiterin bis zu uns und letztere rief uns zu „Oti-buaka! Oti-buaka!“ (Seht, ein Schwein!) Sie sprach hierauf und Morrison erklärte uns ihren Wunsch, dieses Schwein gegen

eine große Glasflasche auszutauschen, welche einer der unsrigen in der Hand hielt. Pendleton nahm den Handel um so eifriger an, als die Händlerin Niemand geringeres als die Schwiegermutter des Regenten und Großmutter des Königs selbst war. Die gute Dame war mit dem gemachten Handel sehr zufrieden; allein es schien ihr plötzlich etwas einzufallen; sie kehrte zurück und fragte Pendleton, ob er das Schwein lebend oder gebraten wolle. „Lebend" war die Antwort, und damit ward der Gegenstand verlassen.

Seit ungefähr 8 Tagen befanden wir uns auf der Rhede von Taio-Hai, noch aber war es uns, aller Versprechungen und der Unterstützung Haapes unerachtet, nicht gelungen, unsere Proviantkammern zu füllen. Ein Dutzend Schweine, die man an Bord des Oceanic gebracht hatte, schien das Land erschöpft zu haben, das vor Kurzem durch einen lang dauernden Krieg ausgesogen worden war. Da immer noch nichts kam, so entschloß sich Pendleton, in der Bay Umi bei den Tai-Piis seine Anker auszuwerfen, wo er größere Hilfsmittel zu finden hoffte.

Abfahrt des Oceanic nach der Bucht von Umi.

Der Oceanic verließ daher die Rhede von Taio-Hai und lavirte bei starkem Ostwinde in die Bucht von Umi, wo wir am 21. eintrafen. Vom Lande aus wurden wir offenbar als Feinde angesehen. Es war hier nicht, wie anderwärts, ein Wettkampf der Piroguen, sich an den Schooner heran zu machen, ein Kampf zwischen den Eingeborenen und uns, daß das Verdeck frei bleibe; hier herrschte längs des ganzen Gestades Stillschweigen, vollständige Unbeweglichkeit. Man glaubte sich auf einer verlassenen Insel zu befinden. Sah man aber genauer zu, so waren hie und da im Gebüsche broncirte Köpfe sichtbar, die uns betrachteten. Ohne Zweifel war dieß der Vortrab; denn die andern waren wahrscheinlich in die Berge geflohen.

Dieser Empfang, den wir vorausgesehen hatten, setzte uns nicht in Erstaunen. Morrison, unser Vertrauter und Geschäftsagent, so lange wir uns in der Nähe dieser Inseln befanden, hatte den unsrer wartenden Empfang und die Art, wie wir die Eingeborenen uns günstig stimmen könnten, voraus verkündet. Derselbe befand sich unter uns und mit ihm ein Tai-Pii, der seit längerer Zeit bei dem Stamme von Taio-Hai gelebt hatte. Dieser Mann sollte uns bei seinen ehemaligen Landsleuten einführen; denn dergleichen Bande verlieren auf Nukahiwa niemals ihre Wirkung. Dieser Tai-Pii begab sich nun mit Morrison ans Land; dort angekommen setzte er auseinander, in welch friedlicher Absicht wir in die Bucht gekommen seien, und in wenigen Minuten war der Friede abgeschlossen. Das Miß-

trauen war schnell gewichen; das Gestade belebte sich nun wie durch Zauber. Tausende von Menschen traten wie Waldgötter aus dem Gebüsche hervor; unzählige Piroguen wurden ins Meer gelassen, und das Verdeck des Oceanic war bald mit Männern und Frauen, und was noch von größerem Werthe war, mit Mundvorrath aller Art angefüllt.

Der Volksstamm der Tai-Piis.

Auch Männer von Ansehen stellten sich in Bälde ein. Einer der ersten, welche den Fuß auf das Verdeck setzten, war der Hohepriester, der oberste der Tabuas, von einem Häuptling begleitet. Stirne und Schläfe des großen Tabua waren mit rothen und weißen Bändern geziert. Dieser Würdenträger erklärte uns die Ursache des Schreckens, mit dem man uns empfangen hatte. Die Hapas hatten Boten an die Tai-Piis gesandt, und ihnen sagen lassen, ihre letzte Stunde sei gekommen; das Schiff Porters habe sich mit ihnen und den Taiis verbündet, in der nächsten Woche würde es sie zur See angreifen, während die Taiis sie selbst zu Land mit einer großen Armee überfallen würden. Erschreckt von dieser Drohung hatten die Tai-Pii seitdem sich zu verschanzen gesucht und alle Mittel der Vertheidigung in Betracht gezogen. Dieser Erklärung fügte er hinzu: „Jetzt wendet sich alles zum Guten! Ihr kommt in Frieden und bringt unsern Landsmann Tebahe mit! Unser Thal und alles, was sich darin befindet, gehört Euch; Ihr könnt Euch ans Land begeben, Ihr und Eure Mannschaften, und Euch in Sicherheit daselbst ergehen, wir sind Eure Freunde!“

Bei alle dem durfte man jedoch nicht zu viel Vertrauen hegen; die Tai-Pii waren als wild bekannt, das Gerücht mußte offenbar seinen guten Grund haben. Pendleton ließ alle möglichen Vorsichtsmaßregeln ergreifen; die Mannschaft durfte sich nicht vom Ufer entfernen, wenn er sich ans Land begab.

Ich allein betrachtete mich von diesem Verbot ausgenommen; denselben Tag suchte ich, als das Schiffsboot ans Land fuhr, einen Ausflug ins Innere der Insel zu machen. Ein Eingeborener, der sich im Dienste des Oberpriesters befand, schlug mir vor, daß er mich nach der im innern Thal gelegenen Wohnung des Königs begleiten wolle; ich nahm es an, obgleich unsre Beziehungen zu den Eingeborenen noch nicht vollständig hergestellt waren.

Es schien mir, daß die Eingeborenen, welche die Kanonen Pendletons in der Nähe wußten, und sich eben erst von dem Schrecken zu erholen anfiengen, der ihnen durch eine falsche Nachricht verursacht worden

war, nicht gefährlich seien, und wenig Neigung haben könnten, sich wegen eines Einzelnen, wie ich, einer blutigen Vergeltung auszusetzen. Ich folgte also dem Wilden. Unterwegs war ich Zeuge derselben schon in so hohem Grade von mir bewunderten Vegetation; ich entdeckte hie und da, ähnlich denen zu Taio-Hai, zu religiösen Zwecken bestimmte Gebäude, ein Grabmal mit einem Holzsarge, Morais mit Götzenbildern, welche mit grünem Moose überzogen waren, oder Häuser mit dem Zeichen des Tabu, womit angedeutet war, daß sie vornehmen Personen gehörten.

So gelangte ich endlich zu dem eine Meile vom Ufer entfernten Tahua (Tanzplatz) der Tai-Pii. Unweit davon sah ich eine ziemlich hübsche Wohnung, und auf den Stufen, die zu derselhen führten, eine Frau liegen, die große Schmerzen zu haben schien. Auf die Frage meines Führers, was ihr fehle, antwortete sie: „Mahi-oa, Mahi-oa,“ (ich bin krank, ich bin krank!)

Die Wohnung des Königs, hieß es, sei in der Nähe. Schon mehrere Male im Laufe des Tags war ich auf dem Rücken meines Führers über einen sich im Thal schlängelnden Bergstrom gesetzt. In aller Kürze sollte mein Ziel erreicht sein, als ich einen Eingeborenen herbei eilen sah, der, seitdem ich seiner ansichtig geworden war, seine Schritte beflügelt hatte. Derselbe redete mich nicht an; allein er warf meinem Führer einen zornigen Blick zu, und schien ihm lebhafte Vorwürfe zu machen. Die Miene meines Führers veränderte sich plötzlich; zu mir gewandt, sprach er „kehren wir um!“ Als ich den Grund hiervon zu erfahren wünschte, wiederholte er schnell: „kehren wir um!“ Und er nahm mich bei der Hand, um mich zur Umkehr zu zwingen. Längs der Straße sah ich übrigens keine Veränderung in den Mienen Derer, welche mir begegneten. Fast auf jedem Schritte bemerkte ich nur wohlwollende Züge und ward ich freundschaftlich begrüßt Nur einige wenige Insulaner warfen mir zornige Blicke zu; unter andern erwiederte ein kräftiger Mann, der zwischen den Götzenbildern eines für Tabu erklärten Hauses saß, meine Höflichkeit mit einer wahrhaft satanischen Geberde. So oft ich meinen Führer fragte, war dessen Antwort: „Ka-kino!“ (es ist schlimm!) und zerrte er an mir, um mich schneller gehen zu machen. Endlich erreichte ich wohlbehalten, aber gänzlich erschöpft und fast erstickt, den Ankerplatz. Sobald mich mein Führer in Sicherheit sah, verschwand er, und so habe ich niemals erfahren, was die schnelle Umkehr veranlaßte. Waren die von den Hapas in Umlauf gesetzten Gerüchte daran schuld? War es die Besorgniß, daß ich die Bevölkerung mitten in einem Menschen-

opfer treffen, oder die Spuren eines vollzogenen Opfers wahrnehmen möchte? Ich weiß es nicht. So viel ist gewiß, daß ich müde und enttäuscht an Bord gelangte.

Nach einem Aufenthalt einiger Tage kehrten wir zu den Hapas zurück; ihr Landungsplatz kündigte sich von Weitem durch eine Kriegs-pirogue an, welche mit Köpfen von Tai-piern, den Trophäen des letzten Kriegs, geziert war.

Der Volksstamm der Hapas.

Sobald man des Schiffes ansichtig ward, kam uns die ganze Bevölkerung entgegen. Dieselbe führte uns zu Tahua-Tini, dem religiösen Vorstand des Volksstammes, wie Pia-Noro der bürgerliche war. Seine Wohnung befand sich im Mittelpunkte des Dorfes auf einer Erhöhung, die mit prachtvollen Bäumen umgeben war. Er selbst war ein ehrwürdiger Greis von schlankem Wuchse, edlen und ruhigen Zügen, der uns mit liebevollem Ernste und patriarchalischer Einfachheit empfieng. Im Hintergrunde seiner Wohnung saß er auf einer breiten Matte, und war in ein großes Stück weißen Stoffs gehüllt. Ueber diesem Gewande trug er einen weniger weiten Mantel aus stärkerem, scharlachrothem Tuche, der ihm von der Schulter bis ans Knie hing, und sich auf der Brust in einem großen Knoten endigte. Ein Band von weißem Stoffe zierte seine Stirne; seine in zwei engen Büscheln zusammengebundenen Haare waren mit Bändern aus demselben Stoffe umwickelt. Das ganze Bild war ein solches, das Verehrung einflößte und Folgsamkeit gebot.

Nachdem einige Worte gewechselt waren, bot uns Tahua-Tini Erfrischungen an; wir selbst brachten ihm einige Geschenke dar. Seine ganze Familie, die sich in einer benachbarten Hütte befand, betrat alsdann das Gemach, in dem wir uns befanden Dieselbe bestand aus seiner Frau und vier Töchtern, deren jüngste 14 Jahre, die älteste aber 21 — 22 Jahre zählen konnte. Alle zeichneten sich durch Schönheit aus. Die Gewänder, welche sie trugen, bestanden, wie diejenigen der Nukahiwierinnen, aus weißen Stoffen, und waren in anmuthiger Weise um ihre Leiber geschlungen.

Tempel, in dem Menschenopfer gebracht wurden.

In der Nähe der Wohnung des Oberpriesters befand sich ein Morai, der größte und schönste, den ich bis dahin gesehen hatte. Auf einer steinernen Erhöhung, die mit einer Hecke von Pandanus umgeben war, sah ich ein flaches Faß, in das man die Gebeine der Menschenopfer warf, die, den Göttern dargebracht, vor ihren Altären in Fäulniß übergegangen waren. Gegenüber diesem Orte lag eines dieser Opfer in einem Troge, an dessen einem Ende ein häßlicher, in Holz geschnitzter Kopf angebracht war. Es

war bereits als ein verfaultes Stück Fleisch anzusehen, an dem nichts die einstige menschliche Form mehr erkennen ließ. Der Götze, dem dieses Opfer dargebracht war, war unweit davon auf einem Fußgestell zu sehen. Zur Rechten war ein Eingang in das Tupapo, oder Todtenhaus, in dem sich ein Leichnam befand, der die Luft verpestete, und zur Linken ein Altar mit zwei Götzenbildern. Außerdem lagen auf dem Boden dieses Hauses verschiedene Opfergaben, als z. B. Kokosnüsse, Brodfrüchte, Fische und Stücke von Schweinen, ferner zwei Hunde, die zum Essen zugerichtet waren, und, verzehrt von Insekten, einen scheußlichen Geruch von sich gaben.

Gepreßten Herzens verließen wir dieses Schlachthaus. Gleichsam um einen Kontrast gegen diese Menschenopfer zu bieten, entfaltete die uns umgebende Natur die höchste, feierlichste Schönheit. Wasserfälle und Bergströme schlängelten ihre Gewässer durch die reizendsten Thäler; soweit unser Blick reichte, verkündete Alles in der Natur, den Menschen ausgenommen, das Lob Gottes.

Da sich der Tag neigte, mußten wir den Heimweg aufs Schiff antreten Wir waren bereits am Gestade angelangt, als sich ein Mann zu uns gesellte. Es war dieß ein hochgeachteter Häuptling der Insel von ungefähr 40 Jahren. Derselbe lud nns ein, in seine Hütte zu treten, um einige Erfrischungen zu genießen. Man trug uns daselbst Kokosnüsse nebst andern wohlschmeckenden Früchten auf. Während wir dieselben genossen, waren wir von der Familie unseres Gastfreundes umgeben; dieselbe empfieng uns zwar aufs freundlichste, allein es waren trotz dem milden Ausdruck ihrer Züge doch Anzeichen von Kummer auf dem Antlitz eines Jeden derselben zu entdecken. Ich war nicht im Stande, mir dieß zu erklären; Morrison gab uns den Schlüssel dazu.

Menschenraub, der durch amerikanische Schiffe verübt ward.

Zwei oder drei Jahre zuvor hatte sich ein amerikanisches Schiff der Bucht von Umi genähert, als wünsche es mit den Eingeborenen zu verkehren. Sieben derselben begaben sich hierauf in eine Pirogue und ruderten auf das fremde Schiff zu. Dieß wollte der Kreuzer. Die sieben Personen wurden aufs Verdeck desselben gelassen. Zwei derselben sandte man zurück, zwei andere wurden ins Meer geworfen und konnten sich nur mit Mühe an die Küste retten, drei andere aber behielt man an Bord. Unter diesen letztern befand sich ein junger Mann von zwanzig Jahren, einziger Sohn unseres Gastfreundes, dessen Verlust alle Mitglieder der Familie beweinten. An einem Unglückstag war dieser junge Mann den Seinigen auf schändliche Weise geraubt worden. Lebte er überhaupt noch, so befand er sich als

Matrose auf einem amerikanischen Schiffe, er, der Sohn eines Häuptlings von Nukahiwa.

Dieser von einem Wallfischfahrer verübte Raub gehört übrigens nicht zu den Seltenheiten. Auch heut zu Tage, wenn ein Kapitän durch Desertion oder Krankheit Matrosen verloren hat, die zum Schiffsdienste nöthig sind, kommt es vor, daß man landet und Wilde zum Dienste preßt, so gut es gehen mag. Ob der Unglückliche sich dazu eignet, ob er sich an dieses mühsame, mit Entbehrungen verknüpfte Geschäft gewöhnen kann, ob ihn Krankheiten aufreiben, das kümmert die Räuber nicht. Stirbt er, so ersetzt man ihn durch einen andern, sei dieß nun ein Neuseeländer, ein Papu oder ein Insulaner von Tahiti, oder Tonga. Zur Wiedervergeltung stehlen die Wilden hie und da europäische Matrosen, und so vereinigen sich Gewaltthaten aller Art, die durch dergleichen, von den Europäern gegebene Anlässe hervorgerufen sind.

Die Marquesas-Inseln:

Alle diese Ausflüge hatten uns Lebensmittel in Fülle verschafft; Pendleton wollte daher auch den folgenden Tag in die See stechen. Er drängte um so mehr zur Abreise, als er im Vorüberfahren zu Tao-Wati vor Anker gehen wollte. Tao-Wati ist eine der lange Zeit unter dem Namen die Marquesen bekannten Inseln.

Den darauf folgenden Tag benützten wir daher den günstigen Wind und glitten rasch zwischen Rua-Huga und Rua-Pua hin. Wir befanden uns in der Jahreszeit, in welcher unter diesem Breitegrade heftige Stürme aus Nordosten zu wehen pflegen. Einige Stunden Aufenthalt konnten indeß unserem Zwecke genügen, und selbst diese kurze Zeit drohte uns gefährlich zu werden.

Der Nachen ward ins Meer gelassen und wir begaben uns an's Land. Wir waren alle bewaffnet; Philips selbst führte das Kommando. Er hatte den Befehl, nur mit größter Vorsicht zu verkehren, da die Eingeborenen sich den Europäern oft feindselig gezeigt hatten. Pendleton hatte ihm hauptsächlich empfohlen, das Geschäft, welches er am Ufer hatte, schnell zu beendigen und vor zwei Uhr wieder zurück zu sein. Es schien fast, als ob der erfahrene Seefahrer nichts Gutes ahne. Es waren nicht die wenigen fallenden Tropfen, welche ihm gefahrvoll dünkten. Der Anblick des Himmels, des Wassers und der Erde schien ihn Unheil ahnen zu lassen. Die sonst so lebhafte Rhede war ganz von Piroguen leer.

Die Eingeborenen greifen die Schiffsmannschaft an.

Wir ruderten rüstig dem Lande zu, ohne dieses Vorgefühl zu theilen; das Schiffsboot stieß in einer kleinen, von Felsen umgürteten Bucht an's Land. Eine große Anzahl Eingeborener war daselbst versammelt und

umgab uns, sobald wir ans Ufer traten. Wir fanden sie als zur selben Raçe gehörig, wie die Nukahiwier — es war ganz dasselbe Wesen, dieselbe Sprache. Die Art, wie sie sich uns gegenüber benahmen, war freundlich und wohlwollend. Man sah längs des Ufers mehrere Hütten, die ganz denen von Nukahiwa glichen. Trotz dieser Aehnlichkeit und dieser Nachbarschaft herrschte der vollständigste Haß zwischen dem Bewohnern von Tao-Wati und denen von Nukahiwa. Als ich einigen von ihnen von den Tai-Piis sprach, drückte sich wilder Haß auf ihren Gesichtszügen aus. „Hätten wir heute," sagten sie, „statt der Weißen Tai-Piis vor uns, so würden sie sogleich umgebracht und von uns verzehrt werden." Es war übrigens zu besorgen, sie möchten sich im Nothfalle an uns halten. Wenigstens war die Vorsicht, die sie gebraucht hatten, ihre Piroguen außerhalb dem Wasser zu lassen, verdächtig. Als ich sie deßhalb befragte, deuteten sie auf den dunkeln Himmel; allein dieß rechtfertigte nicht hinlänglich ihre Besorgniß. Unser Mißtrauen ward noch vermehrt, als man uns sagte, das kleine Ruder sei gestohlen worden und Philips dränge zur Umkehr. Es war hohe Zeit. Die Eingeborenen, durch einige kleine Diebereien gestachelt, machten bereits Miene sich des Bootes zu bemächtigen. Man mußte auf sie anlegen, damit der Platz von ihnen geräumt würde. Der Oceanic lösste zu gleicher Zeit eine Kanone und pflanzte die Flagge der Abreise auf; die Anker waren bereits aufgezogen. Dieß war auch für uns das Zeichen zur schnellen Umkehr. Wir begaben uns daher in größter Eile ins Boot, und waren bald in der Nähe unseres Schiffes, nicht, ohne einem Steinhagel der am Ufer versammelten Wilden ausgesetzt gewesen zu sein.

Als wir wieder an Bord waren, und der Schooner in guter Ordnung seine Fahrt fortsetzte, erzählte ich Pendleton unser kleines Landabentheuer. „Es hat dieses wenig zu bedeuten," war seine Antwort; „mit Musketenfeuer und einem Kanonenschusse ist dergleichen in der Regel schnell entschieden; allein es war aus anderen Gründen die höchste Zeit, den Ausweg aus diesem verdammten Loche zu suchen. Sehen Sie diesen Himmel, betrachten Sie diesen Wind, der alle halbe Stunden umschlägt, diese Färbung des Meeres, die mit der uns umgebenden gefährlichen Ruhe in so hohem Grade kontrastirt. Ehe der Abend herangebrochen sein wird, wird es in den Gewässern Oceaniens einen heftigen Sturm absetzen, so wahr ich Pendleton heiße."

Kapitel 13.

Ueberfahrt von den Nukahiwainseln nach Tahiti. — Die Insel Gambier — Ausbruch des Sturmes. — Ein Häuptling (Arigui) der Gambiersinseln. — Verrath, der von den Wilden an dem Schooner Pendletons versucht wird. — Tahiti. — Der Hafen Matavai. — Die Sitte der Taios oder der wechselseitigen Gastfreundschaft. — Englische Missionäre. — Tahitische Mahlzeit. — Abermals ein Seesturm.

Seesturm.

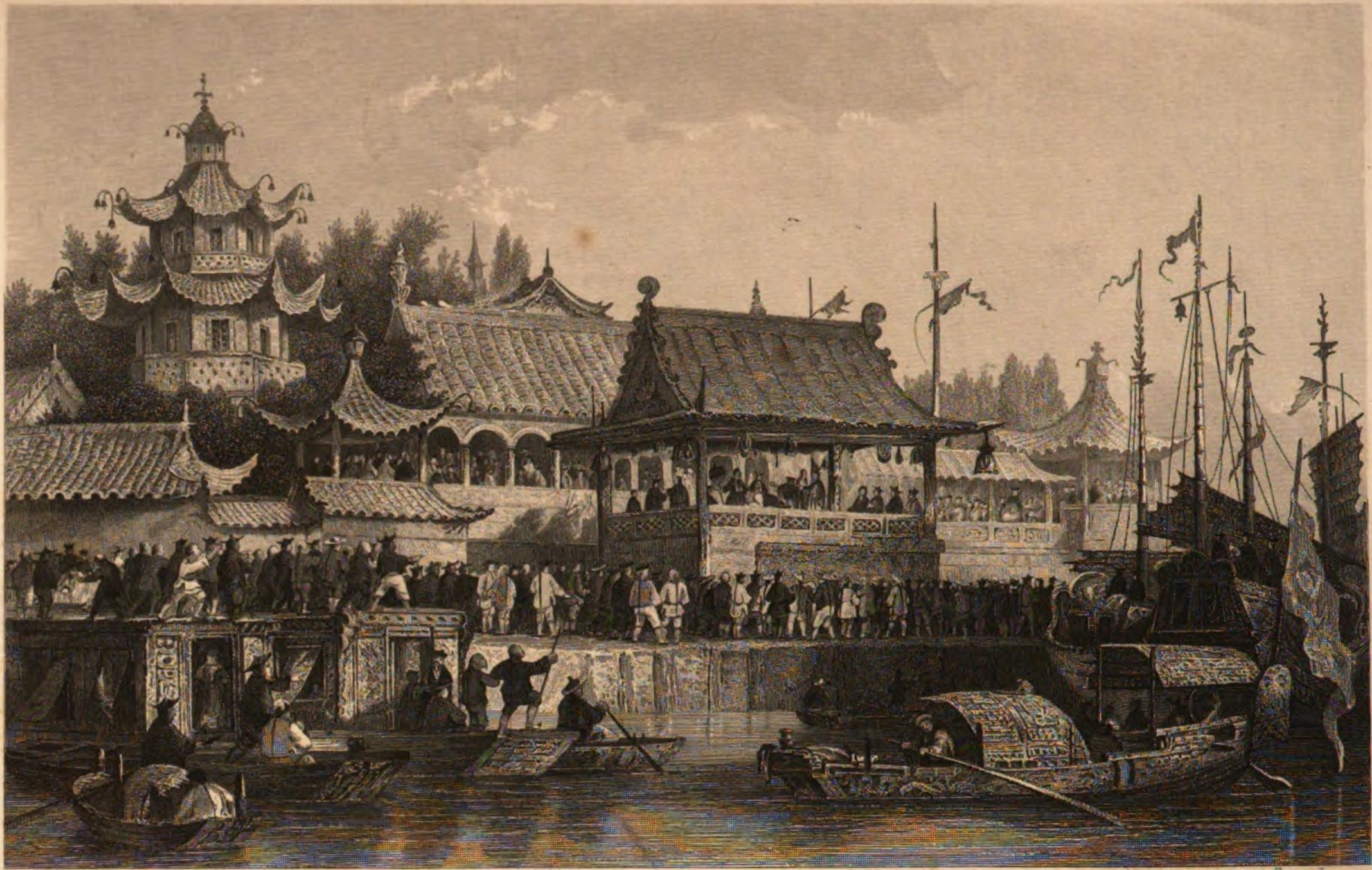
Als wir den Archipel von Nukahiwa verließen, hatte Alles einen drohenden Anblick für uns. An der Küste hatten wir uns mit Flintenschüssen vor den Dieben schützen müssen, an Bord mußten wir dem Sturme Trotz bieten, denn er nahte heran, wie es Pendleton vorausgesagt hatte. Mit dem Untergang der Sonne drehte sich der Wind mit fürchterlicher Gewalt nach Nordosten. Den ganzen Tag über behielt der Oceanic seine Richtung Tahiti zu; er kämpfte schwer gegen den Sturm an. Als aber die Nacht hereinbrach, nahm derselbe an Heftigkeit zu; das Meer ward bis in die unterste Tiefe von ihm aufgewühlt; das Schiff war fast nur noch ein Spiel der Wogen.

Dieser furchtbare Sturm schien kein Ende finden zu können. Er dauerte bereits 48 Stunden, und nichts ließ hoffen, daß er sich legen werde. Wir befanden uns 150 Seemeilen außer unserer Richtung. Endlich nach Verfluß von sechs Tagen schlug der Wind um.

Wir nahmen jetzt die mittlere Insel des Archipels Gambier wahr, und Pendleton ließ an derselben landen. Kaum hatte das Schiff die Anker ausgeworfen, als mehrere mit Eingeborenen angefüllte Piroguen sich an dasselbe heran drängten.

Eine Insel des Gambier-Archipels.

Als alle um dasselbe versammelt waren, wurde die Verhandlung eröffnet. Auf einer der Piroguen befand sich ein Häuptling, oder was wir wenigstens dafür hielten; denn er trug weiße Federn auf dem Haupte, während alle andern nur den Maro als ganzen Schmuck und Kleidungsstück an sich hatten. Man bot ihm mehrere Kleinigkeiten an, die er mit großer Freude annahm und wogegen er uns eine Art gegohrenen Teigs von saurem unangenehmem Geschmacke zum Geschenke machte. Während dessen waren die Uebrigen der Schaar damit beschäftigt, irgend etwas zu entwenden; das Augenmerk Einiger von ihnen war auf die Schiffstaue gerichtet; andere tauchten unter, um etwas Kupfer von der Schiffsverkleidung loszuschlagen. Eine Drohung mit der Hand beachteten sie nicht; als man



Gugeler sc.

THEATER ZU TIEN-SIN.

[illegible] verhielten sie sich [illegible] hierin lag
[illegible] Wirkung der Feuerwaffen nicht [illegible] annt war.
[illegible] der Mann mit den [illegible] dern aufs
[illegible] derselbe Zutrauen, [illegible] t sich nun
[illegible], indem er weniger [illegible] lcht hatte,
[illegible] was er sah. Als er [illegible] n Augen=
[illegible] machte Grimassen, [illegible] rzelbäume,
[illegible] größter Lebhaftigkeit zu [illegible] en. Dann
[illegible] hatte, in seine [illegible] n weißem
[illegible] in seine Pirogue.

[illegible] Eingeborener, welche [illegible] n Oceanic
[illegible] sich anschickte, [illegible] u klettern;
[illegible] künste [illegible] ng kannte,
[illegible]. Die andern [illegible] ch an den
[illegible] Lärm [illegible] n Geschrei,
[illegible]. Man bot ihnen Tausch an;
[illegible] Neugierige, nicht [illegible] s Händler
[illegible] angenehme Züge.
[illegible] erscheinen, wenigstens nahm sich
[illegible] aus, als wenn sie in gestreiften
[illegible]

[illegible] Pendleton zwei Boote bewaffnen,
[illegible] empfiengen uns in [illegible] einer zahl=
[illegible] ohne Zweifel Häuptlinge, die uns auf
[illegible] grüßten, indem sie ihre Nasen stark an
[illegible], als aus diesem Gebrauche zu
[illegible] ungefähr eine halbe Meile
[illegible] Theile der Insel [illegible] genes Dorf.
[illegible] und Kokosnußbäumen [illegible] chattet und
[illegible] Kulturzustand waren. Unterwegs
[illegible] in Bälde von hundert Eingeborenen
[illegible] gegen uns benahmen.

[illegible] offene Hütten der Eingeborenen.
[illegible] angefüllt war, war jedoch gänzlich
[illegible] sahen wir auf [illegible] en zwei mit
[illegible] liegen. Als wir näher hinzu traten,
machten uns die Wilden ein Zeichen, daß wir sie nicht berühren möchten;



THEATER ZU TIEN-SIN.

aber das Gewehr auf sie anlegte, verhielten sie sich ruhig. Hierin lag der Beweis, daß ihnen die Wirkung der Feuerwaffen nicht unbekannt war.

Nach einigem Zögern kam der Mann mit den weißen Federn aufs Verdeck. Nach und nach schöpfte derselbe Zutrauen, und unterhielt sich nun mit alle dem, was er Neues sah, indem er weniger auf das Acht hatte, was man ihm sagte, als auf das, was er sah. Als er Alles in Augenschein genommen hatte, tanzte er, machte Grimassen, schlug Purzelbäume, die er nur unterbrach, um mit großer Lebhaftigkeit zu sprechen. Dann sammelte er Alles, was er erhalten hatte, in seine Schürze von weißem Stoffe, verließ das Verdeck, und stieg in seine Pirogue.

Kaum sah dieß die Menge Eingeborener, welche sich um den Oceanic versammelt hatte, als jeder Eingeborene sich anschickte, an Bord zu klettern; allein Pendleton, der ihre Taschenspielerkünste aus Erfahrung kannte, ließ nur eine kleine Zahl an Bord. Die andern hielten sich an den Schiffswänden und machten einen betäubenden Lärm mit ihrem Geschrei, ihrem Gelächter und ihrem steten Geplauder. Man bot ihnen Tausch an; allein sie besaßen nichts, sie waren als Neugierige, nicht als Händler erschienen. Diese Insulaner waren gut gebaut und hatten angenehme Züge. Ihre Tatowirung ließ sie als gekleidet erscheinen, wenigstens nahm sich dadurch der untere Theil ihres Körpers aus, als wenn sie in gestreiften Hosen steckten.

Den darauffolgenden Tag ließ Pendleton zwei Boote bewaffnen, um damit zu landen. Am Gestade empfiengen uns in Mitte einer zahlreichen Menge zwei Eingeborene, ohne Zweifel Häuptlinge, die uns auf die in Oceanien übliche Weise begrüßten, indem sie ihre Nasen stark an den unsrigen rieben. Es blieb nichts übrig, als uns diesem Gebrauche zu unterwerfen. Dann führten sie uns in ihr ungefähr eine halbe Meile vom Landungsplatze im nordöstlichen Theile der Insel gelegenes Dorf. Der Weg dahin war von Brod- und Kokosnußbäumen beschattet und lag längs Feldern, die in schlechtem Kulturzustand waren. Unterwegs schwoll unsre Eskorte; wir sahen uns in Bälde von hundert Eingeborenen umgeben, die sich gefällig und artig gegen uns benahmen.

Hie und da zeigten sich gegen Süden offene Hütten der Eingeborenen. Eine derselben, die mit Fischnetzen angefüllt war, war jedoch gänzlich verschlossen. In der Nähe derselben sahen wir auf Erhöhungen zwei mit Stoffen zugedeckte menschliche Leichname liegen. Als wir näher hinzu traten, machten uns die Wilden ein Zeichen, daß wir sie nicht berühren möchten;

gestatteten uns jedoch, sie aus einiger Entfernung anzublicken. Etwas weiter davon stellte sich uns ein Platz dar, der zum Theil mit Korallen gepflastert und mit eben solchen eingefaßt war. Es war dieß ein zu einer größeren Wohnung, als die übrigen waren, gehöriger Hof. Diese Wohnung war sechs und dreißig Fuß lang und zwanzig breit, verhältnißmäßig hoch und mit einem Strohdache versehen. Vor einer der offenen Seiten dieser Wohnung befand sich auf einer Erhöhung des Fußbodens ein etwa sechszigjähriger Greis mit einem langen weißen Barte, regelmäßigen Zügen und einem Achtung gebietenden Aeußern. Seine Lenden waren mit dem Maro bekleidet und eine Krone von Federn bedeckte seine Stirne; der übrige Theil seines Körpers war hübsch tatowirt. Aus der unmäßigen Länge seiner Nägel, so wie aus seiner Beleibtheit war leicht zu entnehmen, daß sein Rang ihm keine Arbeit auferlegte.

Ein Häuptling (Arigui) der Gambier-Inseln.

Es war dieß in der That ein Arigui, ein Häuptling. Ohne sich von seinem Sitze zu erheben, gewährte er uns den Nasengruß. Dann ließ er sich mit ernster aber würdiger Feierlichkeit die Geschenke Pendletons vorlegen. Dieser jedoch fiel nicht aus seiner Rolle, sondern fragte ihn in tahitischer Sprache, ob er nichts Werthvolles zu vertauschen oder in Tausch gegen größere Geschenke abzulassen habe. Auf diese Frage Pendletons antwortete der Arigui ausweichend: „Bobo mai!“ (morgen.) Als nun der wilde Häuptling später in Pendleton drang, er möge ihm weitere Geschenke geben, kehrte dieser das Argument um, und sagte seiner Seits: „Bobo mai!“

Während die übrigen in Audienz waren, übernahm ich es, einige der Hütten zu besuchen, die den Platz umgaben; es waren dieß armselige Wohnungen aus dem Holze des Hibiscus mit Palmblättern gedeckt, 8 bis 10 Fuß lang, 5 bis 6 Fuß breit und eben so hoch. Die Thüre, durch welche man in diese Hundelöcher gelangte, war so niedrig, daß man kriechen mußte, um hinein zu gelangen.

Mittlerweile hatte sich der alte Arigui von seinem Sitze erhoben. Indem derselbe auf Pendleton zuschritt, nahm er ihn bei der Hand und führte ihn zu einem hochgewachsenen und gut aussehenden Eingeborenen, indem er sagte: „Es ist dieß ein angesehener Arigui; machen Sie ihm ein Geschenk!“ Pendleton that es. Der fremde Arigui setzte alsdann Pendleton auseinander, daß er der Häuptling eines beträchtlichen, auf der andern Seite der Insel gelegenen Dorfes sei, und forderte ihn auf sich dahin zu begeben, indem er, um ihn desto eher hierzu zu bewegen, hin-

zufügte, er werde daselbst ausgezeichnet gutes Trinkwasser finden. Der Tag war noch nicht weit vorgerückt, die Schaluppen gut bemannt und bewaffnet. Wir nahmen daher den Häuptling in unser Boot auf und fuhren ab.

Das Dorf, das ihm unterworfen war, befand sich am östlichen Theile der großen Insel. Um dahin zu gelangen, mußten wir mühsam durch den Kanal fahren, der die Inseln Peard und Beecher von einander trennt. Wir fuhren am südöstlichen Theil der von einer prachtvollen Vegetation bedeckten Insel Peard hin, und gelangten alsdann in eine schöne Bucht, in deren Hintergrund der Gegenstand unsrer Fahrt, die weißen Hütten des Dorfes, unter einem Dache von Kokosnuß-, Brod- und Hibiskusbäumen hervortrat.

Verrath, der von den Wilden an der Schaar Pendletons versucht wird.

Unser Reisegefährte, der Häuptling, zeigte uns selbst den Landungsplatz, wo wir mit unsern Schaluppen ans Land stießen. Derselbe führte uns, umgeben von fünfzig oder sechszig Eingeborenen, auf einen großen Platz, wo man uns als Festschmauß gegohrenen Teig, der mit Bananenblättern umwickelt war, vorsetzte. Allein Niemand wollte denselben genießen, sei es nun aus Widerwillen oder aus Mißtrauen; wir begnügten uns mit einigen Kokosnüssen, die überdies noch schwer zu bekommen waren. Wir sahen bei dieser Gelegenheit mehrere Frauen, die aber meist nicht hübsch waren. Mit jeder Minute, mit jedem Schritte waren wir genöthigt Geschenke zu geben, ohne etwas dafür zu erhalten, nicht einmal Früchte und Lebensmittel, mit denen die Bewohner anderer Archipele so verschwenderisch gegen uns gewesen waren. Pendleton erlangte mit vieler Mühe einen Tamtam aus Hibiscusholz, das auf dieser Insel sehr selten zu sein schien. Ich selbst ließ mich zu einer Trennung von meinen Gefährten verlocken, und schritt, geführt von drei Eingeborenen, die eine besondere Vorliebe für mich zu haben schienen, eben auf eine Hütte zu, als ich im Umwenden um eine Hecke einen heftigen Schlag auf meine Lenden spürte. Der Schmerz ließ mich zu Boden fallen; man nahm mir meine Flinte und war im Begriff, meine Kleider vom Leibe zu reißen. Die drei Männer drangen auf mich ein; ich war in einen Hinterhalt gerathen. Die äußerste Gefahr, in der ich schwebte, brachte mich zum Bewußtsein meines Muthes und meiner Kraft; ich zog die Pistolen aus meinem Gürtel, und zielte auf Denjenigen, der mir mein Gewehr geraubt hatte. Zitternd ließ er es fallen und entfloh. Der Zweite hielt jedoch aus. Allein mit einem Pistolenschuß zerschmetterte ich ihm die Schultern, während ich den Dritten von

mir fern hielt. Als Pendleton den Lärmen vernahm, kam er eilends mit einigen der Unsrigen herbei, während sich etwa sechszig mit Stöcken bewaffnete Eingeborene um unsre kleine Schaar sammelten. Einer der Unsrigen ward hier schwer verwundet. Unter diesen Umständen blieb nichts übrig, als Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; Pendleton gebot daher: Feuer! und zwei Wilde fielen todt zu Boden; die andern ergriffen unter furchtbarem Geheul die Flucht. Allein damit war eine Fortsetzung unseres Ausflugs unmöglich geworden; die Flüchtigen kamen zahlreicher und entschlossener als sie vorher waren zurück. Wir hatten keinen Augenblick mehr zu verlieren. Eilig schifften wir uns ein. Als wir eine Strecke vom Ufer entfernt waren, begrüßten 200 an demselben versammelte Wilde unsre Abreise mit einem Steinregen. Noch denselben Abend aber befahl Pendleton die Abreise von dieser unfruchtbaren ungastfreien Erde.

Ankunft zu Tahiti.

Der Archipel von Pomatu war seit 24 Sunden unsern Blicken entschwunden, als der einsame Bergkegel von Maitia sich vor denselben aufrichtete. Je mehr wir uns dieser Nebeninsel von Tahiti näherten, desto deutlicher unterschieden wir eine andere Natur, eine andere geologische Beschaffenheit, als wir solche an den Klippen vorgefunden hatten, längs deren wir mehrere Tage hindurch hingefahren waren. Es waren dieß nicht länger die magern Stauden, welche auf Korallenboden wuchsen, diese Binnenseen oder Sandflächen, auf denen nur der Seevogel Nahrung fand, sondern eine reiche üppige Natur und Triften, die im Schatten von Kokosnußwäldern lagen.

Pendleton wußte aus Erfahrung, daß Lebensmittel zu Maitia wohlfeiler waren, als zu Tahiti; er sandte daher Philips mit einem Schiffsboote ans Land. Ich fuhr mit ihm. Unser Landungsplatz lag am südwestlichen und bevölkertsten Theile der Insel. Diese Bewohner waren in dem Grade an derartige Besuche gewöhnt, daß wir an der Küste ganze Schaaren von Schweinen und Körbe mit Früchten und Gemüse vorfanden. Man feilschte zwar mit einiger Zähigkeit um die Preise, sobald der Handel aber einmal abgeschlossen war, galt er für heilig; man betrog weder, noch bestahl man. Nur aus der Ferne sah ich ein Dorf, dessen Anblick auf Wohlhabenheit schließen ließ. Seine Häuser schienen ein reinliches Aeußere zu haben und von Umzäunungen umgeben zu sein. Namentlich machte man mich auf eine christliche Kapelle aufmerksam; dieselbe hatte eine ovale Form und war die einzige Kirche der Insel.

Tahiti.

Jenseits Maitia klärte sich der Horizont auf und stieg in einer

Entfernung von 90 Seemeilen die Bergspitze Tahitis wie ein kleiner Punkt in die Lüfte. Nach und nach, je mehr wir uns der Insel näherten, ward dieser Punkt größer. Die ganze Nacht hindurch fuhren wir Tahiti entgegen; mit dem anbrechenden Morgen bot die Insel einen herrlichen Anblick, lag dieses üppige Tahiti, diese Königin von Polynesien, diese europäische Kolonie im wilden Oceanien uns fast zu Füßen; es war uns fortan vergönnt, seine Schönheit zu bewundern, alle Einzelheiten seiner herrlichen Lage wahrzunehmen. Vor uns lag in der That das Tahiti unsrer Träume, die Insel, von der die Seefahrer Wallis, Bougainville, Cook so viel zu erzählen wußten, — diese von den Schiffen aller Nationen aufgesuchte Station, die Perle Tahiti, der Diamant des fünften Welttheils, von dem Cook der Entdecker war. Je mehr die Sonne am Horizont aufstieg, desto näher kamen wir unserm Bestimmungsorte; binnen drei Stunden konnten wir zu Matavai, dem Haupthafen der Insel, vor Anker gehen. Pendleton, als erfahrener Seemann, ließ in gerader Linie darauf lossteuern, als eine Pirogue hinter dem Korallenriffe hervor sichtbar ward. Auf deren Hintertheil befand sich, mit nichts als mit einer Hose und einer Weste bekleidet, ein Eingeborener. Es war dies der Lootse, der, an Bord gekommen, den Befehl des Schiffes übernahm. Nachdem wir an dem Korallenriffe glücklich vorbei passirt waren, lag der Oceanic um 9 Uhr zu Matavai glücklich vor Anker.

Der Hafen Matavai.

Kaum war dies geschehen, so verwandelte sich der Oceanic in einen Bazar. In einem Augenblicke war er von etwa 40 Piroguen umgeben; in Nu hatten die Eingeborenen sein Verdeck mit Früchten, Wurzeln, geschnitzten Ruderstangen und namentlich mit sehr hübschen Muscheln angefüllt. Alle diese Gegenstände sollten als Tauschmittel gegen europäische Industrieartikel, Kleider, Hemden und Hüte dienen, welche sehr gesucht waren. Keine Beschreibung ist im Stande, das Schauspiel wieder zu geben, das wir vor Augen hatten. In Bezug auf Owaihi war früher von einer auffallenden Trachtenvermischung die Rede. Auf Tahiti war es noch weit schlimmer. Ein Jeder trug irgend einen europäischen Lappen an sich, und den übrigen Theil des Körpers bloß oder mit Matten bedeckt. Ich begegnete einem Tahitier, der, mit dem bloßen Maro um die Lenden, vollständig nakt als wirklicher Adam spazieren gieng, nur daß seine Füße in feinen, mit gelben Aufschlägen versehenen Stiefeln stacken; der Eine hatte nur eine Hose, der Andere nur eine Weste an; ein Dritter trug einen schwarzen oder weißen Filzhut auf dem Kopfe. Die auffallendste Tracht, welche man sehen konnte,

bestand in einer rothen Uniform mit Schuppenepauletten, und nichts war possierlicher, als die scharlachrothen Schöße an ihre nakten und tatowirten Hüften schlagen zu sehen.

Die Art, wie sie ihr kleines Geschäft trieben, war nicht weniger interessant: der Umgang mit den Europäern hatte bereits ihren Geschäftssinn geschärft. Ehe sie eine Waare eintauschten, untersuchten sie dieselbe von allen Seiten, fragten auch wohl, wenn sie sich kein eigenes Urtheil zutrauten, die Umstehenden über die Zweckmäßigkeit und den Vortheil des Handels; wie aber das Geschäft abgeschlossen war, so erfüllten sie getreulich die Bestimmungen des Uebereinkommens. Es war gerade damals ein großer Begehr nach Kleidungsstücken eingetreten, weil die Missionäre, um der Tatowirung vorzubeugen, Jedermann die Bekleidung empfahlen. Ausserdem verlangten sie noch Pulver, Rhum und Hausgeräthe, kurz alles was sie sahen, und die auffallendsten Sachen am meisten. Diese Täusche wurden meist durch das Zahlungsmittel des spanischen Piasters bewerkstelligt. Hie und da zeigte sich solches in Silber, sonst aber dienten Waaren als Ersatz. So z. B. hatte eine Viertelflasche Rhum, zwei Ellen Calicot, eine Elle Band vom Werthe eines Schillings, ein Stück Gold- oder Silbertresse den Werth eines spanischen Piasters. Die ganze Mannschaft des Oceanic schien sich mit diesem Kleinhandel abzugeben; selbst Philips brachte länger als eine halbe Stunde mit dem Verhandeln eines alten Kleides von blauem Tuche zu, das in den Augen unserer Kleiderhändler auch nicht den mindesten Werth gehabt hätte.

Die Sitte der Taios, oder der wechselseitigen Gastfreundschaft.

Ganz mit dieser sonderbaren Scene beschäftigt, bemerkte ich nicht sogleich, daß verschiedene Eingeborne im Vorübergehen das Wort Taio, Taio mit einer Art geheimnißvollen Flehens mir ins Ohr flüsterten. Dieses Wort schlug zum dritten Mal an mein Ohr, als ich mich gerade Philips gegenüber befand, der so eben sein blaues Kleid auf jüdische Weise verkauft hatte. „Haben Sie bereits einen Taio?" fragte mich derselbe in heiterer Laune. „Einen Taio?" erwiederte ich, „was bedeutet denn dieser Taio, den sie mir Alle ins Ohr rufen? Sie kennen dieß also auch?" — „Taio ist ein Freund, mit dem Einer den Namen wechselt. Dieses Wort legt die Verpflichtung des gegenseitigen Schutzes auf. Die Sitte verlangt, daß jeder Fremde hier seinen Taio habe." „In der That ein sonderbarer Gebrauch!" — „Er hat seine guten und schlimmen Seiten," fuhr Philips fort. „Taios haben Alles gemeinschaftlich, meist kommt aber der Europäer dabei zu kurz, doch gibt es Beispiele, daß die Eingebornen, namentlich

die der höhern Stände, keinen Mißbrauch damit treiben. Pendleton hat einen Taio, der ihn theuer zu stehen kommt, es ist der ehemalige Sekretär der Regierung Upa-karu. Dieser Mensch ist wahrhaft unersättlich in seinen Begehren; wagte er den Oceanic zu verlangen, so würde ihm die Beute nicht zu groß erscheinen. Bewahren Sie sich davor, einen solchen Haifisch zu wählen, aber einen Taio müssen Sie haben."

Ich entschloß mich daher, meinen Pylades unter den anwesenden Insulanern zu wählen. Unter ihnen hatte ich einen bemerkt, dessen Benehmen gesetzter war, als das der übrigen, der mir mehrere Geschenke angeboten, und sich mir mehrmals mit den Worten genähert hatte: Prances koti taio Turoi. Da ich diese Worte nicht verstand, hatte ich ihm den Rücken gewendet. Als Philips mich von dem Verhältnisse des Taio unterrichtete, rief ich ihn zurück, und traf mit ihm unter Beihülfe eines Engländers, der schon lange auf der Insel lebte, das Uebereinkommen unseres Freundschaftsbundes. Er übernahm es, mein Führer und Bürge zu Tahiti zu sein. Dieser brave Mann hieß Oturi. Seines Standes war er ein bloßer Raatira, das heißt, ein Gutsbesitzer, sonst genoß er aber eines guten Rufes auf der Insel, war aber noch sehr unerfahren. Bereits hatten andere Europäer seines anständigen Aussehens wegen ihr Auge auf ihn geworfen. Sieben oder acht Jahre früher war er der Taio des französischen Schiffslieutenants und Weltumseglers d'Urville gewesen und besaß ein hierüber von demselben ausgestelltes Zeugniß. Von dem Augenblick an, wo meine Wahl getroffen war, war Oturi ganz zu meinen Diensten; zwei seiner Diener begleiteten mich auf sein Geheiß überall hin, und füllten mein Gemach mit Kokosnüssen, Bananen und andern Früchten an. Ich erbot mich, seine Gaben sogleich durch Gegengeschenke zu vergelten, allein er gab mir ein Zeichen, daß er an diesem Tage nichts annehmen werde. So wollte es der Gebrauch; den darauf folgenden Tag waren seine Bedenken gewichen.

Da wir auf der Rhede von Matavai nur kurze Zeit zu verweilen beabsichtigten, so mußte es mein Bestreben sein, die Insel mit Hülfe meines Taio so schnell wie möglich zu erforschen. Des andern Tages stand mein Taio schon mit dem frühesten Morgen auf dem Verdecke, um mich zu erwarten. Ich stieg in seine Pirogue, wir fuhren um die Venusspitze herum, und er landete mich in der Nähe eines Bergstromes, der hier ins Meer fällt. Nicht weit davon befand sich die Wohnung des englischen Missionärs Wilson, und eine kleine Kapelle, welche mit derselben zusam-

menhieng. Ich besuchte dieses, mit geringer Abweichung ähnlich den Hütten der Eingeborenen errichtete Gebäude. Der Tempel faßte dreihundert Personen, die reinliche Sitze hatten; ein kleiner Begräbnißort umgab ihn. Als wir eintraten (es war Sonntag), war der Tempel angefüllt; die Frauen saßen auf der einen Seite, die Männer auf der andern; aber alle in einem solchen Aufzuge, daß ich nur mit Mühe das Lachen halten konnte. Man glaubte sich auf einer Maskerade, oder in einem Kleidermagazin zu befinden; alle Kleiderfetzen, welche Europa aus seinen Schränken entfernen mußte, schienen sich auf den Leibern dieser Insulaner zu befinden. Die Missionäre hatten so oft gepredigt, daß man sich bedecken müsse, daß diese Unglücklichen glaubten, sich um jeden Preis mit den Lumpen, welche sich auf englischen und amerikanischen Schiffen vorfanden, versehen zu müssen. Unsere Matrosen hatten alles an sie verkauft, was sie entbehren konnten; was ihnen blieb, reichte höchstens hin, um ihre Schaam zu decken. Einer dieser Eingeborenen nahm sich namentlich prächtig aus. Derselbe trug einen Mantel wie ein spanischer Hidalgo, seine Beine stacken aber nakt in glänzenden Schuhen. Die nicht häßlichen Frauen waren nicht besser gekleidet. Dieselben hatten Mannshemden über sich geworfen, die ihre Schenkel bloß ließen; andere waren in Stoffe eingehüllt, so groß wie Betttücher. Fast alle trugen auf ihren geschorenen Köpfen einen kleinen mit Bändern und Blumen verzierten Hut von unschöner Form. Der höchste Luxus bestand in einem farbigen Gewande.

Englische Missionäre.

Trotzdem auf solche Weise Lachstoff genug vorhanden war, so verhielt sich die ganze Versammlung doch sehr ruhig und aufmerksam; während der Predigt herrschte sogar die größte Andacht, kaum daß von Zeit zu Zeit jüngere Personen nach mir blickten, als nach einem neuen Ankömmling aus fremdem Lande.

Die Insel Tahiti ist ebenso wie Owaihi im Innern öde und nur an den Küstenstrichen bewohnt. Die bewohnbare oder vielmehr die bewohnte Zone beschränkt sich auf einen Raum von drei- oder vierhundert Schritten längs des Meeres, an manchen Stellen nur von hundert und fünfzig. Matavai ist einer der Punkte, wo sich diese Zone am weitesten erstreckt; denn der Bergstrom, der sich aus den innern Bergthälern wälzt, scheint im Durchmesser einer halben Meile nach allen Seiten eine Anschwemmung gebildet zu haben. Ließe sich dieser Raum gegen Ueberschwemmung sichern, so müßte ein außerordentlich fruchtbares Feld daraus entstehen.

Nach und nach erstiegen wir einen Hügel, von dem aus man eine

Uebersicht dieser Inselspitze genießt. Wir sahen Matavai mit seinen Hütten, seinen Kapellen, seinen Hainen von Kokosnuß- und Brodbäumen, zu unserer Linken die königlichen Residenzen von Papaoa durch ihre weiße Farbe aus dem Bilde hervorstechen, das ganze von einer Brandungslinie eingefaßt, auf der einige Schifferpiroguen geschaukelt wurden. Auf diesem Hügel, Namens Taha-Rai und in einer Hütte, von der wir die Reste sahen, pflegte König Pomare auszuruhen, wenn er zu Fuß den Weg von Papaoa nach Matavai machte.

Bei der Familie meines Taio angekommen, ward ich mit einem reichlichen Mittagsmahle bewirthet, das in einem vollständigen gebratenen Schweine, zwei gesottenen Hühnern, Fischen, die in Bananenblättern abgekocht waren, der Frucht des Brodbaumes u. s. w. bestand. Nachdem diese Mahlzeit vorüber war, entzückte ich die ganze Familie durch Geschenke, die ich jedem einzelnen Gliede derselben machte. Drei Ellen falsch vergoldete Tressen, einige Messer, Spiegel, und Halsbänder von Glas machten die hauptsächlichsten aus; namentlich die Tressen erregten weit und breit Bewunderung, und sogar Pendleton versicherte mich des andern Tags, daß die Königin selbst fünfzig Schweine dafür gegeben haben würde. Tahitische Mahlzeit.

Auf das Schiff zurückgekehrt, traf ich Pendleton wenig mit seinen zu Matavai gemachten Geschäften befriedigt. Der Sinn für Luxussachen, Kleider, Litzen, überhaupt für europäische Artikel war allerdings auf Tahiti sehr entwickelt und dem Begehr ward weniger als jemals entsprochen, allein die Tauschgegenstände fiengen an zu fehlen. Es ließ sich voraussehen, daß Tahiti bald außer Stand sein würde, den überseeischen Händlern Tauschmittel dieser Art bieten zu können. Um sich ihre Toilettengegenstände verschaffen und dem Bedürfniß von Kleidern genügen zu können, wie es die Missionäre wollten, waren die Eingeborenen bereits genöthigt, sich Entbehrungen in der Nahrung aufzuerlegen. Solchergestalt war diese an sich wenig ergiebige und volkreiche Insel mit Elend und zunehmender Entvölkerung bedroht.

Pendleton hatte auf der Insel nicht einmal den nöthigen Mundvorrath finden können und sah sich gezwungen, das Fehlende im ganzen Archipel von Insel zu Insel zu suchen. Sein gewohnter Gleichmuth war dadurch erschüttert. Er klagte: „Das Weiberregiment taugt für Tahiti nichts; man kümmert sich hier zu viel um das Vergnügen und um Pala Palas (beten), über alle dem wird der Boden nicht bebaut

und bleibt brach liegen. Diese Menschen sind zu weichlich und werden zu Grunde gehen."

Abermals ein Seesturm.

Der Oceanic ergänzte auf der Insel Bora-bera seinen Bedarf an Mundvorrath. Nachdem dieß geschehen, und wir eben beschäftigt waren, in den engen und gefährlichen Kanal, der nach Mopiti führt, einzulaufen, ließ Pendleton plötzlich die Richtung ändern. Derselbe sagte mir: „Es scheint, wir sind dazu ausersehen, daß wir nichts aus freier Wahl thun dürfen. Unsere Bestimmung war die Tongainsel; allein statt dessen werden wir die Richtung einschlagen müssen, die Gott gefällt. Zwei Stürme aus Nord-Westen in vierzig Tagen in dieser Jahreszeit, das ist eine Umkehr der gewöhnlichen Ordnung, eine Elementarrevolution." Ich verstand nichts von dem, was Pendleton sagte. Statt einer Brise aus Osten hatten wir in diesem Augenblicke vollständige Windstille und es herrschte eine Hitze zum Ersticken. Am Horizonte stiegen allerdings einige Wölkchen auf, allein langsam, und wie mir schien, ohne üble Vorbedeutung. Pendleton hatte mich indeß daran gewöhnt, ihm unbedingten Glauben zu schenken, und auch diesmal gieng seine Vorhersagung in schnelle und vollständige Erfüllung.

Kapitel 14.

Ein zweiter Sturm. — Der König von Tubuai. — Mauna. — Ungestümes Betragen der Insulaner — Die Insel Plate des Hamoaarchipels. — Bestreben des Insulanerhäuptlings, Pendleton und dessen Mannschaft ans Land zu locken. — Gefährliches Korallenriff. — Tongatabu. — Der englische Weltumsegler Cook auf Tongatabu. — Fest des Nadschi auf Tongatabu. —

Ein zweiter Sturm.

Der neue Sturm, der, den 29. April Abends, uns mitten in der Inselgruppe von Tahiti überraschte, hatte nicht die Gewalt des frühern. Nach Verfluß von 48 Stunden ließ der Wind aus Nordwesten nach; statt vor ihm zu fliehen, hätte daher der Oceanic leicht das Schönfahrsegel aufziehen und das Umschlagen in die gewöhnliche südöstliche Brise abwarten können. Pendleton zog es vor, dem Schooner diese mühsame Fahrt zu ersparen, er ließ vielmehr dieselbe Richtung bis zur Höhe der Insel Wawitu beibehalten, wo ihm der Wind wieder erlaubte, auf Tonga zu steuern zu lassen.

Wawitu lag bereits hinter uns, als wir Morgens den 4. Mai Tubuai wahrnahmen. Noch denselben Morgen lag der Oceanic bei einer Wassertiefe von fünf Faden innerhalb des Korallenriffs der westlichen Küste, an der sich die gesammte, etwa 300 Seelen betragende Bevölkerung der Insel angesiedelt hatte. Dieselben bewohnten dort zwei Dörfer, aus denen hie und da weiß getünchte Häuschen in der Art wie diejenigen auf Tahiti hervor sahen. Diese Häuschen sind sehr hübsch und bequem, allein weniger gesund und sicher, als die Hütten des Urzustandes. Kaum waren wir vor Anker gegangen, als das Schiffsboot uns ans Land trug, wo wir zwischen zwei Reihen Eingeborener hindurch giengen. Jeder derselben kam uns freundlich entgegen; es erboten sich mehrere derselben, uns in eines der Dörfer zu führen, wo wir indeß nichts Auffallendes wahrnahmen. Trotz dem Abrathen Pendletons wollte ich meine Erforschung der Insel weiter fortsetzen, und das Innere derselben besuchen. „Wenden Sie sich zum wenigsten deßhalb an einen der Häuptlinge," sprach endlich Pendleton. Man zeigte mir den ersten derselben, den König von Tubuai. Seine Majestät fischte gerade, und war über ein Korallenriff gebeugt, während er bis über die Beine im Wasser stand, solchergestalt bemüht, sich die nöthige Mahlzeit zu verschaffen. Als ich ihn fragte, ob er mir als Führer dienen wolle, schüttelte er den Kopf, und sah dann wieder auf seine Angel, an welcher, wie es schien, bereits Fische angebissen hatten. Ich verstand seine Bedenken, zog ein hübsches Messer aus meiner Tasche und bot es ihm zum Geschenke an. Dieß wirkte Wunder. Der Fischer warf seine Angel weg und gieng vor mir her, indem er stets wiederholte, daß ich sein Freund, sein wahrer Freund sei. Tubuai.

Dieser mein Freund, der wilde König, führte mich zunächst in eine morastige Gegend; an derselben angekommen, kniete er wie ein Dromedar nieder und gab mir ein Zeichen, daß ich auf seinen Rücken steigen solle. Es war dieß eine große Verläugnung der Würde von Seiten der polynesischen Majestät. Ich stieg daher in Gabelform auf die königlichen Schultern, und nun giengs eine Strecke weit durch eine Pfütze. Der Weg durch dieselbe war schlüpfrig und die Last ziemlich schwer. Mein Freund gelangte daher auch athemlos und mit Koth bedeckt ans jenseitige Ufer. Die Abwaschung war schnell in einem unweit davon fließenden Bergstrom geschehen; seine Kleider hatten, da er nackt war, keinen Schaden genommen. Jenseits des Morastes, durch den wir gegangen waren, breitete sich eine mit Kokosnuß-, Bananen- und Brodfruchtbäumen bepflanzte Ebene aus, Der König von Tubuai.

auf der hie und da eine Hütte in Trümmern sichtbar war. Dieses Thal bot übrigens durch seine Fruchtbarkeit einen freundlichen Anblick. Wir waren bereits drei Viertelstunden hindurch geschritten, als mein Gefährte plötzlich einen Schrei ausstieß, der mir durch die Seele drang. Einen Augenblick lang glaubte ich nicht anders, als Pendleton habe mit seinem Abrathen Recht gehabt. Allein dem war nicht also. Auf diesen Ruf trat fern von uns ein Eingeborener aus einem benachbarten Gehölze; statt aber eine feindselige Miene zu zeigen, stieg derselbe auf einen hohen Kokosnußbaum, pflückte daselbst einige Nüsse und warf sie uns zu. Der Trank, den ich daraus sog, war ein wahrhaft erquickender. Um das Mahl zu vervollständigen, führte mich mein Freund, der König, in eine Hütte, in der man uns eine Art trockenen Teigs und Früchte des Brodbaumes servirte; allein trotz meiner Bemühung, dieser Gastfreundschaft Ehre zu erweisen, war es mir nicht möglich, auch nur einen Mundvoll davon zu genießen.

Nach diesem Aufenthalt kehrten wir auf einem andern Wege, der mit Zuckerstauden im wilden Zustande angefüllt war, an den Ankerplatz unseres Schiffes zurück. Am Eingange des einen Dorfes nahm ich eine Art Begräbnißplatz mit zwei oder drei grobgeschnitzten Figuren wahr, die über den Gräbern angebracht waren. Am Gestade angekommen, wollte ich mich sogleich einschiffen; allein der König hielt mich zum Essen zurück; derselbe wollte mich wegen des schlechten Mahls entschädigen, das er mir unterwegs hatte serviren lassen. Dießmal waren allerdings die Speisen mannigfaltiger und leckerer. Der trockene Teig fehlte auch diesmal nicht, wie er überhaupt von allen Mahlzeiten dieser Inseln unzertrennlich schien. Allein außerdem servirte man Fische, welche Seine Majestät selbst gefangen hatte, gebratene Hühner, Taro, Früchte des Brodbaumes und noch manches Andere. Alle diese Speisen waren in Bananenblätter eingewickelt und befanden sich auf Matten, die den Fußboden bedeckten. Eine gewisse Simmetrie herrschte in ihrer Aufstellung, und zahlreiche Diener waren zum Serviren bereit. Es kamen andere Gäste hinzu, die ohne Zweifel ebenfalls Häuptlinge, jedoch geringeren Ranges als mein Gastfreund waren. Man setzte sich nieder, langte nach den Speisen, aß, und trank einander zu. Mir allein ward die Gnade erwiesen, von dem Könige selbst bedient zu werden. Um mich ihm dafür dankbar zu bezeigen, bot ich ihm meine volle Rhumflasche an, und wir tranken gemeinschaftlich daraus. Da ich ihn jedoch zu häufig nach derselben greifen sah, und nicht wissen konnte, wie die Berauschung

sich bei ihm äußern werde, forderte ich ihn auf, unsere Mitgäste an diesem spirituosen Getränke Theil nehmen zu lassen; ich bezeichnete ihm namentlich zwei alte Häuptlinge, die ein ruhiges anständiges Benehmen beobachteten. Allein er wollte nichts davon wissen, nahm die Flasche, verbarg solche zwischen seinen Beinen und rief halb zornig: „Nein! Nein! nichts davon; das wäre zu gut für solche Leute!" Es war dieß übrigens nur eine leichte Wolke, welche sich über unsere Freundschaft lagerte. Sobald ich dergleichen that, als habe ich den Rhum vergessen, setzte er seine Liebkosungen fort. Alles wollte er mir geben, was er besaß, seine Hütte, seine Unterthanen, ja sogar seine Frau, so sehr hatte mein Geschenk ihn gerührt; hätte ich mir in den Kopf gesetzt, König der Insel zu werden, es wäre mir an jenem Tage gelungen. Mein Freund würde mir zu Liebe abgedankt haben; in dem Grade hatte ihn der Rhum begeistert. Als mich Pendleton aus seinen Armen riß, mußte ich fünf oder sechs Mal meine Nase gegen die seinige reiben; er weinte wie ein Kind, und als er sah, daß der Nachen mit mir abfuhr, schwamm er mir noch eine Strecke nach. Mein Besuch hatte offenbar Epoche in seinem Leben gemacht; es gehörte ja so wenig dazu, auf Tubuai Epoche zu machen.

Einige Tage später sahen wir Mauna vor uns liegen, die Insel, auf der Delangle, der Gefährte Laperouses, mit den von ihm befehligten Matrosen unbarmherzig ermordet worden war. Der Oceanic fuhr um die Nordspitze der Insel und dann an derselben eine oder zwei Meilen hin. Vom Bord aus konnte man deutlich eine lange Brandungslinie wahrnehmen, an der sich das Meer in weiß schäumenden Wogen brach. Hie und da zeigte das Korallenriff kleine Oeffnungen, in denen die einheimischen Pirogues Schutz zu suchen pflegten. Dieser Küstenstrich enthielt eine Reihe bezaubernder Ansichten; Wälder, Bergströme, und malerisch gelegene Hütten wechselten in reizender Folge mit einander ab. Mauna.

Der Oceanic gieng endlich Angesichts der Bucht vor Anker, und es dauerte lange, bis sich Jemand sehen ließ. Endlich fuhr eine kleine, bloß von 3 Eingeborenen bemannte Pirogue aus einer kleinen Bucht, in der sie bis dahin Schutz gefunden hatte, hervor und auf unser Schiff zu. An dasselbe herangekommen, stieg einer der Eingeborenen aufs Verdeck, benahm sich jedoch daselbst schüchtern und mißtrauisch, indem er nach allen Seiten um sich sah, als befürchte er einen plötzlichen Angriff. Derselbe bot einige Kokosnüsse an, und erhielt dafür ein Stück Eisen, das er einen Augenblick an seine Stirne hielt, zum Zeichen der Dankbarkeit. Dieser Tausch war

nicht sobald bewerkstelligt, als er von Neuem seine Angst merken ließ. Nachdem er noch einige mißtrauische Blicke auf das Verdeck geworfen hatte, schien er sich indeß zu sammeln, und hielt endlich eine lange Anrede an uns, die sich nach und nach bis zur Heftigkeit steigerte. Bei gewissen Sätzen kam das Gebärdenspiel der Stimme zu Hilfe, indem der Redner abwechselnd auf das Schiff und das Land deutete. Er wollte ohne Zweifel die Matrosen einladen, es mit der Gastfreundschaft der Eingeborenen zu versuchen. Wir hörten Alle mit Aufmerksamkeit zu; Keiner von uns verstand aber davon ein Wort, selbst Pendleton nicht, der in den polynesischen Idiomen so sehr bewandert war; kaum daß ihm hie und da der Sinn deutlich wurde. Der Redner hingegen, der uns Alle so aufmerksam und still zuhören sah, fuhr zu reden und zu gestikuliren fort, bis sich eine größere Zahl Piroguen um ihn sammelte.

Das Schiff sah sich plötzlich von einer Menge Besucher umgeben, die sich anfänglich schüchtern benahmen, nach und nach aber ungestüm und zudringlich wurden, und auf die frechste Weise stahlen. Pendleton hatte zwar Vorsichtsmaßregeln ergreifen lassen, daß sie nicht an Bord kommen konnten; allein es stürzten sich doch einige aufs Verdeck und warfen sich daselbst wie Raubvögel auf alles, was sie sahen; hätte nicht die ganze Mannschaft sie mit Gewalt von demselben vertrieben, so würden sie alle eisernen Nägel und Zimmerblöcke gestohlen haben.

Ungestümes Betragen der Insulaner.

Alle diese Besucher führten übrigens, einige Kokosnüsse ausgenommen, keinerlei Tauschmittel mit sich. Als man ihnen zu verstehen gab, man wünsche andere Früchte von ihnen, zeigten sie aufs Land und gaben zu verstehen, daß man dort Besseres im Ueberfluß finden werde. Ihr damaliges Betragen war indeß nicht der Art, daß es Pendleton wegen seiner Landung beruhigte. So wenig zahlreich sie bis dahin auch um das Schiff sich versammelt hatten, schienen sie doch den Oceanic als ihr Eigenthum zu betrachten; statt die Geschenke, welche man ihnen anbot, dankbar anzunehmen, rissen sie solche uns auf grobe Weise aus den Händen. Die, denen es gelungen war, aufs Verdeck zu gelangen, und dort etwas zu erhalten oder zu stehlen, etwa einen Nagel, ein Beil oder Glasperlen, zeigten sie von Weitem ihren in den Piroguen befindlichen Kameraden. Letztere knirschten darüber vor Wuth mit den Zähnen und bedrohten mit ihren Picken die Matrosen, wenn man sie nicht ebenfalls an Bord steigen lasse, oder ihnen zum wenigsten auch einen Antheil an diesen Dingen gewähre. Alle diese Köpfe hatten wilde Züge, aus denen die Grausamkeit

sprach. Von zehn Eingeborenen, die sich auf unserm Verdecke befanden, zeichnete sich nur ein einzelner junger Mann, ohne Zweifel ein Häuptling oder Sohn eines solchen, durch edlere Züge und eine gewinnende Physiognomie aus. Er allein benahm sich anständig; statt, wie die übrigen thaten, auf die Gegenstände, welche man ihnen anbot, loszustürzen und sie sich gegenseitig aus den Händen zu reißen, nahm er dieselben mit gefälligen Manieren entgegen, und hielt sie dann mehrmals vor die Stirne. Wandte er sich nach seinen in den Piroguen befindlichen Freunden um, so geschah dieß, um denselben über alles, was er sah, lebhafte und muntere Bemerkungen zu machen, die dann weithin ein helles Gelächter hervorriefen. Er schien mit einem Worte ein umgänglicher Mann von sanfter Gemüthsart zu sein. Allein seine Gefährten hatten ohne Unterschied des Ranges vom menschlichen Wesen fast nichts als die Gestalt. Sie brüllten wie Thiere, und schienen überhaupt mehr vom rohen Instinkt, als von der Vernunft abhängig zu sein. Als Einer von ihnen den nakten Arm eines Matrosen ansichtig ward, gab derselbe mit schauderhafter Geberde zu verstehen, daß ihm das Fleisch dieses Armes einen Genuß bieten würde. Die Naivität dieser Menschenfresser machte uns Alle schaudern.

Alle diese Insulaner waren hochgewachsen, schlank und ausnehmend muskulös; ihr Typ hatte den Ausdruck der Wildheit, ohne daß ihre Züge unregelmäßig waren; ihre Hautfarbe war dunkel. Ihre hauptsächliche Ausschmückung bestand im Haarputze, der fast bei Jedem besonders beschaffen war, ihr Anzug in weiter nichts als in Schürzen, die ihnen den Leib und die Hälfte der Beine deckten.

Von Stunde zu Stunde hatte indeß die Zahl der das Schiff umgebenden Piroguen zugenommen und aller Vorsicht ungeachtet füllte sich das Verdeck immer mehr mit Eingeborenen an. Mit der zunehmenden Zahl wuchs auch ihre Frechheit. Von einer Pirogue zur andern fanden Unterredungen statt, die gleichsam das Vorspiel des Krieges waren; man deutete mit Fingern auf das Schiff, oder schien es als eine leichte und sichere Beute hinzustellen. Plötzlich griffen alle diese Eingeborenen zu den Waffen, und schwangen dieselben gegen den Oceanic. „Oho!" rief nun Pendleton, „da wären wir ja am entscheidenden Punkte angelangt! diese Leute mißbrauchen unsere Geduld. Die Sache muß ein Ende nehmen." Auf Befehl des Kapitäns säuberte man nun gewaltsam das Verdeck von allen Denen, die sich darauf befanden; dann rief Pendleton, „Fahren wir über diese Hunde hinweg!" und gab Befehl, alle Segel beizusetzen.

Kaum blies der Wind in die Segel unseres beweglichen Schooners, so fegte derselbe die dreihundert Piroguen hinweg, welche ihm im Wege waren; fünfzig von ihnen wurden umgeworfen; eine Menge anderer sank beschädigt. Vielleicht hatte diese Flotille darauf gerechnet, daß sie uns den Weg versperren könne, büßte jedoch schwer für ihre Vermessenheit. Das Meer bot weithin ein Bild der Verwirrung; Ruderstangen, Masten, u. s. w. krachten von allen Seiten, und rings um uns war alles mit Bootstücken und Menschenköpfen bedeckt. In der ersten Ueberraschung suchten zwar die Eingeborenen ihre Niederlage durch Auffischen von Menschen und Trümmern wieder gut zu machen. Dann aber brachen sie in ein Geheul unmächtiger Wuth gegen den Schooner aus, der ungehindert seine Fahrt fortsetzte.

Die Insel Plate des Hamoaarchipels.

Unser nächstes Reiseziel war die Insel Plate, dieser Diamant des von der Natur so reich gesegneten Hamoaarchipels. Diese Insel ist sehr niedrig, nur im Mittelpunkte derselben erhebt sich ein Berg, der auf dem Gipfel abgeflacht ist. Nach den zahllosen Piroguen zu schließen, die uns entgegenfuhren, muß diese Insel auffallend stark bevölkert sein. Es war wie eine Stadt, die auf dem Meere schwimmt; der Bazar von Früchten, Gemüsen, Wurzeln, Schweinen, der sich auf dem Meere schaukelte, nahm sich wie ein chinesischer Markt auf dem Tigris aus. Diese Insulaner benahmen sich auf gesittete Weise. Sie drohten nicht, noch stahlen sie wie die Eingeborenen von Mauna; man konnte ihnen weiter nichts zum Vorwurf machen, als daß ihre Munterkeit zuweilen etwas zu laut sich äußerte. Verbot man ihnen, auf's Verdeck zu steigen, so gehorchten sie, banden ihre Waaren an Stricke und nahmen zufrieden hin, was man ihnen dafür gab.

Dies war ein Handel nach dem Herzen Pendletons. Mit einem Werthe von höchstens zwei Piastern an alten Eisenstücken, Glasperlen und einem Dutzend alter Nägel, hatte er fünfzig Schweine, eine ungeheuere Menge Geflügel, Früchte und Wurzeln eingehandelt. Die blauen Glasperlen waren die am meisten gesuchte Waare. Was die Lebensmittel betraf, welche die Eingeborenen uns in Tausch für diese Sachen gaben, so waren solche von besonderer Güte. Mehrere Gattungen derselben waren uns sogar gänzlich unbekannt. Sah man diese Menge Lebensmittel in den Piroguen, welche das Meer bedeckten, so schien es fast unglaublich, daß eine so kleine Insel so viel zu erzeugen und noch einen Ueberschuß abzugeben vermöge.

Der Tausch gieng noch vor sich, als die Ankunft einer großen Pirogue ihn plötzlich unterbrach. Egui! ia Egui (der Häuptling, das ist der Häuptling!) riefen mit einem Male alle um den Schooner gruppirten Barken; gleichzeitig entfernten sie sich eine Strecke weit und machten ihm Platz. Die große Pirogue kam an unser Schiff heran. Dieses geräumige, mit Perlmutterschaalen verzierte Fahrzeug hatte eine Bemannung von zehn Ruderern. Der am Steuerruder sitzende Häuptling und die Ruderer hatten ihre Häupter mit grünen Zweigen geschmückt, zum Zeichen, daß sie in friedlicher Absicht kämen. Vorne an der Pirogue kauerte ein schon bejahrter Mann auf einer Erhöhung und hielt über seinem Haupte einen Sonnenschirm von europäischer Fabrikation ausgespannt. Dieses Hausgeräthe war für ihn weiter nichts als ein Schmuck; denn seine Hautfarbe wurde von der Sonne nicht mehr geschwärzt. Eine feine Matte hieng ihm über die Schultern; ein Gürtel umfaßte seine Lenden, und ein Turban diente ihm als Kopfbedeckung. Als er in unserer Nähe war, daß wir mit einander sprechen konnten, wandte er sich an die Piroguenführer, brach sich so Bahn, ergriff die Strickleiter, und schwang sich als der dritte der Insulaner an Bord.

Es war dieß ein fünf Fuß sechs Zoll großer, magerer, noch sehr lebhafter und kräftiger Mann. Seine Gesichtszüge hatten nichts Unangenehmes und drückten Nachdenken und Verstand aus. Er war gänzlich untatowirt. Auf dem Verdeck angekommen, verlangte er den Kapitän (Egui) zu sprechen. Philips, der ihn bei der Ankunft bewillkommt hatte, deutete auf den Kapitän, der auf einer Bank der Quartierwache saß. Der eingeborene Häuptling schritt hierauf auf denselben zu, verneigte sich, und sprach einige Worte seiner Heimatssprache; dann faßte er die beiden Ellenbogen Pendletons, zog sie zwei- oder dreimal rasch an sich und sagte auf Englisch: Very good (sehr gut!) Nach diesem halb wilden, halb europäischen Gruße gab er zu verstehen, daß er der Egui (König) der Insel Plate sei und hieß seine Begleiter die für den Kapitän bestimmten Geschenke zu dessen Füßen legen. Es waren dieß drei schöne Schweine, die er Boaka nannte, Yamswurzeln und Früchte. Als Gegengeschenk verehrte ihm Pendleton ein Beil, zwei Reihen Glasperlen und ein farbiges seidenes Tuch, das der Kapitän eigenhändig um seinen Turban schlang. Anfänglich schien der Insulaner, berauscht von solch glänzenden Geschenken, nicht recht daran glauben zu können. Es stiegen Zweifel in ihm auf, ob sie auch wirklich ihm gehörten, und er bezeigte seine zunächst noch unent-

schlossene und schüchterne Dankbarkeit dadurch, daß er leise mehrmals **Very good!** wiederholte. Endlich faßte er den Muth zu der Frage, ob alles dieß wirklich sein Eigenthum sei, ob dieses Seidentuch, dieses Beil und diese Glasperlen in der That ihm gehörten. Als man ihm dieß bestätigte, kannte seine Freude keine Gränzen; er vergaß sich förmlich und gieng entzückt auf dem Verdeck auf und ab, indem er wie ein Kind, das ein neues Spielzeug erhalten hat, mit seinem neuen Schmucke hin und her spazierte. Nachdem dieß eine Zeitlang gedauert hatte, traten die beiden Eguis, der der Insel und der des Schiffes, zu einer Unterredung zusammen.

Der König der Insel Plate hatte bereits Europäer gesehen, wie sich aus dem Sonnenschirm, diesem seinem Parademöbel, und aus zwei Piastern, die er sorgfältig bewahrte, entnehmen ließ. Als ihn Pendleton darum befragte, sagte er, vor einigen Jahren habe er in seiner Pirogue eine viel südlicher gelegene Insel besucht, und bei dieser Gelegenheit von einem Schiffskapitän die zwei Piaster und den Sonnenschirm geschenkt erhalten. Als Beweis für die Aechtheit dessen, was er sagte, deutete er mit dem Finger auf die Kanonen des Oceanic, und ließ dadurch, daß er ihren Schall nachahmte, merken, daß er diese Mordwerkzeuge in Thätigkeit gesehen habe, dann, um ihre Wirkung zu versinnlichen, schloß er seine Augen, und ließ seinen Kopf wie ein Todter hängen. Diese Geberde war so deutlich, daß sich seine Gefährten erschreckt von den Kanonen abwandten.

Der Gegenstand, der diesen König am meisten in Erstaunen zu versetzen schien, war ein großes Fernglas, das dem Kapitän gehörte. Anfänglich hielt er es für eine kleine Kanone, und schien sich ungern in der Nähe des Rohrs zu befinden. Pendleton nahm seine Besorgniß wahr, und hieß ihn sein Auge an das Glas legen. Er that es, allein das optische Phänomen war eine für ihn so unerwartete und fremdartige Erscheinung, daß er das Instrument fallen ließ. Pendleton blickte, um ihn zu beruhigen, selbst mehrmals hindurch; allein es gelang ihm mit dem Könige nicht. Dieser schien entschieden der Meinung zu sein, daß Zauberei mit im Spiele sei; diese bewunderungswürdige Maschine hatte ihm seine Verwandten und Freunde, die sich in der Entfernung von zwei Meilen von ihm am Ufer befanden, so nahe gezeigt, daß er sie fast berühren zu können glaubte. Wie hätte er sich dieß auch erklären sollen?

Bestreben des Insulanerhäuptlings, Pendleton und dessen Mannschaft ans Land zu locken.

Im Uebrigen war der Insulaner „Egui“ voll der größten Zuvorkommenheit für den Oceanic und dessen Kapitän. Offenbar wollte er ihn ans Land locken, um dann sein Benehmen gegen ihn zu ändern Zu diesem Zwecke sparte er weder Zureden, noch sonst Versprechungen aller Art. Er solle daselbst so viele Yamswurzeln, Pataten und andere Früchte, nebst Schweinen vorfinden, als ihm lieb sei; er sprach ihm von seiner reizend gelegenen Hütte, seinen Matten, Piroguen und seinem Hühnerhofe. Pendleton blieb unerschüttert; er traute nicht. Endlich versuchte der Egui sein letztes Mittel. Indem er den Kapitän beim Arme ergriff, führte er ihn auf einige Piroguen zu, die den Schooner umgaben, und deutete mit dem Finger auf einige darin befindliche weibliche Personen, die er in seiner Sprache Waraki nannte. Indem er auf dieselben hinwies, schüttelte er den Kopf mit einem Zeichen der Verachtung und mit den Worten „No good!“ (nicht gut (hübsch)!). Als er seine Absicht errathen sah, wandte er sein Gesicht der Insel zu, streckte den Arm nach derselben aus, und sagte mit dem Tone eines Mannes, der seine Waare empfehlen will. „Very good Waraki!“ (sehr gute (hübsche) Frauen!) Allein Pendleton widerstand allen diesen Lockungen; er fürchtete bei längerem Verweilen des Schiffes die gefährlichen Korallenriffe der Insel, und befahl daher die Segel beizusetzen. Nach und nach setzte sich unser Schiff unter dem Anstimmen eines Abschiedsliedes, welches die Insulaner in sanften und klagenden Tönen sangen, immer stärker in Bewegung. Der Egui hatte uns mit dem Abschiedsgruße „Marua“ Marua! verlassen, und die Menge der um ihn geschaarten Piroguen rief uns noch in weite Ferne ihr „Marua! Marua!“ nach.

Gefährliches Korallenriff.

Auf der Fahrt nach den Tongainseln mußten wir zwischen die Klippen Hounga-Tonga und Hounga-Hapai gerathen. Als man derselben ansichtig ward, gab Pendleton dem Schiffsmaster seine Befehle. Die Mannschaft ward sämmtlich an ihre Posten gerufen, die einen in die Mastkörbe, die andern aufs Verdeck, Pendleton selbst wich nicht mehr von dem Letztern. Der Oceanic befand sich in einem Engpasse, der von beiden Seiten von Brandungen umgeben war, an die das Meer schäumend anschlug; jenseits dieses Kanals kam man zwar in ein ruhigeres, aber dafür um so gefährlicheres Wasser. Es war dieß eine Korallenbank, wovon die Korallen in lebhaften Farben sichtbar waren, oder sich in ungleicher Tiefe verbargen, unterirdischen Dolchen gleich, die mit jedem Augenblick sich mit

ihren tausend Spitzen in die Seiten des Schooners einbohren, seinen Kiel aufreißen, und ihn so hülflos auf das Felsenbett werfen konnten.

In diesem feierlichen Augenblick herrschte das tiefste Stillschweigen an Bord, die gefurchte Stirne des Kapitäns deutete eine nahe und drohende Gefahr an; die Mannschaft war aufs äußerste gespannt, man warf das Senkblei aus, und sondirte emsig, ob für den Oceanic noch eine Fahrstraße aus diesem Klippenchaos offen sei.

An das Land geworfen zu werden, war für unser Schiff gleichbedeutend mit Untergang. Ein Schiff ist wie ein Fisch; fehlt ihm das Wasser, so ist es verloren. Der größte Feind eines Schiffes ist das Land. Geschaffen für die tiefe und weite See, fürchtet es das Land, und mißtraut ihm. Von allen Unglücksfällen, die es treffen können, und deren bloße Nennung uns erbleichen macht, ist keiner so schrecklich, als der, ans Land geworfen zu werden. Ein Schiff kann allen Stürmen der Antillen sowie dem Tyfun der chinesischen Meere trotzen; der Blitz hat vielleicht seine Masten getroffen, die Wasserhose sein Verdeck überschwemmt, der Wind seine Segel zerrissen; vielleicht ist es beschossen und geentert worden, allein von alle dem hat es sich erholen können. So wie es in den Hafen gelangte, hat man seine Masten ausgebessert, sein Segelwerk durch neues ersetzt, und ein zweiter Phönix ist es erstanden. Allein was bleibt von einem Schiffbruche an der Küste oder einem Korallenriffe übrig? Trümmer ohne Namen!

Gefahren eines Schiffbruchs in Oceanien.

Hier war die Gefahr im Vergleich zu einem civilisirten Lande noch eine erhöhte. Angesichts eines solchen konnte wenigstens das Leben gerettet werden; hier aber hatten wir wilde Völker vor uns, die grausam aus Berechnung, wenn nicht aus Instinkt waren.

Tonga-Tabu.

Wir passirten indeß glücklich die gefährlichen Stellen, und Tonga-Tabu entrollte bald vor unsern erstaunten Blicken die Reize seiner Gegenden, seinen von üppiger Vegetation strotzenden Boden, seine isolirten Hütten, Dörfer und stufenförmigen Grabmäler. In kurzer Zeit liefen wir in seinen Hafen ein, und waren gerettet.

Kaum hatten wir die Anker ausgeworfen, als wir uns von etwa sechszig Piroguen umgeben sahen; darunter von dreien, die sich durch ihre Größe und Eleganz vor den übrigen auszeichneten. Dieselben enthielten drei Häuptlinge der Insel. Als Dolmetscher figurirte an ihrer Seite ein Engländer, Namens Singleton, der im Jahre 1804 dem Schiffbruche des Port au Prince entkam und von den Eingeborenen gefangen

ward. Zwei andere Engländer nebst einer Anzahl Leibwache, Matabulais genannt, waren ebenfalls im Gefolge dieser Häuptlinge.

Pendleton war vom ersten Augenblick an bestrebt, sein Verhältniß zu den Inselbewohnern in Ordnung zu bringen. Derselbe erklärte dem Dolmetscher Singleton, daß das Tauschgeschäft zwischen der Schiffsmannschaft und den Insulanern nicht beginnen könne, bis ein Vertrag mit den Häuptlingen abgeschlossen sei. Er verlangte, daß einer derselben als Geisel und zur Sicherheit für die Schaluppen, welche sich ans Land begeben würden, an Bord zu bleiben habe. Als Singleton diese Bedingung des amerikanischen Kapitäns mitgetheilt hatte, gab sich unter den drei Potentaten eine Regung des Erstaunens kund, mochte sie nun eine wirkliche oder auch nur verstellte sein. Der eine derselben blickte finster drein; der andere biß sich auf die Lippe; nur der dritte blieb unbeweglich; er hatte vielleicht nicht verstanden. Ersterer mochte sich Hoffnung machen, daß es ihm gelingen könne, der Sache eine andere Wendung zu geben; er geberdete sich als Redner und sprach etwa eine Viertelstunde lang mit Anmuth und Würde. Was er sprach, schien sehr salbungsvoll und beredt zu sein; die Dolmetscher gaben es etwa auf folgende Weise wieder: „Wie, sagte er, Ihr hegt Mißtrauen gegen uns, die besten Freunde der Europäer? Weßhalb sollten wir Euch Böses thun? Ihr bringt uns ja Dinge, welche wir suchen: Eisen, Kleiderstoffe und Glasperlen. Behandeln wir Euch nicht gut, so werdet Ihr niemals mehr zu uns zurückkehren, und dann erhalten wir kein Eisen, keine Glasperlen und keine Kleiderstoffe mehr. Ueberdieß führt Euer Schiff Kanonen und Eure Matrosen haben Flinten, und wenn diese zu Euerm Schutze nicht hinreichen sollten, so hat Euer großer König deren andere, und würde Tongatabu damit vernichten. Ihr seht also hieraus, daß Euch keine Gefahr von uns droht. Kommet daher ans Land; die Eguis werden Euch beschützen; verlaßt euch auf uns!“ Als man Pendleton den Sinn dieser Rede wiedergab, unterbrach er den Dolmetscher mit den Worten, „Bah! Man kennt die List der Eingebornen! Zuerst zeigen sie friedliche Gesichter, um Euch dann um so sichrer zu verderben. Saget Euern Eguis: Mein Ultimatum sei, daß Einer von ihnen als Geisel zu bleiben habe. Dient ihnen das nicht, so lichtet der Oceanic ohne Weiteres seine Anker und verläßt die Rhede.“ Als die wilden Häuptlinge diesen Ernst wahrnahmen, gaben sie nach; und einer derselben erklärte sich bereit, an Bord zu bleiben, während die beiden andern ihn ablösen sollten, falls er für kurze Zeit ans Land zurückkehren müsse.

Nachdem diese Art von Vertrag abgeschlossen war, wurde der Tausch eröffnet. Die Zahl der Eingeborenen, welche an Bord zuzulassen wäre, sollte niemals die von dreißig übersteigen; die andern, welche entweder Früchte brächten, oder ihren Gegenwerth an Waaren entgegennähmen, sollten dieß nur thun dürfen, ohne das Verdeck zu betreten. Schwerere Artikel sollten mit Stricken oder auf Tragbahren an Bord geschafft werden. Die Piroguen waren von Schweinen, Geflügel, Gemüse und Früchten überfüllt. Alles das erhielt man um Kleinigkeiten; den blauen Glasperlen gab man indeß stets den Vorzug vor allen andern Gegenständen. Sie waren in Tonga so gesucht, wie goldene Tressen zu Tahiti. Für fünf blaue Glasperlen erhielt man ein Huhn; für deren fünfzig ein Schwein. Ich selbst erhielt für zwanzig solcher Glasperlen ein vollständiges naturwissenschaftliches Kabinet von Muscheln, Korallen, Austernschaalen; für deren fünfzig ein vollständiges Museum von Waffen der Eingeborenen: Dolch, Pikelhaube, Lanze, Schild. Die übrigen europäischen Erzeugnisse wurden zwar auch gesucht, jedoch in weit minderem Grade. Messer, Ringe, Scheeren, Spiegel fanden ihre Käufer; Eisen war weniger begehrt. Flinten und Pulver wären es weit mehr gewesen. Zum Unglück für diese wilden Handelsleute herrschte Ueberfluß an Bord des Oceanic; seit einer Woche hatte die Mannschaft königliche Kost, jeden Tag frischen Schweinebraten und ein paar gebratene Hühner auf den Kopf. Das ganze Verdeck war mit Bananen, Yamswurzeln und Pasteken bedeckt. Diejenigen der Eingeborenen, welche etwas später als die andern kamen, fanden daher die meisten Bedürfnisse befriedigt. Man kaufte meist, um nur Vorrath anzulegen. Trotzdem sah es in der Umgebung des Oceanic von Morgens bis Abends aus, als befände man sich auf einem Jahrmarkte.

Der englische Weltumsegler Cook zu Tongatabu.

Es dürfte hier am Orte sein, der wiederholten Besuche zu gedenken, welche der berühmte englische Weltumsegler Cook diesen Inseln abstattete. Es geschah zum ersten Mal im Oktober 1773. Die Eingeborenen kamen ihm und seiner Mannschaft auf die freundlichste Weise entgegen. Einer ihrer Häuptlinge, Namens Tai-One, erschöpfte sich in Artigkeiten aller Art; derselbe führte die Engländer in sein Dorf, bewirthete sie daselbst nach allen seinen Kräften, ließ Tänze vor ihnen aufführen, und das Lieblingsgetränk Kava auftischen. Der Naturforscher, der sich unter den Gästen befand, trennte sich von der Gesellschaft, um einen Gang ins Innere der Insel zu machen; auf seinem ganzen Wege fand er nichts als zarte Aufmerksamkeit und freundliches Entgegenkommen. „Greise und Jünglinge,

Männer wie Frauen kamen uns auf's herzlichste entgegen, küßten unsere Hände mit sichtbarer Inbrunst, oder legten sie auf ihre Busen, indem sie uns zärtlich anblickten, was uns tief rührte." Trotz diesem friedlichen Aeußern waren diese Insulaner fast alle bewaffnet, trugen Pickelhauben, Bogen, Lanzen und Pfeile. Diese damals nicht von ihnen gebrauchten Waffen hatten doch jedenfalls die geeignete Bestimmung.

Cook ward zu einem Feste eingeladen, zu dem seit ihm keine Einladung mehr statt fand, und das wahrscheinlich nicht mehr gegeben wird. Fest des Natschi.

Am frühen Morgen landeten Cook und dessen Gefährten zu Mua, wo sie in einem ziemlich unsaubern Raume den König fanden, wie er einer Berathung präsidirte.

Erst gegen zehn Uhr begab man sich in den großen Morai. Bald darauf kamen auf allen Wegen, die zu diesem Tempel führten, Gruppen von mit Lanzen und Pikelhauben bewaffneten Männern herbei; dieselben stellten sich nach einander in dem Morai auf und stimmten im Chore einen Klaggesang an. Während dieser Zeit zog ein Insulaner nach dem andern vorüber, und trug an der Spitze einer Stange eine Yamswurzel, die er zu den Füßen der Sänger niederlegte. Der König und sein 12 Jahre alter Sohn erschienen nun ebenfalls und setzten sich auf den Rasen nieder. Erst dann lud man die Engländer ein, in der Nähe dieser vornehmen Personen Platz zu nehmen; als Zeichen der diesen zu zollenden Verehrung mußten sie die Schuhe ausziehen, und ihr Hauptkhaar aufbinden. Als alle diejenigen angekommen waren, welche Yamswurzeln brachten, nahm man einem jeden derselben die Stange ab, welche er trug, nud legte sie auf die Schultern zweier Leute. Alle diese Leute schritten nun in feierlicher Prozession und im Geschwindschritt durch den Morai.

Während dieß im Gange war, ließ der König Cook sagen, er möge seine Mannschaften in ihren Kähnen zurückhalten, denn es werde sofort ein feierliches Tabu über die ganze Insel ausgesprochen werden, und alle Personen, die man unterwegs treffe, Ausländer wie Inländer, setzten sich der Gefahr aus, umgebracht zu werden. Cook bestand darauf, daß man ihn, sei es nun allein oder mit schwacher Begleitung, den Rest der Ceremonie sehen lasse. Der König widersetzte sich, und suchte Ausreden; erst mit vieler Mühe gelang es Cook, an einer Stelle Platz nehmen zu dürfen, von wo aus er die ganze Scene des Fai-Toka zu überschauen im Stande war.

Eine große Anzahl Eingeborener waren bereits innerhalb der Um-

zäunung versammelt. Dieselben marschirten noch wie vordem mit ihren Stangen, an denen ein kleines Stück Holz, was eine Yam vorstellen sollte, hieng, einher, und thaten dergleichen, als ob die Last sie drücke. So zogen sie vor den Engländern vorüber, ehe sie sich in die große Hütte des Königs begaben. Jetzt entstand für Cook und dessen Begleitung eine neue Schwierigkeit, indem man ihnen den Rückzug gebot. Endlich gelang es ihnen, hinter hohen Pfählen Platz zu nehmen, die ihnen alle Aussicht verdeckt hätten, wenn es ihnen nicht möglich gewesen wäre, mit ihren Messern breite Löcher in dieselben zu schneiden.

Der Raum des Morais und seine Zugänge waren nun von einer dichten Menge bedeckt; nur sah man hie und da noch Leute hinzutreten, welche kleine Stäbe und Blätter des Kokosnußbaumes trugen. Ein Greis gieng ihnen entgegen, setzte sich mitten auf dem Wege nieder, und hielt von da aus eine lange Anrede an die Kommenden, dann entfernte er sich. Erstere bauten alsdann mitten in dem Tempelraume eine Art Gerüste, kauerten sich, als es fertig war, eine Weile nieder, und verloren sich unter der Menge. Der Sohn des Königs setzte sich hierauf, umgeben von vier oder fünf Eingeborenen, ebenfalls bei dem Gerüste nieder, und ein Dutzend Frauen der höhern Stände giengen nun paarweise auf ihn zu, indem jedes Paar ein Stück weißen Stoffs von 4 bis 6 Ellen zwischen sich ausgebreitet in den Händen hielt. Dieß stellte eine Art lebendiger Draperie dar. Bei dem jungen Prinzen angekommen, ließen sie sich nieder und schlangen einige dieser Stoffe um seinen Leib, dann traten sie unter die Menge zurück.

Jetzt erschien der König unter Vorantritt von vier Männern und setzte sich zur Linken des jungen Prinzen nieder, was diesen nöthigte, bei den Häuptlingen seines Gefolges unter dem benachbarten Gerüste Platz zu suchen. Diese Bewegung veranlaßte einige sonderbare Auftritte; einige Leute liefen ans Ende des Rasenplatzes und kehrten dann um; andere eilten auf den Prinzen mit grünen Zweigen zu und kehrten, nachdem sie verschiedene Male Halt gemacht hatten, auf ihre Plätze zurück. Es wurden hierauf von mehreren aus dem Volke feierliche Reden gehalten; endlich erhoben sich der König und sein Gefolge und zogen sich zurück. Damit endigte der erste Tag des Natschi.

Die Feierlichkeiten begannen des andern Tages am frühen Morgen wieder, und Cook wohnte ihnen trotz dem Widerstande, den ihm die Eingeborenen entgegensetzten, abermals bei. Als er ankam, war das Volk

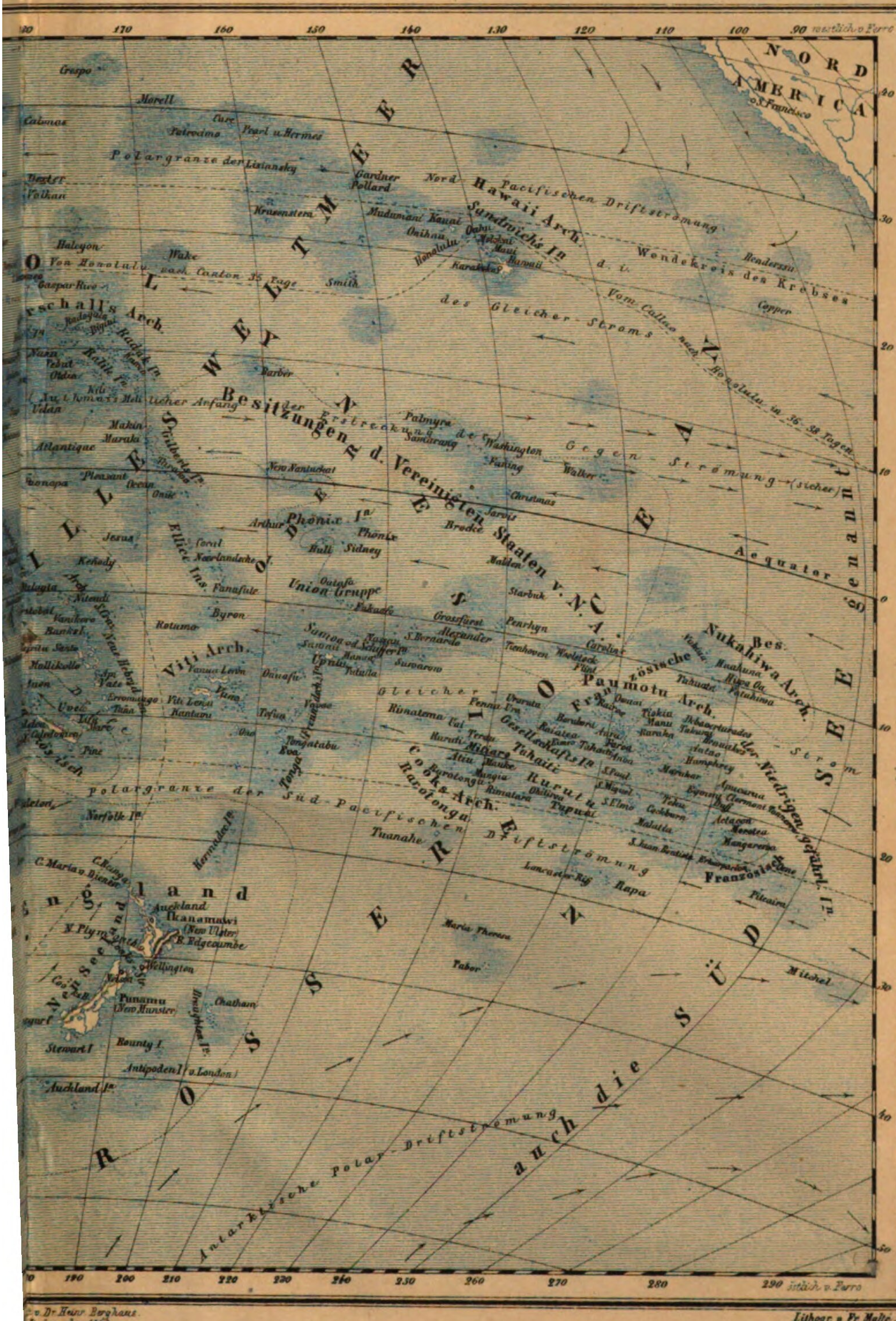
schon zahlreich versammelt und kleine, an Stöcken befestigte Päcke Kokosnuß-blätter lagen auf dem Boden umher. Alles, was die Engländer über die Bedeutung dieser Blätter erfahren konnten, war, daß solche Tabu seien. Nach und nach nahm die Menge zu; an eine jede der Gruppen ward eine Anrede gehalten, aus der man das Wort Ariki (Häuptling) öfters heraus-hörte. Züge wechselten wie am vorigen Tage; der feierlichste Moment war aber derjenige, wo der König seinem Sohne die ausgezeichnete Gnade erwies, ihn in seiner Gegenwart essen zu lassen, eine Ceremonie, die mit einem Stück gerösteten Yams statt fand, das man gleichzeitig beiden auftrug. Die eigentliche Bedeutung dieses, einem Europäer schwer verständlichen Festes scheint eine allegorisch-religiöse gewesen zu sein. Dieß ist zum Theil auch daraus zu entnehmen, daß sie die anwesenden Europäer so streng davon auszuschließen bemüht waren. Um ihre Neugierde befrie-digen zu können, mußten Cook und seine Gefährten sich bis zum Gürtel entblößen, ihre Haare auf die Schultern fallen lassen, sich mit gekreuzten Beinen auf die Erde setzen, und daselbst eine bescheidene, demüthige Miene annehmen. Cook erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß drei Monate darauf ein anderes Fest stattfinden sollte, bei dem alle Eingeborenen der Inseln sich mit Tribut aller Art versammeln würden, und Menschenopfer statt-haben sollten.

AUSTRALIEN o



Gez. vom Oberlieutenant Imle.

NODER OCEANIEN.



v. Dr Heinr. Berghaus
Windmondes 1860.
Lithogr. v. Fr. Malte.

100 200 Deütsch. Meilen.
62 Millionen